Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsch Neu-Guinea

Neuhauss, Richard

Berlin, 1911

urn:nbn:de:gbv:46:1-10728

Visual Library



Deutsch-Neu-Guinea

R. Neuhauss

Band I

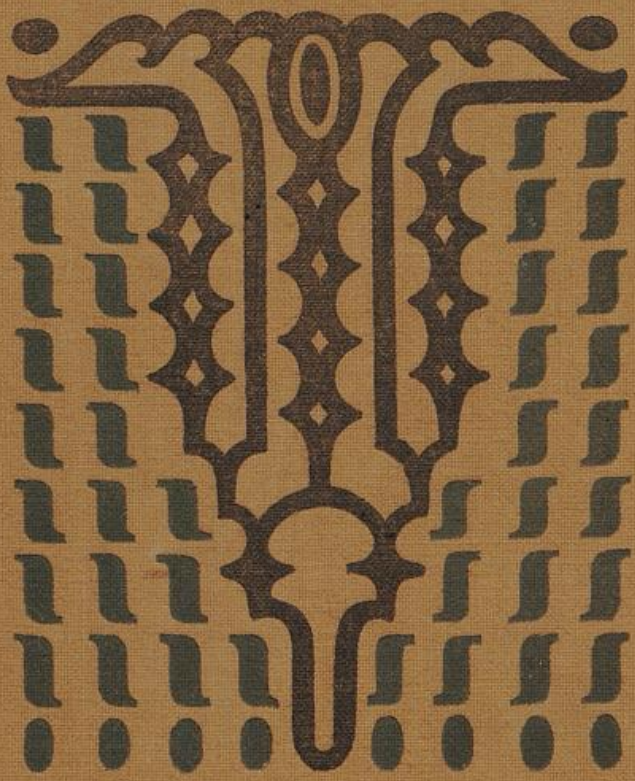
Verlag Dietrich Reimer / Ernst Vohsen / Berlin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Deutsch-Neu-Guinea

R. Neuhauss

Band I



Verlag Dietrich Reimer / Ernst Vohsen / Berlin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

DEUTSCH NEU-GUINEA

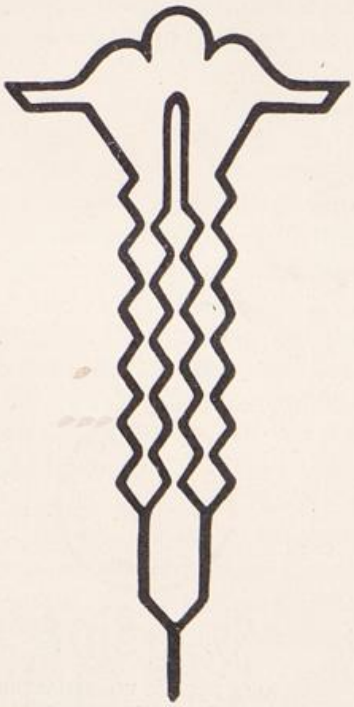
VON PROF. DR. MED. R. NEUHAUSS

IN DREI BÄNDEN

BAND I

HERAUSGEGEBEN MIT UNTERSTÜTZUNG
DER RUDOLF VIRCHOW-STIFTUNG IN BERLIN

MIT 334 ZINKÄTZUNGEN
UND EINER KARTE



VERLAG DIETRICH REIMER
(ERNST VOHSEN) BERLIN 1911

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

STAATSBIBLIOTHEK BREMEN
32.b.106-1

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.
DRUCK VON J. J. AUGUSTIN IN GLÜCKSTADT.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

DIE drei Bände des vorliegenden Reisewerkes behandeln das Festland von Deutsch Neu-Guinea (Kaiser-Wilhelmsland), welches immer noch zu den am wenigsten erforschten Gebieten der Erde zählt, obgleich es bereits seit 26 Jahren zu Deutschland gehört. Während im letzten Jahrzehnt sich ein Strom von Forschern auf die großen vorgelagerten Inseln, den Bismarck-Archipel, ergoß, machten nur wenige einen schüchternen Versuch, Kaiser-Wilhelmsland näher zu betrachten. Die Tier- und Pflanzenwelt ist in einzelnen, allerdings fast ausschließlich der Küste nahe gelegenen Gebieten leidlich erforscht; dagegen blieb unsere Kenntnis des Menschen überaus lückenhaft. In Büchern und Zeitschriften findet sich zerstreut manches schätzenswerte Material. Es sind aber fast durchweg Einzelbeobachtungen, und allerwärts vermißt man den Überblick über das Ganze.

Um den Papua kennen zu lernen, genügt es nicht, sich ein paar Küstenbewohner oberflächlich anzusehen. Wollen wir auch nur einen einzigen Schritt vorwärts kommen, so müssen wir die über das ganze Land verbreiteten, recht verschiedenartigen Völker, hauptsächlich die Inlandstämme, untersuchen. Bei den Küstenleuten und den Bewohnern der nahe vor der Küste gelegenen kleinen Inseln vollzogen sich reichliche Vermischungen. Ferner wanderten nicht wenige Küstenstämme erst in später Zeit ein. Nur in vereinzelten Gebieten wohnen die ureingesessenen Papua bis zum Meere.

Während eines 19 Monate langen ununterbrochenen Aufenhaltes in Kaiser-Wilhelmsland, wobei ich die Küste von der englischen Grenze am Huongolf bis zur holländischen Grenze wiederholt bereiste und mehrere Vorstöße tief in das Innere hinein unternahm, war ich bemüht, das den verschiedensten Gebieten entstammende Menschenmaterial zu untersuchen. Die hierbei gewonnenen 764 Photographien nebst Messungen und sonstigen Angaben über die dargestellten Personen sind in Band 2 veröffentlicht.

Nicht nur die ganze äußere Erscheinung des Papua bleibt maßgebend für die Beurteilung der Stellung dieses merkwürdigen Volkes innerhalb des Menschengeschlechts. Auch Sitten und Gebräuche, Sprachen, Gesänge, Sagen und Erzählungen, vor allen Dingen aber die religiösen Anschauungen müssen eingehend berücksichtigt werden. Der Forscher sieht sich also vor Aufgaben gestellt, die ein Einzelner schon deshalb nicht bewältigen kann, weil es ihm unmöglich ist, die unendlich mannigfaltigen Papuasprachen zu erlernen, ohne die ein tieferes Eindringen in das Geistesleben ausgeschlossen bleibt. Dazu kommt die große Zurückhaltung des Papua dem Fremden gegenüber und die Scheu, sein Inneres zu offenbaren. Wir müssen uns also nach Hilfskräften umsehen und werden in erster Linie das Augenmerk auf die Missionare richten, deren Beruf es erfordert, sich mit den Landes-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprachen vertraut zu machen und das Seelenleben des Eingebornen zu ergründen. Bei der außerordentlich großen Arbeitslast, welche abgesehen von der eigentlichen Lehrtätigkeit auch die Bestellung der Felder, den Bau und die Unterhaltung der Wohn- und Wirtschaftsräume und die Befriedigung der zahllosen Anforderungen des täglichen Lebens umfaßt, können die wenigsten Missionare daran denken, ihre Erkundungen niederzuschreiben. Die Wissenschaft ist daher den Verfassern der in Band 3 niedergelegten Arbeiten (Keysser, Stolz, Zahn, Lehner, Bamler) zu größtem Danke verpflichtet, daß sie trotz anderweitiger Überbürdung meiner Anregung zur Ausarbeitung dieser Beiträge so willig nachkamen.

Während sich die Darstellungen der fünf genannten Verfasser in Band 3 ausschließlich auf die weitere Umgebung von Finschhafen beziehen, bemühte ich mich, in dem ersten Bande eine zusammenfassende Schilderung des papuanischen Lebens in den verschiedensten Teilen des Landes zu geben; doch wurden hierbei lediglich die eigenen Aufnahmen, Untersuchungen, Beobachtungen und Erkundungen verwertet. Auf die vorhandene Literatur ist zurückgegriffen, wo ein Hinweis auf unvollständige oder irrtümliche Angaben wünschenswert erschien.

Bildet der Mensch den hauptsächlichsten Inhalt des Buches, so wird der Leser auch einiges aus anderen naturwissenschaftlichen Gebieten finden. Allerdings handelt es sich hier immer nur um vereinzelte Beobachtungen, ohne den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit.

Die reiche Ausstattung des Werkes ließ sich nur dadurch ermöglichen, daß die Rudolf Virchow-Stiftung einen sehr erheblichen Betrag für die Herausgabe von Band 1 und 2, und das Baessler-Institut in Berlin einen solchen für Band 3 bewilligte. Beiden sei noch einmal der herzlichste Dank hierfür ausgesprochen.

Zu Dank verpflichtet bin ich ferner dem Reichs-Kolonialamt, welches freundlichst gestattete, einen Ausschnitt aus der Karte 26 des großen deutschen Kolonialatlas dem Bande 1 beizugeben, und einen namhaften Beitrag spendete, um diese Karte dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis von Kaiser-Wilhelmsland anzupassen.

Großlichterfelde. November 1911.

R. NEUHAUSS.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

INHALT.

Seite

Verzeichnis der Abbildungen XII

1. Die wissenschaftliche Ausrüstung 1
Der photographische Apparat. Kinematograph. Phonograph. Hilfsmittel zur Prüfung der Sinnesorgane. Abformungen. Instrumentarium für Körpermessungen und zur Bestimmung der Augen- und Hautfarbe. Meteorologische Instrumente. Schrittmesser. Zoologische und botanische Ausrüstung.

2. Das Land 8
Die Küste von der holländischen bis zur englischen Grenze. Wilde Gebirge. Mangel an Dünen und Häfen. Riffe und Meeresströmungen. Ebbe und Flut. Flüsse: Waria. Morobe. Nassau- und Franziska-Fluß. Markham. Adler-Fluß. Buyem. Buhem. Bulesom. Bubui. Busim. Bubelong. Gogol. Ramu. Augusta-Fluß. Tami-Fluß. Quellen. Gebirge an der Nordküste. Cromwell-Gebirge. Sattelberg. Inland. Logaueng. Urgestein am Huongolf. Gletscherspuren auf der Kela-Halbinsel. Moränenwall. Reifes Gebirge. Mangel an Seen. Wasserfälle. Lagunen. Höhlen. Eßbare Erde. Ton. Metalle. Erdbeben. Verschiedene Zentren derselben. Flutwellen. Senkungsgebiete. Ortsnamen. Karte.

3. Reiseweg 28
Friedrich-Wilhelmshafen. Küstenreise bis Berlinhafen. Finschhafen und Sattelberg. Inlandreise. Fahrt nach Bukaua. Küstenreise bis zur englischen Grenze. Zwei Markham-Reisen. Taminugetu. Reise auf dem Augustafluß. Sissanu und Umgebung. Zurück nach Eitape und Finschhafen. Umgebung von Kap König Wilhelm. Siassi-Inseln. Logaueng. Küstenfahrt im Huongolf bis Braunschweighafen. Malalo (Kela). Dritter Besuch bei den Lae-Womba. Herzogsee. Reise nach Adolfhafen und an den Waria. Rückreise von Malalo nach Finschhafen. Tami-Fluß an der deutsch-holländischen Grenze. Heimfahrt.

4. Körperbau des Papua 86
Melanesische Einwanderung. Rückschläge. Papuatypus. Körperhöhe. Pygmaeen. Längenbreitenindex des Kopfes. Stirn. Nase. Wölbung der Oberlippenpartie. Mund. Lippen. Kinn. Backenfalte. Wangenbeine. Ganzgesicht. Ohr. Zähne. Haar. Augen. Haut. Rumpf. Brüste. Geschlechtsteile. Extremitäten. Fettpolster. Lebensalter. Gang. Stimme.

5. Sinnesorgane. Geistige Veranlagung. Temperament. Charakter 109
Geschmack. Gefühl. Geruch. Gehör. Sehvermögen. Farbensinn. Ortssinn. Begabung. Anstandsgefühl. Ehrgefühl. Gastfreundschaft. Gegenseitige Zuneigung. Bruder- und Elternliebe. Schimpfreden. Humor.

6. Sprachen und Völkerstämme 118
Melanesische und papuanische Sprachen. Verwickelter Bau derselben. Zahllose Dialekte. Dolmetscher. Unterrichtssprachen. Pidjin. Die Papua in Nähe der engl. Grenze. Boang. Ka-iwa. Labo. Bewohner des Markham-Tales. Lae. Abo. Jao. Bukaua. Taminugetu. Tami. Jabim. Kai. Hupe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Poum. Stämme am Cromwell-Gebirge. Kelana. Dorfinsel. Siassi. Rook. Ray-Küste. Astrolabe-Bucht. Potsdamhafen. Augustafluß. Vorgelagerte Inseln. Dallmannhafen. Küste bis Eitape. Malol. Arup. Sissanu. Sia. Warapu. Ramo. Lawo. Einige Wörter der Sissanusprache.

7. Bevölkerungszahl 131
Gründe der dünnen Bevölkerung. Abtreibung. Kindermord. Kriegszüge. Kindersterblichkeit. Lungenentzündung. Ruhr. Pocken. Influenza. Geschlechtskrankheiten. Anwerbung. Zahl der Gesamtbevölkerung. Kopfzahl der eingewanderten Melanesier.

8. Vorbevölkerung 136
Pygmaeen. Steintröge. Steine für Tarozauber. Tonringe. Steinfigur. Steinspatel. Steinkeulen. Topfscherben. Durchlöcherter Felsblock.

9. Zeugung. Geburt. Lebensgang. Tod 149
Zusammenhang zwischen Zeugung und Geburt. Geschlechtlicher Umgang. Das keimende Leben. Abtreibung. Niederkunft. Kindermord. Kinderzahl. Ernährung. Name. Erziehung. Geschlechtsreife der Mädchen. Beschneidungsfest. Majorennitätserklärung. Verschiedene Weihen. Junggesellen. Heirat. Ehehindernis. Vielweiberei. Eheleben. Ehebruch. Scheidung. Adoption. Tod. Bestattung. Abzeichen der Trauer. Trauerkleidungen. Trauerzeremonien.

10. Soziales Leben. Besitz. Rechtsanschauungen 176
Kommunismus. Mangelnder Zusammenschluß. Stellung des Häuptlings. Verschwendung. Grundbesitz. Kauf. Diebstahl. Rechtliche Verhältnisse. Anpassung an papuanische Rechtsanschauungen.

11. Körperpflege. Haartracht. Bemalung. Tätowierung. Ziernarben. Durchbohrungen. Deformationen 187
Baden. Rasieren. Tracht des Bartes und Kopfhaares. Haarfärbung. Bemalung von Gesicht und Körper. Schwarztätowierung. Geschnittene und gebrannte Narben. Durchbohrungen von Ohr und Nase. Deformationen des Schädels und der Nase. Schwarzfärben der Zähne.

12. Bekleidung und Schmuck 196
Völlige Nacktheit. Schnur um den Leib. Penisbekleidung. Bastschurz. Faserschurz. Lawalawa. Verschiedene Kopfbedeckungen der Männer. Bekleidung der Weiber: Perlenschurz. Grasschürzen. Besondere Arten des Lendenschurzes. Netzhauben. Netzumhänge der Lae-Womba-Frauen. Bastmäntel. Regenkappen. Europäische Kleidung. Schmuck: Kämme. Kopf- und Stirnbinden. Ohrringe. Eberhauer. Armbänder. Fußringe. Halsbänder. Brustschmuck. Kopfringe. Nasenschmuck. Hundezahntaschen.

13. Wohnung. Dorf. Sonstige Baulichkeiten 212
Anlage der Häuser. Verschiedenartige Bestimmung derselben. Familienhäuser. Junggesellenhäuser. Männerhäuser. Weiberhäuser. Bauart derselben. Abweichende Hauskonstruktionen. Geisterhäuser. Häuser am Augustafluß. Dorfanlage. Pfahldörfer. Baumhäuser. Konstruktion des Hauses. Balken. Fußboden. Wände. Dach. Türen. Treppe. Feuerstelle. Sonstige Baulichkeiten: Jams-Vorratshütte. Hühner- und Schweineställe. Brücken.

14. Hausgerät und Gebrauchsgegenstände 248
Nackenstützen. Moskitosäcke. Holzmulden. Taromörser. Gemüsestampfer. Rührlöffel. Behälter aus Kokosschale. Bambusröhren. Töpfe. 3 Methoden des Feuermachens. Netzsäcke. Taschen. Körbe. Netzhaken. Nadeln.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Knochenspatel. Pfriem. Schaber. Steinmesser. Beile. Kalebassen und Taschen für Betelkalk. Mörser für Betelnüsse. Zigarrenspitzen. Rauchrohre. Behälter aus Bambus. Vorrichtungen zum Trocknen von Tabak und zum Räuchern von Fischen.

15. Haustiere. Nahrungs- und Genussmittel 262
Schwein. Hund. Huhn. Kakadu. Sonstige Fleischnahrung. Palolo-Wurm. Fischbrut. Kochen. Räuchern. Trocknen. Kannibalismus. Taro. Süß-Kartoffeln. Jams. Kokosnuß. Bananen. Sago. Zuckerrohr. Verschiedene Früchte und Gemüse. Kuchen. Eßbare Erde. Salz. Trinkbedürfnis. Getränke. Speiseverbote. Betelkauen. Rauchen.

16. Feld und Feldbestellung. Sagobereitung 280
Roden des Urwaldes. Umbrechen des Bodens. Pflanzen. Taro. Jams. Süßkartoffeln. Zuckerrohr. Bananen. Jährlicher Wechsel der Felder. Zeit der Feldbestellung. Mißernten. Sago.

17. Jagd und Fischfang 291
Jagd mit Speer, Pfeil und Bogen. Schweinegruben. Schweinefallen. Schweinenetze. Fang von Känguruh und Baumbär. Brennen der Grasflächen. Leimruten für Vögel. Vogelnetze der Ka-iwa. Fang von Krebsen und Flußfischen. Angelhaken. Verschiedene Methoden der Lagunenfischerei. Küstenfischerei bei Fackelschein und mit ganz großen Netzen. Vergiftung des Wassers. Fischen mit Spinnengeflecht. Fischereizauber.

18. Waffen und Krieg 298
Schleuder. Speer. Speerschleuder. Pfeil und Bogen. Steinkeulen. Holzschwerter und Holzkeulen. Knochendolche. Bauchpanzer. Brustschilde. Geflochtene Brustpanzer. Schilde. Panzerhemden aus Bast. Kampf. Friedensschluß. Erinnerungszeichen.

19. Signalwesen und sonstige Methoden der Mitteilung. Ersatz für Schrift 314
Fernruf. Signale auf der Tritonmuschel. Ersatz der Tritonmuschel. Trommelsprache. Feuer- und Rauchsignale. Strohwisch. Knoten in Grasbüscheln und Blättern. Einkerbungen. Sagoblattrippen. Strich mit der Kohle. Stab auf dem Dorfplatz. Fußabdruck in der Asche.

20. Industrie und Kunst 319
Töpferei der Laukanu. Toninsel bei Braunschweighafen. Töpfe am Waria und bei den Lae-Womba. Töpferei in Kelana, an der Ray-Küste, in Bilibili, am Augustafluß, bei Dallmannhafen, auf Seleo und Tumleo, in Sissanu, Sia und Angriffshafen. Holzmulden. Holzmörser. Signaltrommeln. Tanztrommeln. Figuren und sonstiges Holzgerät vom Augustafluß. Hölzerne Nackenstützen der Tami. Geschnitzte Kokosschalen der Tami. Rührlöffel und Gemüsestampfer der Sissanu. Verzierte Hausbalken und Hausbretter. Erklärung der Verzierungen. Bogen. Pfeile. Speere. Brustschilde. Materialien und Farben für die Netze. Tragnetze. Große Fangnetze. Binsentaschen. Korbflechterei. Andere Flechtarbeiten. Tamimatten. Regenumhänge. Segel. Armbänder. Basttücher. Schürzen. Eberhauer. Schweine. Bastmützen der Lae-Womba. Muschelringe. Brandmalerei. Steingeräte.

21. Das Kanu 347
Primitives Floß auf dem Markham. Kanus aus Treibholz in Sialum. Anfertigung des Bootstroges. Boote ohne Ausleger in Sissanu und auf dem Augustafluß. Konstruktion der Ausleger. Seitenplanken. Plattform. Ruder und Segel. Steuer. Aufziehen der Boote. Malerei und Schnitzarbeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

22. Verkehr und Handel. Masse und Gewichte. Zeitrechnung . 366
Verkehr. Handelsfreund. Verschiedene Arten der Begrüßung. Handelsmonopol der Insulaner. Handel der Laukanu, Tami, Siassi. Tumleo. Handel nach dem Innern. Märkte. Zählen und Rechnen. Längenmaß. Hohlmaß. Gewichte. Zeitrechnung. Rückerinnerung.

23. Spielzeug und Spiele 372
Kriegsspiele. Speerwerfen auf Tami. Versteckspiel. Springen über die Leine. Kreisel. Schattenspiel. Spiele bei Mondschein. Schaukeln. Schwimmen. Kleine Bauten. Abnehmen von Fäden.

24. Feste. Musik. Gesang. Tanz 382
Beschneidungsfest. Mollfest der Sissanu. Trommelfest der Jabim. Musikinstrumente. Flöten. Tritonmuschel. Blashörner. Brummrohr. Schwirrholz. Maultrommel. Saiteninstrument vom Augustafluß. Xylophon. Trommeln. Gesang. Tänze. Humoristische Tänze. Tanzverkleidung. Verschiedenartiger Tanzschmuck. Vorbereitung zum Tanz.

25. Religiöse Anschauungen. Zauberei. Totemismus. Sagen. Erzählungen 397
Schwierigkeiten bei Ermittelung der religiösen Anschauungen. Hilfe der Missionare. Zauberei. Kriegszauber. Jagdzauber. Vogelzauber. Hundezauber. Fischereizauber. Schweinezauber. Handelszauber. Feldzauber. Donner-, Blitz-, Regenzauber. Erdbebenzauber. Frauenzauber. Tanzzauber. Krankheitszauber. Medizinzauber. Todeszauber. Zauberdiagnose. Gegenzauber. Totemismus. Sagen und Erzählungen. Sagen mit biblischen Anklängen.

26. Krankheiten und Gebrechen. Arzneikunde und operative Eingriffe 415
Malaria. Frühere Zustände. Großes Sterben in Finschhafen. Prophylaxe. Sanierung. Moskitofrage. Schwarzwasserfieber. Malaria der Weißen nach der Rückkehr. Malaria der Eingebornen. Akute Infektionskrankheiten. Pocken. Ruhr. Lungenentzündung. Bronchitis. Tuberkulose. Lupus. Lepra. Elephantiasis. Hautkrankheiten. Wunden. Ovarialtumor. Geisteskrankheiten. Lupusähnliche Erkrankung. Gebrechen. Taubstumme. Blinde. Krüppel. Gift. Schlangenbiß. Giftige Muscheln. Arzneikunde. Zauberei. Wundbehandlung. Amputation des Penis. Knochenbrüche. Verrenkungen. Aussterben.

27. Der weisse Ansiedler, Jäger und Goldsucher 438
Erwerbsgesellschaften. Einzelansiedler. Frauenfrage. Paradiesvogeljäger. Richards' Tod. Goldsucher. Dammköhlers und Oldörps Tod.

28. Mission 445
Neuendettelsauer, rheinische, katholische Mission. Erfolgreiche Kulturarbeit der Missionare. Verschiedene Methoden der Bekehrung. Mission ohne Religion.

29. Regierung 450
Bürokratismus. Erziehung der Eingebornen zur Arbeit. Fronarbeiten. Wegebau. Zölle. Gefahr der Schlafkrankheit.

30. Landesprodukte. Anbauversuche. Arbeiterverhältnisse. Wirtschaftliche Aussichten 456
Einheimische pflanzliche Erzeugnisse. Kokosnuß. Sago. Zuckerrohr. Kautschuk. Guttapercha. Holz. Mineralien. Kohlen. Federn. Trepang. An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

bauversuche mit Tabak, Baumwolle usw. Schwierigkeit der Arbeiterbeschaffung. Anwerbung. Ausländische Arbeiter. Aussichten für den Kautschuk. Reis. Viehzucht.

31. Das Reisen im Lande und das Sammeln 463
Durchquerung. Schwierigkeit der Verproviantierung. Ehlers' Reise. Durchquerungen von Dammköhler. Reisen der Missionare im Kai-Lande. Der geplante Überfall. Küstenfahrten. Sammeln der Küstenreisenden. Wilde Sammler. Sammeln der Missionare. Sammeln im Innern. Schädel. Botanisches und zoologisches Sammeln.

32. Meteorologie. Zodiakallicht 470
Regen- und Trockenzeiten an der Küste und im Inlande. Große Unregelmäßigkeiten. Regenmengen. Gewitter. Lokale Winde. Mulassa. Wirbelstürme. Abgelenkter Nordwest am Huongolf (Musango). Lufttemperatur. Feuchtigkeit. Luftdruck. Zodiakallicht.

33. Pflanzenwelt 479
Alangsteppe. Urwald. Lianen. Moosregion. Rotang und Kletterbambus. Araucaria Hunsteini. Baumwürger. Sumpfvegetation. Pandanus. Verschiedene Palmenarten. Farnbäume. Orchideen.

34. Tierwelt 486
Säugetierwelt. Beuteltiere. Flug des fliegenden Hundes. Beutelbiber. Paradiesvögel. Zwergpapageien. Nashornvögel. Tauben. Krontaube. Kasuar. Buschhuhn. Laubenvogel. Sumpfvögel. Kakadu. Raubvögel. Riesenschwalm. Reptilien. Insekten. Riesenschmetterlinge. Ameisen. Mimikry. Buschmucker. Sandfliegen. Landblutegel.

Nachtrag 1 492
Gletscherspuren auf der Kela-Halbinsel.

Nachtrag 2 494
Die Körpergröße der Umwohner des Sattelberges.

Anhang 498
Texte von Gesängen aus Kaiser-Wilhelmsland. 42 Gesänge der Kai westlich von Finschhafen. 12 Gesänge der Bukaua. Gesänge der Lae-Womba. 23 Gesänge der Kai am Fuße des Cromwell-Gebirges. 8 Gesänge der Laukanu und Ka-iwa (Huongolf). Gesänge aus anderen Landesteilen.

Alphabetisches Namen- und Sachverzeichnis 518

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

Abb.		Seite
1	Terrassen bei Kap König Wilhelm. Dorf Sialum	17
2	Erratische Blöcke. Kela-Halbinsel. Huongolf	20
3	Erratische Blöcke. Kela-Halbinsel. Huongolf	20
4	Bergsturz in Nähe des Sattelberges	24
5	Von einer Flutwelle zerstörtes Inseldorf Quampu	24
6	Versunkenes Warapu-Dorf	25
7	Versunkener Küstenwald an der Warapu-Lagune	26
8	Lasten tragende Frau und Kinder.	31
9	Urwald auf dem Sattelberg. Moosregion	33
10	Baumhaus im Kai-Inlande bei der Gehilfenstation	37
11	Im hohen Gestrüpp versteckte Hütte. Kai-Inland	38
12	Hütte im Kai-Inlande, westlich vom Bulesom	40
13	Dorf nahe dem Bulesom. Kai-Inland	42
14	Dorf Mayama. Huongolf	44
15	Hauptdorf der Labo. Herzogsee	45
16	Hütten der Labo in den Herzogseen	45
17	Expedition auf dem Markham	48
18	Mütze der Lae-Womba	50
19	Primitives Floß auf dem Markham	53
20	Kanus auf dem Augustafluß	56
21	Geisterhaus am Augustafluß	58
22	Geisterhaus am Augustafluß	59
23	Geisterhaus am Augustafluß	60
24	Tonfigur am Augustafluß	60
25	Dorfplatz in Sissanu	63
26	Boote in Sissanu	64
27	Versunkener Küstenwald. Sissanu	65
28	Versunkenes Warapu-Dorf	65
29	Dorfplatz in Ramo	67
30	Inseldorf Sialum	70
31	Sialum. Zwergin und Weiberhäuser	70
32	Boote in Sialum	71
33	Dorfplatz in Kelana	72
34	Schwein mit Joch in Kelana	73
35	Hütten auf Mandok. Siassi-Inseln	74
36	Baum mit Bretterwurzeln auf Logaueng	75
37	Laukanu-Frau mit Kind	77
38	Hütte der Mumung-Lae-Womba	78
39	Ein Lae-Womba bei der Ablausung seines Sohnes	79
40	Holzschemel und Töpfe der Lae-Womba	80
41	Männerhaus in Morobe	82
42	Umfriedetes Gehöft im Dorfe Uno am Waria	83
43	Goldvorkommen im Waria	84
44	Abnorme Gebisse der Kai	98
45	Weibliche Brust. Kürbisflaschenform	105
46	Ungewöhnlich weit zurücktretende große Zehe	106
47	Ungewöhnlich weit abstehende große Zehe	107
48	Betelkauende Bukaua	113
49	Mimik der Kai beim Lachen	113
50	Zuckerrohr-Kultur der Ka-iwa	125
51	7 Steintröge aus dem Kai-Inlande	137
52	Steintrog	137
53	Steintrog	137
54	Stampfer eines Steintroges	138
55	Tarosteine	139
56	2 Tonringe. Beilklinge	139
57	Steinfigur von vorn	141
58	Steinfigur von der Rückseite	141
59	3 Steingeräte von vorn	142
60	3 Steingeräte von der Seite	142
61	3 Steingeräte von der Rückseite	143
62	Uralte Topfscherben vom Logaueng	146
63	Durchlöcherter Felsblock. Jabim	147
64	Alte Topfscherben von Jabim	148
65	Säugende Kai-Frau	153
66	Schmuck bei der Mädchenweihe. Bukaua	156
67	Schmuck bei der Mädchenweihe. Bukaua	156
68	Hauspfahl eines Beschneidungslum	157
69	Gruppe von Beschneidungskandidaten	158

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abb. Seite

70 Hütte der Beschneidungskandidaten . 159
71 Abgegrenzter Platz für die Beschneidungskandidaten 159
72 Männergrab in Sissanu 163
73 Frauengrab in Arup 164
74 Gräber auf Tumleo 165
75 Grab auf Angel 166
76 Übermodellierte Schädel vom Augustafluß 166
77 Übermodellierte Schädel vom Augustafluß 166
78 Gräber in Bussamang. Huongolf . . 168
79 Versammlungshaus und Grab. Bukaua 169
80 Grabhütte im Dorfe Nanga. Kap Bronsart 169
81 Männergrab der Lae-Womba 170
82 Frauengrab der Lae-Womba 171
83 Witwentracht. Bukaua 172
84 Witwertracht. Bukaua 173
85 Trauertracht auf Dampier-Insel . . . 174
86 Ablausen der Kai 188
87 Rasieren der Lae-Womba 189
88 Bemalung des Kopfes. Bukaua . . . 191
89 Tätowiermuster 192
90 Tätowiermuster 192
91 Tätowiermuster 192
92 Tätowiermuster 192
93 Tätowiermuster 192
94 Narbenverzierung. Bukaua 193
95 Narbenverzierung. Sissanu 194
96 Penisbekleidung der Lawo 196
97 Lendenschurz vom Augustafluß. Penisbekleidung von Angriffshafen . 197
98 Penisbekleidung der Akur. Torricelligebirge 197
99 Lendentücher aus Bast und Weiberschürze. Biliao 197
100 Lendenschurz vom Augustafluß . . . 198
101 Perlenschurz von Akur und Gbagebag 199
102 Lendenschurz für Mädchen bei der Pubertätsweihe 201
103 Regenkappe. Tami 202
104 Regenkappe vom Augustafluß 203
105 Jünglingsschmuck nach der Beschneidung. Bukaua 205
106 Jünglingsschmuck nach der Beschneidung. Bukaua 205
107 Tanzschmuck eines Bukaua-Mannes 207
108 Stirnschmuck und Hundezahntasche 210
109 Hütte der Hupe am Kua 212
110 Hütte im Dorf Mayama. Huongolf 213

Abb. Seite

111 Weiberhaus in Morobe. Huongolf . 213
112 Häuser in Jaduna am Waria 214
113 Rundes Männerhaus in Sissanu . . . 214
114 Rundes Männerhaus in Sissanu . . . 215
115 Versammlungshaus (Lum). Bukaua . 216
116 Im Bau begriffenes Versammlungshaus der Labo 217
117 Versammlungshaus der Ka-iwa . . . 218
118 Junggesellenhaus. Seleo 219
119 Männerhaus. Sialum 219
120 Männerhaus. Sissanu 220
121 Männerhaus in Sissanu 220
122 Weiberhaus in Sissanu 221
123 Weiberhaus in Sissanu 221
124 Geschnitzter Hauspfeiler. Kela Halbinsel 222
125 Geschnitzter Hauspfeiler. Sialum . 222
126 Hütte in Ramo. Hinterland von Sissanu 223
127 Hütten in Vokau bei Berlinhafen . . 223
128 Im Bau begriffenes Weiberhaus. Sissanu 224
129 Im Bau begriffenes Weiberhaus. Arup 224
130 Weiberhaus auf Muschu 225
131 Weiberhaus der Mumung-Lae-Womba 225
132 Versammlungshaus der Peihowa . . 227
133 Hütte der Mumung-Lae-Womba . . . 228
134 Hütte der Mumung-Lae-Womba . . . 228
135 Hütte der Mumung-Lae-Womba . . . 228
136 Hütte der Mumung-Lae-Womba . . . 228
137 2 Geisterhäuser. Malol 229
138 Geisterhaus und Männerhaus. Malol 229
139 Geisterhaus in Sissanu 230
140 Geisterhaus in Sissanu 230
141 Geisterhaus in Sissanu 231
142 Geisterhaus in Vokau 231
143 Geisterhaus auf Seleo 232
144 Geisterhaus auf Tumleo 232
145 Im Bau begriffenes Geisterhaus am Augustafluß 233
146 Wohnhaus in Pagem a. Augustafluß 233
147 Geisterhaus am Augustafluß 234
148 Dorf auf Ragetta. Betelpalmen . . . 234
149 Hängende Figur am Dachbalken . . . 240
150 Vorratshütte für Jams 243
151 Stall für Ferkel bei den Lae-Womba 244
152 Schweinestall am Waria 244
153 Brücke aus Bambus über den Bulesom 246
154 Lianenbrücke über den Bulesom . . 246
155 Hängebrücke aus Rotang über den Waria 247

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abb.		Seite
156	Verankerung der Hängebrücke über den Waria	247
157	Nackenstützen (Schlafbänke)	248
158	Rührlöffel, Taromörser u. Gemüsestampfer	249
159	Einrühren des Taro-Kokosnuß-Kuchens	249
160	Schlafsack am Augustafluß	250
161	Schöpflöffel aus Kokosnuß vom Augustafluß	251
162	Kelana-Töpfe	253
163	Kelana-Töpfe	253
164	Kelana-Töpfe	253
165	Großer Tonkrug vom Augustafluß	254
166	Töpfe der Laukanu	254
167	Henkelkrug vom Augustafluß	255
168	Töpfe aus Jaduna am Waria	255
169	2 Methoden des Feuermachens	256
170	Methode des Feuermachens bei den Hupe	256
171	Methode des Feuermachens bei den Hupe	256
172	Korb der Kai	258
173	Verschiedenes Hausgerät der Kai	259
174	Kleines Steingerät der Kai	259
175	Rituelles Steinbeil. Alte Trommel. Kai	259
176	2 Rauchrohre	260
177	Befestigung eines Kniebeils	260
178	Sagobehälter vor einem Weiberhause. Sissanu	272
179	Roden des Urwaldes	281
180	Umbrechen des Bodens	282
181	Taro-Feld	282
182	Jams-Feld	284
183	Feld von Süßkartoffeln	285
184	Tragen einer Bananentraube	285
185	Sagopalmen	288
186	Abraspeln des Sagomarks	289
187	Auswaschen des Sagomarks	289
188 u. 188a	Schweinefalle	292
189	Schweinefalle	292
190	Angelhaken	294
191	Lagunenfischerei. Bukaua	295
192	Lagunenfischerei. Bukaua	295
193	Lagunenfischerei. Bukaua	295
194	Lagunenfischerei. Sissanu	296
195	Schleuder	299
196	2 Speere der Lae-Womba. Holz-Ananaskeule	300
197	Verschiedene Formen der Pfeile	300
198	Speerschleuder (Wurfstock)	300
199	Sialum-Bogenschütze	301
200	Sissanu-Krieger	302
201	Steinkeulen	302
202	Holzschwerter und Ruder	304
203	Schwert mit hakenförmigem Fortsatz. Augustafluß	304
204	Knochendolch vom Augustafluß	305
205	Küraß und Bauchpanzer. Sissanu	305
206	Schild von Sissanu und von Karau	306
207	Bemalter Schild von Wasa	306
208	Kai-Krieger aus Wasa	307
209	Lae-Womba-Krieger	308
210	Überflochtener Schild von Dampier und vom Waria	308
211	Panzerhemd der Hupe	309
212	Kampf um Baumhäuser	311
213	Friedenszeichen der Kai. Rawlinsonberge	312
214	Erinnerungszeichen an einen erschlagenen Feind	313
215	Blashörner vom Augustafluß	315
216	Signaltrommel vom Tumleo	316
217	Töpferei der Laukanu	320
218	Töpferei der Laukanu	320
219	Töpferei der Laukanu	321
220	Töpferei der Laukanu	321
221	Töpferei in Kelana	322
222	Töpferei in Kelana	323
223	Töpferei in Kelana	323
224	Holzschale vom Augustafluß	326
225	Sehr alte Holztrommel der Kai. Rawlinsonberge	327
226	Tarostampfer. Koffeh	328
227	Ahnenfiguren vom Augustafluß	329
228	Ahnenfiguren vom Augustafluß	329
229	Holzmaske, Topfdeckel, Holzschale vom Augustafluß	329
230	Holzschnitzerei vom Augustafluß	331
231	Holzschnitzerei vom Augustafluß	331
232	Haarschmuck aus bemaltem Erythrinaholz. Augustafluß	332
233	Ahnenfiguren aus der Umgebung von Friedrich-Wilhelmshafen	333
234	Eine häufig vorkommende Verzierung	336
235	7 geschnitzte Hausbretter. Bukaua	337
236	Geschnitztes Hausbrett aus Wasa	337
237	Geschnitztes Hausbrett der Tami. Familienzeichen	338
238	Geschnitztes Hausbrett der Tami. Familienzeichen	338
239	Geschnitztes Hausbrett der Tami. Familienzeichen	338

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abb. Seite

240 Papuanische Verzierungen 339
241 Papuanische Verzierungen 339
242 Papuanische Verzierungen 339
243 Papuanische Verzierungen 339
244 Papuanische Verzierungen 339
245 Filetnadel von Siassi 341
246 Große Flechtarbeit vom Augustafluß 342
247 Geflochtener Brustschmuck 343
248 Aus Treibholz gefertigte Boote von Sialum 348
249 Aus Treibholz gefertigte Boote von Sialum 348
250 Aushöhlung eines Bootstroges . . . 348
251 Ein in Arbeit befindliches großes Boot 349
252 Boote der Labo. Herzogseen 351
253 Boot aus der Umgebung von Berlinhafen 351
254 Verzierungen an dem Boote aus der Umgebung von Berlinhafen . . . 353
255 Verzierungen an dem Boote aus der Umgebung von Berlinhafen . . . 353
256 Boot von Biliao 354
257 Zweimaster von Bukaua 354
258 Zweimaster von Ragetta 354
259 Zweimaster von Tami 355
260 Verzierungen an einem Tami-Zweimaster 355
261 Verzierungen an einem Tami-Zweimaster 356
262 Verzierungen an einem Tami-Zweimaster 356
263 Verzierungen an einem Tami-Zweimaster 356
264 Verzierungen an einem Tami-Zweimaster 357
265 Reich verzierte Spitze eines Siassi-Bootes 357
266 Kanu-Verzierung. Ameisenlauf . . . 360
267 Kanu-Verzierung 360
268 Kanu-Verzierung. Fischgrätenmuster 361
269 Kanu-Verzierung. Ohrläppchenmuster 361
270 Kanu-Verzierung. Hahn 362
271 Kanu-Verzierung. Skorpion 362
272 Kanu-Verzierung. Kanlaing 362
273 Kanu-Verzierung. Kakadu 362
274 Kanu-Verzierung. Gesicht 363
275 Kanu-Verzierung 363
276 Kanu-Verzierung. Fischskelett . . . 363
277 Kanu-Verzierung. Gesicht des Gidjing und Gimuling 363

Abb. Seite

278 Kanu-Verzierung. Fischskelett . . . 363
279 Kanu-Verzierung. Fischgräten . . . 363
280 Familienzeichen auf einem Tami-Segel 364
281 Hibiskusblüte 364
282 Langustenschwanz 364
283 Blatt der Weinpalme 364
284 Abendstern 364
285 Kaimbul-Blume 364
286 Qualle 364
287 Krabbenmuster 364
288 2 Kreisel 373
289 Spiel 374
290 Spiel 374
291 Spiel 374
292 Spiel 375
293 Spiel 375
294 Spiel 375
295 Schaukeln 376
296 Schnurfigur 378
297 Schnurfigur 378
298 Schnurfigur 379
299 Schnurfigur 379
300 Schnurfigur 379
301 Schnurfigur 380
302 Schnurfigur 380
303 Schnurfigur 380
304 Schnurfigur 380
305 Schnurfigur 380
306 2 Panflöten 384
307 Brummrohr der Lae-Womba 385
308 Saiteninstrument vom Augustafluß . 386
309 Tanz der Laukanu und Ka-iwa . . . 389
310 Tanzverkleidungen der Tami 392
311 Tanzverkleidung von Awar. Hansabucht 392
312 Geflochtene Tanzmaske vom Augustafluß 392
313 Beschneidungsmaske der Warapu . . 393
314 Tanzhelm von Kap König Wilhelm 393
315 Tanzschmuck der Kai. Sattelberg . . 394
316 Tanzschmuck der Laukanu 395
317 Totem-Baum auf Seleo 413
318 Lepra. Sissanu 433
319 Ovarialtumor. Arup 434
320 Eigenartige Gesichtserkrankung. Bukaua 435
321 Gesichtserkrankung. Bukaua 435
322 Amputation des Penis 436
323 Windrichtung am Huongolf 475
324 Urwald. Sattelberg 480
325 Araucaria Hunsteini. Sattelberg . . . 481
326 Baumwürger 482

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abb.		Seite
327	Baumwürger	482
328	Mangroven	483
329	Pandanus	483
330	Speerpalme	483
331	Cykaspalme	484
332	Farnbaum	484
333	Balzplatz des Laubenvogels	489
334	Balzplatz des Laubenvogels	489

KARTE

Übersichtskarte von Kaiser-Wilhelmsland, Maßstab 1 : 2000000 . . . . . am Schluß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 1.

DIE WISSENSCHAFTLICHE AUSRÜSTUNG.

Wo es gilt, eine so schwierige Aufgabe, wie sie uns beim Studium des Menschen in Neu-Guinea entgegentritt, der Lösung näher zu bringen, ist der photographische Apparat das wichtigste und unentbehrlichste Hilfsmittel. Der Reisende soll aber die Kamera nicht nur besitzen, sondern sie auch gebrauchen können, und zwar unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen. Der Anthropologe, welcher als photographischer Stümper nach Neu-Guinea geht, hat seinen Beruf verfehlt. Keine Zeichnung, keine Messungen und mögen sie scheffelweis ausgeführt werden, vermögen das photographische Bildnis zu ersetzen; es kommt, da die Papuarasse nichts weniger als einheitlich ist, darauf an, ein weitschichtiges Material vergleichend neben einander betrachten zu können. Von vielen Dingen erlangt man überhaupt nur durch die Photographie eine richtige Vorstellung.

Bei Beschaffung der photographischen Ausstattung leitete mich der Gedanke, so ausgerüstet zu sein, daß bei Verlust eines Teiles der Sachen der verbleibende Rest immer noch für erfolgreiches Arbeiten ausreichte. Aus diesem Grunde wurde beispielsweise die bei Benutzung langer Brennweiten an die Kamera anzusetzende Verlängerung so eingerichtet, daß sich letztere als selbständige Kamera verwenden ließ. In gleicher Weise ergaben die Zwischenstücke für die Schlitzverschlüsse, Gelbscheiben und für die verschiedenen Kassetten, wenn sie zusammengesetzt wurden, wiederum eine Kamera, oder sie konnten als Verlängerung einer anderen Kamera dienen. In Neu-Guinea, wo beim Ausbooten und auf reißenden Flüssen sich reichlich Gelegenheit bietet, mitsamt dem Gepäck unfreiwillig ins Wasser zu geraten, ist diese Vorsicht doppelt nötig.

In vierzehnjähriger Tätigkeit als Herausgeber der „Photographischen Rundschau“ lernte ich alle Neuerungen auf photographischem Gebiete praktisch kennen und konnte das für eine solche Reise Brauchbarste heraussuchen. Um die schwebende Frage zu entscheiden, ob für den Tropenreisenden in einem so feuchten Klima Apparate aus Holz oder Metall vorzuziehen sind, erprobte ich beide Arten und erzielte mit beiden einwandsfreie Erfolge. Daß hierbei nur allerbestes Material in Frage kommt, ist selbstverständlich. Die hölzernen Apparate lieferte die auf diesem Gebiete unerreichte Firma Stegemann in Berlin. Von Metallkameras wurde die aus Aluminium gefertigte, mit Neusilberkassetten versehene Alpinkamera von Voigtländer & Sohn, A.-G. in Braunschweig mitgeführt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Objektive standen solche von Busch, Zeiss, Goerz und Voigtländer zur Verfügung, außerdem noch ein älteres Portraitobjektiv nach Petzval'schem Typus, ein sogenannter Dreizöller, denn bei Bildnisaufnahmen sind Portraitobjektive in mancher Hinsicht unübertroffen. Vor allen Dingen gestattet ihre ungewöhnliche Lichtstärke kurze Exposition bei mangelhaftem Licht, was für den Reisenden außerordentlich wichtig ist. Freilich hat man in den Tropen zumeist eine mehr als ausreichende Fülle von Licht verfügbar, aber in direkter Sonne, besonders bei hohem Sonnenstande, Aufnahmen zu machen, ist wegen der starken Schlagschatten mißlich. Man muß den Apparat stets, bei gutem und bei schlechtem Wetter, schußbereit haben, um jegliche Gelegenheit, die sich zur Aufnahme bietet, ausnutzen zu können. Der Papua ist ein wankelmütiger Geselle: heute würde er sich ohne weiteres photographieren lassen; verschiebt man wegen ungünstiger Witterung die Aufnahme auf einen späteren Tag, so kann man sicher sein, daß der Mann nicht wiederkommt — die Frau erst recht nicht. Man macht daher die Bildnisaufnahme am besten auf der Veranda des Hauses, wo bei Regen und Sonnenschein gearbeitet werden kann. Hier ist aber die vorhandene Lichtstärke niemals bedeutend, zumal wenn sich Bäume in der Nähe befinden; ein äußerst lichtstarkes Objektiv bleibt daher zum Gelingen der Arbeiten nötig. Durch längere Belichtung läßt sich ein Ausgleich nicht herbeiführen, denn wegen der nervösen Unruhe des Aufzunehmenden wird Momentexposition erforderlich. In einen Kopfhalter läßt sich der Papua nur ungern einklemmen. Außerdem sind Kopfhalter, wenn genügend fest, unhandlich und nicht überall mitzuführen.

Man muß bei den Aufnahmen so schnell wie möglich arbeiten; alles soll beendet sein, bevor der Papua recht zur Besinnung kommt und seinen Entschluß fortzulaufen ausführt. Nicht wenige sind schwer vor den Apparat zu bekommen und die kurzen Augenblicke, welche man zur Einstellung benötigt, vor demselben zu halten.

Objektive mit mindestens 25 cm Brennweite bleiben für Bildnisaufnahmen am vorteilhaftesten, weil die Zeichnung am richtigsten wird und auch bei großen Köpfen der Apparat in genügender Entfernung vom Aufzunehmenden steht. Müssen die Papua nahe an den Apparat treten, so werden sie unruhig. Lichtstarke Objektive mit großen Brennweiten haben jedoch den Nachteil, daß die Schärfentiefe gering ist. Der Photograph wird sich also nach den Verhältnissen richten müssen und zu einem Objektiv mit kürzerer Brennweite greifen, wenn es darauf ankommt, größere Abschnitte des Körpers, die nicht in derselben Ebene liegen, scharf zu bekommen. Wollte man denselben Zweck durch Abblendung erreichen, so würde hierbei zu viel Licht verloren gehen.

Von größter Wichtigkeit ist ein brauchbarer Hintergrund. Das beste Portrait macht kläglichen Eindruck, wenn es sich von allerhand unscharfen Licht- und Schattenflecken schlecht abhebt. Ich benutzte der Regel nach als Hintergrund graue Leinwand, die, wo die Aufnahme in den Dörfern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschah, an der Wand einer Hütte oder zwischen 2 Bäumen befestigt wurde. Auch der freie Horizont, wo ein solcher vorhanden, insbesondere der Meereshorizont, bildet einen brauchbaren Hintergrund. Man stellt in diesem Falle den Aufzunehmenden etwas erhöht, um möglichst viel Himmel im Bilde zu haben.

Ich benutzte ausschließlich das Einheitsformat 9 × 12 cm und die Einrichtung war so getroffen, daß jede Kassette mit Hilfe von Zwischenstücken auch bei jedem anderen der mitgeführten Apparate verwendet werden konnte. Bei erstklassigen Objektiven ist die Zeichnung so vorzüglich scharf, daß, falls sich das Bedürfnis nach größeren Bildern geltend macht, man die 9 × 12 Platte ohne weiteres 2 oder 3 mal linear vergrößern kann. Das Einheitsformat hat den Vorteil, daß man bei Verlust einer Kamera mit den Platten nicht in Verlegenheit kommt. Besitzt man beispielsweise Platten von 9 × 12 und 13 × 18 cm und verliert die 13 × 18 Kamera, so kann man die zugehörigen, unbelichteten Platten als nutzlos fortwerfen. Durch größeres Plattenformat wird das Gewicht des Reisegepäcks erheblich vermehrt und das Entwickeln erschwert. Die überwiegende Mehrzahl aller Aufnahmen auf größeren Platten, die in Reisewerken veröffentlicht sind, hätte unter Beiseitelassung von unerheblichem Beiwerk ohne Verkleinerung ebensogut auf 9 × 12 Platten aufgenommen werden können. Natürlich muß man bei dem 9 × 12 Format auf bestmögliche Ausnutzung des Raumes bedacht sein und Bildnisaufnahmen mit Hochformat machen.

Als Platten kommen für den Tropenreisenden nur die Agfa-Fabrikate der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation zu Berlin in Betracht. Genannter Fabrik gelang es, eine Emulsion herzustellen, welche verhältnismäßige Unempfindlichkeit gegen warmes Wasser besitzt und selbst im heißesten und feuchtesten Klima dauernd schleierfrei arbeitet. Man benutze lediglich die mit Unterguß versehenen Isolarplatten, bei denen Überstrahlung der Lichtpartien unterbleibt, was in den Tropen bei den grellen Gegensätzen von Licht und Schatten überaus wichtig ist. Außerdem wirkt der rotgefärbte Unterguß konservierend auf die Emulsion. Die Platten sind nicht besonders hoch empfindlich und man muß, wo schnelle Momentaufnahmen sich nicht umgehen lassen, zu lichtstärksten Objektiven und zu den die günstigste Lichtausnutzung gestattenden Schlitzverschlüssen vor der Platte seine Zuflucht nehmen. Bei den mit Gelbscheibe auszuführenden Fernaufnahmen und wo es sich, wie bei Aufnahme bemalter Gegenstände, um möglichst richtige Helligkeitswiedergabe der verschiedenen Farbwerte handelt, stehen uns farbenempfindliche Chromo-Isolarplatten zur Verfügung. Dieselben sind noch etwas unempfindlicher, als gewöhnliche Isolarplatten; ihre Haltbarkeit erstreckt sich ebenfalls über mehrere Jahre.

Kommt es, wie bei Reisen im schwierigen Gelände, auf möglichste Verminderung des Gepäckes an, so greift man zum geschnittenen Blattfilm. Die bei dem Dutzendamateur so beliebten Rollfilms wird nur derjenige Reisende anwenden, der lediglich auf die Zahl, nicht auf die Beschaffenheit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Bilder Wert legt. Ich nahm 300 Agfa-Chromo-Isolarfilms, welche in einer sinnreich konstruierten Wechselkassette angewendet werden, mit auf die Reise. Sie lieferten einwandsfreie Ergebnisse und der Mechanismus der Agfa-Kassette bewährte sich glänzend. Allerdings darf man sie nicht bei langbrennweitigen, sehr lichtstarken Objektiven, die nur geringe Schärfentiefe haben, benutzen, denn der Film liegt niemals ganz glatt in der Bildebene, und die geringste wellenförmige Erhebung genügt hier, um teilweise Unschärfe des Bildes herbeizuführen.

Selbstverständlich entwickelte ich alle Negative auf der Reise so bald wie möglich nach der Aufnahme. Wer die belichteten Platten zum Hervorrufen nach Hause sendet, hätte lieber die großen Kosten für Anschaffung der photographischen Reiseausrüstung sparen sollen. Auch der Geübteste ist außer stande, unter den überaus wechselnden Verhältnissen stets die richtige Belichtungszeit zu treffen. Dauerndes Verbessern und Hinzulernen bleibt niemandem erspart; das wird aber nur möglich, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, jede Platte sofort selbst hervorzurufen. Oder sollen wir, wenn eine Kassette undicht wird, dieselbe ruhig weiterbenutzen, bis wir nach vielen Monaten aus der Heimat die Hiobspost erhalten, daß alle Platten durch Nebenlicht unbrauchbar sind? Häufig wird es nötig, die zum Entwickeln verwendete Flüssigkeit zu kühlen. Dies läßt sich ohne besondere Kühlmethoden dadurch bewerkstelligen, daß man die Vorratflasche mit Zeug oder Stroh umwickelt und unter wiederholtem Anfeuchten einige Zeit im Zuge stehen läßt. Aus dem Entwickler kommt die Platte ins Alaunbad und ist dann durch die eintretende Härtung vor weiterer Beschädigung gesichert.

In den Tropen bleibt Amidol zum Entwickeln am meisten geeignet, weil es ohne Alkali arbeitet. Die Bildschicht wird nämlich um so mehr erweicht, je stärker alkalisch der Hervorrufer ist. Leider läßt sich Amidol bei Isolarplatten nicht benutzen, denn nur durch ein Alkali wird der rote Farbstoff des Untergusses zerstört. Ich benutze daher den vorzüglichen Metol-Soda-Entwickler, der stark mit Wasser zu verdünnen ist.

Um an Gewicht zu sparen, nimmt man wasserfreie Soda und wasserfreies Natriumsulfit, da man von denselben nur die Hälfte der sonst nötigen Mengen gebraucht. Zum Fixieren ist das saure Agfa-Schnellfixiersalz am geeignetsten, denn es kürzt die Fixierdauer ungemein ab und läßt sich weit mehr ausnutzen, als andere Fixiersalze, bedeutet also Gewichtsersparnis. Allerdings hat es Neigung, sich in den Tropen zu zersetzen, wenn man es nicht in verlöteten Dosen mitnimmt. Anderenfalls bilden sich nachträglich gelbe Flecke auf den Negativen.

Von größtem Werte ist die Mitführung einer zusammenlegbaren Dunkelkammer. Jedoch kann man in derselben bei Tage nur ausnahmsweise Platten hervorrufen, weil bei längerem Verweilen in derselben die Temperatur unerträglich wird. Für Auswechseln der Platten und für Entwickeln an hellen Abenden, wo es keineswegs notwendig ist, die Vorhänge dicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu schließen, leistet sie aber unschätzbare Dienste. Das billige und leicht zu transportierende Dunkelzelt, welches die Firma Dingeldey und Werres in Berlin liefert, bewährte sich auf meiner Reise vortrefflich.

Versuche, die Lumière'schen Autochromplatten zur Wiedergabe farbiger Gegenstände zu benutzen, schlugen vollkommen fehl. Wie die Fabrik voraussagte, zersetzte sich die Bildschicht schon auf der Hinreise.

Das photographische Schmerzenskind des wissenschaftlichen Reisenden bleibt der Kinematograph. Es ist ungemein verlockend, die vielseitigen Betätigungen des papuanischen Lebens im kinematographischen Bilde festzuhalten. Aber die Kosten und die Ausführung! Der auf der Reise mitgeführte, mit Zeiss Tessar ausgestattete Kinematograph der Firma Messter in Berlin, der sich unter den schwierigsten Verhältnissen vorzüglich bewährte, kostet rund 400 Mk. Das ist der bei weitem kleinste Teil der Ausgaben, denn die mitgeführten 1200 m Film (60 Films zu je 20 m Länge) stellen sich rund auf 800 Mk. Dazu kommen das kostspielige Entwickeln und die teuren Positive. Der Reisende muß also allein 3000 Mk. für den Kinematographen zur Verfügung haben. Unsummen wurden in den letzten Jahren auf diesem Gebiete zum Fenster hinausgeworfen; denn wenn der Reisende schon mit dem gewöhnlichen photographischen Apparate so unvorbereitet wie möglich hinausging, so unterzog er sich niemals der Mühe, das Herstellen kinematographischer Bilder einigermaßen gründlich zu erlernen.

Unerläßlich ist auch hier baldige Entwicklung nach der Aufnahme, um über die Belichtungszeiten auf dem Laufenden zu bleiben. Eine falsch belichtete Trockenplatte verursacht den Verlust von einigen Pfennigen, ein falsch belichteter kinematographischer Film einen solchen von mindestens 15 Mk. Jüngst passierte es einem Reisenden, daß mehrere hundert Meter der teuren Films verdorben wurden, weil sich durch Lockerung des Objektives die Scharfeinstellung geändert hatte, und er, weil er nicht entwickelte, dies nicht merkte. Da man bei dem Kinematographen nicht auf der Mattscheibe einstellt, gewahrt man dergleichen Unzuträglichkeiten erst beim Hervorrufen.

Die Films besitzen ferner die Eigenschaft, daß das nicht entwickelte Bild im heißen Klima schon nach wenigen Wochen stark zurückgeht und sich dann kaum noch schleierfrei hervorrufen läßt. Da der Transport von Neu-Guinea nach Hause im günstigsten Falle 2 Monate dauert, spielt dieser Umstand eine erhebliche Rolle. Häufig genug hätten wegen mangelhafter Verbindungen meine kinematographischen Aufnahmen erst 4 bis 5 Monate nach der Belichtung in der Heimat eintreffen können. Das bedeutet aber sicheren Verlust der Films.

Durch einen Mechaniker ließ ich eine zerlegbare Trommel bauen, auf deren Peripherie der 20 m lange Film aufgespannt wird. Beim Umdrehen der Trommel gleitet der Film durch die unten angebrachte Entwicklerschale. Der zum Transport des zerlegten Apparates dienende, mit Paraffin durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tränkte Holzkasten wird als Wässerungstrog benutzt. Die Vorrichtung bewährte sich aufs beste und ich entwickelte mit derselben in Neu-Guinea 1000 m Films.[1]) Den Rest der Films, bei denen die Hervorrufung an Ort und Stelle aus verschiedenen Gründen unmöglich war, sendete ich in die Heimat; es ließ sich auf denselben nicht ein einziges brauchbares Bild mehr entwickeln. Natürlich bedingt das Hervorrufen der langen Bänder Mitnahme sehr erheblicher Mengen von Chemikalien, denn jedesmal sind 2 Liter Entwickler und 6 Liter Fixiernatron nötig. Da hier roter Unterguß nicht zu entfernen ist, benutzt man Amidol.

Das über mehrere Nachtstunden sich erstreckende Entwickeln von Films war die einzige Arbeit während der Reise, welche an den Körper übermäßige Anforderungen stellte. Das wird nur verstehen, wer je unter den primitivsten Verhältnissen, in steter Gefahr, durch Wärme und Nebenlicht den wertvollen Film zu verderben, Arbeiten dieser Art vornahm.

Weit leichter zu handhaben, als die photographische Kamera, ist der Phonograph. Mein von den Excelsior-Werken gelieferter Apparat funktionierte während der ganzen Reise bei Aufnahme und Wiedergabe tadellos. Mitgenommen wurden 150 Edisonwalzen (Fabrik in Berlin, Südufer), welche durch ausgezeichnete Politur erhebliche Vorzüge vor Fabrikaten anderer Art besitzen.

Ein schwerer Fehler bleibt, daß alle Walzen große Neigung haben, in der feuchtwarmen Tropenluft zu verschimmeln. Am nachteiligsten ist, wenn dies schon vor dem Bespielen eintritt; dann werden die schnarrenden Nebengeräusche mit der Zeit immer schlimmer. Kommt Schimmelbildung erst nach dem Bespielen, so vermindern sich die Geräusche bei häufigem Abspielen etwas. Schüttet man reichlich Kampfer in die Behälter der Walzen, so wird die Schimmelbildung vermindert. Gleichwohl gelang es mir nicht, dieselbe völlig zu vermeiden. Die Fabrikanten sollten zu der Walzenmasse einen Stoff hinzusetzen, welcher der Schimmelbildung entgegenwirkt.

Die phonographischen Aufnahmen bereiten wenig Schwierigkeiten. Zwar sind die Leute anfänglich schüchtern; sobald man ihnen aber ein Lied zu Gehör brachte, das sie vorher in den Trichter hineinsangen, werden sie warm und drängen sich geradezu vor den Apparat. Während der Papua die Scheu vor der photographischen Kamera niemals ganz überwindet — nur in Bukaua am Huongolf kam das Photographiertwerden in Mode und die Schwarzen bestellten Abzüge der Platten —, wird der Phonograph für sie eine ungeheure Belustigung. Oft kamen Leute, welche bei den Aufnahmen nicht zugegen waren, mit der Bitte, die Gesänge ebenfalls hören zu dürfen. In einem Falle wurde ich sogar von Dorfbewohnern förmlich eingeladen, mit dem Phonographen zu kommen, da sie ebenfalls einige Lieder in die Wundermaschine hineinsingen wollten.

[1]) Abzüge dieser Films sind zum Preise von 1 Mark für das laufende Meter zu beziehen von der Firma Messters Projection G. m. b. H. Berlin, Friedrichstraße 16.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um die Aufnahme möglichst naturgetreu zu machen, muß man darauf achten, daß die Sänger den richtigen Abstand vom Schalltrichter haben. Bei lautem Singen soll der Abstand einen Meter und mehr betragen, weil sonst unangenehme Nebengeräusche auftreten. Bei leiser Stimme ist direkt in den Trichter hineinzusingen. Nun erlebt man es häufig, daß der Sänger leise anhebt und dann immer mehr ins Schreien kommt. In diesem Falle erwies es sich als zweckmäßig, während des Gesanges den Apparat vorsichtig hochzukippen, so daß bei lauter Stimme sich der untere Rand des Trichters etwa in Mundhöhe oder noch etwas höher befindet.

Für die Deutlichkeit des Textes und der Melodie ist es am günstigsten, wenn man immer nur einen, und zwar einen ausgesucht guten Sänger, singen läßt. Massengesang wird leicht verschwommen. Auffallend bleibt die geringe Wirkung der Trommeln.

Während bei den auf dem Sattelberge aufgenommenen, zahlreichen Kai-Gesängen die Bedeutung des Textes bekannt ist und der Missionar (Keysser) den Text nebst der Übersetzung niederschreiben konnte, bewegen sich z. B. die Gesänge aus der Umgebung von Kap König Wilhelm in einer unbekannten Sprache.

Um Sprachproben zu liefern, nahm ich Sätze mit bekanntem Inhalt auf, ferner Vokabularien, wobei der Schwarze Worte seiner Landessprache und der daneben stehende Missionar hinter jedem Worte die deutsche Übersetzung in den Trichter hineinsprach.

Was das übrige wissenschaftliche Instrumentarium anbelangt, so sei kurz erwähnt, daß ich farbige Wollbündel zur Prüfung des Farbensinnes und die Tafel von Prof. H. Cohn zur Prüfung der Sehschärfe benutzte. Daß auch plastische Masse und Gips zum Abformen von Gebissen, Kopf und Fuß mitgenommen wurde, ist selbstverständlich. Alle Abformungen gingen ebenso wie das gesamte anthropologische und ethnographische Material (1950 Nummern) in den Besitz des Königlichen Museums für Völkerkunde zu Berlin über.

Auffallend bleibt, wie wenig Schwierigkeiten man mit der Abformung des Kopfes hat. Wenn die Leute ein solches Eingipsen erst einmal mitangesehen haben, drängen sie sich förmlich zu der keineswegs angenehmen Prozedur.

Für Körpermessungen diente das Instrumentarium von Martin, für Bestimmung der Augenfarbe die Martin'sche Augentafel und für diejenige der Hautfarbe die v. Luschan'sche Farbentafel.

Die meteorologischen Instrumente (Schleuderthermometer) usw. lieferte R. Fuess in Steglitz-Berlin. Die Höhen wurden mit einem kompensierten Aneroid von R. Fuess gemessen. Zur Bestimmung der auf den Märschen zurückgelegten Strecken diente ein Schrittmesser, dessen Angaben aber in dem bergigen Gelände nur mit großer Vorsicht zu verwenden sind.

Eine vollständige zoologische Ausrüstung stellte das Kgl. Zoologische Museum in Berlin, eine botanische das botanische Museum in Dahlem-Berlin zur Verfügung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 2.

DAS LAND.

Der zu Deutschland gehörige Teil von Neu-Guinea ist etwa ein Drittel so groß wie das Deutsche Reich und liegt zwischen $2^1/_2$ und 8^0 südlicher Breite, also in unmittelbarster Nähe des Äquators. Der Küstenpunkt der deutsch-englischen Grenze ist von demjenigen der deutsch-holländischen 1000 Kilometer in Luftlinie entfernt; das ist die Strecke von Frankfurt a. M. bis Memel. Das Land ist überdeckt mit hohen zerrissenen Gebirgen, welche den Verkehr und ein Vordringen in das Innere ungemein erschweren. Auf der ganzen Küstenfahrt von der holländischen bis zur englischen Grenze erblickt man Berge und immer nur Berge. Eine Ausnahme bildet lediglich die kurze Strecke, wo Augustafluß und Ramu münden. Der Küste nahe vorgelagert ist eine Reihe bergiger Inseln, von denen mehrere, z. B. Kairiru bei Dallmannhafen, Bäm vor der Mündung des Augustaflusses, Manam bei Potsdamhafen und Karkar (Dampier-Insel) tätige Vulkane besitzen. Nähert man sich der Astrolabebucht (Friedrich-Wilhelmshafen und Stephansort), so tritt die gewaltige Kette des Bismarckgebirges deutlich hervor, dessen höchste Erhebungen hinter denjenigen der Alpen kaum zurückbleiben. Freilich sind dieselben wegen ihrer Lage nahe am Äquator nicht mit Schnee bedeckt; nur in den Morgenstunden sieht man gelegentlich einen zarten, weißen Anflug von Neuschnee, der aber unter den Strahlen der höher steigenden Sonne schnell schmilzt. Gelangten einige Expeditionen bis zu den Vorbergen dieses gewaltigen Massivs, so drang doch noch niemand in die höheren Bergregionen ein, und ebenfalls gänzlich unbekannt ist das Gebiet zwischen dem Bismarckgebirge und der englischen Grenze. Zweifellos wird dasselbe ebenfalls von zerklüfteten Bergen ausgefüllt.

Hat man die wilde Ray-Küste hinter sich und nimmt das Schiff nach Passieren der volkreichen Dorfinsel einen mehr südlichen Kurs, so ändert sich die Szenerie: Das Land steigt zum Cromwell-Berge terrassenförmig auf und der sonst überall vorhandene, wunderbar üppige Urwald ist durch Alang-Steppe ersetzt. Erst in der Nähe von Finschhafen tritt der Urwald wieder in seine Rechte. Dort erhebt sich weithin sichtbar, ziemlich nahe der Küste, der etwa 1000 m hohe Sattelberg, auf dem sich die Erholungsstation der Neuendettelsauer Mission befindet.

Während wir weiter steuern, lassen wir die niedrigen Tami-Inseln links liegen und biegen in den riffreichen Huongolf ein. Bald haben wir die Rawlinsonberge zur Rechten, die vom Meere aus als eine bis nahe an die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Küste herantretende Gebirgskette erscheinen. Sieht man dieselbe jedoch von der anderen Seite, vom Inlande aus, so gewahrt man, daß es sich überhaupt nicht um eine längliche Kette handelt, sondern um den Abschluß des sich über die ganze Kai-Halbinsel erstreckenden wilden Berglandes. Auch sind diese Berge weit höher als bisher auf den Karten angegeben und dürften die höchsten Spitzen 2000 m überschreiten. Als ich mich nördlich von denselben im Kai-Inlande in Meereshöhe von 1600 m befand, konnte ich feststellen, daß diese Berge noch mindestens 600 m höher sind. Missionar Keysser, welcher in der Folgezeit, von Norden kommend, die Rawlinson-Berge zweimal überschritt, bestätigt diese Höhenschätzung.

In der nordwestlichen Ecke des Huongolfes öffnet sich ein Tal, aus dem der mächtige, reißende Markhamstrom hervorbricht, welcher auf weite Ausdehnung hin das Meer gelblich verfärbt. Vor der Mündung bildeten die sich ablagernden Schlammassen ein weit ausgedehntes Flach, auf dem bei herrschendem Südostwinde durch Kabbelung der heranrollenden Meereswogen und der vom Strome herbeigeführten Wassermassen eine furchtbare Brandung steht.

Wir drehen nach Südosten und kommen bald an die weit ins Meer vorspringende Kela-Halbinsel (Kap Parsi), wo ich Anzeichen ehemaliger Vergletscherung auffand. Die Halbinsel war ursprünglich eine Felseninsel; doch haben die von dem Franziskaflusse herbeigeführten Sandmassen eine Brücke zwischen Insel und Festland gebildet. Hier war der Ausgangspunkt der unglückseligen Ehlers'schen Durchquerungsexpedition. Wenige Kilometer südlich fand ich eine bis zum Meere reichende, mächtige Endmoräne.

Zwischen Markham-Mündung und englischer Grenze wird die Szenerie besonders wild. Himmelhohe Berge treten bis hart an das Meer und tief einschneidende Buchten geben dem Schiffe einen Zufluchtsort; der Küste vorgelagert ist eine große Reihe felsiger, zum Teil sehr hoher Inseln; das Ganze erinnert lebhaft an Norwegen. Unweit der englischen Grenze treten die Berge wieder zurück und wo der mächtige Waria (Herkulesfluß) sich ins Meer ergießt, wäre sogar Raum für mäßig ausgedehnte Plantagen.

Dünenbildung fehlt überall vollständig, auch dort wo, wie auf längeren Strecken zwischen Berlinhafen und der holländischen Grenze, das Ufer flach und sandig ist; denn in dem feuchtwarmen Klima überzieht sich der Sand in kürzester Zeit mit Vegetation und kann vom Winde nicht mehr losgerissen werden. Aus demselben Grunde ist in Neu-Guinea Staub so gut wie unbekannt. Nur in der regenarmen Umgebung von Kap König Wilhelm fand ich einen Staub, wie er in Europa nicht schlimmer vorkommen kann.

Neben der Wildheit des Landes ist noch der Umstand ein schweres Hindernis für die Entwickelungsfähigkeit unserer Kolonie, daß sich daselbst nur äußerst wenige brauchbare Häfen befinden. Ganz nahe der holländischen Grenze haben wir Angriffshafen. Von dort bis Friedrich-Wilhelmshafen an der Astrolabebucht findet sich überhaupt kein Küstenplatz, welcher den Namen „Hafen" verdient. Alles was auf den Karten als „Hafen" verzeichnet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steht — Berlinhafen und Potsdamhafen nicht ausgenommen —, sind elende Reeden, auf denen zu günstiger Jahreszeit Schiffe ankern und löschen können. Führt aber (zur Zeit unserer Wintermonate) der Nordwest hohe Wogen zur Küste, so kentert ein Landungsboot nach dem anderen und schon zahlreiche Menschenleben gingen auf diese Weise zu Grunde.

Friedrich-Wilhelmshafen ist trefflich geschützt und können daselbst die größten Seeschiffe einfahren und an der Landungsbrücke anlegen. Dann haben wir aber wieder auf hunderte von Kilometern keinen einzigen brauchbaren Hafen; auch Stephansort mit seinen großen Plantagen besitzt nur eine Reede von mehr als zweifelhaftem Werte. Der nächste nach Südosten hin in Betracht kommende Hafen ist Finschhafen; derselbe ist jedoch gegen Nordwinde nicht geschützt und außerdem nicht tief genug, so daß größere Seeschiffe an der Einfahrt ankern müssen. Die etwas südlich von Finschhafen weit ins Land einschneidende, große Langemak-Bucht ist für Ostwinde offen und hat außerdem schlechten Ankergrund. Auch am Huongolf ist auf den Karten eine ganze Anzahl „Häfen" verzeichnet; doch rühren alle diese stolzen Benennungen aus einer Zeit her, wo man die Hauptaufgabe der Forschertätigkeit darin erblickte, längs der Küste hinzufahren und jedem Felsvorsprunge den Namen „Kap" oder „Huk", jeder offenen Bucht den Namen „Hafen" zu verleihen. Durchweg sind diese „Häfen" durch Korallenriffe unzugänglich, oder der Grund fällt schon nahe dem Lande in große Tiefen ab, so daß der Anker nicht fassen kann.

Die Buchten am westlichen Gestade des Huongolfes sind entweder für Ostwinde offen, oder es befindet sich in unmittelbarster Nähe so wildes Gebirgsland, daß sie als Häfen keine wirtschaftliche Bedeutung haben; auch besitzen sie schlechten Ankergrund. Eine Ausnahme bildet Adolfhafen unweit der englischen Grenze. Derselbe ist gut geschützt, geräumig, tief, hat guten Ankergrund und brauchbares Hinterland. In jüngster Zeit legte hier die Regierung eine Station an und die von Singapore nach Neu-Guinea fahrenden Dampfer berühren den Platz alle 2 Monate. Es steht demnach zu hoffen, daß sich hier bald regeres Leben entwickelt.

Wenn K. Dove in seiner kleinen Schrift über Neu-Guinea (Sammlung Göschen, Leipzig 1911) sagt, daß Kaiser-Wilhelmsland „als eine überall leicht zugängliche Landschaft bezeichnet werden müsse", daß der westliche Teil (d. h. von der holländischen Grenze bis Kap Croisilles) „eine Anzahl durchaus guter und brauchbarer Häfen" besitze und daß auch in den übrigen Teilen „an guten Landungsplätzen kein Mangel" sei, so ist dies eine mit den Tatsachen in direktem Widerspruch stehende, aus den von Häfen wimmelnden Phantasiekarten geschöpfte Wissenschaft.

Erschweren die schlechten Hafenverhältnisse Handel und Schiffahrt in außerordentlicher Weise, so komplizieren sich die Verhältnisse noch besonders durch die zahllosen Korallenriffe und starken Meeresströmungen. Da es hier zuverlässige Seekarten noch nicht gibt, sind die Schiffer zu äußerster Vorsicht gezwungen und schweben in Nähe der Küste in beständiger Gefahr, ihr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fahrzeug zu verlieren. Manövrierfähige Dampfboote können leichter vor Unglücksfällen bewahrt werden, als die dem Winde und den Meeresströmungen preisgegebenen Segler. Man darf aber in Neu-Guinea auf letztere nicht verzichten, weil die Beschaffung der Kohlen sehr teuer wird und ein Segelschiff leichter mit einheimischer Mannschaft zu bedienen ist. Schiffsverluste sind daher in Neu-Guinea ungewöhnlich groß. Während meines Dortseins scheiterten im Huongolf innerhalb weniger Monate zwei Segler, und ich habe es nur einem Zufall zu verdanken, daß ich mich nicht auf einem derselben befand.

Heftig und plötzlich einsetzende Böen werden den Seglern ebenso gefährlich, wie die ungemein starken Küstenströmungen, gegen die ein Segelschiff, sofern ihm nicht günstigster Wind zur Verfügung steht, überhaupt nicht aufkommt. Diese Strömungen sind, wie allerwärts, von den jeweilig herrschenden Winden abhängig. Da nun im Huongolf — wofür ich in dem Abschnitte „Meteorologie" die Erklärung geben werde — jahraus jahrein Südostwind bläst, werden die Wassermassen in den Golf hineingedrückt, und es fließt daher von der englischen Grenze bis zur Markham-Mündung ein starker Küstenstrom nach Norden. Hierzu gesellen sich, den Strom verstärkend, die gewaltigen Wassermassen, welche der Waria zum Meere führt. Auf Bootfahrten konnte ich beobachten, daß unweit der Küste an einzelnen aus dem Meere ragenden Klippen das Wasser nach Norden hin förmlich vorbeischoß. An der Nordküste des Huongolfes muß der Strom sich nach Osten wenden; er wird hier durch die Wassermassen des Markham verstärkt und erreicht eine Stundengeschwindigkeit von ungefähr 4 Kilometern. Durch einen Unglücksfall ließ sich dies feststellen: im April 1910 scheiterte etwa auf der Höhe von Bukaua der Schoner Letty; die beiden Weißen ertranken; 12 Mann von der schwarzen Besatzung konnten sich an losgerissenen Brettern anklammern und 11 davon landeten 16 Stunden später auf den Tami-Inseln. Sie hatten während dieser Zeit, dank der Strömung, einen Weg von über 60 Kilometern zurückgelegt.

In Nähe der Tami-Inseln biegt der Strom nach Norden um und fließt nach den Siassi-Inseln. Daher ist es etwas Gewöhnliches, daß Tami-Insulaner nach Siassi und Rook verschlagen werden.

Die Küstenbewohner um Kap König Wilhelm, wo es Wälder nicht gibt, werden durch diesen Meeresstrom mit Treibholz versorgt und sie bauen ihre Kanus aus heruntergeschwemmten Baumstämmen, welche durch Regengüsse im Bismarckgebirge oder oben am Waria losgerissen wurden. Die Küstenbewohner um Finschhafen betrachten den Meeresstrom gewissermaßen als Fluß: sie sagen von ihren nördlichen Nachbarn, sie wohnen „unten" (d. h. unten am Flusse), von ihren südlichen Nachbarn, sie wohnen „oben".

Nur wenn anhaltender, starker Nordwest bläst, ändert die Strömung zwischen Siassi und Tami zeitweilig ihre Richtung.

Auch an anderen Punkten der Küste hat die Schiffahrt mit starken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Strömungen zu rechnen. So erlebte ich es, daß ein großes Boot der Eingeborenen durch die Strömung von Berlinhafen nach dem Tami-Flusse, welcher die Grenze zwischen Deutsch- und Holländisch-Neu-Guinea bildet, verschlagen wurde.

Der Unterschied von Ebbe und Flut ist allerwärts nur gering und beträgt 0,5 bis höchstens 1 m. Durch die herrschenden Winde wird aber ein nicht ganz unbedeutender Unterschied im Wasserstande der Küste bedingt.

Die wilde Zerrissenheit des Landes bringt es mit sich, daß die Flüsse mit ganz wenigen Ausnahmen als Eingangspforten nicht zu benutzen sind. Von den zahllosen Gießbächen, die nach Regengüssen erhebliche Wassermassen zum Meere führen, brauchen wir nicht zu sprechen. Die größeren Flüsse wollen wir, im Süden bei der englischen Grenze beginnend, der Reihe nach näher betrachten.

Nahe der englischen Grenze mündet der mächtige Waria (Herkulesfluß), der aber im größten Teil seines Laufes auf englischem Gebiete fließt; oben im Gebirge entspringt er auf deutschem Boden. Durch den Goldgehalt seines Sandes erregte er in den letzten Jahren allgemeine Aufmerksamkeit. Er ist im günstigsten Falle etwa 30 Kilometer weit für Boote befahrbar; an seinen Ufern wohnt, bis oben ins Gebirge hinein, eine dichte Bevölkerung.

Am Eingange von Adolfhafen mündet der Morobe (Rüdigerfluß), auf dem einige Kilometer weit Boote verkehren können; auch seine Ufer sind verhältnismäßig gut bevölkert.

In die Nassaubucht ergießt sich der reiche Wassermassen führende Nassaufluß; dann folgt bei der Kela-Halbinsel der Buu (Franziskafluß); beide kommen für die Schiffahrt nicht in Betracht.

Nun der Markham, einer der drei größten Ströme des Landes, den die Eingeborenen im Mündungsgebiet Busi[1]) nennen; im mittleren Laufe heißt er Wanzif. Im Mündungsgebiet ist das Markham-Tal wenige Kilometer breit; dasselbe erweitert sich jedoch, etwa 20 Kilometer in Luftlinie von der Küste entfernt, ganz bedeutend und bildet dann bis zum Quellgebiet eine rund 150 Kilometer lange, 20 bis 30 Kilometer breite, von hohen Bergen eingefaßte Ebene. Dies mächtige Flußtal ist wahrscheinlich der Ausläufer einer ungeheueren Tiefenrinne, welche bei den Salomoninseln Meerestiefen bis zu 9000 m hervorbringt. Im Laufe der Jahrtausende ist dies Tal, welches in seiner ganzen Ausdehnung zuerst von Dammköhler und Fröhlich Anfang 1908 bereist wurde, durch Schutt ausgefüllt, den die von den Bergen herabstürzenden Wassermassen zu Tale führten. Das Flußtal ist heute eben wie eine Tischplatte. Soweit ich ihn untersuchen konnte, besteht der Boden aus Ton und grobem Kies, ist also für den Anbau wenig verlockend. Im Einklang hiermit steht die Vegetation: eine ununterbrochene Alangsteppe und nur an vereinzelten Punkten dürftiger

[1]) In der Jabim- und Bukaua-Sprache heißt Bu „Fluß"; daher beginnen die Namen aller Flüsse dieser Gegend mit „Bu".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Baumwuchs. Weit oben an der Wasserscheide fanden Dammköhler und Fröhlich dichte Bevölkerung und große Bestände von Kokospalmen.

Der Fluß ist früher bis zu einem etwa 20 Kilometer in Luftlinie von der Mündung entfernten Punkte wiederholt befahren. Dammköhler und Fröhlich hielten sich auf ihrer Reise an den Abhängen der Berge, welche das Tal im Norden einfassen, blieben also, da der Fluß hart an der Südgrenze des Tales läuft, vom Markham etwa 20 bis 30 Kilometer entfernt. In weiterer Ausdehnung, bis zu einem 70 Kilometer von der Mündung entfernten Punkte habe ich zuerst mit dem Missionar Lehner den Fluß befahren. Die Beschreibung dieser Reise folgt im nächsten Abschnitt (Reiseweg). Während die beiden anderen großen Ströme, der Ramu und Augustafluß, in ungeheueren Schlangenwindungen verlaufen, ist das Bett des Markham beinahe schnurgerade. Die Stromgeschwindigkeit beträgt durchschnittlich 10 bis 11 Kilometer in der Stunde, man kann also weder mit Rudern noch mit dem Segel, auch nicht mit mäßiger Dampfkraft dagegen ankommen. Vielmehr müssen die Boote — größere Schiffe können wegen der sehr wechselnden Tiefe und der zahlreichen Hindernisse nicht fahren — stromaufwärts gezogen werden. Immerhin ist es ein großer Vorteil, daß man hier auf dem Wasserwege wohl mindestens 100 Kilometer weit ins Land eindringen kann. Sollte es vielleicht gelingen, die weite Ebene für Viehzucht nutzbar zu machen oder sollten in den Bergen reiche Mineralschätze entdeckt werden, so ist der Umstand, daß man die gewonnenen Produkte auf dem Wasserwege zur Küste schaffen kann, von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Fast parallel dem Markham verläuft der Busu (Adlerfluß); er hat aber keine erhebliche Länge und bleibt für die Schiffahrt bedeutungslos. Dasselbe gilt von den weiter westwärts mündenden Buyem und Buhem. Alle diese Flüsse, nebst zahlreichen anderen Bächen, führen die Wasser der Rawlinsonberge zum Meere.

Wir kommen nun zu dem in den Haenisch-Hafen sich ergießenden Bulesom, welcher weiter oben Sopa heißt. Derselbe entspringt hinter dem Cromwell-Gebirge, nimmt eine Reihe größerer Nebenflüsse auf und führt infolgedessen bedeutende Wassermengen. Wegen seiner reißenden Strömung kommt er für die Schiffahrt nicht in Betracht. Wie wenig man bisher von Deutsch-Neu-Guinea kannte, beweist treffend der Umstand, daß auf der bei Dietrich Reimer Ende 1909 im großen Kolonialatlas erschienenen Karte nicht einmal seine Mündung verzeichnet steht.

In die Langemak-Bucht unweit Finschhafen mündet der Bubui, welcher mit seinen zahlreichen, in tiefen Tälern weit ins Land hinein einschneidenden Nebenflüssen das Hinterland von Finschhafen entwässert. Für die Schiffahrt kommt er ebenso wenig in Frage wie die weiter nördlich mündenden Busim und Bubelong.

An der nach Norden schroff abfallenden Ray-(Maclay-)Küste gibt es zahllose Gebirgsbäche, aber keinen größeren Wasserlauf. Der nächste erhebliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fluß ist der in die Astrolabe-Bucht sich ergießende Gogol. Irgendwelche Bedeutung für die Erschließung des Landes erlangte derselbe bisher nicht.

Es folgt wieder eine weite Strecke mit nicht besonders erwähnenswerten Flüssen; dann aber treffen wir gleich auf einmal auf 2 gewaltige Ströme, den Ramu und Augustafluß. Der Ramu ist auf Veranlassung der Neu-Guinea Co. genau erforscht und mit einem flach gehenden Dampfer weit hinauf wiederholt befahren. Die große Ebene, welche der Fluß durchschneidet, weist reiche Bestände an Kokospalmen auf. Die Strömung ist stark, aber nicht annähernd so stark wie auf dem Markham; wie auf letzterem, bilden auch auf dem Ramu die zahlreichen, im Flußbett liegenden Baumstämme eine ernste Gefahr für die Schiffahrt.

Der mächtigste unter den Strömen in Kaiser-Wilhelmsland ist der Augustafluß, der in Bezug auf Wassermenge und Länge am passendsten mit unserer Elbe zu vergleichen ist. Im Mündungsgebiet heißt er Azimar, weiter oberhalb Sepik und Kokuan. Er hat eine eigenartige Entdeckungsgeschichte: unmittelbar nach Besitzergreifung des Landes ließ ihn die Neu-Guinea Co. einigemale befahren und gelangte man hierbei bis zu einem Punkte, der in Luftlinie von der Mündung 300 Kilometer entfernt liegt. Obgleich hierbei festgestellt wurde, daß es sich um eine unermeßlich weite, gut bevölkerte Ebene handelt, kümmerte man sich doch mehr als 20 Jahre nicht im mindesten um diese prächtige Eingangspforte in das unbekannte Land. Erst als in den übrigen Gebietsteilen die Arbeiter-Anwerbungsverhältnisse immer schwieriger wurden, machte man 1908 einen schüchternen Versuch, sein Glück auf dem Flusse zu versuchen. In demselben Jahre folgte die von der Regierung ins Werk gesetzte Fahrt der Langeoog und 1909 die Fahrten der Peiho, Siar und des Cormoran. Die Reise der Siar machte ich mit. Auf allen diesen Fahrten kam man aber nur bis zu Punkten, die in Luftlinie rund 150 Kilometer von der Mündung entfernt liegen, also halb so weit, wie 1886.

Als die deutsch-holländische Grenz-Kommission, deren deutsche Abteilung unter Leitung von Prof. Leonhard Schultze stand, von Norden her auf dem 141. Längengrade nicht weiter in das Land eindringen konnte, machte man den erfolgreichen Versuch, auf dem Augustafluß bis zur holländischen Grenze zu gelangen. Man befuhr den Fluß so weit dies ging auf einem holländischen Kanonenboot und konnte dann auf kleinen Booten und schließlich auf dem Landwege bis in das Quellgebiet des Stromes vordringen. Dabei stellte sich heraus, daß der Fluß dort, wo Schrader 1886 umkehrte, nicht, wie man bisher annahm, nach Norden fließt, sondern in westlicher Richtung bis zur holländischen Grenze reicht, dann eine Strecke diese Grenzlinie nach Süden verfolgt und schließlich wieder nach Osten umbiegt. Am Endpunkte der Expedition konnten die Mitglieder einen Blick auf das gewaltige Schneegebirge werfen, welches sich auf der deutsch-englischen Grenze auftürmt.

Sind wir hierdurch einen erheblichen Schritt in der Kenntnis jener

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiete vorwärts gekommen, so bleibt in dem großen Augustafluß-Tal doch noch ungeheuer viel zu erforschen. Sämtliche Expeditionen, welche den Fluß befuhren, die letzte deutsch-holländische nicht ausgenommen, blieben nur ganz kurze Zeit, zum überwiegenden Teil nur wenige Tage, daselbst und konnten daher an eine genauere Erforschung des Landes nicht denken. Noch nicht das mindeste wissen wir über die Nebenflüsse. Vom Schiffe aus, welches auf dem Hauptstrom bleibt, läßt sich hierüber so gut wie nichts in Erfahrung bringen; denn überall befinden sich Einfahrten in große Lagunen, welche Nebenflüsse vortäuschen.

Eine Expedition, welche hier erfolgreich vordringen will, muß mit einem flach gehenden Dampfer, am besten einem Heckraddampfer ausgerüstet sein, um auch die Nebenflüsse möglichst weit befahren zu können. Ein Heckraddampfer bewährte sich bei der Erforschung des Ramu aufs beste.

Um nun mit dem Aufsuchen der Nebenflüsse nicht allzuviel Zeit nutzlos zu vergeuden, würde die Mitnahme eines Fesselballons äußerst erwünscht sein. Freilich wäre die notwendige Gasfüllung von Europa mitzubringen, wodurch sich die Kosten und besonders das Gewicht des mitzuführenden Gepäcks außerordentlich vermehren. Machte man aber nicht schon vor mehr als 100 Jahren mit erhitzter Luft glänzende Aufstiege? Unseren Technikern würde sich hier ein dankbares Feld der Tätigkeit eröffnen. Auch könnte man an Stelle des Ballons an Mitnahme einer Flugmaschine denken. Dann wäre statt der Gasfüllung doch nur Benzin mitzuführen.

Zur Erforschung außerdeutscher Gebiete und der unwirtlichen Polarzonen hatte der Deutsche stets Geld im Überfluß; aber die Erforschung einer deutschen Kolonie — ja das ist etwas ganz anderes. Daß man ein so leicht zugängliches, großes und wichtiges, deutsches Flußgebiet fast ein Vierteljahrhundert völlig unbeachtet ließ, bleibt ein Schandfleck in der Geschichte deutscher Entdeckungen. Hoffentlich wird das Versäumte recht bald nachgeholt.

Auf meiner im nächsten Abschnitte zu besprechenden Augustafluß-Reise konnte ich feststellen, daß hier eine verhältnismäßig dichte, hochintelligente Bevölkerung lebt, welche in Bezug auf Kultur den übrigen Papua weit überlegen ist. Die rund 160 ethnographischen Gegenstände, welche ich von dort mitbrachte und welche sich jetzt im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin befinden, gehören zu den kunstvollsten Arbeiten, die wir überhaupt aus Neu-Guinea kennen, und zeigen seltsame Anklänge an die Schnitzereien der Maori auf Neu-Seeland.

Zwischen dem Augustafluß und der holländischen Grenze finden sich zahlreiche Flüsse und Flüßchen, welche aber für die Erschließung des Landes keine Bedeutung haben, da sie in der Trockenzeit zu wenig, in der Regenzeit zu viel Wasser führen. Ein recht bedeutender Strom ist der Tami-Fluß, dessen unterer Lauf die Grenze zwischen deutschem und holländischem Gebiet bildet. Weiter oberhalb liegt er ausschließlich auf holländischem Boden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An Quellen hat das gebirgige Land reichen Überfluß; von warmen erhielt ich keine Kunde. Merkwürdig bleibt, daß auf den von der Küste weitab gelegenen, kleinen, flachen, koralligen Tami-Inseln einige Süßwasserquellen sich finden, deren Wasserstand mit Ebbe und Flut wechselt.

Betrachten wir nun die Gebirge ein wenig genauer.

Daß die mächtigen, zentralen Gebirgsstöcke aus Urgestein bestehen, darf als sicher gelten. Im Bette des Markham fand ich vom Gebirge herabgespülte Stücke von Quarz, Syenit, Porphyr. Im Bismarckgebirge ist vorübergehend Neuschnee beobachtet und die ebengenannte deutsch-holländische Grenzexpedition sah im Quellgebiet des Augustaflusses schneebedeckte Berggipfel. Aus den holländischen Gebietsteilen wissen wir, daß die Schneegrenze in jenen Zonen etwa in 4500 m Meereshöhe liegt. Die höchsten Gipfel dürften daher 5000 m erreichen oder gar übersteigen, also die höchsten Spitzen der Alpen noch wesentlich überragen.

An der Nordwestküste von Kaiser-Wilhelmsland findet man vielfach gehobene Koralle und Sedimentgesteine der oberen Kreide. Auf die sehr merkwürdige Terrassenbildung der gehobenen Koralle in der Umgebung von Kap König Wilhelm am Abhange des Cromwell-Berges wies ich bereits hin. Diese Verhältnisse werden durch Figur 1 erläutert. Die Aufnahme geschah von der Koralleninsel Sialum aus, welche der Küste nahe vorgelagert den Eingeborenen als Wohnplatz dient. Man sieht am fernen Berghange die parallelen Streifen, welche je einer Terrasse entsprechen. Die Abhänge der einzelnen, mit Muschelschalen übersäten Terrassen sind etwa 5 bis 10 m hoch, vereinzelt noch höher; die ehemalige Einwirkung der brandenden Wogen ist an ihnen deutlich erkennbar. So geht es bis zu großer Höhe.

Die Höhe des Berges wird schon seit langer Zeit auf den Karten zu 2347 m angegeben. Woher diese Angabe stammt, weiß ich nicht. Oben war früher jedenfalls niemand; auch dürfte kaum eine bis auf den Meter genaue Triangulation ausgeführt sein. Ich glaube aber nicht, daß die Höhenangabe von den tatsächlichen Verhältnissen wesentlich abweicht.

Genannte Terrassenbildung kann nur dadurch entstanden sein, daß sich das Land im Laufe der Jahrtausende ruckweis um 5 bis 10 m hob. Die einzelnen Terrassen sind mit dünner Humusschicht bedeckt und tragen neben dem Alanggras eine ausgesprochene Steppenflora.

Wie sich die Sache in den höheren Bergregionen gestaltet, ist noch nicht ganz aufgeklärt. Leider war es mir, als ich mich zwei Monate lang am Fuße des Berges in Sialum und Umgebung aufhielt, aus verschiedenen Umständen nicht möglich, den Berg zu ersteigen.

Im Herbst 1910 drang Missionar Bamler ziemlich weit auf dem Berghange vor; er schreibt mir darüber folgendes: „Es war meine Absicht, von Sialum über die Mayawa-Spitze in das Quellgebiet des Tewahe zu gelangen. Bei dieser Reise konnte ich feststellen, daß der sogen. Cromwell-Berg ein kompaktes Gebirge ist, welches zwischen Festungshuk und der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



1. Terrassenförmiges Ansteigen der Umgebung von Kap König Wilhelm. Dorf Sialum.

Dorfinsel liegt. Schon ziemlich nahe der Küste erreicht das Gebirge seine höchste Höhe von ungefähr 2400 m. Schon am ersten Tage erreichten wir eine Höhe von 1700 m; vor uns lagen immer noch 500—600 m höhere Kuppen. Bis zu 1700 m Meereshöhe fand ich Koralle. In dem tief eingeschnittenen Tewahe-Tal ist die Struktur des Gebirges gut erkennbar. In einem tiefen Einschnitte unweit der Küste sah ich unten Kalkfelsen, darüber eine Schicht von Sand und Kalkgeröll und hierüber eine 6 bis 7 m mächtige Korallenschicht."

Schon im Juni 1909 hatte Missionar Panzer aus dem Inlande kommend die höchste Spitze des Cromwell überschritten. Er fand dort ausgedehnte Nadelholz-Waldungen.

In den durch die herabstürzenden Wassermassen in den Korallenkalk tief eingerissenen Schluchten fanden sich vereinzelt junge Eruptivgesteine, von denen ich eine kupferhaltige Probe mitbrachte. Wahrscheinlich ist daher der Cromwell eine vulkanische Auftreibung, welche vorübergehend Gesteinsmassen auswarf.

Die Küste südlich von Kap König Wilhelm bis tief in den Huongolf hinein zeigt Koralle, doch ist etwa von Festungshuk ab die Terrassenbildung nicht mehr deutlich ausgeprägt. Der Sattelberg bei Finschhafen besteht aus Kalk und hauptsächlich aus Kreide, der bis zu beträchtlicher Meereshöhe Koralle übergelagert ist. Im Volke erhielt sich das Bewußtsein, daß der Berg einst aus dem Meere auftauchte, oder vielmehr, da bei Hebungen von Land das Zurückweichen des Wassers das augenfälligere ist, daß sich das Wasser zurückgezogen habe und den Berg frei legte. Keysser berichtet hierüber in Band 3 auf S. 4.

Auf meiner vom Sattelberge aus unternommenen, im folgenden Abschnitte zu beschreibenden Inlandreise konnte ich feststellen, daß hinter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Sattelberge die Kreide aufhört und Sandstein an ihre Stelle tritt. Tief im Innern, am Boden des ungeheuer tief eingeschnittenen Bulesom, fand ich mächtige Granitblöcke. Sind dieselben aus dem Quellgebiet des Flusses, dem Cromwell-Gebirge, durch Wassermassen herabgeschwemmt, oder hat sich der Fluß im Laufe der Jahrtausende durch die aufgelagerten Sedimentgesteine bis zum Urgestein durchgefressen? Eine eingehende, geologische Untersuchung muß dies erst feststellen.

Noch auf eine recht auffallende Tatsache möchte ich hinweisen, ohne bestimmte Schlüsse aus derselben zu ziehen. Ich entdeckte in der Umgebung des Sattelberges einige roh gearbeitete, runde Steintröge, die offenbar von einer früheren Bevölkerung herrühren. Die jetzige Bevölkerung weiß mit denselben durchaus nichts anzufangen, behauptet, die Tröge seien immer da gewesen und dienten nur als Wasserbehälter für die Schweine. Natürlich wird kein Papua für sein Schwein einen solchen Trog herstellen, an dem er mit seinen primitiven Werkzeugen viele Monate arbeiten müßte. Übrigens erfüllen die großen Tridakna-Muscheln genannten Zweck viel besser.

Nachdem ich die Aufmerksamkeit der Missionare auf diese Tröge gelenkt hatte, fanden sich nach und nach 15 derselben an (Fig. 51 bis 53), teils unmittelbar an der Küste, teils aber auch tief im Innern des Landes. Der größte Teil der Tröge ist aus Lava gefertigt. Da im Bismarck-Archipel an vielen Punkten Lava auftritt, können wir ohne weiteres annehmen, daß die an der Küste vorkommenden Tröge von dort eingeführt wurden. Wie steht es aber mit den Lava-Trögen, die tief im Innern gefunden sind? Es ist ganz ausgeschlossen, daß diese zentnerschweren Stücke auf den entsetzlichen Pfaden von der Küste mehrere Tagereisen weit in das Inland transportiert wurden. Sollten wir bei näherer Untersuchung dort im Inlande vielleicht Lavafelder finden? Nach dem Vorkommen von jungen Eruptivgesteinen am Cromwell wäre dies nicht ausgeschlossen. Es ist noch manches Rätsel in Kaiser-Wilhelmsland zu lösen und nicht nur im Gebiete des Augustaflusses hat die wissenschaftliche Forschung unsere Kolonie bisher in geradezu sträflicher Weise vernachlässigt.

Von dem 200 bis 300 m hohen Logaueng-Bergrücken südlich von Finschhafen, gegenüber den Tami-Inseln, brachte ich Muscheln, Versteinerungen und den sehr schönen Abdruck eines Blattes mit in die Heimat.

Sind die Küstengebirge, welche wir in Kaiser-Wilhelmsland bisher besprachen, im wesentlichen jüngeren Ursprungs, so kommen wir nun am westlichen Ufer des Huongolfs, von der Markham-Mündung südwärts bis zur englischen Grenze, zu Urgestein; es ist offenbar die Fortsetzung des mächtigen Bismarckgebirges. Der Wangamin-Berg am rechten Ufer des Markham besteht aus Tonschiefer. Im Bette des Markham findet man u. a. zahlreiche Porphyre.

Wie bereits auf Seite 9 bemerkt, fand ich auf der Kela-Halbinsel (Kap Parsi) deutliche Spuren ehemaliger Vergletscherung. Es ist gewiß in hohem Grade auffallend, daß hier in 7^0 südl. Breite ein Gletscher bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

direkt ins Meer gereicht haben soll, denn bei anderen, so nahe am Äquator liegenden Örtlichkeiten ist auf der Erde Ähnliches nicht bekannt. Aus diesem Grunde wurden meine ersten Mitteilungen hierüber stark angezweifelt. Die endgiltige Lösung kann nur sorgfältige geologische Untersuchung der ganzen Umgebung bringen. Hoffentlich tragen die vorliegenden Tatsachen dazu bei, die Neuguinea-Forschung aus ihrer Lethargie aufzurütteln.

Schon 1896 waren dem Landeshauptmann Rüdiger die mächtigen Granitblöcke aufgefallen (Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1897, S. 288) und er fragt verwundert, woher diese wohl dorthin gekommen sind, da doch die ganze Küste und alle vorgelagerten Inseln und Halbinseln aus gehobener Koralle bestehen? Letzteres ist nun freilich völlig unzutreffend. Ich nehme keineswegs an, daß Neu-Guinea ehedem in weitem Umfange bis zur Küste von Eis bedeckt war. Nur hier bei der Kela-Halbinsel liegen die Verhältnisse besonders günstig, so daß sich eine Eiszunge bis zum Meere erstrecken konnte. Das Gebirge steigt im Mündungsgebiet des Franziskaflusses allmählicher an als in der Umgebung. Die höchsten Erhebungen, welche auf den Karten mit 2600 m verzeichnet stehen, liegen 50 bis 60 Kilometer in Luftlinie von der Küste entfernt. In dem verhältnismäßig breiten Flußbett fand eine ungeheure Eismenge Platz, welche die riesigen Findlingsblöcke, mit denen die Kela-Halbinsel in ihrem nördlichen Teile übersät ist (Fig. 2 bis 3), bis zum Meere hinabtrugen.

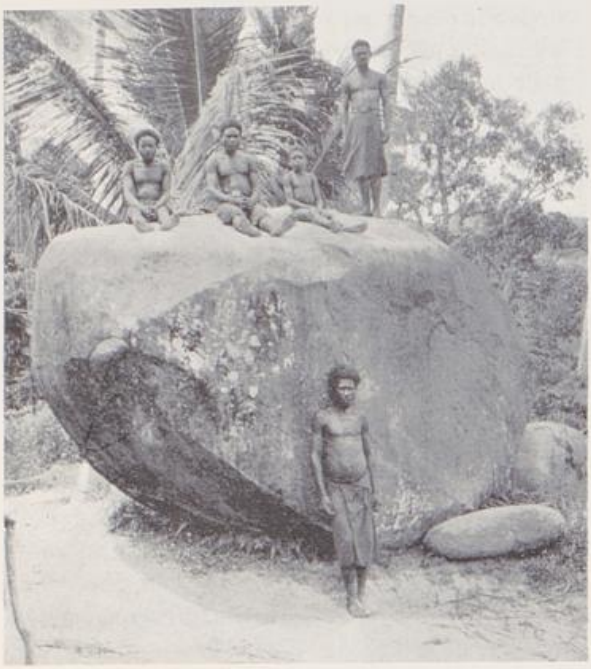
Das anstehende Gestein auf der Kela-Halbinsel ist, wie in der ganzen Umgebung, grünlicher Hornstein, während die großen erratischen Blöcke (Fig. 2 bis 3) aus hellem Granit bestehen. Außer diesem Granit liegen hier kleinere Serpentinblöcke, aus denen die Eingeborenen seit alter Zeit ihre Steinbeile fertigen.

Einzelne Blöcke zeigen, wie dies in Figur 3 erkennbar ist, ausgesprochene Abschleifungen, Rinnen und Schrammen; besonders sind die in Figur 3 rechts vorn von oben nach unten laufenden Schrammen (in der Reproduktion weit weniger deutlich erkennbar, als auf dem Original) charakteristisch. In diesem sargförmigen Steine soll nach der Sage der Eingeborenen eine Frau liegen. An mehreren Blöcken, von denen einzelne bis unter den Wasserspiegel hinunterreichen, sind topfförmige Vertiefungen ausgeschliffen.

Etwa 20 Kilometer südlich von der Mündung des Franziskaflusses fand ich hart am Meere eine mächtige Endmoräne, die in gewaltigen Schuttmassen untermischt mit Lehm und Sand Quarze, Porphyre, Serpentin und andere daselbst nicht anstehende Urgesteine enthält.

In Neu-Guinea kommt noch eine andere, recht merkwürdige Methode des Transportes zentnerschwerer Steine vor. Auf dem aus Koralle bestehenden Logaueng südlich von Finschhafen sah ich in mehr als 200 m Meereshöhe einige schwere Granitblöcke. Auch auf den benachbarten, koralligen Tami-Inseln finden sich solche Granite. Wie kamen dieselben dorthin? Missionar Bamler gab mir die Antwort: er sah eines Tags auf Tami, daß zwischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG





2 u. 3: Erratische Blöcke auf der Kela-Halbinsel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Wurzeln eines gewaltigen Treibholzstammes ein mächtiger Stein gefangen war und sich in der Brandung loslöste.

Selbstverständlich kommt diese Transportmethode bei den ungeheuer schweren Blöcken auf der Kela-Halbinsel nicht in Frage.

Abgesehen von dieser örtlichen Vergletscherung hat man in Kaiser-Wilhelmsland den Eindruck einer reifen Gebirgslandschaft, wo die Talbildungen nicht durch Eiswirkung, sondern durch Erosion mit Hilfe von Wassermassen zustande kamen. Bei meiner Reise in das Kai-Inland westlich von Finschhafen beobachtete ich, daß die Täler der Nebenflüsse des 1000 m tief eingeschnittenen Bulesom mit dem Hauptflusse gleichsohlig sind; auch konnte ich die für Vergletscherung charakteristischen Gesteinsriegel nicht nachweisen. Allerdings dürfte bei genauerer Untersuchung noch manche Überraschung bevorstehen, denn man kann die Verhältnisse, wie sie sich im kühlen, trockenen Alpenklima finden, nicht auf die Tropen übertragen, wo in Gewaltgüssen alljährlich 4000 bis 6000 Millimeter Regen fallen und hierdurch Gestaltsveränderungen des Gebirges in Jahrhunderten herbeiführen, wozu anderwärts Zehntausende von Jahren nötig sind. Es wäre möglich, daß manche Talbildung ursprünglich durch Eis erzeugt ist, und daß sich erst nachträglich durch Wärme nebst großen Regenmengen das „reife Gebirge" herausbildete und das ursprüngliche Bild der Eiswirkung verwischte.

In den Rahmen des reifen Gebirges paßt die auffallende Armut des Landes an Seen. Die auf den Karten in Nähe der Markham-Mündung verzeichneten Herzogseen sind mit dem Meere zusammenhängende Lagunen. So weit bis jetzt bekannt, gibt es nicht so viele Seen wie Finger an einer Hand und fast durchweg sind sie unbedeutend, so der kleine, hoch gelegene See im Kai-Inlande westlich vom Bulesom. Einen See von etwa zwei Stunden Länge und einer Stunde Breite bildet unweit der Einmündungstelle in den Markham der Wais.

Ebenso sind Wasserfälle selten. Bei plötzlich eintretenden heftigen Regengüssen stürzen regellos Gießbäche zu Tal; im allgemeinen haben aber Bäche und Flüsse ihre Betten tief eingegraben. Als einigermaßen imposanten Wasserfall sah ich nur den Butaneng bei Finschhafen.

Sehr reichlich vorhanden sind Lagunen. Ein der Küste parallel laufendes Lagunengebiet reicht mit geringfügigen Unterbrechungen von der holländischen Grenze ungefähr bis Malol, 4 Stunden westlich von Berlinhafen. Dann kommt eine Unterbrechung bis in die Nähe des Augustaflusses; von dort haben wir wieder ein Lagunengebiet bis zur Hansabucht. Am Huongolf finden sich Lagunen in Bukaua, an der Markham-Mündung und bei Adolfhafen.

Die lang gestreckten Lagunen an der Küste in den westlichen Teilen des Landes sind nur durch einen mit Vegetation bedeckten Sandstreifen von wechselnder Breite (wenigen Metern bis zu Kilometern) vom Meere getrennt. Offenbar entstanden sie dadurch, daß hinter einem Sandwalle,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den das Meer aufwarf, sich Bäche und Flüsse aufstauten. An einzelnen Stellen durchbrachen die Wassermassen den Wall und stellten die Verbindung mit dem Meere her, so daß nun bei Flut und Ebbe das Meerwasser hinein und hinaus wogt. Alle Lagunen sind überaus fischreich und haben in der Nähe einen reichen Bestand an Sagopalmen, so daß sich die umwohnende Bevölkerung fast ausschließlich von Sago und von Fischen nährt; auch tummeln sich auf ihnen zahllose Reiher und Schwärme von Enten. Weniger einladend sind die Lagunen am Huongolf mit ihren überreichen Beständen an Mangroven.

In den Kalk- und Kreide-Gebirgen finden sich zahlreiche Höhlen, zum Teil mit Tropfsteinbildungen. Man kennt solche in der Umgebung von Friedrich-Wilhelmshafen und besonders auf dem Sattelberge, wo sie wohl einen regen Anteil haben an den zahllosen Erdbeben. Auf dem Sattelberge besuchte ich mehrere derselben; sie sind zumeist schwer zugänglich und nicht ohne Gefahr zu betreten, da man bei plötzlich einsetzenden schweren Regengüssen leicht durch eindringendes Wasser abgeschnitten wird.

In verschiedenen Gegenden (Sattelberg, Sissanu) kommen rötliche und gelbliche eßbare Erden vor, die von den Eingeborenen als Leckerbissen geschätzt werden. Zumeist bestehen dieselben aus sehr fein geschlemmtem, eisenschüssigem Ton und haben keinen üblen Geschmack, natürlich aber keinen Nährwert.

Obgleich im Lande reichlich Ton vorhanden ist, eignen sich doch nur wenige Sorten zur Topffabrikation. Daher konnte sich nur an vereinzelten Punkten Töpferei entwickeln, und die Bevölkerung weiter Gebietsteile bleibt auf den Handel angewiesen, um sich Töpfe zu verschaffen.

Auf der ganzen Strecke zwischen Markham-Mündung und Waria kommt Töpferton nur auf einer kleinen Insel vor, welche bei Braunschweighafen liegt. Daß derselbe durch Verwitterung von Grünschiefer entstand, beweisen die grünliche Farbe und die im Ton noch jetzt zahlreich vorhandenen Stücke von Grünschiefer. Wahrscheinlich haben wir es auch hier mit dem Endpunkte eines ehemaligen Gletschers zu tun, welcher die Braunschweigbucht ausmeißelte und von den umgebenden sehr hohen Bergen den Grünschiefer auf jene kleine Insel hinabtrug.

Ob Kaiser-Wilhelmsland erheblichen Reichtum an Metallen besitzt, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Zwar sandte die Neu-Guinea Co. mit großen Kosten wiederholt Expeditionen aus, welche die Gebirge besonders auf das Vorkommen von Gold untersuchen sollten. Man fand nichts Nennenswertes, doch beweist dies nicht, daß wertvolle Metalle dort nicht vorhanden sind; denn man scheint es bei diesen Erforschungen sich ziemlich leicht gemacht und die Berge vorwiegend von unten angesehen zu haben. In den Sanden des Waria fanden gewiegte, englische Goldsucher erhebliche Mengen von Gold und es konnte die Ausbeute vier Jahre lang fortgesetzt werden. Dann waren die bei gewöhnlichem Wasserstande zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gänglichen Teile des Flußbettes erschöpft. Weitere Ausbeute würden nur Baggermaschinen liefern.

Im Spätsommer 1909 fand der erfahrene deutsche Goldsucher Dammköhler im Kraetke-Gebirge Gold und wertvolle andere Metalle. Ich werde in Abschnitt 27 diese leider unglücklich verlaufene Expedition eingehend schildern.

Wie bereits erwähnt, fand sich am Cromwell-Gebirge junges Eruptivgestein mit reichlichem Kupfergehalt.

Wir kommen nun zu den Erdbeben, die uns in Kaiser-Wilhelmsland auf Schritt und Tritt verfolgen. Man verliert dort vollkommen das Zutrauen zur Unerschütterlichkeit unserer alten Mutter Erde. Den Neuling befällt bei den ersten Beben bange Angst; aber bald gewöhnt man sich an das Wackeln, wie an die Schwankungen eines Schiffes.

Es gibt mehrere Erdbebenzentren, von denen eins der Sattelberg bei Finschhafen ist; ein anderes liegt am Huongolf in der Umgebung von Samoahafen. Beide Zentren sind von tätigen Vulkanen weit entfernt. Am Sattelberge rechnet man jetzt durchschnittlich ein Erdbeben in der Woche. Häufig sind es unbedeutende, kurze Stöße, bei denen nicht einmal eine Lampe vom Tische fällt. Dann kommen aber auch die entsetzlichsten, lange anhaltenden Beben vor, bei denen alles kurz und klein geschlagen wird und man sich unmöglich auf den Beinen halten kann. Das schlimmste Erdbeben trat dort in der Nacht vom 14. zum 15. September 1906 auf. Die Erschütterung war so heftig, daß allerwärts gewaltige Bergstürze stattfanden (Fig. 4) und zahlreiche Hütten der Eingeborenen begraben wurden. Flüsse wurden verschüttet und der bis dahin große Fischreichtum ging zugrunde; selbst die zählebigen Aale starben in dem sich bildenden Kalkschlamme. Das Gebäude der Missionsstation wurde von seinen Pfählen heruntergerissen und fortgeschleudert. Selbstverständlich sind Steingebäude in Neu-Guinea völlig unmöglich, und beim Bau der Holzhäuser wird durch Versteifungen auf die Erdbebenwirkung Rücksicht genommen. Durch die Bergstürze wurden ausgedehnte Profile freigelegt, welche die geologische Untersuchung in außerordentlichster Weise erleichtern.

Mit dem Erdbeben war eine Flutwelle verbunden, die auffallenderweise erst eine Stunde nach Beginn des Bebens kam. Wie in der Regel in solchen Fällen zog sich das Wasser zuerst zurück und überflutete dann mit furchtbarer Gewalt die Ufer. Das Inseldorf Quampu bei Kap König Wilhelm wurde durch diese Flutwelle zerstört (Fig. 5).

Man wird diese Erdbeben ohne weiteres als tektonische erklären; die zahlreichen Spalten und Höhlen in dem Kalk- und Kreidegebirge geben mit ihren Verschiebungen und Nachstürzen reichlich Gelegenheit zu heftigen Erschütterungen. Leicht lassen sich durch Deckeneinstürze in Höhlen die sehr verderblichen Bewegungen des Bodens in senkrechter Richtung erklären, bei denen eine starke Schleuderkraft nach oben entwickelt wird. Weniger einfach liegen die Verhältnisse bei den pendelnden und vor allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



4. Bergsturz infolge des Erdbebens im Sept. 1906.
Aufnahme mit dem Fernobjektiv vom Sattelberge aus.



5. Das auf einer Insel bei Kap König Wilhelm gelegene Dorf Quampu,
1906 durch eine Erdbeben-Flutwelle zerstört.

Dingen bei den drehenden Bewegungen. Zu denken gibt auch der Umstand, daß bei jenem großen Beben die Erschütterungen sich drei Wochen lang fortsetzten; man zählte in dieser Zeit abgesehen von den kleinen 180 starke Stöße.

Obgleich die vom Sattelberge ausgehenden Erschütterungen gelegentlich so heftig sind, daß sie in Europa verspürt werden — beispielsweise wurde genanntes September-Erdbeben von dem Seismographen in Göttingen registriert —, so reicht ihre verheerende Wirkung doch nicht weit, kaum bis zum nördlichen Ufer des Huongolfs; an der Küste in Bukaua ist ihre Wirkung schon derart abgeschwächt, daß wesentliche Beschädigungen kaum noch vorkommen. In der Umgebung von Finschhafen waren, wie Bamler erzählt, die Frühjahrserdbeben (zur Zeit des Monsumwechsels) am meisten gefürchtet.

Das zweite Zentrum, welches ich genauer kennen lernte, ist dasjenige bei Samoahafen am Huongolf. Während zweier Monate, die ich mich daselbst aufhielt, notierte ich 24 Beben, von denen seltsamerweise der weitaus größte Teil (19) auf die Nachtstunden entfiel. Auf dem Sattelberge ist das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



6. Versunkenes Dorf in der Warapu-Lagune.

Vorherrschen der nächtlichen Beben nicht nachgewiesen, doch fand jenes entsetzliche Beben im September 1906 ebenfalls in der Nacht statt.

In Samoahafen haben wir Urgestein, in dem Höhlenbildung bis jetzt nicht bekannt ist; die nächsten tätigen Vulkane befinden sich in weiter Ferne: an der Nordküste von Kaiser-Wilhelmsland und bei Rabaul (Herbertshöhe) auf Neu-Pommern.

Das Überwiegen der nächtlichen Beben läßt sich nicht etwa durch starke Temperaturschwankungen erklären, durch welche die Gesteine sich ungleichmäßig dehnen; denn die Unterschiede zwischen Tag- und Nachttemperatur betragen nur wenige Celsiusgrade und besondere Erhitzung des Bodens durch Sonnenbestrahlung tritt nicht ein, weil der Boden mit üppigster Vegetation bedeckt ist.

Die Beben in diesem Zentrum beginnen der Regel nach mit pendelnden Bewegungen, die allmählich immer stärker werden und häufig in drehende und schüttelnde Bewegungen übergehen; auch kommen Stöße von unten nach oben vor. So verheerende Beben wie im Sattelbergzentrum sind bis jetzt bei Samoahafen nicht bekannt. Das Wirkungsgebiet der Beben bei Samoahafen reicht nicht weit, kaum bis zum nördlichen Ufer des Huongolfs; doch wurde ein heftiges Beben, welches ich am 17. April 1910 daselbst erlebte, auch in Finschhafen verspürt.

Die Erdbeben an der nördlichen Küste von Kaiser-Wilhelmsland hängen in der Mehrzahl der Fälle mit den dort vorhandenen tätigen Vulkanen zusammen, doch kommen auch dort Beben von zweifellos tektonischem Ursprunge vor. Ein klassisches Beispiel hierfür ist das gewaltige Beben in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1907, bei dem ein etwa zwei deutsche Quadratmeilen großes Gebiet, die zwischen Berlinhafen und der holländischen Grenze gelegene Warapu-Lagune, einige Meter tief versank. (Fig. 6 und 7.) Inmitten der Lagune befanden sich zwei kleine Inseln, auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen der volkreiche Stamm der Warapu hauste. Ehedem ragte die Insel etwa einen Meter über dem Wasserspiegel hervor. Jetzt reicht das Wasser beinahe bis an die Dächer der Hütten. Der Niederbruch erfolgte urplötzlich. Von der Uferzone der Lagune gehört ein etwa einen Kilometer breiter Waldstreifen in das Senkungsgebiet und sind die Bäume daselbst abgestorben. Wie ich durch eingehende Untersuchungen feststellte, schwankt die Senkung zwischen zwei und fünf Metern; die Grenze des Senkungsgebietes ist im Westen stellenweis haarscharf, im Osten mehr verschwommen. Auffallend bleibt, daß auch hier die Katastrophe in der Nacht eintrat.



7. Versunkener Küstenwald in der Warapu-Lagune.

Zwei Stunden landeinwärts vom benachbarten Sissanu findet sich eine wenige Hektar große Stelle, wo in derselben Nacht das Erdreich ebenfalls fünf Meter tief niederbrach. Die Ränder sind hier vollkommen scharf.

An diese Katastrophe schlossen sich Erdbeben an, die noch mehrere Monate fortdauerten.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß ich auf meinen Wanderungen bei Kap König Wilhelm, nördlich von Finschhafen, zwischen Coleo und Sialum zwei fast kreisrunde Stellen mit einem Durchmesser von ungefähr 50 m fand, wo der Korallenboden etwa 30 m tief eingebrochen ist. Die frische Beschaffenheit der vollständig senkrechten Wände läßt darauf schließen, daß die Einbrüche erst in neuerer Zeit erfolgten. Man kann sich vorstellen, daß bei denselben der Erdboden in weitem Umfange recht gründlich erbebte.

Die Ortsnamen liegen in Kaiser-Wilhelmsland noch sehr im Argen. Die ersten Entdecker verfuhren hierbei eigenartig: jede erbärmliche Bucht, jeder kleine Felsenvorsprung wurde mit dem eigenen Namen oder demjenigen eines guten Freundes belegt; um die bei den Eingeborenen gebräuchlichen Bezeichnungen kümmerte sich niemand, vielmehr blieb man bei diesen Taufreisen auf dem Schiffe, um die unerläßlichen Getränke in Ruhe vertilgen zu können. Erst neuerdings geht man daran, den Örtlichkeiten auch auf den Karten diejenigen Namen zu geben, welche sie bei den Eingeborenen führen. Hierbei begegnet man großen Schwierigkeiten, denn die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwarzen benennen wohl einzelne Berge, aber keine ganzen Gebirgszüge; jeder Fluß hat in den verschiedenen Abschnitten seines Laufes einen anderen Namen. Dazu kommt der Brauch, die verschiedenen Dorfteile einer oft nur aus wenigen Hütten bestehenden Ortschaft verschieden zu benennen. Weiterhin sind die Verhältnisse dadurch kompliziert, daß man die Vokale a, o und u nicht so scharf unterscheidet, wie wir dies tun. Es is beispielsweise schwer zu sagen, ob die Leute „Warapu", „Waropu" oder „Warapo" aussprechen. Endlich werden die Ortschaften von den Umwohnern fast stets anders genannt, als von den eigenen Bewohnern. So heißt Sissanu bei den Umwohnern „Eissano", Siau bei den Umwohnern Malol, Quampu bei den Umwohnern Quamquam, Lamatkebolo bei den Umwohnern Sialum. Für Kelana gibt es sogar zwei andere Namen: Saliput und Gitua. Die Zahl dieser Beispiele ließe sich ins unendliche vermehren.

Für den zu England gehörigen Teil von Neu-Guinea führte man als Landesbezeichnung den Namen „Papua" ein. Das ist sinnlos, denn den Eingeborenen ist das Wort Papua ganz unbekannt. Wahrscheinlich ist Papua ein Schimpfname, den die Malayen den Bewohnern von Neu-Guinea gaben. Die Schwarzen kennen keinen für ihr Volk und für ihr Land allgemein giltigen Namen. An der Astrolabebucht nennen sich die Küstenbewohner „Tamo", d. h. „Mann", im Gegensatz zu den natürlich tief unter ihnen stehenden Inlandleuten, den Kanaka. In anderen Gebietsteilen sind hierfür andere Namen gebräuchlich. Es liegt also keinerlei Grund vor, den Namen „Kaiser-Wilhelmsland", der das Andenken an den ersten deutschen Kaiser, unter dem die Kolonie erworben wurde, wachruft, durch einen anderen Namen zu ersetzen.

Die diesem Bande beigegebene Karte von Deutsch-Neu-Guinea ist gegenüber den früheren Karten hauptsächlich durch Beiträge erweitert und verbessert, welche einer vom Missionar Lehner (einem der Verfasser der Beiträge in Band 3 dieses Werkes) gezeichneten Karte entnommen sind. Lehner, früher Lithograph und daher im Kartenzeichnen gewandt, hat die Rutenaufnahmen der übrigen Neuendettelsauer Missionare und die von mir gefertigten zu einer großen Karte der Umgebung des Huongolfs verwendet. [1]) Alles was auf den früheren Karten z. B. in den Gebieten nördlich von Bukaua eingezeichnet war, beruht auf freier Phantasie. Auch das Markham-Tal erfuhr auf der neuen Karte Abänderungen und Ergänzungen.

[1]) Erschienen bei Velhagen & Klasing. Zu beziehen durch die Mission in Neuendettelsau. Bayern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 3.

REISEWEG.

Nach Überstehen von zwei kräftigen Taifunen im chinesischen Meer landete ich mit meiner Frau, die mir auf der ganzen Reise eine treue Begleiterin war und nur während der schwierigen Inland-Expeditionen an der Küste zurückblieb, Ende Oktober 1908 in Friedrich-Wilhelmshafen. Da sich daselbst große Plantagen der Neu-Guinea Co. befinden und überdies Eingeborene aus der weiteren Umgebung bei Wegearbeiten beschäftigt waren, hatte ich sogleich Gelegenheit, Vertreter verschiedener Stämme genauer zu untersuchen. Durch die Güte des dort stationierten Regierungsassessors Herrn Dr. Scholz, unseres gastfreien Wirtes, konnte ich auch Ausflüge in die Umgebung unternehmen.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte wurde die erste Küstenreise auf dem Dampfer „Siar" der Neu-Guinea Co. angetreten, auf der wir folgende Punkte berührten: Potsdamhafen, Hansabucht, Dallmannhafen, die Inseln Muschu, Valis, Angel, Seleo, Tumleo und die Regierungsstation Eitape (Berlinhafen). Unmittelbar an diese Fahrt schloß sich die Reise über Stephansort nach Finschhafen und dem Sattelberge, wo am 8. Dezember für mehrere Monate das Hauptquartier aufgeschlagen wurde. Dort wie in der ganzen weiteren Umgebung des Huongolfs ist seit 1886 die lutherische Neuendettelsauer Mission angesiedelt. Den größten Teil meines mehr als neunzehnmonatlichen Aufenthaltes in Kaiser-Wilhelmsland brachte ich im Gebiete dieser Mission zu, der ich für die Förderung meiner Arbeiten und für die Hilfe, welche sie mir nach jeder Richtung hin angedeihen ließ, zu größtem Danke verpflichtet bin. Nicht nur daß wir auf ihren Stationen Unterkunft und Verpflegung erhielten; auch den Eingeborenen gegenüber waren die Missionare stets hilfsbereite Vermittler und Dolmetscher, und wenn ich den Wunsch hatte, das Inland kennen zu lernen, begleiteten sie mich in die unwegsamsten Gebiete. Schließlich ließen sich fünf dieser Herren (Keysser, Stolz, Zahn, Lehner, Bamler) die Mühe nicht verdrießen, ihre im Laufe der Jahre und Jahrzehnte gesammelten Erkundungen niederzuschreiben. Dieselben sind im dritten Bande dieses Werkes veröffentlicht und bleiben für alle Zeiten ein schönes Denkmal ernsten, nicht durch religiöse Engherzigkeit beeinflußten Forschungseifers.

Die Station auf dem Sattelberge, welcher jetzt Missionar Keysser vorsteht, wurde 1892 in 830 m Meereshöhe, 140 m unterhalb der Spitze des Berges, als Erholungsstation für erkrankte Missionare und als Missionsstation für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die umwohnende Kai-Bevölkerung durch Flierl gegründet. Mit außerordentlichen Mühen legte man in dem wildzerklüfteten Gelände einen Weg von der Küste bis zur Bergeshöhe an, der es ermöglicht, Schwerkranke in der Tragbahre oder im Ochsenwagen hinaufzuschaffen.

Wir sollten bei dem Hinaufmarsch, der vier bis fünf Stunden in Anspruch nimmt, sogleich die ganze Tücke des Neu-Guinea-Klimas kennenlernen. In den unteren Abschnitten des Berges, besonders auf den Strecken, welche durch mannshohes Alanggras führen, brannte die Sonne unbarmherzig auf den Schädel. Auf halber Bergeshöhe setzte dann stundenlanger Regen ein, der uns Gießbäche entgegensendete und den kreidigen Boden entsetzlich schlüpferig machte. Auf dem steilsten Anstiege, wenig unterhalb des Zieles, glitt meine Frau aus und brach den Arm. Das war kein angenehmer Anfang.

Der Sattelberg ist für den Forscher ein günstiges Standquartier. Abgesehen von der kühleren Witterung ist der Platz fast moskitofrei. Früher kam Malaria überhaupt nicht vor. Nachdem jedoch jahraus jahrein zahlreiche Malariakranke dort Erholung gesucht hatten und durch den immer steigenden Verkehr der Schwarzen auch Anopheles eingeschleppt waren, kann man sich auch dort oben Malaria holen. Die günstige Einwirkung des kühlen Bergklimas auf Malariakranke, die von den Küsten heraufgebracht werden, ist außerordentlich und schon nach wenigen Tagen pflegen sich die Patienten sichtlich zu erholen. Die Neuendettelsauer Mission würde ohne den Sattelberg nicht so niedrige Sterbeziffern haben. An den Abhängen des Berges wohnt eine interessante Bevölkerung und auch die Tier- und Pflanzenwelt ist in hohem Grade bemerkenswert.

Mit gütiger Unterstützung des in wissenschaftlichen Dingen außerordentlich bewanderten Missionars Keysser, der auf die Schwarzen eine geradezu magische Gewalt ausübt, gelang es mir, nicht nur eine große Reihe ausgezeichneter Typen zu photographieren und nach jeder Richtung hin zu untersuchen, die Tänze, Spiele usw. zu kinematographieren, Gebisse, Köpfe, Hand und Fuß abzuformen, sondern vor allem auch ein halbes Hundert alter Kai-Gesänge phonographisch festzulegen. Durch Ausbreitung des Christentums gehen die alten Gesänge mehr und mehr verloren und nach Ablauf eines weiteren Jahrzehntes wird auf diesem Gebiete nicht mehr viel zu holen sein. Um so mehr müssen wir es Keysser danken, daß er die halb vergessenen Gesänge mit den Leuten wieder einübte und den Text nebst der Übersetzung niederschrieb. Regten sich bei den jungen Christen Bedenken, daß es vielleicht nicht recht sei, den alten heidnischen Kram wieder hervorzuholen, so wurden dieselben dadurch zerstreut, daß ihr Lehrer sagte: die weißen Leute in Europa hörten so viel von euren früheren Schlechtigkeiten, nun wollen sie auch wissen, was ihr früher für dumme und gottlose Lieder gesungen habt.

Ein interessanter Tag war der Besuch verschiedener Höhlen. Letztere sind nach Ansicht der Schwarzen Aufenthaltsort böser Geister, denen man unter allen Umständen aus dem Wege gehen muß. Früher wäre daher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kein Eingeborener zu bewegen gewesen, mit den Weißen in eine Höhle einzudringen.

Etwa eine Stunde von der Station entfernt liegt eine Geisterhöhle, deren Eingang sich im Grunde einer wilden Schlucht befindet. Wer den Freischütz zu inszenieren hat, kann für die Wolfsschlucht kein prächtigeres Vorbild finden, als diesen wildromantischen Ort. Da der Abstieg in die Höhle fast senkrecht ist, mußten unsere Schwarzen aus dünnen Stämmen eine lange Leiter improvisieren, auf der wir glücklich in den stockdunkelen Orkus hinabkletterten, während Scharen der aus ihrer Ruhe aufgescheuchten Fledermäuse um die Köpfe flatterten. Die Höhle stellt einen hohen, gewölbten Raum dar, in dem hundert Menschen bequem Platz finden würden. Die verschütteten Seitengänge lassen sich nur auf kurze Strecken verfolgen; die Tropfsteinbildung ist geringfügig. Als die Schwarzen hier zum ersten Male herunterkamen, sollen sie einige kleine Höhlentiere vorgefunden haben. Ich fand in der Tiefe nur eine mächtige Vogelspinne. Sollten dort irgendwelche Tierreste vorhanden sein, so liegen sie unter den Nachstürzen von der Decke begraben.

Es gestaltete sich schwieriger, aus der Höhle hinaus, als in dieselbe hinein zu gelangen. Während wir unten waren, entlud sich nämlich ein Gewitter und bald rauschte ein Wasserfall über unsere Leiter in die Tiefe. Wir hielten es für geraten, das Ende des Regens dort unten nicht abzuwarten und mußten also gegen das anstürmende Wasser nach oben klettern. In Neu-Guinea gehört vollständigste Durchnässung so wie so zu den täglichen Vorkommnissen.

Besonders interessant sind auf dem Sattelberge für den Anthropologen die beiden letzten Tage der Woche. Vom Freitag ab kommen nämlich für den sonntäglichen Gottesdienst die Leute mit Kind und Kegel aus den entferntesten Dörfern herbeigeströmt: voran der würdevoll schreitende Familienvater, hinterher die schwer beladene Frau, welche in dem über dem Kopfe hängenden Netzsacke Nahrungsmittel für die ganze Familie mit sich führt. Hat man zu Hause ein junges Schwein, welches nicht mehrere Tage ohne Aufsicht und Fütterung bleiben kann, wird auch dies in den Netzsack gepackt; oben über den Taro und dem Ferkel tront der Säugling (Fig. 8), während die größeren Kinder nebenhertrippeln. Die Mädchen, niemals aber die Knaben, schleppen in der über den Kopf geworfenen Netztasche ebenfalls Lasten. In außerordentlich verstärktem Maße kam diese Völkerwanderung kurz vor dem Weihnachtsfeste, denn zum heiligen Abend fanden sich gegen tausend Schwarze auf dem Sattelberge ein.

In kultureller Beziehung bedeutet dies gegen früher einen ungeheuren Fortschritt und ist die Tätigkeit der Missionare, die ein solches Wunderwerk zustande brachte, nicht hoch genug einzuschätzen. Ich sehe hier von der religiösen Seite der Sache ab und habe nur die sittliche Hebung der Eingeborenen im Auge. Daheim lächelt man über die „Schrulle“, den Schwarzen eine neue Religion einimpfen zu wollen und meint, es sei weit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



8. Lasten tragende Frauen und Kinder.

besser, die angeblichen „armen Heiden" ungeschoren zu lassen. So dachte ich früher auch, bevor ich aus eigener Anschauung kennen lernte, was von den Missionaren geleistet wird. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wagte sich in Kriegszeiten — und solche bestanden ungefähr stets — kein Eingeborener in das Nachbardorf, weil man ihn dort sicher erschlagen hätte. In jedem Dorfe befanden sich Baumhäuser, in welche sich die Dorfleute bei plötzlichen Überfällen flüchteten. Jetzt ziehen ganze Familien viele Tagereisen weit ungefährdet durch das Land, die Baumhäuser sind verschwunden und man baut die Wohnungen aus besserem Material, welches gegen die Witterung guten Schutz bietet. Da man früher nach jedem Überfall das Dorf verlegte, wurden die Häuser höchst flüchtig aufgeführt und schwere Erkältungskrankheiten waren bei Jung und Alt die Folgen. Unter dem Einflusse der Neuendettelsauer Missionare hat Kindermord und Abtreibung aufgehört und die Bevölkerung ist in sichtlicher Zunahme begriffen.

Von der luftigen Höhe des Sattelberges aus genießt man einen prächtigen Rundblick, im Osten über das weite Meer, bis hinüber nach Neu-Pommern, im Süden bis zu den hohen Gebirgsketten jenseits des Huongolfs und im Westen und Norden über die zerklüfteten Gebirge des unerforschten Inlandes.

Im Spätsommer 1908 hatte Keysser tief im Inlande eine mit vier getauften Schwarzen besetzte Gehilfenstation errichtet, um auch mit der dortigen Bevölkerung Fühlung zu gewinnen und deren Sprache kennen zu lernen. Das war ein gewagtes Unternehmen, denn die Sendlinge schweben in beständiger Gefahr, überfallen, ermordet und verspeist zu werden. Hier äußerte sich aber wieder der gewaltige Einfluß, den jede neue Religionslehre auf das Gemüt des Menschen auszuüben vermag und der im Jugendalter des Christentums Wunder von Heldenmut und Entsagung zeitigte. Freiwillig meldeten sich vier Männer — zwei davon mit Weib und Kind —, die bereit waren, den gefährlichen Posten auf der Inlandstation anzutreten. Einer derselben ist der Sohn eines angesehenen Häuptlings am Sattelberge und war bestimmt, Nachfolger seines Vaters zu werden. Er verließ aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Vaterhaus und zog mit Weib und Kind in die Ferne. Dabei erhalten diese Sendlinge von der Mission keinerlei Entschädigung und sie müssen für ihren Unterhalt selbst sorgen.

Kurz vor ihrer Abreise kam aus dem Inlande die Nachricht, die Bewohner der Ortschaft, bei welcher sie stationiert werden sollten, seien von ihren Nachbarn bedroht worden: wenn sie die Christen bei sich aufnähmen, so wolle man sie alle erschlagen, mitsamt den Gehilfen. Aber auch hierdurch ließen sich letztere von ihrem Vorhaben nicht abschrecken und besonders sei erwähnt, daß sie keinerlei Waffen mit auf die Reise nahmen, nicht Pfeil und Bogen, geschweige denn Schußwaffen. Das sind die „Wilden".

Mein Wunsch das unbekannte Inland kennen zu lernen, verband sich mit demjenigen von Keysser, genannte Gehilfenstation zu besuchen. Ich brannte besonders vor Begierde, zu erfahren, ob weiter im Inlande größere Mengen von Pygmaeen wohnen, von denen sich in der Umgebung des Sattelberges als Überbleibsel aus unvordenklichen Zeiten einige Reste erhielten.

Anfang Januar 1909 brachen wir mit neun schwarzen Trägern nach Westen hin auf. Der Transport der mitzunehmenden Lebensmittel, Tauschwaren und Instrumente bietet die allergrößten Schwierigkeiten, denn man darf jedem Träger höchstens 25 Pfund aufbürden. Es wäre ganz verkehrt, hieraus einen Schluß zu ziehen auf die Minderwertigkeit dieses Trägermaterials. Der afrikanische Träger, welcher in seiner Heimat 60 Pfund schleppt, würde in Neu-Guinea wegen der entsetzlichen Terrainverhältnisse nicht die Hälfte dieser Last vorwärtsbringen. Ausgesprochen faul ist allerdings die eingewanderte, melanesische Küstenbevölkerung und als Träger für längere Strecken kaum zu brauchen. Die Inlandbevölkerung am Sattelberge würde es jedoch mit jedem afrikanischen Träger aufnehmen. Während unserer 23tägigen Inlandreise verrichteten sie geradezu Wunder von Ausdauer und Geschicklichkeit; bei ewigem Hinauf- und Hinabklettern an schroffen Felshängen, wo der Europäer froh ist, seine Knochen heil hindurchzuretten, tänzelten sie mit ihren Lasten, wie auf wohlgepflegten Bürgersteigen und hatten immer noch einen Arm frei, um dem rutschenden Weißen hilfreiche Hand zu leisten. Geradezu Erstaunliches vollbrachten die Frauen, welche von Dorf zu Dorf als Hilfsträger angenommen wurden. Oben auf den Lasten, welche man ihnen aufbürdete, saß noch stets das Jüngste, und das Stillen desselben wurde während des Marschierens vorgenommen, ohne das Marschtempo nur im mindesten zu verlangsamen.

Westlich von der Sattelbergstation kommt man bald in den wundervollen Urwald, der auf der Welt seines Gleichen sucht. Schlinggewächse umranken schlangengleich die himmelhohen Stämme und von den höchsten Ästen hängen allerwärts Lianen bis zur Erde. Alles strebt hinauf zum Lichte und selbst Bambus und Palme sind zur Kletterpflanze geworden. Was das Licht nicht erreicht, vermodert in der feuchtheißen Atmosphäre, und was dasselbe erreicht hat, erfreut sich nicht lange seines Sieges, denn bald

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



9. Urwald. Moos-Region.

gelingt es einem Konkurrenten noch höher hinauf zu dringen.

Nach mäßigem Anstiege gelangen wir in die Moos-zone, wo Schlinggewächse und triefendes Astwerk von einem dicken Pelz mit grünem Moos überzogen sind (Fig. 9).

Bald liegen die verhältnismäßig gut ausgetretenen Eingeborenenpfade des Sattelberges hinter uns und es beginnt ein fürchterliches Klettern hinauf und hinab; nirgends eine halbwegs ebene Strecke. Hat man, an Steinen und Wurzeln sich mühsam emporarbeitend, einen schroffen Abhang erklommen, so geht es gleich wieder in einen gähnenden Abgrund hinunter. Wir sind froh, wenn der Auf- und Abstieg jedesmal nur 60 bis 80 m beträgt. Wenn man aber immer wieder einige hundert, bei dem Bulesom sogar tausend Meter hinab und auf der anderen Seite des brausenden Gebirgsflusses ebenso viel wieder hinauf muß, so ersehnt schließlich der Ausdauerndste das Erreichen des Zieles.

Für kürzere Strecken geht es durch offenes Grasland; es ist aber kein Gras in europäischem Sinne, sondern das mannshohe, messerscharfe Alanggras, in dem sich bei senkrechter Sonne eine unerträgliche Gluthitze entwickelt. Werden Alanggras und Hochwald durch Bambusdickichte abgelöst, so beginnen für den Wanderer neue Unbequemlichkeiten, denn man kann dort nur in gebückter Stellung vorwärts kommen. Am unangenehmsten ist das Passieren verlassener Kulturfelder. Da die Eingeborenen beim Roden des Urwaldes die starken, schwer zu beseitigenden Stämme liegen lassen, ist das Überschreiten eines solchen Feldes ein unaufhörliches Klettern über Baumriesen, die von Unkraut und aufschießendem Walde überwuchert und durch die beständige Feuchtigkeit vermodert oder mit schlüpfriger Kruste überzogen sind.

Eine Stunde vor Erreichen des Dorfes Lewang, welches das Ziel unseres ersten Tagemarsches bilden sollte, wurden wir von einem tropischen Regenguß überrascht, der in kürzester Zeit die Kleider bis auf die Haut durchnäßte. Eine im Bau begriffene Hütte der Eingeborenen bot dann Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kunft (Fig. 332). Der aus Rohr bestehende Fußboden ist kein weiches Lager; aber nach einem Marsche in Neu-Guinea bedarf man weder Unterbett noch Kopfkissen, um bald in tiefen Schlaf zu sinken. Wir sind vom Sattelberge in Luftlinie kaum 8 Kilometer entfernt, und doch zeigt die Sprache der Lewang-Leute schon erhebliche, dialektische Verschiedenheiten.

Der Anfang des zweiten Tages brachte ein besonders schweres Stück Arbeit: das Überschreiten des Bubui-Flusses, der hier Mape heißt. Nicht als ob der Fluß besonders breit und tief ist; aber die Bergwasser haben sich ein Bett mit fast senkrecht abstürzenden Wänden ausgegraben.

Das Schrecklichste ist die Schlüpfrigkeit aller Pfade; entweder versinkt man bis über die Knöchel im Morast oder der Fuß gleitet auf den schlüpfrigen Steinen oder Baumstämmen und kann nirgends Halt finden; die Baumwurzel, an welche die Linke sich anzuklammern sucht, ist morsch und reißt ab; man greift, um nicht abzurutschen, mit der Rechten in das Gestrüpp. Aber, o weh! es sind Brennesseln, die weit schlimmeren Schmerz verursachen, als ihre europäischen Verwandten. Häufig sind auch Stämme und Äste mit feinen Stacheln besetzt, so daß die zugreifende Hand blutend zurückfährt. Unter diesen Verhältnissen bleiben 10 Kilometer eine glänzende Tagesleistung. Die zweite Nacht verbrachten wir in einem Dorfe in unmittelbarer Nähe des westlichsten von Dr. Pöch auf seiner Inlandreise erreichten Punktes.

Führten uns die beiden ersten Marschtage durch verhältnismäßig dicht bevölkertes Land, so durchzogen wir am dritten und vierten gänzlich unbewohntes Urwaldgebiet; gleichzeitig ging es stark in die Höhe. Freilich gab es hier nicht die gefürchteten Kulturfelder zu überschreiten: allerwärts majestätischer Urwald, der bei wechselnder Meereshöhe sein Gewand stetig ändert. Der Kampf um das Licht wird mit besonderer Hartnäckigkeit geführt, und wegen des dichten Laubdaches ist das Unterholz schwach entwickelt. Durch das Gewirr der Lianen erblicken wir hoch oben in den Baumkronen prächtige Orchideen. Den dichten Umklammerungen der Schlinggewächse hält auf die Dauer kein Stamm stand und allzu häufig wird der Pfad durch gestürzte Urwaldriesen versperrt.

So arm der Wald an Tieren ist, welche auf dem Erdboden leben, so reich ist die Vogelwelt. Am häufigsten sind die vielgestaltigen Tauben, von denen es eine außerordentlich große Anzahl Arten gibt. Dann kommen die prächtigen Paradiesvögel, von denen man in Neu-Guinea etwa 60 verschiedene Arten kennt. Die meisten Arten sind auf einen verhältnismäßig kleinen Raum beschränkt und von Tagereise zu Tagereise wechseln Dialekte, Vegetation und Tierwelt. Wohl nirgends in der Welt haben wir so viele Tierarten, die ausschließlich auf so kleinem Raume leben. Bekanntlich sind alle dem Lande ureingesessenen Säuger Beuteltiere. Das Ganze macht den Eindruck, als ob der Schöpfer hier sein Versuchsfeld hatte, wo er alles durchprobierte, um dann das Brauchbare in anderen Ländern weiter zu kultivieren. Die Versuchsobjekte blieben unbeachtet liegen und kämpften

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich bis zur Gegenwart hindurch. Unter Farnbäumen, mächtigen Araucarien und schachtelhalmähnlichen Kletterbambusen, umschwirrt von riesengroßen Schmetterlingen und Vögeln mit herrlichstem Gefieder glauben wir in eine graue Vorzeit hineinzuwandern, die von der profanen Gegenwart anderer Länder seltsam absticht.

Aufwärts geht es, stundenlang aufwärts, auf einem schmalen Grate, welcher kaum Raum für den Fuß bietet; rechts und links tiefe Schluchten, in deren Grunde wilde Bäche rauschen. Zeitweis haben wir einen prächtigen Ausblick auf die zerklüftete Gebirgslandschaft: so weit das Auge reicht, Berge, Täler, Schluchten und nicht ein Quadratmeter ebenes Land. Wenn es später darauf ankommt, hier Verkehrswege zu schaffen, wird man zum Drahtseil greifen müssen, welches weite Abgründe überspannt und uns in einem Korbe von Bergrücken zu Bergrücken gleiten läßt.

Weshalb ist der an Vögeln überreiche Urwald so arm an Säugetieren? Weshalb flüchten sich letztere, wie das Baumkänguruh und der Baumbär, sogar auf die Bäume und meiden den für Säuger geschaffenen Erdboden? Die Veranlassung ist der Landblutegel. Unter dem abgefallenen Laube leben in den höheren Regionen ungezählte Millionen dieser blutgierigen Tiere, welche für den wandernden Eingeborenen eine grenzenlose Plage sind. Wir Europäer schützen uns gegen dieselben durch hohe Stiefel und Gamaschen, der nacktfüßige Schwarze ist ihnen erbarmungslos preisgegeben. Von Minute zu Minute muß er die Egel, welche sich mit Vorliebe zwischen den Zehen festsaugen, losreißen. Aus jeder Wunde quillt noch lange Zeit Blut. Oft, wenn ich erschöpft von der Trägerkarawane zurückblieb, konnte ich den Pfad, auf welchem die Leute gegangen waren, nur an den Blutspuren erkennen. Je höher man in das Gebirge hinaufkommt, um so schlimmer wird die Plage. Selbstverständlich kann diesen Abzapfungen auf die Dauer kein Säugetier widerstehen und eine auf den Erdboden angewiesene Tierwelt muß zugrunde gehn. Die wenigen im Walde vorkommenden Erdboden-Säugetiere, wie das Wildschwein und das Wallabi, scheinen gegen die Blutegel immun zu sein. Ein junges Schwein, welches unsere Karawane mit sich führte, blieb von Blutegeln, auch wo der Erdboden von diesen wimmelte, verschont.

Da es am Nachmittage des dritten Reisetages zu regnen anfing und keine Möglichkeit bestand, noch das nächste Dorf zu erreichen, schlugen wir auf einer schnell hergestellten kleinen Lichtung unser Zeltlager auf: ein ganz kleines, nur zum Liegen Raum bietendes Zelt für uns zwei Europäer und ein größeres, aber nur mangelhaft schützendes für die Träger. Unsere Kai sind ein lustiges Völkchen: trotz des ermüdenden Marsches, des Regens und der für nackte Menschen empfindlichen Kälte (wir befinden uns in 1400 m Meereshöhe) singen sie um ihr Lagerfeuer bis tief in die Nacht hinein. Auffallend ist das geringe Schlafbedürfnis der Leute. Man sollte meinen, daß dieselben nach der anstrengenden Tagesarbeit abends ermattet auf das Lager sinken. Aber nichts von alledem; das

Schwatzen will kein Ende nehmen und erst gegen Morgen verfallen sie in tiefen Schlaf. Gelegentlich holen sie allerdings alles nach und verschlafen, wenn sie die Zeit dazu haben, den ganzen Tag.

Am nächsten Morgen ging es nach Überschreiten der Paßhöhe (1600 m) auf fürchterlich steilen und schlechten Pfaden bergab. Besonders gefährlich gestaltete sich das Überklettern eines Bergsturzes, welcher wie viele andere Bergstürze, die wir auf der Reise sahen, dem entsetzlichen Erdbeben vom September 1906 seinen Ursprung verdankt.

Auf dem Weitermarsche mußten wir mehrfach schmale, tiefe Abgründe auf umgestürzten, schlüpfrigen Baumstämmen überschreiten. Mit Hilfe der sicher wie Seiltänzer laufenden Eingeborenen, die, ohne ihre Last abzulegen, vorn und hinten je eine Hand des Weißen fassen, werden auch diese kritischen Stellen überwunden. Nur in vereinzelten Fällen, wo der Stamm gar zu schlüpfrig ist, muß man sich entschließen, das Hindernis rittlings zu nehmen.

Unser viertes Nachtlager im elenden Dorfe Du liegt ungefähr 1000 m tiefer, als die Vormittags überschrittene Paßhöhe. Das ganze Dorf besteht aus zwei Hütten, einem Männerhaus und einem Weiberhaus, in welch letzterem gleichzeitig die Kinder untergebracht sind. Im Gegensatze zur Umgebung des Sattelberges wohnen hier die Geschlechter getrennt, ein den Hausbau sehr vereinfachendes Verfahren, denn zehn und mehr Familien brauchen nicht zehn sondern nur zwei Hütten. Der im Dorfe gesprochene Dialekt ist für die Umwohner des Sattelberges schon ganz unverständlich.

Der fünfte Reisetag gestaltete sich zu einem der schwierigsten. Zwar wäre es am Platze gewesen, nach vier anstrengenden Märschen einen Ruhetag einzuschieben; doch sollte heute die Station erreicht werden, wo man besser ausruhen konnte. Schon früh begann an steilen Hängen die Kletterei bergab bis zum reißenden Bulesom, der sich in den Huongolf ergießt. Da die aus Bambus und Lianen bestehende Brücke stark beschädigt war, verging eine Stunde mit dem Ausbessern derselben. Die Eingeborenen entwickeln hierbei ungewöhnliches Geschick und verstehen es, aus Schlingpflanzen Stricke von einer Festigkeit herzustellen, daß die Brücke selbst erhebliche Lasten zu tragen vermag. Alle Flüsse, denen wir bisher begegnet waren, wurden durchwatet; der Bulesom ist hierfür viel zu reißend.

Schon senkte sich die Sonne, und noch immer ging es jenseits des Bulesom steil bergan. Der einsetzende Regen verstärkte sich zum tropischen Gusse und machte die schlüpfrigen Wege fast unpassierbar; es begann zu dunkeln und noch immer war von der Station nichts zu sehen. Da standen wir vor einem gähnenden Abgrunde, in dessen Tiefe ein durch den Regen mächtig angeschwollener Bach rauschte. Wollten wir nicht, völlig durchnäßt, auf steiniger Höhe übernachten, so hieß es unbedingt: vorwärts. Da kam Hilfe von den telephonisch herbeigerufenen Mannschaften der Station. „Telephonisch“ ist hier wörtlich zu verstehen, denn die Kai besitzen ein drahtloses Fernsprechwesen, um welches wir sie beneiden könnten. Jede wichtige Mitteilung wird von Berg zu Berg durch ungeheuer lautes Brüllen weiter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



10. Baumhaus nahe bei der Gehilfenstation.

gegeben, wobei ein eigenartiger Tonfall zur Anwendung kommt. So verbreiten sich Nachrichten über weite Strecken in unglaublich kurzer Zeit und ferne Dorfschaften können vor dem Herannahen einer Gefahr gewarnt werden. „Die Weißen kommen, bringt das Dorf in Ordnung" war der Ruf, den wir auf unserer Reise aus weiter Ferne täglich mehrmals hörten.

Bis spät in die Nacht hinein hallte es durch die Täler: „die Weißen sind da". Infolgedessen erschien am nächsten Morgen die ganze Bevölkerung der umliegenden Dörfer auf dem Platze vor dem Stationshause. Groß ist natürlich die Neugier der Leute, einen Weißen und seine wunderbaren Sachen zu sehen; aber niemals werden sie hierbei aufdringlich, denn ein natürliches Taktgefühl ist allen angeboren. Wenn wir irgendwo im Flusse ein Bad nahmen, drängten sich die Schwarzen nicht etwa heran, um den rätselhaften, weißen Körper näher zu betrachten, sondern hielten sich stets außer Sehweite. Was würde wohl geschehen, wenn bei irgend einem europäischen Dorfe ein Neger sich anschickte zu baden? Ich glaube, unsere liebe Dorfjugend würde sich weit weniger zivilisiert benehmen.

Ein einziges Mal faßte ein kleiner Bengel meine Hand und rieb mit seinem mit Speichel benetzten Finger kräftig auf dem Handrücken, um zu prüfen, ob die weiße Farbe echt ist.

Während die früher in den Dörfern bis an die Küste allgemein verbreiteten Baumhäuser im Einflußgebiete der Mission jetzt vollkommen verschwunden sind, traf ich das erste Baumhaus (Fig. 10) in Nähe der Inlandstation; die gegenseitige Totschlägerei war damals (Anfang 1909) daselbst noch in vollem Gange. So kam der Fall vor, daß eine Dorfschaft einer anderen ein Schwein schuldete und in Ermangelung eines solchen einen Mann, natürlich einen erschlagenen Feind lieferte. In der ersten Zeit ihres Dortseins waren die Gehilfen Zeuge davon, daß ein während des Kampfes schwer verwundeter Mann, der nicht fliehen konnte, von den Siegern an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



11. In hohem Gestrüpp versteckte Hütte.

eine Tragstange gebunden und in das Heimatdorf geschleppt wurde. Sein entsetzliches Brüllen verstummte erst, als man ihm durch Sengen über dem Feuer den Garaus machte.

Von den ganz unsicheren Verhältnissen zeugt auch die in Figur 11 dargestellte, im tiefen Gestrüpp verborgene Hütte. Ihre Bewohner haben dieselbe erbaut, um sich den spähenden Blicken ihrer Feinde zu entziehen.

Übrigens besserten sich, wie mir Keysser schreibt, in den letzten zwei Jahren durch den Einfluß der Gehilfen und durch den wiederholten Besuch der Missionare die Verhältnisse daselbst schon außerordentlich. Wenn auch gelegentlich die alte Wildheit zum Durchbruche kommt, so leben die Dorfschaften doch bereits in selten gestörtem Frieden.

Meine Hoffnung, tief im Inlande größere Reste der wahrscheinlich ursprünglichen Zwergbevölkerung zu finden, wurde nicht erfüllt. Die Bewohner, welche sich Hupe nennen, sind infolge der kümmerlichen Ernährung und besonders wegen des Fehlens von Salz kaum mittelgroß, zeigen aber keins von den typischen Merkmalen der Pygmaeen aus der Umgebung des Sattelberges. Von den Hupe kannten die Küstenleute früher nicht viel mehr als den Namen. Man erzählte sich, daß sie ein einziges großes Auge mitten auf der Stirn und lange Schwänze haben. Mit Hilfe der Tafeln 197 bis 202 im Band 2 möge man diese Behauptungen auf ihre Richtigkeit nachprüfen.

Es wäre für die Leser weit interessanter, wenn ich ihnen — ganz nach dem Vorbilde gewisser Reisebeschreibungen — berichten könnte, wie ich beim Besuche des bereits erwähnten Baumhauses von den „Wilden“ hinaufgelockt, dann hinterrücks hinuntergestürzt, an eine Stange gebunden, zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den heimischen Kochtöpfen geschleppt und im letzten Augenblicke von meinem herzueilenden Freunde Keysser gerettet wurde. Obgleich ich aber bei jenem Besuche von einem Schwarm neugieriger Schwarzen begleitet wurde, denen alles, was ich bei mir trug, höchst begehrenswerte Artikel sind, ereignete sich nichts dergleichen. Vielmehr waren, als ich zum Baumhause kam und gerne hinaufklettern wollte, um die unbewohnte Hütte genauer zu betrachten, die Schwarzen ängstlich bemüht, mich hiervon abzuhalten, weil sich die nach oben führende Leiter allerdings in erbärmlichem Zustande befand und ich dank derselben wahrscheinlich erheblich schneller hinunter als hinauf gekommen wäre.

Die auf die Reise mitgenommene Mauserpistole wurde nur ein einziges Mal aus ihrem Versteck hervorgeholt, als wir den Schwarzen einen Begriff von der Gefährlichkeit unserer Schußwaffen beibringen wollten. Die Kugel durchschlug zwei anderthalb Zentimeter starke Bretter und den Baum gegen welchen die Bretter gelehnt waren. Bei dieser Wirkung bekamen die Leute einen heiligen Respekt vor unseren Verteidigungsmitteln. Übrigens gaben sie uns sofort Gelegenheit, auch ihre Waffe, Pfeil und Bogen, gebührend zu würdigen: der abgeschossene Pfeil durchdrang eins der beiden harten Bretter so weit, daß die Spitze noch einen Zentimeter auf der anderen Seite hervorragte.

Nach einigen Tagen der Ruhe, welche zum Sammeln, Photographieren und zu kinematographischen Aufnahmen benutzt wurden, brachen wir von der Gehilfenstation zum Weitermarsch nach Westen auf. Es bestand die Absicht, noch eine Tagereise weit westlich vorzudringen und dann nach Norden abzuschwenken, um über das Cromwell-Gebirge zur Nordostküste zu gelangen. Die Kletterei begann also von neuem und bald befanden wir uns in 1500 m Meereshöhe, über 400 m höher als die Station. Auffallenderweise ist das Gebirge in dieser erheblichen Höhe verhältnismäßig stark bewohnt. Man darf das Inland nicht nach den Küstenstrichen beurteilen. In Nähe der Küste wehen schon in 1000 m Meereshöhe so rauhe Winde, daß der unbekleidete Eingeborene dort kaum noch zu existieren vermag. Im Inland sah ich in weit größeren Höhen das Thermometer auch nachts nicht unter 17^0 C sinken und rauhe Winde fehlen. Deshalb geht dort bis gegen 1500 m Meereshöhe der Eingeborene noch unbekleidet.

Unser Nachtquartier wurde eine elende Hütte (Figur 12), wo wir und die Träger das Lager mit noch zwanzig Eingeborenen teilen mußten. Um sich zu erwärmen und um die Moskitos zu vertreiben, unterhalten die Schwarzen in den Hütten die ganze Nacht hindurch ein Feuer. Rauch und das Geschwätz der Leute tragen nicht dazu bei, die Annehmlichkeit des Ortes zu erhöhen; aber die Nervosität verliert man auf einer solchen Reise vollständig und selbst zwei Dutzend Flöhe im Bettsack stören die Ruhe nicht nennenswert. Übrigens haben genannte ungebetene Gäste die löbliche Eigenschaft, daß ihr Stich keine Schmerzen und keine örtliche Schwellung verursacht. In Neu-Guinea kommt die weniger angenehme Art

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



12. Hütte im westlichsten Dorfe.

von Flöhen auch vor und müssen dieselben sogar bei gegenseitiger Schimpfrede verschiedener Stämme herhalten: „Eure Flöhe stechen, unsere nicht."

Für die Weiterreise ergaben sich erhebliche Schwierigkeiten: niemand wollte uns nach Norden hin als Führer dienen, weil dort ihre Feinde wohnten. Man hatte nämlich die dortigen Dörfer vor einiger Zeit überfallen und fürchtete Rache, wenn man sich daselbst blicken ließ. Auf dem Hinwege hätten die Führer an uns genügend Schutz gehabt; auf dem Rückwege wären sie nicht lebend durch die Dörfer gekommen. Dagegen erklärte man sich bereit, uns weiter nach Westen hin zu geleiten. Wir brachen also in westlicher Richtung auf, standen aber schon nach kaum einstündiger Wanderung am Rande eines gähnenden, mindestens 1000 m tiefen Abgrundes, in dessen Grunde der Kua, ein Nebenfluß des Bulesom, rauscht. Um einen besseren Überblick über die Lage zu gewinnen, erklommen wir eine Anhöhe, wo sich ein herrlicher Blick weit in das Land hinein eröffnete: unmittelbar vor uns, mit beinahe senkrechtem Absturze, die Kua-Schlucht; jenseits das Gelände etwas weniger steil ansteigend, aber von Bergrücken zu Bergrücken immer höhere Gipfel und nach Aussage der Eingeborenen immer tiefere, wildere Täler. Auch nach Norden hin, mit dem Massiv des Cromwell-Berges abschließend, dieselbe Szenerie: hohe Berge, steile Hänge, tiefe Schluchten. Neu-Guinea ist ein fürchterliches Land. Die Rawlinson-Berge, welche als direkte Fortsetzung der zentralen Gebirge im Südwesten klar vor uns liegen, sind mindestens 600 m höher als unser Standpunkt, daher reichlich 2000 bis 2500 m hoch. Helle Stellen, die allerwärts an den Berghängen sichtbar sind, verraten, daß überall das Land gut bevölkert ist, denn diese Stellen entsprechen frisch angelegten oder kürzlich verlassenen Kulturfeldern. Keysser, welcher später auch in jene Gegenden kam, be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stätigt, daß das Quellgebiet des Bulesom und seiner Nebenflüsse besonders gut bevölkert ist.

Da unter diesen Verhältnissen ein weiteres Vordringen nur mit äußersten Anstrengungen verknüpft war, zog ich es vor, zur Gehilfenstation zurückzukehren, während der beinahe ein Vierteljahrhundert jüngere Keysser mit wenigen Trägern auf jeden Fall den Vorstoß nach Norden wagen wollte. Vorüber an einem Dorfe, welches wegen drohender Überfälle durch einen hohen Bambuszaun geschützt ist, wendeten wir uns also zurück nach Osten und bei der nächsten Teilung des Eingeborenenpfades schwenkte Keysser nach Norden hin ab.

In jenen Gegenden ist der riesengroße „Goliath", wohl der größte aller Schmetterlinge, von dem das Paar mit 200 Mk. bezahlt wird, ziemlich häufig, aber ungemein schwer zu fangen. Diese sowohl wie die anderen großen Lepidopteren, z. B. der Priamus, haben einen so schnellen und ruhigen Flug, daß der Neuling glaubt, Vögel vor sich zu sehen.

Schon vier Tage nach unserer Trennung kehrte Keysser mit seinen Trägern in stark erschöpftem Zustande zurück. Unpassierbare Wege, unaufhörlicher Regen und die Unmöglichkeit, nach Norden hin Führer zu finden, hatten ihn zur Umkehr gezwungen.

Im Sommer desselben und des nächstfolgenden Jahres gelang es dann Keysser, von der Inlandstation über das wilde Bergland im Südwesten nach dem Huongolf vorzudringen, wo er in der Nähe der Station Bukaua an die Küste kam. Missionar Panzer konnte im Juni 1909 von der Inlandstation über das Cromwell-Gebirge nach Sialum bei Kap König Wilhelm gelangen.

Es blieb uns also nichts weiter übrig, als zum Sattelberge zurückzukehren; doch wählten wir einen weiter nach Norden gelegenen Weg, um möglichst viel von dem Lande kennen zu lernen. Selbst hier hielt es schwer, Führer bis zum nächsten Dorfe zu bekommen, weil daselbst jemand gestorben war. Die Führer konnten nicht wissen, ob sie dort nicht selbst im Verdachte der Zauberei standen und Gefahr liefen, nach unserem Weitermarsche erschlagen zu werden.

Es ging wieder hinab zum Bulesom, aber die Brücke war durch starken Gewitterregen der letzten Nacht fortgeschwemmt und schnell mußte aus mächtigen Bambusstangen eine neue erbaut werden (Fig. 153); eine Kletterei von 400 m beschloß den Tagemarsch.

Die Hütten stehen dort auf ziemlich hohen Pfählen und man hat im Dach aufklappbare Luken angebracht, um den anrückenden Feind beobachten und mit Pfeil und Bogen empfangen zu können (Fig. 13).

Die beiden folgenden Tage führten wieder durch unbewohnte Urwaldregionen, immer bergauf und bergab, im allgemeinen erheblich ansteigend. Bald waren 1500 m Meereshöhe erreicht. Die Hoffnung, daß wir auf dem nördlichen Wege mehr auf dem Kamm bleiben würden, bestätigte sich nicht, denn die Kletterei wurde schlimmer als je zuvor. Endlich, als wieder einmal ein tropischer Regenguß einsetzt, erblicken wir ein ziemlich großes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



13. Dorf nahe dem Bulesom.

Dorf, aber kein Mensch ist sichtbar und die ganze Ortschaft wie ausgestorben; auf dem Dorfplatz wuchert hohes Gras, ein sicheres Zeichen, daß hier seit Wochen niemand seinen Fuß hinsetzte. Der Platz war vor einigen Wochen überfallen worden und die Überlebenden hatten sich anderwärts angesiedelt.

Wir befanden uns jetzt 3 Tagemärsche von der Gehilfenstation entfernt, von wo wir zwei Männer und zwei zehnjährige Knaben als Hilfsträger mitgenommen hatten, dieselben wollten nun zur Station zurückkehren und beabsichtigten, die dreitägige Strecke an einem Tage zu laufen. Sie verließen uns gegen 7 Uhr Morgens und langten, wie wir später erfuhren, tatsächlich am Abend desselben Tages auf der Station an. Freilich hatten sie sich unterwegs nicht soviel Ruhe gegönnt, um auch nur einen Bissen zu essen.

Für uns begann nunmehr die bessere Zeit, denn wir kamen in den Wirkungskreis der Sattelbergmission. Das macht sich sogleich bemerkbar an den solider gebauten, wetterfesteren Hütten, den reinlicheren Dörfern und vor allen Dingen an den besser gehaltenen Wegen. Allerwärts gewinnen die Schwarzen Verständnis dafür, daß ein passierbarer Weg die erste Vorbedingung zum Kulturfortschritt ist. Früher war schlechte Beschaffenheit der Pfade ihr Vorteil, denn sie erschwerte das Vordringen der Feinde gegen das Dorf.

Gegen Ende Januar erreichten wir nach 23tägiger Abwesenheit wieder das Heim auf dem Sattelberge.

Am 15. März 1909 verließen wir den Berg, um über Finschhafen nach dem Huongolf zu fahren. Es war kein leichtes Stück, all die schweren Gepäckstücke, Sammlungen usw. zur Küste zu befördern und es mußten im ganzen 96 Träger aufgeboten werden. Aber auch hier zeigte sich wieder die außerordentliche Leistungsfähigkeit der Kai im Tragen von Lasten. Mit zentnerschweren Kisten, wo an einzelnen Stücken zehn Mann tragen mußten, tänzelten sie singend den schlüpfrigen Weg hinab. Kurz vor dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziele wird der Siegesgesang angestimmt, den man früher nach erfolgreichem Kriegszuge bei der Heimkehr in das Dorf ertönen ließ; damals wurde die Zahl der erschlagenen Feinde durch je einen lauten Juchzer markiert; jetzt gibt es denselben Freudenschrei für je eine glücklich transportierte Kiste.

Der Küstendampfer Siar, welcher uns nach Bukaua (Kap Arkona) am Huongolf bringen sollte, kam wie gewöhnlich am festgesetzten Termin nicht an und nach zweiwöchentlichem Warten entschlossen wir uns, mit dem kleinen Missionsschoner Simbang am 1. April die Reise anzutreten. Alles ging gut, und als nach zwölfstündiger Fahrt die Dunkelheit hereinbrach, waren wir schon ein erhebliches Stück in den Huongolf vorgedrungen. Bei grauendem Morgen erblickten wir jedoch die Tami-Inseln statt im Osten weitab im Westen; denn bei nächtlicher Windstille hatte uns die aus dem Huongolf herauskommende, mächtige Strömung völlig aus dem Kurs gebracht und weit in das offene Meer hinausgetragen. Im Laufe des Vormittags wurde die Entfernung vom Lande größer und immer größer, und es ist schwer zu sagen, wo wir schließlich hingeraten wären, hätte sich nachmittags nicht ein kräftiger Wind erhoben, der uns in einigen Stunden nach Finschhafen zurückbrachte.

Im Begriff, am nächsten Morgen die Fahrt von neuem zu wagen, erschien als rettender Engel in Finschhafen der Motorschoner Irene einer im Bismarckarchipel ansässigen Firma, welcher im Huongolf Arbeiter anwerben wollte. Dank dem prächtig arbeitenden Benzinmotor landeten wir zehn Stunden später bei Kap Arkona auf der Missionsstation Bukaua, wo ich einige Monate Standquartier zu nehmen beabsichtigte. Wenige Tage später langte auch die Siar in Bukaua an, und wir benutzten die Gelegenheit, eine orientierende Küstenfahrt bis zur englischen Grenze auszuführen. Da der Dampfer zahlreiche Plätze anläuft, um Arbeiter anzuwerben, so lernt man auf diese Weise Orte kennen, die sonst nur äußerst schwer erreichbar sind. Unweit der englischen Grenze liegen die Dörfer wegen der feindlichen Überfälle vielfach auf steiler Bergeshöhe. Erst in jüngster Zeit, wo durch die Goldfunde im Waria (Herkulesfluß) zahlreiche Europäer angelockt wurden und daher die gegenseitigen Totschlägereien unter den Schwarzen nachließen, steigen die Eingeborenen von ihren Felsennestern in die Ebene hinab (Fig. 14).

Damals trafen wir in Adolfhafen den prächtigen Regierungsdampfer „Seestern", welcher einige Mitglieder der deutsch-englischen Grenzkommission nach dort gebracht hatte. Zwei Monate später lagen das Schiff, der Kapitän mit Weib und Kind, sowie die gesamte weiße und schwarze Besatzung auf dem Grunde des Meeres.

Nach unserer Rückkehr nach Bukaua begannen die Untersuchungen über Land und Leute, wobei, ebenso wie auf dem Sattelberge Herr Keysser, Missionar Lehner meine Arbeiten in verständnisvoller Weise förderte. Ihm verdanke ich auch seltene, ethnographische Stücke, die er im Laufe der Jahre gesammelt hatte, besonders das wichtige, auf die Zauberei sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



14. Dorf Mayama, nordwestlich von Adolfhafen.

erstreckende Material, welches ihm die alten Zauberer des Landes freiwillig auslieferten. Auch bei Aufnahme von Gesängen und Tänzen, ferner beim Beschaffen von Trachten, die gegenwärtig nur noch selten vorkommen, leistete Lehner die vortrefflichsten Dienste.

Gegen Ende April ging mein Wunsch, den Markham, welcher einige Stunden westlich von Bukaua mündet, genauer kennen zu lernen, in Erfüllung. Am unteren Laufe des Flusses liegen die Verhältnisse besonders verwickelt. Nach den Erzählungen der Leute war ungefähr bis zum Jahre 1875 das Land in Nähe der Markham-Mündung, dort wo die Nordküste des Huongolfes im rechten Winkel nach Süden umbiegt, dicht bevölkert. Am Meere nahe der Flußmündung wohnten die Labo, welche mit ihrer eigenartigen Sprache eine isolierte Stellung unter den dortigen Papua einnehmen. Ein wenig mehr nach Osten, an der Nordküste des Golfes und im unteren Stromgebiet des Markham hausten die Lae, Jalu, Musom und Abo, weiter hinauf am Flusse die Lae-Womba. Abgesehen von den üblichen Totschlägereien bei Sterbefällen ging alles so friedlich zu, wie dies in Neu-Guinea zugehen kann. Da änderten sich die Verhältnisse, als ein bei den Lae-Womba hoch angesehener Lae-Häuptling gestorben war. Von nun ab hausten die Lae-Womba ein volles Menschenalter hindurch unter den umliegenden Völkerschaften wie die fürchterlichsten Mordbrenner. Weite, blühende Landstriche sind durch sie entvölkert. Die Labo mußten sich aus ihren Küstendörfern in die schwer zugänglichen Sümpfe der Herzogseen zurückziehen. Ihr Hauptdorf liegt dort jetzt auf einer ganz flachen Insel, welche bis auf einen kleinen Rest während der Flutzeit unter Wasser gesetzt ist. (Fig. 15 u. 16.) Außerdem stehen vereinzelte Hütten im Mangrowedickicht direkt im Wasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



15. Hauptdorf der Labo auf der Insel im Herzogsee.



16. Hütten der Labo. Herzogsee.

Wie in grauer Vorzeit auch unsere Vorfahren in Pfahldörfern Zuflucht vor ihren Feinden suchten, wurden die Labo unter dem Drucke der Verhältnisse Pfahlbauern. Die armen Leute litten nun aber äußerste Not, denn aus Angst vor den Lae-Womba konnten sie ihre Felder nicht bestellen und mußten ihr Leben kümmerlich von den Erträgnissen des Fischfanges fristen.

Nicht besser erging es den Lae, Jalu und Abo; auch sie wurden von den Lae-Womba aus ihren Wohnsitzen verdrängt und was nicht erschlagen war, siedelte sich weiter nach Osten hin an der Nordküste des Huongolfes an.

Noch in den allerletzten Jahren, wo fast alles, was flüchten konnte, aus dem Bereiche ihrer Speere und Holzschwerter geflohen war, ermordeten die Lae-Womba nachweislich 130 Menschen. Jüngst überfielen sie in der Nacht ein weitab gelegenes Lae-Dorf und am nächsten Morgen fand man 70 Leichen, Männer, Frauen, Greise und Kinder unter den rauchenden Trümmern der Hütten.

Auch mit List suchten die Lae-Womba ihren Feinden beizukommen: einmal schickten sie eine geraubte Frau zurück in ihr Heimatdorf; dort mußte sie, froh bewillkommnet, ihre Leidensgeschichte erzählen. Als die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dorfbewohner um sie am Feuer hockten und nichts ahnend ihren Erzählungen lauschten, schlichen sich die Lae-Womba heran und metzelten alles nieder.

In vereinzelten Fällen konnten die Labo und Lae Vergeltung üben, so daß das Morden am unteren Markham geradezu unerträglich wurde. Mehrmals versuchte die Regierung, durch Strafexpeditionen Besserung dieser Verhältnisse herbeizuführen. Eine dieser Expeditionen wurde von den Lae-Womba nachts überfallen. Mit blutigen Köpfen — auch die beiden weißen Führer waren verwundet — mußte man sich zurückziehen. Bei zwei weiteren Expeditionen bekam man die Feinde, die sich im Urwalde und mannshohen Alanggrase versteckt hielten, überhaupt nicht zu Gesicht. Durch diese Erfolge wurden die Lae-Womba nur noch frecher und herausfordernder.

So lagen die Verhältnisse, als ich mit meinen Missionarsfreunden beschloß, den Lae-Womba friedlich, ohne einen einzigen Polizeisoldaten, zu Leibe zu gehen. Außer Lehner beteiligten sich die Herren Mailänder von der Station Malalo (Kela) am Huongolf und Keysser vom Sattelberge, der damals über die Rawlinsonberge in Bukaua eintraf, an der Expedition.

Der Anfang war nicht viel versprechend, und wer an übele Vorzeichen glaubt, hätte vielleicht kleinlaut das Wagestück auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Kaum waren wir nämlich mit dem Boote von Bukaua abgesegelt, als uns eine äußerst heftige Regenbö überraschte und das Boot an die steinige Küste und in die Brandung trieb. In letzterer mußten wir ins Wasser springen, um halb schwimmend, halb geschleudert wieder festen Boden unter den Füßen zu erreichen. Da das Boot einen gehörigen Knacks abbekommen hatte, mußte es erst ausgebessert werden und am folgenden Tage konnte dann unter besseren Auspizien die Reise nochmals beginnen.

Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit kreuzten wir vor der Markham-Mündung vorüber, was in einem Boote besonders in der Dunkelheit eine aufregende Sache bleibt, denn die dem Flusse entströmenden Wassermassen verursachen im Anprall gegen die heranrollenden Wogen des Ozeans so gewaltiges Brodeln, daß das Fahrzeug wie eine Nußschale hin- und hergeworfen wird und viel Wasser hineinschlägt. Überdies verfehlten wir in der Dunkelheit die Einfahrt in die Herzogseen, bis die durch Signale auf dem weithin tönenden Muschelhorn herbeigerufenen Labo uns glücklich in ihre Lagune hineinlotsten.

Nunmehr galt es, nebst der nötigen Begleitmannschaft einige der flach gehenden Labo-Kanus für die Flußfahrt zu erhalten, denn nur diese lassen sich wegen der zahllosen Untiefen auf dem Markham verwenden.

Erst nach stundenlangen Verhandlungen glückte es den Missionaren, drei Kanus und ein halbes Dutzend Leute für die Reise zu gewinnen, denn infolge der namenlosen Angst vor den Lae-Womba wollte niemand mitfahren. Einschließlich der von Bukaua mitgebrachten Leute hatten wir 19 Schwarze zur Verfügung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei mittlerem Wasserstande ist nicht das ganze Bett mit Wasser gefüllt, sondern es findet sich in der Mitte eine fast ununterbrochene Reihe von Sandbänken. Ein schweres Hindernis für die Bootsfahrt bilden die vom Hochwasser herabgeschwemmten Baumstämme, welche oft nur wenige Zentimeter über dem Wasserspiegel hervorragen.

Die einzige Möglichkeit mit dem Kanu stromaufwärts zu kommen, ist das Ziehen desselben mit langen Stangen am Rande der Sandbänke. Mit Rudern und Segeln läßt sich nichts ausrichten, denn der Strom hat eine Stundengeschwindigkeit von zehn bis elf Kilometern.

Kritisch wird die Lage, wo eine Sandbank ihr Ende erreicht und die nächste erst mehrere hundert Meter weiter stromaufwärts liegt. Man muß dann eins der beiden Ufer zu erreichen suchen und an diesem das Boot so weit stromaufwärts ziehen, bis man im Bereiche der nächsten Sandbank ist. Natürlich wird man beim Überqueren des Flusses ein erhebliches Stück stromabwärts gerissen und das Fortkommen an den eineinhalb bis zwei Meter hohen, mit Urwald oder Buschwerk bestandenen Ufern ist um so mühseliger, als hier die Strömung am stärksten rast. Überdies war stets zu befürchten, daß uns die Lae-Womba im Gebüsch auflauerten.

Infolge dieser Schwierigkeiten kamen wir am ersten Tage nur wenige Kilometer stromaufwärts; überdies stellten sich unsere Schwarzen so ungeschickt wie möglich an, damit wir recht bald die Unausführbarkeit eines weiteren Vordringens einsehen und umkehren möchten. In namenloser Angst stierten sie nach den Ufern hin und wenn sich dort ein Blättlein regte oder gar eine verlassene Schutzhütte sichtbar wurde, machten sie Miene, in die Boote zu springen und davon zu fahren. Von den Lae-Womba wußten sie die seltsamsten Dinge zu erzählen: sie sollten imstande sein, den reißenden Strom so zu durchschwimmen, daß nur die Nasenlöcher aus dem Wasser hervorragen; man müsse deshalb jeden Augenblick gewärtig sein, daß ein Trupp dieser Bluthunde unmittelbar vor den Booten aus dem Wasser auftaucht. Fernerhin sollten sie mit langen Haken versehen sein, um die Leute aus den Booten ins Wasser zu reißen. Deshalb legten unsere Schwarzen die ledernen Gürtel ab, mit denen die Lendentücher gehalten werden, denn sie meinten, daß die Gürtel den Haken einen besonders günstigen Angriffspunkt bieten.

Als es dunkelte, schlugen wir das Lager auf einer Sandbank mitten im Strome auf. Zwar besteht hier die Gefahr, daß bei plötzlich eintretenden, schweren Regengüssen die Sandbank überflutet wird. Doch wären unsere Schwarzen unter keinen Umständen zu bewegen gewesen, an dem vor Überflutung geschützten, höheren Ufer zu übernachten.

Selbstverständlich wurden die ganze Nacht hindurch Wachen ausgestellt und wechselten auch wir Weiße uns von zwei zu zwei Stunden ab. Wir mußten unser Augenmerk hierbei hauptsächlich auf die eigenen Leute richten, welche bei den geringsten Anzeichen eines Überfalles sofort in die Boote gesprungen wären und uns im Stiche gelassen hätten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



17. Unsere Expedition auf dem Markham.

Am folgenden Tage kamen wir etwas schneller vorwärts, denn der glückliche Verlauf der ersten 24 Stunden hatte den Mut gestärkt. Der Fluß macht auffallend wenig Windungen; an beiden Seiten erheben sich bewaldete Bergzüge. Kein Lae-Womba kam, um uns aus den Kähnen zu reißen; auch zeigten sich nirgends Pflanzungen oder Wohnstätten derselben. Nur hin und wieder erblickten wir am Ufer einige erbärmliche Schutzhütten, die zu vorübergehendem Aufenthalte errichtet werden. In der Umgebung dieser Hütten und auf den Sandbänken im Flusse fanden wir frische Fußspuren; die gefürchteten Feinde waren also in der Nähe und hatten uns jedenfalls bemerkt. An einer Stelle, wo eine größere Gruppe von Schutzhütten zusammen stand, unternahm ich mit Herrn Keysser eine Rekognoszierung am Ufer; doch ist die Sache nicht ungefährlich, denn die durch dichtes Unterholz und hohes Gras geschützten Schwarzen haben die beste Gelegenheit, aus nächster Nähe ihre Speere zu werfen, ohne daß man sieht, von wo die unliebsame Gabe kommt.

Auch in der zweiten Nacht kampierten wir auf einer flachen Sandbank. Als um Mitternacht der Mond untergegangen war, bemerkte der wachthabende Weiße ein verdächtiges Geräusch an der Stelle, wo unsere Kanus am Lande lagen. Schnell hinzueilend konnte er gerade noch verhindern, daß die aus den Herzogseen mitgenommenen Labo die Fahrzeuge ins Wasser zogen und davonfuhren.

Auch am dritten Reisetage bekamen wir niemand zu Gesicht. Durch ungünstige Verkettung von Umständen war vor Antritt der Flußfahrt ein mit Proviant beladenes Boot zurückgeblieben und hatte uns nicht mehr einholen können. Unsere Lebensmittel gingen daher vorzeitig zu Ende, und da wir weder Dörfer noch Pflanzungen antrafen, konnte von frischer Verproviantierung keine Rede sein. Wir mußten uns also am Mittage des dritten Tages schweren Herzens zur Umkehr entschließen, nachdem wir im Ganzen rund 20 Kilometer stromaufwärts gefahren waren, ungefähr bis zu jenem Punkte, wo eine der oben erwähnten Strafexpeditionen ein blutiges Ende fand. An der Stelle, wo wir umkehrten, banden wir einige Geschenke (ein Stück Baumwollenstoff, einen Eberzahn, etwas Tabak, Perlen und eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schnur mit Hundezähnen) an einen frei am Ufer stehenden Baum. Dies sollte für die Lae-Womba das Zeichen sein, daß wir in friedlicher Absicht zu ihnen gekommen waren.

Nunmehr ging es in rasender Fahrt stromabwärts. Hierbei ist die gespannteste Aufmerksamkeit der Bootsführer notwendig, um nicht auf die im Flusse liegenden Baumstämme aufzurennen. Nach genau zwei Stunden war die Mündung des Markham erreicht, also die Strecke durchflogen, zu welcher wir stromaufwärts beinahe drei Tage gebraucht hatten.

Eine Woche nach unserer Rückkehr zur Missionsstation Bukaua kam die überraschende Kunde, daß die Lae-Womba unsere Geschenke angenommen hätten und bereit seien, Frieden zu schließen. Bewahrheitete sich das Gerücht, so erzielten wir mit unserer kurzen Reise einen Erfolg, wie man ihn großartiger nicht wünschen konnte. Man muß die weiten, entvölkerten Länderstrecken und die angstvollen Gesichter der Küstenbewohner gesehen haben, um zu begreifen, daß das Wort „Friede" hier einen unaussprechlichen Segen bedeutet.

Wie sich später herausstellte, lagen die Lae-Womba im Schilfgrase verborgen, als wir auf dem Baume die Geschenke für sie befestigten. Der „Wilde" ist zu leiten wie ein Kind, wenn man die Sache an der richtigen Seite anfaßt. Durch Erkenntnis dieser Verhältnisse erzielten die Missionare am Huongolf die außerordentlichsten Erfolge bei Menschen, welche man allgemein für die unzugänglichsten und auf der niedrigsten Stufe stehenden Geschöpfe hielt. Hätte die Regierung, wie dies beabsichtigt war, in nächster Zeit wieder eine Strafexpedition zum Markham gesendet, so würde man, fähige Führer vorausgesetzt, vielleicht ein paar Dutzend Lae-Womba niedergeknallt haben. Möglich auch, daß letztere vor der Übermacht europäischer Waffen schließlich ihre Speere und Holzschwerter gestreckt hätten. Aber es hätte viel Geld, Blut und bei der großen Ausdehnung des Lae-Womba Gebietes auch viel Zeit gekostet, bis man zu erträglichen Zuständen gelangt wäre. Unser friedliches Vordringen in ihr Land und die Darreichung einiger Geschenke, die einen Gesamtwert von wenigen Mark hatten, veranlaßte die Naturkinder, die dargebotene Friedenshand zu ergreifen.

Leute, die immer noch glauben, daß das Knallen der Gewehre die einzige den Eingeborenen verständliche Sprache sei, höhnten über unseren Erfolg und meinten, die Herrlichkeit werde nicht lange dauern, die Lae-Womba würden bei der nächsten Gelegenheit wieder losschlagen. Das hätten sie allerdings unbedingt getan, wäre man mit Pulver und Blei gegen sie losgezogen. Seit jener Reise gingen mehr als zwei Jahre ins Land und die Lae-Womba blieben unentwegt Freunde der Weißen. Die Missionare faßten bei ihnen festen Fuß und damit ist, wie langjährige Erfahrung lehrt, im Wirkungskreise der Neuendettelsauer Mission die Garantie für friedliche Verhältnisse gegeben. Schon ist man auf dem besten Wege, die weiter landeinwärts wohnenden Stämme, mit denen die Lae-Womba ebenfalls auf dauerndem Kriegsfuße lebten, zum Frieden zu erziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den nächsten Wochen nach unserer Reise fanden nahe der Markham-Mündung die endgültigen Friedensverhandlungen statt; man tauschte Geschenke aus, auch wurden gegenseitig Geißeln gegeben. Es bleibt sehr merkwürdig, daß dieser mittelalterlicher Brauch sich bei jenen Völkern findet: einige Lae-Womba blieben bei den Labo und einige Labo zogen mit in die Dörfer der Lae-Womba.



18. Mütze der Lae-Womba.

Unter den von den Lae-Womba gegebenen Geschenken befand sich die in Figur 18 abgebildete Bastmütze, welche sich jetzt im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin befindet. Bleibt es schon sehr auffallend, daß hier auch Bäume abgebildet sind (Vegetationsformen pflegen die Papua sonst nicht darzustellen), so erregen vor allen Dingen die sechs Figuren in dem Mittelfelde unsere Aufmerksamkeit: sie zeigen die vom ehemaligen Besitzer der Mütze erschlagenen sechs Feinde. Gesellen sich den früheren Heldentaten in der Folgezeit weitere hinzu, so zieht man über die Mütze eine neue Lage von Bast und bemalt letztere in entsprechender Weise. Daher haben die Mützen nicht selten ein halbes Dutzend bemalter Überzüge.

Nun hielt es mich natürlich nicht länger; ich wollte die einst so gefürchteten Leute persönlich kennen lernen und Missionar Lehner willigte gern in eine zweite Reise ein.

Als wir zum Herzogsee kamen, um ein Kanu für die Flußfahrt auszusuchen, machte man nicht, wie wenige Wochen früher, Ausflüchte der verschiedensten Art; vielmehr wollte das ganze Dorf mitfahren, um mit ihren Erbfeinden als Zeichen des Friedens Betel zu kauen. Beim Aufbruch in der Frühe des 4. Juni begleitete uns ein ganzer Schwarm von Kanus und es gab kein ängstliches Hinüberstarren mehr nach den Ufern. Wie im Fluge kamen wir vorwärts. Schon nach zwei Stunden war die Stelle unseres damaligen ersten Nachtlagers passiert und nach weiteren zwei Stunden sahen wir uns einem Trupp von etwa hundert Lae-Womba gegenüber, die von oben her entgegengekommen waren. Die Begrüßung geschah aufs herzlichste, Geschenke gingen hinüber und herüber und fleißig wurde auf Bauch und Schultern geklopft.

Nachdem man sich gegenseitig genügend bewundert und befühlt hatte, ging die Reise stromaufwärts weiter und die gutmütigen Leute zogen unser Kanu mit einem Eifer, als ob ihre künftige Seligkeit davon abhinge. Schon nach weiteren zwei Stunden gelangten wir an den Platz, wo auf der ersten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reise unser zweites Nachtlager gewesen war. Hier hatten sich zur festlichen Begrüßung mehrere hundert Lae-Womba, Männer, Frauen und Kinder, eingefunden, die in ein Jubelgeschrei ausbrachen, als unser Kanu sich dem Ufer näherte. Kaum waren wir ans Land gesprungen, so faßten je zwei Häuptlinge jeden von uns beiden Weißen unter den Armen und führten uns im Triumphe zu der im Kreise lagernden Schar ihrer Stammesgenossen. Aus Palmenblättern bereitete man einen Ehrensitz und sofort begann das Betelkauen. Die Stunden, welche wir im Kreise dieser Mordgesellen zubrachten, werden mir unvergeßlich bleiben. Saßen wir doch ohne jeglichen Schutz mitten unter einem Haufen von Männern, deren Trachten ihr Leben lang lediglich darauf gerichtet war, möglichst viele Menschen totzuschlagen. In den mitgeführten Tauschartikeln besaßen wir Schätze, welche in den Augen dieser Leute unermeßlich groß sind. Wenn Mordlust und Habgier plötzlich wieder erwachte, waren wir rettungslos verloren.

Während Eisenwaren, Perlen und andere europäische Gegenstände auf dem Wege des Tauschhandels bis in die entferntesten Teile von Neu-Guinea vordrangen, wohin noch niemals ein Weißer kam, blieben die Lae-Womba dank ihrer langjährigen Feindschaft mit allen Nachbarstämmen von der Kultur unberührt. Mit großem Interesse betrachteten sie die als Tauschwaren von uns mitgeführten Messer, Beile und Zeugstoffe und ließen diese Dinge von Hand zu Hand gehen. Aber niemandem fiel ein, sich hiervon auch nur das Geringste anzueignen. Sie baten, ihnen die Rohre zu zeigen, in welche der Weiße hineinpustet und die dann so entsetzlich knallen. Ich ließ also meine Jagdflinte vom Kanu holen und gab einen Schuß in die Luft ab. Es war ein ergötzlicher Anblick, wie sich bei dem Knall alle auf die Erde niederduckten, als wollten sie den fliegenden Schrotkörnern ausweichen. Dann aber erhoben sie sich schnell wieder und tanzten in ausgelassener Freude, wobei sie mit der Fußsohle derart gegen das Gesäß schlugen, daß es laut klatschte. Aufs bereitwilligste ließen sich die Leute photographieren und auch drei kinematographische Reihenbilder konnte ich fertigen. Leider gingen diese Platten und Films fünf Tage später bei unserem Schiffbruch auf dem Markham verloren.

Die Lae-Womba forderten uns auf, in ihre Dörfer zu kommen, die, wie sie sagten, einige Stunden landeinwärts liegen. Wir versprachen dies einige Tage später auf der Rückfahrt zu tun.

Die Verständigung wurde dadurch ermöglicht, daß wir einen alten Mann (Bd. 2, Taf. 107, No. 1—2), welcher die Lae-Womba-Sprache beherrschte, da er in seiner Jugend unter diesem Volke gelebt hatte, von der Küste als Dolmetscher mitnahmen. Er ist der Bruder einer Frau (Bd. 2, Taf. 104, No. 1—2), die einst von den Lae-Womba geraubt wurde und seitdem unter letzteren wohnt; sie gebar kurz nach ihrer Entführung einen Sohn (Bd. 2, Taf. 106, No. 1—2), der heute etwa 35 Jahre alt ist. Da mit jenem Kriegszuge, auf dem die Frau geraubt wurde, die Feindseligkeiten der Lae-Womba begannen, kann man berechnen, daß letzteres etwa in das Jahr 1875 fällt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lustig brannten bis tief in die Nacht hinein die Lagerfeuer, an denen sich die dunkelbraunen Gestalten erwärmten. Wie viel gab es da zu berichten! Der Papua bleibt ein Kind, auch wenn er bereits an der Schwelle des Greisenalters steht. Mit fröhlichster Miene erzählt man sich die Erlebnisse auf den früheren Mordzügen. Nahe bei unserem Zelte hocken zwei Leute, ein Labo vom Herzogsee, der eine tiefe Narbe auf der Stirn hat, und ein Lae-Womba, dem der linke Arm schlaff herunterhängt. Der Labo nahm Teil an jener oben erwähnten, verunglückten Strafexpedition, und erhielt dabei mit einem Holzschwerte einen so wuchtigen Hieb über die Stirn, daß ihm beinahe der Schädel gespalten wäre. Dem Lae-Womba wurde in demselben Kampfe durch eine Kugel der linke Arm zerschmettert.

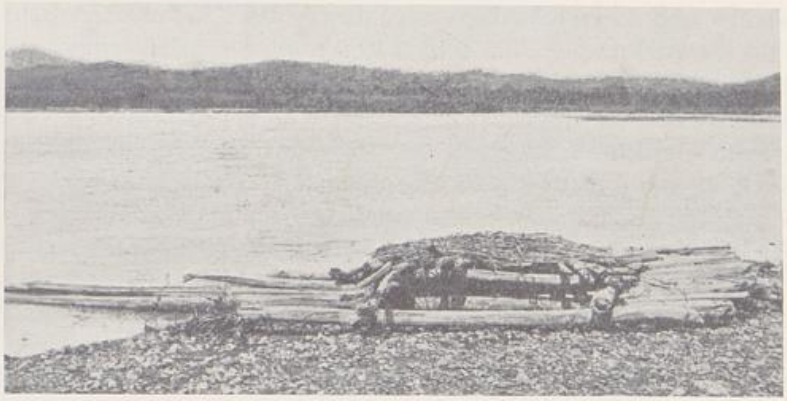
Am folgenden Morgen brachen wir mit Sonnenaufgang auf und wieder halfen die Lae-Womba das Kanu stromaufwärts ziehen. Bald beginnt die Landschaft ein anderes Gepräge anzunehmen: das Flußtal verbreitert sich und die Berge zur Rechten weichen weiter und immer weiter zurück. Die Bewaldung wird immer lückenhafter und an die Stelle der Waldbäume tritt hohes Alanggras. Eintönig geht die Fahrt, oder vielmehr das Ziehen des Kanus, längs der Sandbänke, auf denen allerwärts Spuren von Krokodilen sichtbar sind, vorwärts. Ein Glück bleibt, daß sich nirgends Katarakte finden. Das ganze gewaltige Markhamtal ist angeschwemmter Boden und das Gefälle des Flusses bleibt überall gleich.

Als ich auf dem dritten Nachtlager in frühester Morgenstunde erwachte, strichen mit ruhigem Flügelschlage erhebliche Mengen großer, schwarzer Vögel in kaum 20 m Höhe über die Ebene. Da das Mondlicht ausreichendes Zielen gestattete, schoß ich zwei Tiere herunter. Zu unserem Erstaunen waren es fliegende Hunde, die vor Morgengrauen ihren Ruheplätzen zueilten. Die Klafterweite der Flügel betrug 1,20 m.

Ziemlich eintönig verlief der vierte Reisetag; die Lae-Womba hatten uns verlassen und wir durchzogen eine Gegend, wo in Nähe des Flusses niemand wohnt. Doch fanden sich auf den Sandbänken zahlreiche Fußspuren, ein Zeichen, daß über den Strom lebhafter Verkehr stattfindet. Um den Fluß zu durchqueren, bedienen sich die Anwohner der überall angeschwemmten Holzkloben, welche sie unter den Arm nehmen. Gilt es jedoch, eine längere Fahrt stromabwärts zu machen, so binden sie mehrere Stangen Treibholz zu einen Floß zusammen (Fig. 19).

Das Tal erweitert sich immer mehr und erreicht schließlich eine Breite von 20 bis 30 Kilometern; doch hält sich der Fluß, welcher in ziemlich gerader Richtung verläuft, stets in Nähe der das Tal im Süden begrenzenden Bergketten. Die Vegetation wird immer ärmlicher; auch die Abhänge der hohen Gebirge im Norden sind mit Alanggras bestanden. Das Uferprofil zeigt Ton und schwärzlichen, groben Sand, durchsetzt mit zahlreichen Schichten von Steingeröll. Nur in nächster Nähe des Flusses ist höherer Baumwuchs und gelegentlich ein Bestand von Betel- und Nipon-Palmen. Als ich im steinigen Bett des von Norden in den Markham sich ergießenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



19. Primitives Floß auf dem Markham.

Ilap eine gute Strecke aufwärts wanderte, sah ich dort Gruppen von Kokospalmen; Dörfer konnte ich jedoch nicht entdecken; sie liegen jedenfalls im Busch verborgen. Bekanntlich deutet das Vorhandensein von Kokospalmen in Neu-Guinea stets auf Wohnplätze von Menschen hin.

Im Bette des Markham fand ich zahlreiche kleine Steine, um die rings herum eine tiefe Furche verläuft. In Bukaua werden solche Steine als Zaubermittel, besonders zum Schweinezauber, verwendet und ich hatte den Versicherungen der Leute, daß diese Steine nicht künstlich bearbeitet sind, niemals Glauben geschenkt. Das Auffinden derselben im Markham beweist jedoch mit Sicherheit, daß es sich um Naturprodukte handelt. Offenbar entstanden die Furchen dadurch, daß die sich herumschlingenden Wurzeln das Gestein auflösten.

Je weiter wir den Strom hinaufkamen, um so schlimmer wurde nachts die Moskitoplage. Scharenweis kamen bei Sonnenuntergang die geflügelten Quälgeister aus ihren Verstecken, stachen durch dicke Kleidungsstücke und flogen mit staunenswerter Behendigkeit unter die Moskitonetze, so daß an Schlaf überhaupt kaum zu denken war. Selbst unseren hierin keineswegs verwöhnten Schwarzen wurde die Sache zu bunt, da sich die Mücken auch nicht durch den Rauch der Lagerfeuer fernhalten ließen.

Der Mittag des fünften Tages brachte eine interessante Überraschung: beim Umbiegen um eine Ecke sahen wir plötzlich vor uns ein schwer beladenes Floß stromabwärts treiben, auf dem ein Mann mit drei Frauen und drei Kindern saß. Die Leute waren furchtbar erschrocken und steuerten sofort dem Ufer zu, wo die Frauen sich, ihre Kinder und ihre Habseligkeiten im hohen Grase versteckten. Der Mann führte im seichten Wasser mit geschwungenem Speer einen Kriegstanz auf und war durch keinerlei Geberden und Worte zu bewegen, zu uns heran zu kommen. Schließlich verschwand auch er im Ufergebüsch. Wir ruderten nun zu seinem Floß heran und legten auf demselben ein rotes Tuch nieder. Kaum waren wir wenige hundert Meter stromaufwärts weiter gefahren, als der Mann mit seiner Fa-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

milie wieder zum Vorschein kam und durch den Goerz'schen Feldstecher konnte ich beobachten, wie die Frauen den roten Lappen bewundernd durch die Finger gleiten ließen. Das Eis war gebrochen: auf nochmaliges Zurufen ließ der Mann sich bewegen heranzukommen und er brachte als Gegengabe für das Tuch ein Bündel Bananen mit. Wir überhäuften ihn, der vor Angst bebte, weil er zum ersten Male in seinem Leben einen Weißen sah, mit kleinen Geschenken. Einen besonders belustigenden Anblick gewährte es, wenn er ein Streichholz an der ihm geschenkten Schachtel entzündete. Sobald die Flamme mit leichtem Puff erschien, zuckte er wie vom Blitze getroffen zusammen. Das war allerdings ein etwas einfacheres Feuermachen als mit seinen Reibhölzern! Übrigens blieb die Verständigung für unseren Dolmetscher nicht ganz leicht, da der Mann einen von der Lae-Womba-Sprache abweichenden Dialekt sprach. Er erzählte, daß er drei Tagereisen (schlafen, schlafen, schlafen) weit oberhalb wohne, und beabsichtige bei seinen unterhalb wohnenden Freunden Waren gegen Lebensmittel einzutauschen.

Am sechsten Tage legten wir noch eine gehörige Strecke stromaufwärts zurück, bis zu dem Punkte, wo der aus dem Kraetke-Gebirge hervorkommende Nebenfluß sich in den Markham ergießt. Hier, ungefähr siebzig Kilometer von der Mündung entfernt, mußten wir umkehren, denn unsere Leute waren nicht mehr im stande, das Boot weiter zu ziehen. Das tagelange Wandern auf den Steinen im Flußbette hatte ihre Füße wund gemacht und außerdem waren durch mangelnden Schlaf — eine Folge der Moskitoplage — ihre Kräfte erschöpft. Unser Zweck war auch vollständig erreicht: wir hatten die denkbar freundlichsten Beziehungen mit den Umwohnern angeknüpft und einen klaren Überblick über den Lauf, die Eigentümlichkeiten des Flusses und über die umgebenden Gebirge gewonnen. Von einer Anhöhe aus, wo man einen herrlichen Überblick über das weite Tal genießt, sahen wir allerwärts aufsteigende Rauchsäulen, ein Beweis, daß die Gegend gut bevölkert ist. Nur vereinzelt heben sich kleine Baumgruppen von dem hellen Grün der Alangsteppe ab. Im Nordosten ist das Tal durch eine ununterbrochene, hohe Gebirgskette begrenzt, die Rawlinsonberge gehen also unmittelbar in das Finisterre-Gebirge über. Eine Scheidegrenze zwischen diesen Gebirgsstöcken besteht nirgends, wofern man nicht das tief eingeschnittene Tal des Ilap als eine solche ansprechen will.

Auf der Rückfahrt begegneten wir bald einem größeren, auf der Reise begriffenen Trupp der Lae-Timbu, welche oben im Tale des Wais, eines rechtsseitigen Nebenflusses des Markham, wohnen. Auch mit ihnen wurden Geschenke ausgetauscht.

In pfeilschneller Fahrt erreichten wir noch an demselben Abend die Stelle unseres dritten Nachtlagers. Am siebenten und letzten Reisetage auf dem Flusse hofften wir, dort, wo am ersten Tage die Zusammenkunft mit den Lae-Womba stattfand, unsere Freunde wieder zu finden, um dann mit ihnen ihre Dörfer zu besuchen. Als wir uns dem Platze näherten, spähten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsere Bootsleute eifrig nach dem Ufer und achteten nicht auf das gefährliche Fahrwasser, welches durch mehrere Baumstämme bis auf eine schmale Durchfahrt gesperrt war. Ehe wir es uns versahen, sausten wir auf einen dieser Baumstämme los, der Ausleger des Kanus glitt am Stamme in die Höhe und im nächsten Augenblicke kenterte das Fahrzeug. Alles lag in der reißenden Flut. Da kurz zuvor ein Regenschauer niedergegangen war, hatte ich den Regenmantel angezogen und trug überdies den großen Feldstecher um den Hals, wodurch das Schwimmen recht erschwert wurde. Doch konnte ich in dieser kritischen Lage noch eins der versinkenden Gepäckstücke über Wasser halten. Auch die Schwarzen hatten Geistesgegenwart genug, vom Gepäck zu ergreifen, was sie konnten. Schließlich gelang es allen, sich auf den kieloben treibenden Bootstrog zu retten, und bald darauf landeten wir auf einer Sandbank mitten im Flusse. Ein wesentlicher Teil der Sachen war aber in den Fluten verschwunden, so die beiden Jagdgewehre und leider auch die photographischen und kinematographischen Aufnahmen. Der kinematographische Apparat war gerettet. Da auch alle Wäsche und die Reserveanzüge verloren waren, konnten wir nicht daran denken, die Reise länger auszudehnen und die Lae-Womba in ihren Dörfern zu besuchen. Auf dem notdürftig ausgebesserten Boote eilten wir schnell zur Flußmündung, wo prächtiger Sonnenschein das Trocknen der eigenen Haut und der geretteten Sachen begünstigte.

Durch die erlittenen Verluste ein wenig trübselig gestimmt, hatten wir auf dem letzten Abschnitte der Flußfahrt doch die große Freude, zu sehen, wie mehrere hundert Menschen, die sich vor vier Wochen noch keinen Schritt weit den Fluß hinaufwagten, an den Ufern Plantagen anlegten. Einige derselben wurden von den Lae-Womba gemeinsam mit ihren früheren Todfeinden hergerichtet.

Auf der Rückfahrt nach Bukaua mußten wir wegen Windstille am Burgberge nahe der Markham-Mündung anlegen. Dort hielten sich damals Dammköhler und Oldörp auf, die wenige Wochen später die unglücklich verlaufene Reise nach dem Krätke-Gebirge antraten. Was ich über diese Tragödie später in Erfahrung bringen konnte, ist in Abschnitt 27 mitgeteilt.

Die letzten Wochen in Bukaua wurden u. a. zu einem Ausfluge nach der Tami-Kolonie Taminugetu bei Deinzerhöhe benutzt. Die Leute müssen schon vor Jahrhunderten dorthin ausgewandert sein, wahrscheinlich infolge von Übervölkerung der kleinen Tami-Inseln.

Am 14. Juli 1909 verließen wir Bukaua, um nach kurzem Aufenthalte in Finschhafen und an der nordwestlich von Kap König Wilhelm gelegenen Dorfinsel nach Friedrich-Wilhelmshafen weiter zu dampfen. Da jetzt am Huongolf die Regenzeit herrschte, beabsichtigte ich, einige Monate im Nordwesten unserer Kolonie, in Nähe der holländischen Grenze, zuzubringen, wo die Schwarzen von der europäischen Kultur noch unbeeinflußt sind, sich auch Missionsstationen nicht befinden. Am 28. Juli dampfte ich von Friedrich-Wilhelmshafen auf der Siar nach Nordwesten ab. Da man beab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



20. Kanus auf dem Augustafluß, 260 Kilometer von der Mündung.

sichtigte, zuerst auf dem Augustafluß Arbeiter anzuwerben, bot sich eine seltene Gelegenheit, diesen Strom kennen zu lernen. Bei Fahrten dieser Art ist allerdings von einer genaueren Erforschung der Gegend keine Rede, da es nur gilt, schnell möglichst viele Schwarze als Arbeiter zu gewinnen. In Bezug auf Ethnographie sind derartige Fahrten der Ruin des Landes, denn Kapitän und Schiffsoffiziere scharren alle erreichbaren ethnographischen Gegenstände zusammen, die sie dann nach Amerika oder an durchreisende Fremde verhandeln. Fernerhin kommen durch die Anwerbung als Angeld für die Schwarzen größere Mengen modernen Eisengeräts, wie Messer, Hobeleisen und Beile, in das Land. Es ist nun eine alte Erfahrung, daß die wundervolle Steintechnik der Eingeborenen mit der Einführung von Eisengerät sofort entartet. In wenigen Jahren wird von den prächtigen Holzschnitzereien dort nichts mehr zu holen sein, zumal die amerikanischen Museen bereits anfangen, ihr Augenmerk auf den Augustafluß zu richten. Der Deutsche wird kommen, wenn alles fortgeraubt ist und wird bis dahin lieber kostspielige Expeditionen aussenden, um die Höhe des Schnees an den Polen zu messen und für das dankbare Ausland die Nebenflüsse des Kongo und Amazonenstromes zu erforschen. Das Eis am Südpol wird auch nach 100 Jahren noch genau an derselben Stelle liegen. Auf dem Augustafluß ist die alte Kultur schon nach fünf Jahren verschwunden.

Am 30. Juli dampfte die Siar in den Fluß ein, dessen Breite 500 bis 600 m beträgt. Die Ufer sind ganz flach und, so weit der Einfluß von Ebbe und Flut reicht (30 Kilometer), mit gebüschartigen Nipapalmen bestanden. Sagopalmen finden sich auch noch viel weiter hinauf in großen Mengen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bald ist das erste Dorf erreicht; in Scharen stellen sich die Schwarzen ein und umschwärmen, Früchte und ethnographische Gegenstände zum Tausch anbietend, in ihren kleinen, zum Teil reich verzierten Kanus das Schiff. Die aus Baumstämmen gefertigten, schmalen Fahrzeuge haben keinen Ausleger und es ist schwer verständlich, wie die beim Rudern aufrecht stehenden Männer es fertig bringen, daß das Boot nicht umschlägt. Zehn Schwarze lassen sich zur Plantagenarbeit anwerben. Bei mehreren derselben wird der Haarschopf auf dem Hinterkopfe durch ein röhrenförmiges Korbgeflecht zusammengehalten (Bd. 2 Taf. 277 No. 3). Da es den Leuten peinlich ist, außerhalb ihrer Heimat mit einer so auffallenden Haartracht herumzulaufen, benutze ich die Gelegenheit, um für je eine Stange Tabak zwei dieser kunstvollen Gebilde mit Stumpf und Stiel unmittelbar an der Kopfhaut abzuschneiden. Im Heimatdorfe würde man nicht für reichlichste Bezahlung eine derartige Frisur erwerben können.

Auf großen Bäumen nahe dem Ufer hängen zu Tausenden eigenartige braune Säcke, die man für Früchte halten könnte. Ein in die Baumkrone hin abgegebener Schuß belehrt uns aber, daß es fliegende Hunde sind, die nun aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgescheucht in gewaltigem Schwarm sich vom Baume loslösen, um sich nach kurzem Fluge in den Zweigen eines anderen Baumes niederzulassen. Da die Tiere für unsere Schwarzen eine leckere Speise sind, versucht man, einiger derselben habhaft zu werden. Es ist aber vergebliches Bemühen, denn die zu Tode getroffenen Tiere klammern sich so fest an den Zweigen an, daß sie hängen bleiben.

Gegen Sonnenuntergang erscheinen Scharen von Moskitos; aber man hat in weiser Voraussicht für diese Fahrt die Kabinen mit Gazefenstern und -Türen versehen, so daß uns die Plagegeister wenig anhaben können. Am Ufer sind die Stechmücken so arg, daß selbst die Schwarzen besondere Vorkehrungen gegen dieselben treffen. Allerwärts findet man daher in den Behausungen 4 bis 5 m lange und 1 m hohe, aus Binsen geflochtene und mit Reifen versteifte Säcke, in welche zur Nacht die ganze Familie hineinkriecht (Fig. 160).

Noch weit hinauf beträgt, obgleich wir uns mitten in der Trockenzeit befinden, die Wassertiefe 14 bis 24 m, an einzelnen Stellen sogar über 30 m. Wir passieren lagunenartige Erweiterungen des Flusses, die mit blühendem Lotos bedeckt sind. Kleine, schwimmende Inseln treiben stromabwärts und tragen, wo sie sich am Ufer festsetzen, dazu bei, das in Schlangenlinien gewundene Bett des Flusses dauernd zu verändern. Die Stromgeschwindigkeit betrug nach genauen Messungen rund zwei Kilometer in der Stunde; in der Regenzeit sollen es sechs Kilometer sein.

Täglich passieren wir etwa ein halbes Dutzend Dörfer. Die Eingeborenen sind umgänglich und zeigen keinerlei Feindseligkeiten, doch will sich weiter stromaufwärts niemand anwerben lassen. Um Verständigung zu erzielen, müssen wir einen Dolmetscher haben; an der Mündung des Flusses war daher ein Mann an Bord genommen, der bereits bei der Neu-Guinea

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Co. gearbeitet hatte und Pidjin verstand. Aber seine Sprachkenntnisse reichten nicht weit, da auch hier die Zahl der Dialekte sehr groß ist. Bald mußte ein zweiter Dolmetscher hinzugenommen werden, und schließlich war viermalige Verdolmetschung nötig, um den Leuten unsere Anwerbungswünsche vorzutragen.

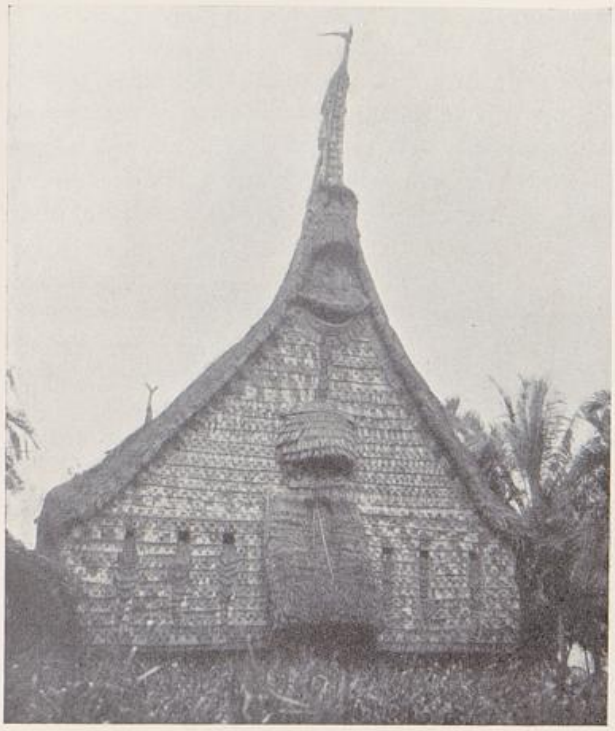


21. Geisterhaus am Augustafluß, 300 Kilometer von der Mündung.

In Bezug auf Kunstfertigkeit nehmen die Bewohner des Augustaflusses eine Ausnahmestellung unter den Papua ein. Sie sind die geborenen Künstler und leisten mit ihren primitiven Werkzeugen in Töpferei, Flechtarbeit und Holzschneidekunst Erstaunliches. In den späteren Abschnitten dieses Bandes werde ich hierüber nähere Beschreibungen und Abbildungen bringen. Bis zu einem Meter hohe, reich verzierte Tonkrüge sind keine Seltenheit, doch bleibt es ganz dunkel, wozu man diese gewaltigen Behälter braucht, denn Wein und Spirituosen sind unbekannte Dinge und Wasser hat man in Hülle und Fülle direkt vor der Haustür. Nur wo man früher auf irgend eine Weise in den Besitz von Eisenwerkzeugen gelangte, sind die Schnitzereien roh und mit wenig Sorgfalt ausgeführt.

In gleicher Weise ragen die Baulichkeiten hervor. Die Geisterhäuser sind zu wahren Tempeln ausgestaltet, von denen einzelne in Bezug auf Ausmessungen und sorgfältige Bauart alles weit übersteigen, was man sonst auf diesem Gebiete in Kaiser-Wilhelmsland zu sehen gewohnt ist. Sie tragen oben auf dem Giebel einen Vogel (Seelenvogel?) und die Giebelwand besteht aus sorgfältig zugeschnittenen, abwechselnd gelb und rot gefärbten Blättern und Behängen, die dem Ganzen ein farbenprächtiges Ansehen geben (Figur 21—23). Oben auf der Giebelwand in Figur 21 ist ein großer, mit Zähnen besetzter Rachen dargestellt, aus dem eine Zunge heraushängt. Auffallend sind auch die zahlreichen, lukenartigen Öffnungen. Häufig findet sich vor dem Geisterhause auf sauber gehaltenem Platze eine Umfriedung mit Blumen und Zierpflanzen (Fig. 23). Auch die Wohnhäuser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



22. Geisterhaus am Augustafluß, 300 Kilometer von der Mündung.

stechen durch ungewöhnliche Größe und solide Bauart von den sonstigen Papuahäusern in vorteilhaftester Weise ab. Übrigens bemerkte ich an vereinzelten Stellen Baumhäuser. Mit der Nächstenliebe scheint es also auch am Augustafluß vorläufig noch zu hapern.

Hart am Strande sahen wir eine von Kindern aus dem Uferton hergestellte Nachbildung ihres Heimatdorfes. Jedenfalls war dieselbe weit kunstvoller ausgeführt als die Buddeleien und kleinen Baulichkeiten, die unser Nachwuchs zum Zeitvertreib im Sande fertigt.

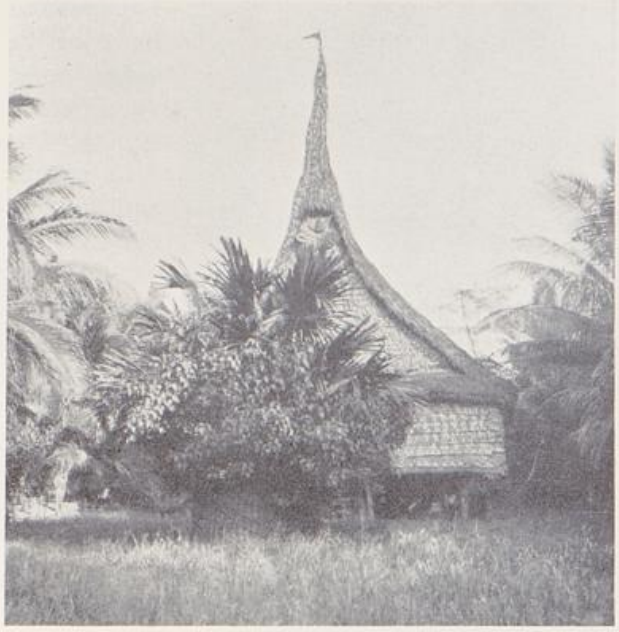
Bei einer abendlichen Wanderung längs des Strandes — nachts konnte nicht gefahren werden — stießen wir auf zahlreiche Figuren von Schildkröten usw., welche die Eingeborenen in dem dort zu Tage liegenden Ton modelliert hatten. Besonders realistisch aufgefaßt ist ein völlig nackter, weiblicher Körper, bei dem die runde Ausarbeitung der Scheide den Gedanken nahe legt, daß die Figur zu onanistischen Zwecken benutzt wurde (Fig. 24).

Weiter stromaufwärts läßt die Wassermenge schnell nach, ohne daß man sich über die Ursache mit Sicherheit Rechenschaft geben kann. Von Nebenflüssen gewahrt man nämlich äußerst wenig; allerdings ist dies nicht besonders auffallend, da durch die unzähligen Lagunen die Einmündungen der Nebenflüsse verdeckt werden. Übrigens sah ich an verschiedenen Stellen des Ufers reichlich Sickerwasser hervordringen, wodurch dem Strome viel Wasser zugeführt wird.

Das Flußbett ist derart gewunden, daß beispielsweise eine kilometerlange Schleife an einer Stelle nur eine 30 m breite Landzunge zwischen sich läßt.

Am vierten Tage der Fahrt kamen wir 187 Seemeilen (346 Kilometer) von der Mündung entfernt an eine Stelle, wo sich der Fluß in zwei Arme teilt. Dort verläuft quer durch das Bett eine Sandbank von nur zwei Metern Wassertiefe. Da die Siar drei Meter Wasser gebraucht, war die Lage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



23. Eingehegte Zierpflanzen vor einem Geisterhause am Augustafluß, 300 Kilometer von der Mündung.



24. Aus Ton modellierte Figur am Augustafluß, 300 Kilometer von der Mündung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aussichtslos. Vielleicht hätte man mit voller Maschinenkraft die schmale Bank durchschneiden können. Dann aber bestand die Gefahr, da die Wassermenge des Flusses von Tag zu Tag abnahm, daß wir auf der Rückfahrt vollkommen fest saßen und vor Eintritt der Regenzeit überhaupt nicht weiter konnten. Der Kapitän sah sich also genötigt umzukehren.

Etwa 260 Kilometer von der Mündung entfernt zeigten sich auf dem Fluß Milliarden von Eintagsfliegen, so daß streckenweis der Eindruck eines Schneegestöbers entstand.

Am Abend des 6. August trafen wir wieder an der Flußmündung ein. Hier mögen mit ihren Entfernungen in Wasserlinie von der Mündung die Namen der Dörfer am Augustafluß folgen, soweit wir dieselben mit Sicherheit ermitteln konnten:

Sigrin	52	Kilometer von der Mündung.
Jobanda	110	„ „ „ „
Olem	130	„ „ „ „
Pagem	140	„ „ „ „
Kambrim	170	„ „ „ „
Simar	235	„ „ „ „
Pamguli	250	„ „ „ „
Matemba	270	„ „ „ „
Radja	310	„ „ „ „

Nun ging es über Dallmannhafen und die Inseln Muschu und Valis nach Berlinhafen und am Abend des 8. August ankerte die Siar vor Sissanu (Eissano), 45 Kilometer westlich von Eitape, um mich mitten in der Wildnis abzusetzen. Die Völkerschaften daselbst, die Warapu und Sissanu, kamen mit der Kultur bisher hauptsächlich dann in Berührung, wenn die Regierung sich veranlaßt sah, ihnen einen kleinen Denkzettel zu erteilen. Die nächste, damals erst im Entstehen begriffene, katholische Missionsstation liegt bei Malol, 18 Kilometer westlich von Eitape.

Die Möglichkeit unter dieser wilden Gesellschaft längere Zeit zu leben und erfolgreich zu arbeiten, bot der Umstand, daß dort seit Jahren weltverlassen der Koprahändler Schulz hauste, der mich in seiner primitiven Hütte aufnahm. Einst war er als Matrose nach Neu-Guinea gekommen und hatte es sich allerwärts versucht, ohne auf einen grünen Zweig zu gelangen. Nicht etwa, daß er nicht fleißig war; im Gegenteil; er arbeitete Wochen und Monate lang vom Morgen bis zum Abend; dann aber überkam ihn der unwiderstehliche Drang, das mühsam erworbene Geld bis auf den letzten Pfennig in Getränke umzusetzen.

Während meines sechswöchigen Aufenthaltes in Sissanu ist mir Schulz ein lieber Freund geworden, dessen ich mich immer mit Dankbarkeit erinnern werde, und als ich die Kunde erhielt, daß er Anfang 1910 plötzlich aus dem Leben schied, habe ich ihn aus innerstem Herzen betrauert.

Da an jenen Küsten stets schwere Brandung steht, ist das Landen nicht ungefährlich und kaum jemals kommt man aus dem Boote, ohne mit einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sturzwelle Bekanntschaft gemacht zu haben. Meinem Gepäck erging es hierbei leidlich gut, und selbst die zwölf großen Flaschen eines schweren Exportbieres, welche der Kapitän an Schulz abgelassen hatte, wurden heil geborgen. Bald begann das Köpfen derselben und noch vor Mitternacht hatte Schulz die letzte bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. Ich fand unterdessen Muße, über meine Arbeitsaussichten nachzudenken. Schulz tröstete mich jedoch als er auf sein Lager rollte mit den lallenden Worten: „Sie — werden — morgen — einen — ganz — anderen — Schulz — finden." Die Prophezeiung ging in Erfüllung; der Durst war auf Wochen gestillt und da Alkohol in irgendwelcher Menge in jener Hütte sich keine 24 Stunden gehalten hätte, blieb es in der Folgezeit bei dünnem Tee und Kaffee. Die Wasserverhältnisse waren nämlich recht trübe. Während man auf den Missionsstationen am Huongolf ausschließlich Regenwasser trinkt, welches mit Hilfe der Wellblechdächer aufgefangen wird, war die Hütte von Schulz mit Sagolaub gedeckt, von dem das Regenwasser dunkelbraun und ungenießbar abläuft. Unser Trinkwasser lieferte also ein kleines Loch hinter dem Hause, welches zahllosen Mückenlarven, Fröschen und sonstigem Getier als Schwimmbassin und dem Hunde als Bad diente. Die grünliche Flüssigkeit war nur in Gestalt von Tee oder Kaffee genießbar.

Das Land macht einen wesentlich anderen Eindruck als die Umgebung des Huongolfes: eine breite, flache Küstenzone wird nur gelegentlich durch felsige Erhebungen unterbrochen und ist mit Buschwerk und Kokospalmen bestanden. Hinter dieser, aus angeschwemmtem Sande bestehenden, schmalen Zone liegen Sümpfe und fischreiche Lagunen; erst weiter landeinwärts erheben sich die Gebirge. Auf diesen Küstenstrichen haust eine ziemlich dichte Bevölkerung, die im wesentlichen von Sago und Fischen lebt. Da die Lagunen von zahllosen Enten bevölkert sind, schwelgt der Europäer in Fleischnahrung. Unser täglicher Speisezettel lautete: morgens geschmorte Wildente mit Kaffee, mittags geschmorte Wildente mit Tee, abends geschmorte Wildente mit Kaffee. Ungefähr wöchentlich einmal brachte ein Papagei oder eine schmackhafte Krontaube Abwechselung in die Speisenfolge. Schulz verabfolgte seinem Schießjungen an jedem Morgen drei Schrotpatronen. Wenn derselbe mittags nicht mindestens 6 Enten brachte, bekam er eine handgreifliche Aufmunterung, denn man konnte sicher sein, daß er seiner Freundschaft in den Dörfern ungebührlich viel von der Jagdbeute überlassen hatte.

In Nähe der Wohnung meines Gastfreundes liegen acht Sissanu-Dörfer (Nimas, Wakel, Reindschen, Meinerek, Amsohr, Meinah, Bruno, Meinraun) mit im ganzen etwa 1000 Bewohnern. Schulz, der sich einiges von der Sprache der Leute angeeignet hatte, kam vorzüglich mit ihnen aus und machte ihnen verständlich, daß ich sein guter Freund sei und sie mir kein Haar zu krümmen hätten. Mit großem Verständnis und Geschick wußte er ihnen klar zu machen, worauf es mir beim Sammeln, Photographieren usw. ankam, und ich hätte dort sicherlich niemals so viel erreicht, hätte mir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



25. Dorfplatz in Sissanu.

Schulz nicht stets treu und hilfsbereit zur Seite gestanden. Unter den dortigen ethnographischen Gegenständen machte er mich auf ein höchst merkwürdiges Stück aufmerksam. Zum Abraspeln des Sagomarkes von dem Stamme benutzen die Schwarzen Kniebeile, bei denen die scharfe Steinklinge durch einen stumpfen, rund geschliffenen Stein ersetzt ist. Nun tauchten plötzlich zahlreiche Werkzeuge dieser Art auf, die nicht mit einem Stein, sondern mit einem runden Metallstück montiert waren. Das hatte folgenden Zusammenhang: um die aufsässigen Sissanu zur Vernunft zu bringen, setzte die Regierung wieder einmal eine Strafexpedition ins Werk und sendete von dem Schiffe aus einige Dutzend kleiner Granaten in die Stranddörfer. Man vergaß jedoch, die Granaten richtig einzustellen und letztere schlugen ohne zu krepieren und ohne irgendwelchen Schaden anzurichten in den weichen Sand. Die Sissanu waren über die Gratislieferung so schöner Metallstücke hocherfreut und hatten nichts Eiligeres zu tun als dieselben auszubuddeln und an Stelle der Steine in ihre Kniebeile einzusetzen. Nachweislich waren bis vor kurzem mindestens zwei Dutzend solcher Granaten im Gebrauch. Man suchte dieselben dann unter der Hand aufzukaufen. Das letzte Exemplar hiervon besaß Schulz.

Das erinnert an ein anderes Vorkommnis, wo gelegentlich einer Strafexpedition die Granaten zwar krepierten, aber ganz anderswo, als sie sollten, nämlich im Erdboden, weit ab von den feindlichen Dörfern. Daraufhin erstatteten die Eingeborenen einen feierlichen Dank dafür, daß man ihnen die Felder zur Bestellung so schön aufgewühlt habe und sie der lästigen Arbeit des Umbrechens ihres harten Bodens überhoben seien.

Nahe bei Sissanu befindet sich die Warapu-Lagune, über deren plötzlichen Niederbruch in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1907 unter Beifügung von zwei Abbildungen auf Seite 25 berichtet ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



26. Kanus in der Lagune von Sissanu.

Um das Senkungsgebiet genauer zu studieren, bestieg ich mit Schulz eins der nicht mit Ausleger versehenen Kanus (Fig. 26), in denen die Fahrt über die ansehnlich große, von Winden stark bewegte Warapu-Lagune höchst ungemütlich ist. Um nicht umzuschlagen und den Schwerpunkt möglichst tief zu verlegen, muß man sich unmittelbar auf den Boden des Fahrzeuges niedersetzen, wo immer Wasser steht.

Nach halbstündiger Fahrt auf der Sissanu-Lagune kommt man aus einem Walde von Kokospalmen plötzlich in das Einbruchsgebiet, wo die abgestorbenen, blätterlosen Palmenstämme trübselig in die Lüfte starren. Diese Randzone (Fig. 27 u. Fig. 7 S. 26), ist ein bis anderthalb Kilometer breit. Man muß sich mit dem Boote durch die abgestorbenen Stämme vorsichtig hindurchwinden, denn es genügt ein leiser Anstoß, um die morschen Bäume zum Umstürzen zu bringen. Bald sind wir in der offenen Lagune und steuern direkt zu den versunkenen Inseln hin, wo ehemals 2000 Warapu hausten (Fig. 28 und Fig. 6 S. 25). Viele Hütten sind den anstürmenden Wellen schon ganz zum Opfer gefallen, einige haben sich erhalten, besonders ein kleines Geisterhaus, in welches wir hineinkrochen, um die dort aufgestapelten Schätze auszurauben. In ihrem Aberglauben ließen die Warapu nach der Katastrophe dort alles unberührt liegen, so daß wir verzierte Schädel, Zaubereigeräte und seltene, bei Beschneidungsfesten getragene Tanzmasken usw. von dort mitnehmen konnten. Auch der mit schön geschnitzter Figur versehene Treppenbalken lag noch an seiner Stelle und wurde eingepackt.

Dann ging es hinüber auf die andere Seite der Lagune zu den Arup-Dörfern. Die ehemals in der Mitte zwischen Sissanu und Arup hausenden Warapu waren von je die schlimmsten Feinde ihrer Nachbarn gewesen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



27. Versunkener Küstenwald bei Sissanu.



28. Versunkenes Warapu-Dorf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hatten beinahe dieselbe Rolle gespielt, wie die Lae-Womba am unteren Markham. Es war nun förmlich ein Gottesgericht, daß das Unheil bei dem Erdbeben ausschließlich die Warapu betraf und das Senkungsgebiet an der Grenze von Sissanu und Arup aufhört. Allerdings scheint die schmale Landzunge, auf der Arup steht, jetzt in langsamem Sinken begriffen zu sein, so daß die Einwohner wahrscheinlich demnächst den Platz verlassen müssen.

Während der Katastrophe konnten die Warapu noch schnell ihre Boote besteigen, so daß nur zwei Kinder ertranken. Hilfeflehend kamen sie am frühen Morgen zu den Sissanu, die aber keine Spur von Mitleid zeigten und sich anschickten, ihre wehrlosen alten Erbfeinde niederzumetzeln. Wäre Schulz nicht dazwischen gekommen, so hätte es jedenfalls ein schlimmes Blutbad gegeben.

Die Warapu bauten sich dann am Ufer ihrer Lagune neue Dörfer.

Eines Tags teilte mir Schulz mit, daß er nach Eitape müsse, um sich in dem dortigen Verkaufslager der Neu-Guinea Co. mit neuen Tauschartikeln zu versorgen. Tatsächlich hatte er noch genügend von letzteren; aber das Quartal näherte sich seinem Ende und der Durst begann sich wieder zu regen. Hoch und heilig versprach er, nach fünf Tagen wieder zurück zu sein; je zwei Tage waren für die Hin- und Rückreise nötig.

In Eitape pflegte er en gros einzukaufen, d. h. er nahm sogleich eine ganze Kiste mit 48 Bierflaschen und schlug sein Lager neben derselben auf; reichte, wie diesmal, der Kredit aus, so wurde noch eine zweite Kiste hinzugenommen und der Aufenthalt verlängerte sich dadurch um zwei Tage. Nach acht Tagen kam zwar nicht Schulz, wohl aber einer seiner Schwarzen nach Sissanu zurück, der mir auf Befragen, was sein Herr mache, sagte: „Master Skuls did". Ich war im höchsten Grade erschrocken; denn der Tod meines Wirtes brachte mich in eine unangenehme Lage. Gott sei Dank war die Sache nicht so schlimm, denn ich hatte die Feinheiten des Pidjin noch nicht richtig erfaßt. Der Schwarze wollte nämlich mit „did" nur ausdrücken, daß sein Herr besinnungslos daliege. Wäre Schulz wirklich mausetot gewesen, so hätte der Schwarze gesagt: „did finish". Nach Erschöpfung seines Kredites hatte man dann Schulz nebst seinen Tauschartikeln in einem kleinen Schoner verstaut, der am frühen Morgen vor Sissanu auftauchte. Aber es wurde Abend, bis die Beine wieder so viel Halt gewonnen hatten, daß Schulz daran denken konnte, sich auszubooten. Die endgiltige Ernüchterung brachte das unvermeidliche Kentern in der Brandungswelle.

Nun war mein Wirt wieder der arbeitsamste und vernünftigste Mensch, der beste Gesellschafter, den ich in dieser Wildnis wünschen konnte. Als er fünfviertel Jahr später wieder einmal nach Eitape fuhr, blieb er „did finish".

Unser nächster Ausflug galt dem Dorfe Ramo, einige Stunden landeinwärts von Sissanu (Fig. 29). Dort wohnt, im Gegensatze zu den melanesischen Sissanu, papuanische Urbevölkerung, die also mit den papua-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



29. Dorfplatz in Ramo.

nischen Warapu verwandt ist und eine letzteren verständliche Sprache spricht.

Jenseits der von Enten und Reihern bevölkerten Sissanu-Lagune kamen wir in einen Wald, der sich durch ungewöhnlichen Vogelreichtum auszeichnet. Zahllose Nashornvögel, Tauben, auch Krontauben, weiße und schwarze Kakadus, Paradiesvögel usw. bevölkern die Gipfel der Bäume. Das machten sich die malayischen Paradiesvogeljäger, die wildernd von der holländischen Grenze herüberkommen, zu nutze und hausten hier wie schlimme Mordbrenner; sie verbanden sich mit den Bewohnern des Nachbardorfes Simo, überfielen Ramo und brannten es nieder. Die Ramo-Leute siedelten sich etwas näher der Küste von neuem an, kehrten dann aber in ihr ursprüngliches Dorf zurück und wurden im März 1909 abermals von den mit den Malayen verbundenen Simo-Leuten überfallen. Daher war, als wir ein halbes Jahr später in das Dorf kamen, noch alles unfertig und die Bewohner lebten in bitterster Armut. Den Übergriffen des malayischen Raubgesindels ließe sich nur Einhalt tun, wenn sich die Regierung entschließen würde, nahe der holländischen Grenze, etwa in Angriffshafen, einen Polizeiposten einzurichten. Trotz aller freundschaftlichen Versicherungen, dem Unwesen steuern zu wollen, hat die holländische Regierung natürlich nicht die mindeste Veranlassung, unsere Gebietsteile zu schützen, und wenn von deutscher Seite Strafexpeditionen dorthin ausgesendet werden, sind die frechen Malayen längst über die holländische Grenze verschwunden.

Es war mein Wunsch, auch das westlich von Sissanu unweit der holländischen Grenze gelegene Pfahldorf Leitere kennen zu lernen. In Ermangelung eines geeigneten Fahrzeuges mußten wir uns aber entschließen, den weiten Weg längs der Küste zu Fuß zurückzulegen. Hier gab den ersten, unliebsamen Aufenthalt der Gossler (Arnold)-Fluß. Es wäre ein leichtes gewesen, denselben zu durchschwimmen. Aber auf einer Sandbank sonnte sich ein großes Krokodil, und wir hielten es daher für geratener,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für das Übersetzen einen Einbaum herbeizuschaffen, wodurch viel Zeit verloren ging. Die immer höher steigende Sonne machte das Wandern an dem schattenlosen Gestade im weichen Sande recht beschwerlich. Am Nachmittage, als bereits die Hälfte des Weges bis Leitere zurückgelegt war, kamen wir an eine Stelle, wo eine hohe, senkrecht zum Meere abfallende Felswand den Weitermarsch hinderte. Bei der Unmöglichkeit, den Felsen zu überklettern oder zu umgehen, blieb weiter nichts übrig, als mit zwei dort liegenden, gebrechlichen Kanus das Hindernis zu umfahren, bei der starken Brandung eine waghalsige Sache. Wie vorauszusehen, schlug denn auch mein Kanu voll Wasser und völlig durchnäßt mußten wir, da auch noch ein schwerer Regenguß kam, unter einem aus Blättern schnell errichteten Schutzdache daselbst übernachten.

Da, wie wir sahen, die Küste von dort ab felsig wurde und ein weiteres Vordringen die größten Schwierigkeiten bereitet hätte, entschlossen wir uns, am nächsten Morgen umzukehren. Auf dem Rückmarsche wurde das große Küstendorf Sia (Ssera) besucht.

Der Zufall wollte es, daß ich wenige Tage später einige Leute von Lawo, dem Hinterlande von Leitere, untersuchen und photographieren konnte (Bd. 2 Taf. 326 Nr. 2—3; Taf. 327—330). Es sind echte Papua, deren Bekleidung lediglich in einem Flaschenkürbis besteht, in den sie den Penis hineinstecken.

Am 15. September 1909 verließ ich auf einem kleinen Schoner Sissanu und meinen Freund Schulz, um in Eitape den Anfang Oktober dort fälligen Postdampfer „Manila“ abzuwarten. Hier galt es in erster Linie, die reichen, vom Augustafluß und von Sissanu nebst Umgebung hergebrachten Sammlungen zum Transport nach Europa sorgfältig zu verpacken. Das ist in einem solchen Lande, wo man hauptsächlich auf die eigene Arbeitskraft angewiesen bleibt und Tischler-, Schlosser- und Klempnerarbeiten selbst zu verrichten hat, immer eine mühsame und zeitraubende Sache. Freilich macht sich mancher Reisende auch nach dieser Richtung hin die Arbeit leicht und überläßt das Verpacken anderen. Von dem Erfolge wissen dann die Museumsverwaltungen ein Lied zu singen.

Kleinere leere Kisten waren in dem Verkaufslager in Eitape reichlich vorhanden; aber jede mußte sorgfältig durch Überkisten und Querleisten verstärkt werden, sollte sie den Transport nach Berlin aushalten. Nun besaß ich aber auch zahlreiche große Stücke, für die neue, riesengroße Kisten herzustellen waren. Um dies zu ermöglichen, stellte mir der dortige Vertreter der Neu-Guinea Co. seine Sägemühle in Gestalt eines Chinesen zur Verfügung. Der Chinese geht in den Urwald, sucht sich einen geeigneten Baum aus, fällt denselben, bringt ihn wie eine Wippe auf geeignete Unterlage und beginnt nun mit seiner langen Säge das Herstellen der Bretter. Das ist bei der glühenden Sonne eine außerordentliche Arbeitsleistung, die ihm kein Weißer nachmachen würde. Dabei ist seine ausschließliche Nahrung Reis und Wasser; man kann also verstehen, daß diese arbeitsamen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anspruchslosen Leute in anderen Ländern, wo sie dem Weißen Konkurrenz machen, so ingrimmig gehaßt werden.

Während mein Chinese sägte, besuchte ich das westlich von Eitape gelegene Malol und einige andere Dörfer in der weiteren Umgebung von Berlinhafen, z. B. Vokau, wo ich einen ausgesprochenen Fall von Lepra vorfand (Bd. 2 Taf. 287).

Nach wenigen Tagen lieferte die Sägemühle die für die großen Kisten notwendigen langen Bretter und kaum war der letzte Nagel eingeschlagen und die Signierung aufgemalt, so erschien die Manila.

Kurz sei noch über eine Beobachtung berichtet, die sich auf die Ernährung bezieht. Während meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Eitape lebte ich ausschließlich von Konserven, die ich aus dem dortigen Verkaufslager bezog; die Sachen waren gut und boten reiche Abwechslung, und doch nahmen bei sonst einwandfreiem Befinden die Kräfte zusehends ab. Ich hatte es nie glauben wollen, daß man neben einem Berge von Konserven buchstäblich verhungern kann, war hier aber auf dem besten Wege dazu. Der Körper fühlt, daß ihm irgend etwas fehlt und wird daher selbst nach reichlichster Mahlzeit ein eigenartiges Hungergefühl nicht los. Bei gelegentlichem Genuß von frisch gebackenem Brot, etwas frischem Gemüse und einigen Knollenfrüchten (Taro, Süßkartoffeln usw.) neben den Konserven stellen sich diese Symptome der Unterernährung nicht ein.

Nun ging es über Potsdamhafen und Friedrich-Wilhelmshafen wieder nach Finschhafen in das Gebiet der Neuendettelsauer Mission, um in erster Linie auf der kürzlich gegründeten Station Sialum bei Kap König Wilhelm Aufenthalt zu nehmen, wo eine urwüchsige, echt papuanische Bevölkerung lebt.

Da der Landweg längs der Küste von Finschhafen nach Sialum äußerst beschwerlich ist und sich größere Gepäckstücke auf demselben kaum befördern lassen, schiffte ich mich am 1. November 1909 auf zwei kleinen Kanus in Finschhafen ein und gelangte an demselben Tage bei günstigem Winde bis Festungshuk. Die Küstenfahrt ist hier durchaus nicht gefahrlos, denn unberechenbare, böige Winde bringen besonders zur Zeit des Windwechsels die gebrechlichen kleinen Kanus der Jabim leicht in bedenkliche Lage. Dazu kommt die überaus starke Küstenströmung und vor allen Dingen die riffreiche Steilküste, welche nur an vereinzelten Stellen dem Boote bei drohender Gefahr einen Unterschlupf bietet.

Am nächsten Vormittage mußte man bei Windstille zunächst die Ruder zu Hilfe nehmen. Dann erhob sich aber plötzlich ein immer heftiger werdender Südost, der uns zwar in rasender Eile vorwärts trieb, zugleich aber bewirkte, daß Wogen in die Bootströge schlugen, so daß wir dieselben nur durch unausgesetztes Schöpfen über Wasser halten konnten. Gleichzeitig wurden wir immer näher an die Steilküste herangedrückt, wo eine wilde Brandung tobte und zum Überfluß lockerten sich auch noch die Ausleger des Bootes, auf dem sich der größte Teil des Gepäcks befand. Als die Lage anfing mehr als kritisch zu werden, gelang es den Schwarzen, in eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



30. Inseldorf Sialum.



31. Sialum. Zwergin. Weiberhäuser.

kleine schützende Bucht bei Ago einzulaufen. Nun waren wir freilich geborgen, aber meine Leute weigerten sich unter allen Umständen, mit den schwer beschädigten Booten die Fahrt fortzusetzen. Es blieb also nichts weiter übrig, als auf dem Landwege Sialum zuzustreben. So brachte denn der 3. November einen recht anstrengenden, langen Marsch bis Sialum durch die glühend heißen Alangfelder; denn Wald gibt es in jenen Gegenden nicht.

Hinter Sialum erhebt sich der mächtige Cromwell-Berg, welcher in seinen oberen Regionen Baumwuchs trägt. Vor der Steilküste liegt ein mehrere Kilometer langes Riff, welches an zwei Stellen als Insel einige Meter über dem Wasser emporragt. Auf diesen Inseln (Sialum und Quampu) schlugen die Eingeborenen, vor Überfällen gut geschützt, ihre Wohnsitze auf (Fig. 30 u. 31; Fig 1 S. 17; Fig. 5 S. 24). Quampu wurde durch die mit dem großen Erdbeben 1906 verbundene Flutwelle zerstört und die Bewohner siedelten sich auf dem gegenüberliegenden Festlande an; nur zwei alte Leute konnten sich von ihrer Heimatinsel nicht trennen und hausen noch heute in den zerstörten Hütten.

Quampu hat 150, Sialum 330 Einwohner; in der Umgebung leben an der Küste außerdem etwa 500 und weiter landeinwärts 1000 Menschen, so daß dort die Gesamtbevölkerung rund 2000 Köpfe beträgt.

Nur infolge des engen Raumes steht auf der Insel Sialum Hütte neben Hütte und es ziehen sich förmliche Straßen zwischen denselben hin. Sonst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



32. Boote in Sialum.

lieben es die Papua nicht, so eng beieinander zu wohnen. Auch hier findet man, wie in der Umgebung des Sattelberges, ungewöhnlich viele zwerghaft kleine Menschen.

Obgleich nun die beiden Dörfer Sialum und Quampu kaum zwei Kilometer voneinander entfernt liegen, weist ihre Sprache doch dialektische Verschiedenheiten auf, ja in einem Dorfteile von Sialum selbst wird ein etwas abweichender Dialekt gesprochen. Mag letzteres sich auch dadurch erklären, daß Quampu-Leute nach Sialum hin verzogen, so beweist diese Tatsache doch, daß in Neu-Guinea ungemein große Neigung besteht, sprachliche Abweichungen zu bilden und dieselben dann zäh festzuhalten.

Die Weiber sind außerordentlich scheu und in den ersten Wochen war es mir unmöglich, eine derselben vor den photographischen Apparat zu bringen. Schließlich ließen sich durch Darreichung der beliebten roten Farbe einige zum Aufnehmen und Messen bewegen. Ein altes, kleines Mütterchen, welches die Überredungskunst des Missionars und eine Dose mit roter Farbe schließlich dahin brachte, sich photographieren zu lassen, wurde aus diesem Grunde von ihrem Sohn erbärmlich durchgeprügelt.

Um zur Insel zu gelangen, bedienen sich die Bewohner kleiner, aus Treibholz hergestellter Kanus, deren Baumstamm nicht ausgehöhlt ist. Mit denselben Kanus wird nachts auf dem Meere bei Fackelschein gefischt. Alles Holz, auch dasjenige zum Häuserbau, wird dem Meere entnommen, welches dank der starken Küstenströmung die von den Bergen am Huongolf herabgeschwemmten Stämme heranschleppt (Fig. 32).

Der mit dünner Humusschicht bedeckte Korallenboden trägt spärliche Steppenvegetation. Nur wo die von den Bergen herabkommenden Wasserläufe am Strande fruchtbaren Boden ablagerten, gedeihen Taro und Süßkartoffeln und stehen vereinzelte Baumgruppen. Eine außerordentliche Plage sind die in großen Mengen auftretenden Moskitos.

Mitte November unternahm ich einen Ausflug nach dem vier Wegstunden entfernten Dorfe Kelana, welches durch seine Topfindustrie in Neu-Guinea

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



33. Dorfplatz in Kelana.

weit bekannt ist. Einige Frauen aus Sialum, die in Kelana Töpfe einkaufen wollten, schlossen sich an, und ich fand daher wieder Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Ausdauer und welchem Geschick sie ihre schwere, zerbrechliche Last durch glühenden Sonnenbrand und Flußläufe tragen. Zwei größere, reißende Bäche, deren erquickend kühles Wasser vom Cromwell herabkommt, mußten durchschwommen werden.

Die Kelana-Leute, insgesamt etwa 150 Köpfe, wohnten früher auf einer kleinen, dem Lande vorgelagerten Insel, siedelten sich aber vor einiger Zeit am Festlande an, weil wiederholt Flutwellen über die Insel hinweggingen. Im Gegensatze zu den Bewohnern von Sialum sprechen sie eine melanesische Sprache. Wie das auf dem Dorfplatze hängende große Netz (Fig. 33) beweist, sind sie eifrige Fischer.

Während man im übrigen Neu-Guinea die Felder einzäunt, um sie vor den Schweinen zu schützen, werden in dieser Gegend die Dörfer umzäunt, damit die Schweine nicht herauskönnen. Letztere sind denn auch infolge des Nahrungs- und Wassermangels das erbärmlichste Borstenvieh der Welt. Ich sah ein kaum 30 cm hohes Mutterschwein, welches buchstäblich nur aus Haut und Knochen bestand; aus dem welken Euter suchten zwei Junge ein paar Tropfen Milch herauszuquetschen. Da die Dorfzäune sehr schadhaft sind, legt man den Schweinen ein großes Joch um den Hals, welches sie am Hindurchschlüpfen durch Lücken des Zaunes verhindert. (Fig. 34). Nur einzelnen Schweinen, die man mästen und zur nächsten Schmauserei verwenden will, wird morgens das Joch abgenommen, wenn sich die Dorfleute an den Strand begeben, um ihre Notdurft zu verrichten. Die hungrigen Tiere verschlingen dann gierig alle Ausleerungen und sind auf diese Weise gleichzeitig Gesundheitspolizei.

Mitte Dezember traf der Missionsschoner „Simbang“ vor Sialum ein, der zur Anwerbung einiger Arbeiter nach den Siassi-Inseln hinüberfahren und dann nach Finschhafen zurückkehren sollte. Ich benutzte die Reisegelegenheit und mit günstigem Winde schossen wir in wenigen Stunden nach Siassi hinüber.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



34. Schwein mit Joch in Kelana. Das Schwein ist halbwegs gut genährt, da es demnächst zu einer Schmauserei geschlachtet werden soll.

Die Siassi-Leute sind wie die Tami ein seefahrendes Völkchen, welches eine verhältnismäßig vielseitige Industrie besitzt. Nach dem erbärmlichen Borstenvieh an der gegenüberliegenden Küste berühren uns besonders angenehm die wohl gepflegten und gut gemästeten Schweine, mit denen von hier aus nach dem Festlande hin ein schwunghafter Handel betrieben wird.

Das Fahrwasser zwischen den Inseln dürfte wegen der zahllosen Riffe zu dem gefährlichsten der Welt gehören, und wenn wir mit der Simbang ohne gründliches Auflaufen davonkamen, so hatten wir dies lediglich der geschickten Führung eines Siassi-Mannes zu danken, der uns von Insel zu Insel als Lotse diente. Zu dem heftigen, häufig umspringenden Winde kommt hier noch die starke Meeresströmung, welcher ein Schiff ohne Dampfkraft willenlos preisgegeben ist. Außer Mandok besuchten wir die Inseln Malawaya und Tuam (Tu).

Während die junge Mannschaft von Mandok zu einer Handelsreise nach der Dorfinsel ausgeflogen war, trafen wir auf Malawaya viele Leute. Die Insel hat zwei Dörfer, das eine mit fünfzig, das andere mit zehn Hütten; es dürften also etwa dreihundert Leute daselbst wohnen. Hier fand ich, was in Neu-Guinea eine große Seltenheit ist, einen Krüppel, dessen einer Unterschenkel von Geburt an völlig verkümmert ist. Der Regel nach werden Krüppel sogleich nach dem Eintritt in das Leben getötet.

Ganz besonders hoch entwickelt ist hier der Kanubau und es gehören die Siassi-Boote neben den Tami-Booten zu den besten und am schönsten geschmückten Fahrzeugen in Kaiser-Wilhelmsland (Fig. 265).

Die Eingeborenen boten Schildpatt in großen Mengen an; auch kommt die prächtige Nautilus-Muschel häufig vor.

Die Siassi-Inseln sind für Neu-Guinea die Hochschule der Tanzkunst und es fahren Leute aus entfernten Gegenden dorthin, lediglich um gut

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



35. Hütten auf Mandok. Siassi-Inseln.

tanzen zu lernen. Ferner besitzt man hier die beste Technik in Herstellung der hochgeschätzten runden Eberzähne, über welche in Abschnitt 20 ausführlich berichtet wird.

Nachdem uns der scharfe Nordost beinahe auf die Klippen von Tuam geworfen hätte, steuerten wir hinüber nach Festungshuk und erreichten von dort nach weiteren zwölf Stunden Finschhafen. Wer je auf einem kleinen schlecht segelnden Schoner in gefährlichem Fahrwasser und bei widrigem Winde Meerfahrten machte, wird verstehen, daß man herzlich froh ist, die unsicheren Bretter wieder verlassen zu dürfen.

Wenige Tage vor Weihnachten 1909 wanderte ich nach dem unweit von Finschhafen am Eingange zum Huongolf gegenüber den Tami-Inseln gelegenen Logaueng, hauptsächlich um daselbst Grabungen vorzunehmen, denn Missionar Bamler hatte in Nähe der dortigen Missionsstation alte Topfscherben, Knochenreste, Steinwerkzeuge usw. gefunden, die einer genaueren Untersuchung bedurften. Über die Ergebnisse werde ich in Abschnitt 8 berichten. Der Logaueng ist ein mit dichtem Urwald bestandener Höhenzug von 250 m Meereshöhe, auf welchem man u. a. ausgezeichnete Exemplare von Bäumen mit Bretterwurzeln (Fig. 36) findet. Die Mission sucht durch Anlage einer Sägemühle, welche durch Wasserkraft getrieben wird, die Holzbestände auszunutzen; es ist aber mit diesen Beständen in Neu-Guinea ein eigenartiges Ding. Der Ankömmling glaubt, daß die unermeßlichen Wälder, welche mit geringfügigen Unterbrechungen das Land bis in die äußersten Winkel überziehen, ausreichen werden, um nach Vernichtung des amerikanischen Holzbestandes den Weltbedarf für lange Jahre zu decken. Untersucht man jedoch die Bäume näher, so bemerkt man, daß nur verhältnismäßig wenig für Bauzwecke verwertbares Holz vorhanden ist. Un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



36. Baum mit Bretterwurzeln auf Logaueng.

gemein fest und widerstandsfähig ist das rote Eisenholz; demgegenüber stehen aber zahllose Stämme, deren Holz weich wie Linde oder gar Kork ist und daher nur zum Verbrennen taugt. Und nun die Schwierigkeiten des Transportes! Die Stämme in den wild zerklüfteten Gebirgen zur Sägemühle heranzuschaffen ist entweder ganz unmöglich oder verursacht mehr Kosten, als das Holz wert ist. Das praktischste Sägewerk bleibt in Neu-Guinea vorläufig der Chinese, der den Baum an Ort und Stelle in Bretter zerlegt. Allerdings wird man hierbei niemals für den Export arbeiten, aber doch den eigenen, recht hohen Bretterbedarf befriedigen können.

Bisher hatte ich die Westküste des Huongolfes von der Markham-Mündung bis zur englischen Grenze nur auf einer flüchtigen Orientierungsfahrt im April 1909 kennen gelernt und hegte nun den Wunsch, Land und Volk dort genauer zu studieren. Dies ließ sich dadurch ermöglichen, daß die Missionsstation Malalo (Kela) bei Samoahafen kürzlich fertig geworden war und ich dort mein Standquartier aufschlagen konnte. Missionar Bamler auf Logaueng wünschte überdies seinerseits eine Orientierungsfahrt in jenen Gegenden des Golfes auf der „Simbang" zu machen, und so bot sich die prächtige Gelegenheit, leicht und schnell jene entlegenen Gegenden zu erreichen, „leicht und schnell" mit einiger Einschränkung, denn auf der „Simbang" erreicht man, wenn überhaupt, ein Ziel immer nur schwer und langsam. Am 11. Januar 1910 lichteten wir also in Finschhafen frohen Mutes die Anker, außer den Schwarzen fünf Weiße an Bord: der Kapitän, drei Missionare und ich. Freilich sind auf der Simbang in der zwei Kubikmeter großen Kabine nur zwei Lagerstätten vorhanden; doch kommt diese Kabine wegen der Hitze und des entsetzlichen Gestanks nach den Transtiefeln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Kapitäns für den Aufenthalt überhaupt kaum in Frage; auf dem kleinen Deck können aber fünf Weiße nur ausgestreckt liegen, wenn der eine die Füße des andern als Kopfkissen benutzt. In der Regel kroch ich mit einem anderen Herren nachts auf das Dach der kleinen Kabine, wo man sich allerdings festbinden muß, um bei den starken Schwankungen des Schiffes nicht direkt ins Meer zu kollern. Die unvermeidlichen, nächtlichen Regengüsse waschen schon bald nach Mitternacht den Schlaf aus den Augen.

Am ersten Reisetage schleppte sich die Simbang mühsam bis zu den Ginggala-Inseln am Eingange des Huongolfes; am zweiten streikte sie wegen Gegenwindes vollständig und als sie in der Frühe des dritten endlich aus ihrem Versteck hervorgekrochen war, mußte sie schon um 9 Uhr vormittags in den schützenden Hafen zurückflüchten. Endlich erreichten wir am vierten Reisetage Taminugetu bei Deinzerhöhe und an demselben Abend sogar Bukaua; am Abend des fünften ankerten wir vor Kela. Nach nur eintägiger Rast wurde die Fahrt nach Süden hin fortgesetzt; aber immer blieb es bei dem entsetzlichen Schneckentempo. Um bei den häufigen Windstillen wenigstens nicht ganz fest zu liegen, mußten die Ruder zuhilfe genommen werden, doch ist bei einem solchen Kasten mit Rudern nur äußerst wenig auszurichten. Immerhin hatte ich Gelegenheit, an verschiedenen Punkten ans Land zu gehen und manches Interessante kennen zu lernen, so z. B. den Moränenwall nördlich von Nassaubucht.

Am 19. Januar kamen wir endlich bis Braunschweighafen und es wurde daselbst auch der kleinen Insel, welche den Ton für diesen ganzen Töpfereibezirk liefert, ein Besuch abgestattet. Die Hoffnung, noch bis Adolfhafen zu gelangen, mußte bei den ungünstigen Wind- und Strömungsverhältnissen aufgegeben werden. So kehrten wir denn um und wurden bei Kap Verdy auf ein Riff gesetzt, welches ungewöhnlich weit ins Meer vorspringt. Aber die Simbang ist an dergleichen Zwischenfälle gewöhnt, die Schwarzen springen bei solchen Vorkommnissen ins Wasser und schieben das Schiff wieder herunter.

An der Mündung des Nassauflusses wird angelegt und wir machen eine mehrstündige Wanderung stromaufwärts im Flußtal zu den Dörfern der Ka-iwa. Der Fluß ist weit wasserreicher als der ziemlich unbedeutende Franziskafluß, und da es oben geregnet hatte, mußten wir an den überschwemmten Ufern streckenweis tief im Wasser waten; er ist wohl einer der Hauptabzugskanäle für das dahinter liegende Gebirge. Das Tal ist gut bevölkert. Unter den Eingeborenen, die wir trafen, hatten mehrere noch niemals einen Weißen gesehen. Hier wird viel Zuckerrohr kultiviert und es wachsen die einzelnen Pflanzen zu unglaublicher Höhe, so daß sie um nicht umzubrechen durch mächtige Bambusgerüste gestützt werden müssen. (Fig. 50.)

Am 24. Januar konnte ich endlich in Malalo (Kela) die Simbang verlassen und auf die Missionsstation übersiedeln. Auch hier gab es wieder ein reiches Arbeitsfeld, denn scharenweis kamen besonders am Sonnabend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



37. Laukanu-Frau mit Kind.

und Sonntag die Schwarzen aus dem weitesten Umkreise auf die Station: Kai aus dem Inlande, Labo von den Herzogseen, Lauqui von der Mündung des Franziskaflusses, Laukanu (Lokanda) von dem Festlande gegenüber den Dot-Inseln und die oben erwähnten Ka-iwa. Die Frauen der Laukanu sind die Topffabrikanten für das ganze Huongolfgebiet und es werden ihre Erzeugnisse bis weit über Finschhafen hinaus exportiert. Es gelang mir, alle Hauptstadien dieser Fabrikation auf einem über hundert Meter langen kinematographischen Film festzuhalten, vom Kneten des Tones, bis zum Brennen des fertigen Topfes (vergl. die Fußnote S. 6). Die Laukanu scheinen ein eigenartiger Stamm zu sein, welcher den Tami-Leuten am nächsten steht; auch teilen sie mit letzteren ihre große Gewandtheit im Seefahren. Die Art und Weise, wie sie ihre Kinder auf den Hüften tragen (Fig. 37), sieht man in Neu-Guinea nicht überall.

Über die hier so häufigen besonders zur Nachtzeit auftretenden Erdbeben wurde auf Seite 23 berichtet.

Neben kleineren Ausflügen, die besonders der nahe gelegenen Kela-Halbinsel mit ihren Spuren aus der Eiszeit galten, unternahm ich von Malalo aus zwei größere Reisen, die erste zu meinen alten Freunden, den Lae-Womba am Markham. Da bei dem Kentern auf dem Markham (S. 55) die Typenaufnahmen der Lae-Womba zu Grunde gingen und wir überdies infolge des Unfalles nicht in ihre Dörfer gehen konnten, sollte dies nunmehr nachgeholt werden.

Am 17. März 1910 bestieg ich mit Missionar Oertel das Missionsboot „Kela", um nach dem Burgberge nahe der Markham-Mündung hinüberzufahren. Nach anfänglich glatter Fahrt überraschten uns mitten auf dem Golf zwei schwere Regenböen, die eine von rechts, die andere von links kommend, so daß das Meer brodelte wie in einem Hexenkessel; unausgesetzt schlugen Brecher über Bord, und da das Boot außerdem stark leckte, mußte dauernd geschöpft werden. Bei völlig unsichtiger Luft hörten wir die Brandung vor uns toben, aber schließlich gelang es doch, in den winzig kleinen, etwas geschützten Hafen am Burgberge glücklich einzulaufen.

Am Morgen des folgenden Tages brachen wir mit mehreren Trägern und einem Dolmetscher auf. Anfänglich ist der Weg, der sich dauernd in der Markham-Ebene hält, gut; bald wird er jedoch sumpfig und zahlreiche Bäche müssen durchschritten werden. Nach fast sechsstündigem Marsche kommen wir zu einer zerfallenen Unterkunftshütte, die auf halbem Wege zu den Lae-Womba-Dörfern liegt. Da es nicht ratsam ist, mit unseren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



38. Hütte der Mumung-Lae-Womba.

ziemlich schwer bepackten Trägern noch weiter zu marschieren, wird die Hütte zum Übernachten in Stand gesetzt; aber ein um Mitternacht hereinbrechender, starker Gewitterguß durchdringt das Dach und bald rieseln auch Bächlein über unser Lager, so daß wir bei anbrechendem Tage pudelnaß die Reise fortsetzen. Durch den Regen waren die Gegend in einen Sumpf verwandelt und die Bäche stark angeschwollen; dergleichen nimmt man in Neu-Guinea als etwas ganz Natürliches, Unvermeidliches hin; auffallend ist, daß hier Stücke von Braunkohle herumliegen. Sollten sich im Markham-Tale vielleicht abbauwürdige Kohlenfelder finden? Es wäre ein großes Glück für die Kolonie. Abseits vom Pfade liegen einige größere, von der Sonne gebleichte Knochen. Es sind aber keine Überreste des Mammuth oder anderer, vorweltlicher Geschöpfe, sondern diejenigen eines Pferdes, welches nebst sieben anderen Pferden Dammköhler auf seinem Marsche von Stefansort nach der Markham-Mündung verlor.

Als wir an den ersten bedeutenderen Nebenfluß des Markham kamen, erklärte der Führer, daß er den Weg verloren habe. Nach langem Suchen, und nachdem wir eine weite Strecke in dem steinigen Flußbette marschiert waren, erschien eine Plantage mit deutlich ausgetretenen Fußpfaden. Dergleichen Pfade pflegen aber sternförmig nach den verschiedensten Richtungen hin abzugehen und auf gut Glück verfolgten wir einen derselben mit dem frommen Wunsche, er möge uns recht bald in die Lae-Womba-Dörfer führen. Er machte aber wenig Anstalten dazu, denn er verzweigte sich mehrmals und wurde immer unkenntlicher. Da, als es schon dunkelte und ein abermaliges Übernachten im Freien ernstlich in Erwägung gezogen wurde, sahen wir plötzlich einige Hütten vor uns; das Ziel war erreicht.

Dort liegt eine Gruppe von sechs bis sieben Dörfern, aber alles macht den Eindruck des Unfertigen (Fig. 38). Das ist allzu verständlich; denn bei den ewigen Raufereien und den hierdurch herbeigeführten häufigen Verle-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



39. Ein Lae-Womba bei der Ablausung seines Sohnes.

gungen der Dörfer kommen die Lae-Womba nie dazu, sich solide Hütten zu bauen.

Die Lae-Womba nahmen uns aufs freundlichste auf und versorgten uns überreich mit Lebensmitteln. In angenehmster Erinnerung bleibt mir besonders der allabendlich zur Verfügung gestellte große Topf mit wunderbar aromatischem Bananenbrei. Dieser Brei zusammengekocht mit dem von uns mitgeführten Reis würde sogar einem Savarin Entzücken abgenötigt haben.

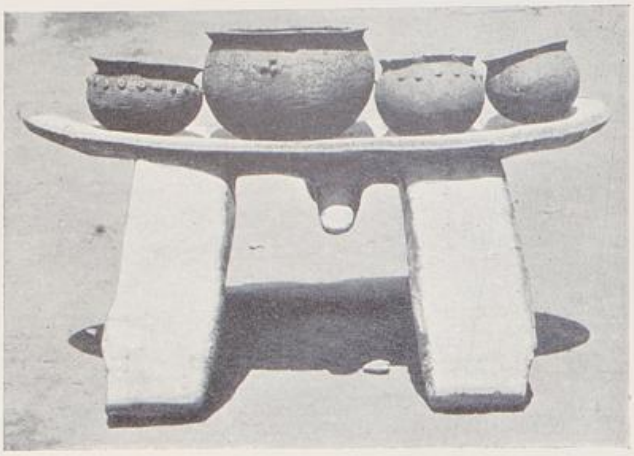
Die Lae-Womba sind nicht nur in Bezug auf den Körper reinliche Leute (Fig. 39); ich sah auch nirgends in Neu-Guinea so sauber gehaltene Dorfplätze mit gut gepflegten Schattenbäumen. Die langen, bunt gefärbten Schmucknetze, welche die Weiber auf dem Rücken tragen, zeugen von Geschmack und ebenso verraten die bunt bemalten Bastmützen der Männer eine gewisse Farbfreudigkeit.

Über einen merkwürdigen Brauch konnten wir nicht ganz ins klare kommen: die Leute nahmen ein bestimmtes grünes Blatt, rieben dasselbe in den Händen und forderten uns dann auf, hiermit über unsere Haut zu wischen; dann nahmen sie das Blatt zurück und verwahrten es sorgfältig. Wenn irgend ein Mann mit dieser Prozedur anfing und bei uns Erfolg hatte, eilten sogleich von allen Seiten andere herbei, um dasselbe vorzunehmen. Es ließ sich nicht feststellen, ob dies nur eine Freundschaftsbeteuerung ist, oder ob die Leute glauben, daß dem mit unserem Körper in Berührung gekommenen Blatte ungewöhnliche Zauber- und Heilkräfte innewohnen.

Zum Zeichen besonderer Freundschaft wurden mehreren Kindern unsere Namen beigelegt und bald gab es in den Dörfern verschiedene kleine „Oettel“ (statt Oertel) und „Dotta“ (Verstümmelung von „Doktor“). Auch das von mir bei Empfang von Gaben mehrmals gebrauchte Wort: „danke schön“ fand sofort in der Lae-Womba-Sprache Aufnahme und es war äußerst komisch zu hören, wenn sowohl der Geber wie der Nehmer „danke schön“ sagte. Diese große Vertraulichkeit einer bisher so unbändigen Gesellschaft möge die Regierung veranlassen, in Zukunft in Kaiser-Wilhelmsland mit Pulver und Blei recht sparsam umzugehen. Die in all diesen „Wilden“ vorhandene zarte Seite will nur angeschlagen sein, und man hat die liebenswürdigsten und umgänglichsten Geschöpfe der Welt vor sich, während ein zur Unzeit abgegebener Schuß unberechenbaren Schaden anstiftet. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit sich diese Leute in Verhältnisse hin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzufinden wissen, die ihnen völlig fern liegen. Wenn sie ihre Bastmützen herstellten und bemalten, ihre Netze knüpften und sonstige Handarbeiten ausführten, pflegte ich mich zu ihnen auf die Erde zu setzen, und sie wußten dann sogleich, daß es mir darauf ankam, genau zu sehen, wie sie alle Einzelheiten ausführten: dann nannten sie jeden Namen der verwendeten Farbe, holten die Rohmaterialien herbei, aus welchen die Farben gewonnen werden, und stellten sich dabei an als ob sie ihr lebelang nichts anderes getan hätten, als Schülern ihre Kenntnisse beizubringen. Wenn ich ein Holzschwert gegen ein Messer einhandelte, wer wollte sie daran hindern, mir mit ersterem den Schädel zu spalten? Das Messer und überdies tausend andere, für sie höchst begehrenswerte Tauschartikel hätten sie dann auch erhalten, und daß sie vor einer nachfolgenden Strafexpedition keine Angst zu haben brauchten, wußten sie aus Erfahrung.



40. Schemel und Töpfe der Lae-Womba.

Etwa zwei Stunden von dieser Dorfgruppe entfernt liegen noch zwei Gruppen von je sechs Dörfern; im ganzen dürften hier also 900 bis 1000 Lae-Womba wohnen. In einem dieser Dörfer befindet sich ein sehr merkwürdiger Gegenstand, vielleicht ein Kriegerdenkmal: zwei starke neben einander stehende Pfähle sind gespickt mit ungefähr 100 zum Teil abgebrochenen Lae-Womba-Speeren.

In mancher Beziehung erinnern die Lae-Womba an die Bewohner des Augustaflusses; so zeigen ihre Töpfe ungewöhnlich kräftige Ornamente und wie am Augustafluß benutzt man hier am Markham Schemel zum Sitzen (Fig. 40). Ich fand dieselben sonst nirgends in Kaiser-Wilhelmsland.

Nach dreitätigem Aufenthalte rüsteten wir uns, reich mit ethnographischen Gegenständen beladen, zum Rückmarsche. Eine Lae-Womba-Familie gab uns das Geleit bis zur Küste; wieder wurde auf halbem Wege übernachtet, und wieder überraschte uns in der Nacht ein entsetzlicher Regenguß.

Vom Burgberge aus benutzten wir die Gelegenheit, die Labo in den Herzogseen noch einmal zu besuchen, und am 26. März trafen wir mit dem Boote wieder in Malalo ein.

Nach zwei Ruhetagen wurde eine neue Reise unternommen, und zwar nach dem Waria. Die Mission beabsichtigte, in Nähe der englischen Grenze eine Station zu errichten; deshalb sollte ein hierfür geeigneter Platz durch die Missionare Mailänder und Oertel ausfindig gemacht werden. Auf dem-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selben Boote, welches zur Reise nach dem Burgberge gedient hatte, schifften wir uns am 29. März ein, kamen noch in der Nacht bis zur Nassaubucht und am folgenden Abend bis Braunschweighafen. Am 31. März wurde Mayama angelaufen und in der Nacht warfen wir in Adolfhafen Anker. Dort wurde damals die neue Regierungsstation eingerichtet; der sehr unternehmende Vorsteher hatte schon viel getan, um die Umgebung des guten, geschützten Hafens für Ansiedelungen herzurichten und in weiterer Umgebung Wege anzulegen. Die Goldfunde im Waria und die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins wertvoller Mineralien oben im Gebirge hatten es als wünschenswert erscheinen lassen, hier nahe der englischen Grenze einen festen Stützpunkt für die Regierung zu schaffen. Da Adolfhafen für große Schiffe der einzig brauchbare Ankerplatz am Huongolf ist, wird sich hier wahrscheinlich ein Verkehrszentrum für Neu-Guinea entwickeln, zumal die Gegend stark bevölkert ist und sich im Tale des Waria ausgedehntes Plantagenland befindet.

Unser erster Ausflug galt den Morobe am gleichnamigen Flusse (Rüdigerfluß), wo die Bewohner, etwa 600 Köpfe, wie in Mayama (Fig. 14, S. 44) ihre Hütten auf steiler Höhe aufgeschlagen haben. Wegen des felsigen Bodens stehen dieselben auf ebener Erde (Fig. 41). Dann brachen wir mit dem Boot zur Mündung des Waria (Herkulesfluß) auf und wanderten in zweistündigem Marsche neben dem Flusse auf dem von der Regierung angelegten Wege zum Dorfe Uno. Was ist das für ein Reisen im Vergleiche mit den entsetzlichen Klettereien im Kai-Inlande, westlich vom Sattelberge!

Uno ist eine Gruppe kleiner Dörfer, die teils unten am Flusse, teils auf steilen Berghöhen liegen. Alles in allem finden sich daselbst rund 600 Eingeborene. Das ganze Flußtal bis oben in die Berge hinauf ist stark bevölkert und bis Pema, etwa zwölf Wegstunden von der Küste entfernt, wohnen mindestens 2000 Menschen. Oben in den Bergen haust der kriegerische Stamm der Wakaia, der nach übereinstimmenden Angaben der deutschen und englischen Behörden etwa 7000 waffenfähige Männer stellen kann. Demnach müßte ihre Gesamtzahl etwa 25000 Köpfe betragen. Wahrscheinlich sind diese Zahlen übertrieben, doch wird man wohl die Wakaia auf 10000 Köpfe schätzen müssen. Es bleibt sehr bemerkenswert, daß stellenweis in Neu-Guinea fern von der Küste eine so dichte Bevölkerung vorhanden ist. Dammköhler schätzt die Bewohner des oberen Markham ebenfalls auf 10000 Köpfe.

Die Bewohner von Uno treiben mit großen Reusen (Fig. 42, links im Bilde) ergiebigen Fischfang im Flusse. Sie sind sehr freundlich und entgegenkommend; am Abend nach unserer Ankunft stellte sich neben unserer Hütte ein alter Häuptling auf einen Felsvorsprung und hielt an seine Dorfgenossen eine schwungvolle Rede: die Missionare, von denen sie schon viel Gutes gehört hätten, seien da und wollten sich unter ihnen niederlassen; nun mögen alle ihre alten Laster ablegen und friedliche Menschen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



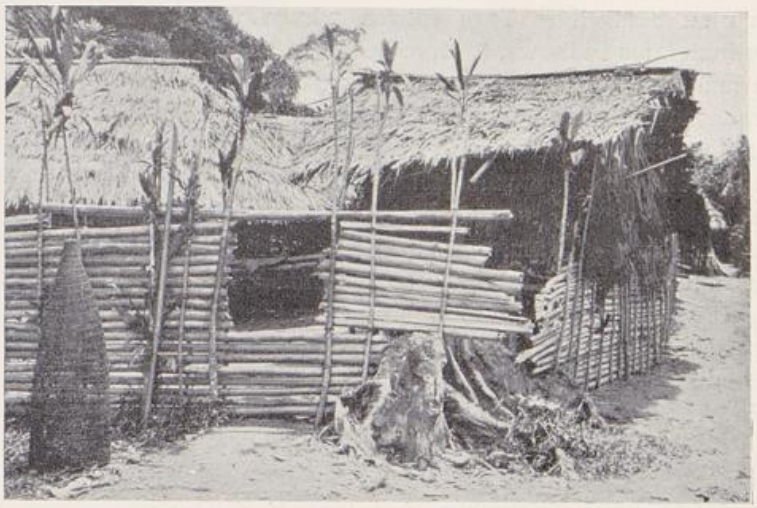
41. Männerhaus am Morobe (Rüdigerfluß).

Es ist recht bemerkenswert, daß sie den Unterschied zwischen Missionar und sonstigen Weißen bereits kannten. Letztere hatten in Gestalt englischer Goldsucher jahrelang in jenen Gegenden gehaust, bis die deutsche Regierung hierauf aufmerksam wurde und zur Gründung der großen Station in Adolfhafen sowie einer Polizeistation in Jaduna am Waria schritt.

Am folgenden Tage brachen wir nach dem mehrere Stunden weiter oberhalb gelegenen Jaduna auf. Dort befindet sich, wie auch in zahlreichen Dörfern weiter aufwärts, eine mächtige, aus Rotang von den Eingeborenen über den reißenden Strom gebaute Brücke, von der im Abschnitt 13 (Fig. 155 u. 156) zwei Abbildungen gegeben sind.

Das Waschgold zeigt sich im Bette des Waria immer an den Krümmungen des Flußlaufes, und zwar an denjenigen Stellen (a in Fig. 43), wo die Strömung verhältnismäßig am schwächsten ist. Dort fand das oben in den Bergen ausgewaschene, im Sand und Schlamm suspendierte feinkörnige Metall Zeit, zu Boden zu sinken. Der Goldsucher entfernt nun zunächst durch Waschen den groben Sand aus dem metallhaltigen Boden und versetzt dann den in dieser Weise mit Metall angereicherten Rückstand mit Quecksilber, wodurch sich das Gold amalgamiert. Nach Filtration durch einen Lappen wird das Amalgam stark erhitzt, wobei das Quecksilber verdampft und ein unreines Gold zurückbleibt. Um einigen Überschuß zu haben, muß der Goldsucher, welcher mit zwölf Schwarzen arbeitet, täglich mindestens eine Unze Gold (rund 30 g) finden. Das Goldsuchen ist also keineswegs so leicht und einfach, wie sich einige Deutsche vorstellten, welche, als ich 1909 zum erstenmale an der Wariamündung war, gerade im Begriffe standen, in das gelobte Land einzudringen. Sie glaubten, man brauche dort nur einige Spatenstiche Flußsand auszuheben, um sogleich den Beutel voll Gold zu haben. Natürlich verkrachte diese Gesellschaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



42. Umfriedetes Gehöft im Dorfe Uno. Links eine große Fischreuse.

m. b. H. und dann wurde großes Geschrei erhoben über mangelnde Unterstützung von Seiten der Regierung. Erfahrene Goldsucher machten, so lange es dort überhaupt etwas zu suchen gab, am Waria gute Geschäfte. Seit Ende 1909 ist aber der bei gewöhnlichem Wasserstande zugängliche Goldsand daselbst ausgebeutet und nur bei ungewöhnlich starkem Sinken des Flusses ließe sich durch Handbetrieb noch etwas erreichen. Jedenfalls lagern noch große Mengen von Gold im Flusse, doch würden sich dieselben nur durch Baggermaschinen, wie man dieselben in Australien und Neu-Seeland mit größtem Erfolge anwendet, heben lassen. Es bleibt aber zweifelhaft, ob die Unkosten nicht zu groß werden.

Anfang 1910 verbreitete sich die Kunde, daß im Quellgebiet des Waria reiche Goldfelder gefunden seien. Alles strömte vom unteren Waria dorthin, doch hatte die Herrlichkeit bald ein Ende.

Fünf Stunden oberhalb Jaduna liegt Pema; dann kommt eine lange unbewohnte Strecke und erst nach weiteren zehn Stunden Gobi. Es folgen: Jitschingari (drei Stunden), Sissili (fünf Stunden), Piowaria (vier Stunden) Attama (zwei Stunden). Noch weitere drei Tagemärsche oberhalb wohnen die Wakaia.

Auf dem Rückwege von Jaduna statteten wir dem abseits auf steiler Höhe gelegenen Dorfe Siu einen Besuch ab. Dort genießt man von einer Kanzel, welche sich die Eingeborenen — wohl um nach Feinden auszuspähen — errichteten, einen herrlichen Überblick über das Flußtal.

Vor unserem Aufbruche von Uno nach der Küste war ein schwerer Regenguß niedergegangen und hatte den neu angelegten Regierungsweg auf weite Strecken vernichtet; die kleinen Brücken und Stege waren fortgeschwemmt, und wo wir auf dem Hinwege auf ebener Bahn wandelten, mußten wir jetzt bis an die Hüften im Wasser waten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch an demselben Tage fuhren wir über Adolfhafen bis Peihowa, (Peiho, Pekho). Nach abermaligem Besuch der Toninsel gegenüber Braunschweighafen war das nächste Nachtquartier die Nassaubucht. Allerdings beschränkt sich die Nachtruhe bei diesen Küstenfahrten auf eine homöopathische Dosis, denn auf der ganzen Reise hatten wir nur sehr wenig Wind und mußten fast unausgesetzt rudern. Um nun die nächtlichen Landwinde auszunutzen, wurde in der Regel schon um ein oder zwei Uhr morgens aufgebrochen. So interessant und lehrreich eine solche Reise auch ist, wir waren am 10. April doch herzlich froh, die Glieder wieder auf der Missionsstation Malalo strecken zu können.



43. Goldvorkommen im Waria.

Mein Aufenthalt in Neu-Guinea ging seinem Ende entgegen. Zwar war der Postdampfer in Finschhafen erst Ende Mai fällig; doch hatte ich wieder eine so große Menge von zoologischen und ethnographischen Gegenständen zusammengebracht, daß ihre Verpackung mehrere Wochen erforderte; auch blieben für Finschhafen noch einige Ausflüge in die Umgebung.

Es war die Verabredung getroffen, daß mich der Schoner „Simbang" Mitte April von Malalo abholen sollte; wie immer ließ derselbe aber vergeblich auf sich warten, denn Wind und Meeresströmung verhinderten sein Auslaufen aus Finschhafen. Es blieb also nichts anderes übrig, als mit dem Kela-Boote die Überfahrt quer über den Golf zu machen. Am Abend des 20. April ging die Fahrt los, und da eine kräftige Brise wehte, gelangten wir schon am folgenden Mittag nach Digetu (Tigedu) am Haenischhafen. Bald ging es weiter und in frühester Morgenstunde liefen wir in Finschhafen ein. Die Fahrt war also ungewöhnlich schnell verlaufen, ist aber besonders in dieser Jahreszeit beim Übergange des Nordwest in den Südost, wo unvermittelt schwere Böen hereinbrechen, mitunter recht unangenehm. Die „Simbang" erfuhr dies wenige Tage später. Sie war nämlich mittlerweile doch in Malalo eingetroffen, fand aber das Nest bereits leer. Auf dem Rückwege wurde sie in einer furchtbaren Sturmnacht bei Bukaua auf den Strand geworfen. Ein Woche vor meiner Fahrt war hier auch der Schoner Letty im Sturme untergegangen (S. 11), wobei die beiden auf demselben befindlichen Weißen ertranken.

Mitte Mai wanderte ich von Finschhafen noch einmal auf den Sattelberg. Herr Keysser hatte nämlich im Inlande eine größere Zahl der merkwürdigen Steintröge aufgefunden, die bereits auf Seite 18 erwähnt sind; ich wollte dieselben unter allen Umständen untersuchen und photographieren (Fig. 51).

Unmittelbar hieran schloß sich ein Ausflug nach dem Orte Jabim an der Nordküste des Huongolfes. Hier befindet sich nämlich ein merkwürdiger, durchlöcherter Korallenblock (Fig. 63), der wahrscheinlich auf uralte Kultur hindeutet. Im Abschnitt 8 soll hierüber genauer berichtet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während die Heimreise auf dem Landwege über Logaueng stattfand, fuhr ich nach Finschhafen auf einem kleinen Kanu zurück.

Damals erweckte in Europa der Halley'sche Komet große Hoffnungen, welche derselbe aber gründlich enttäuschte. Auch in Finschhafen war anfänglich nichts zu sehen, weil zu viel Wolken am Himmel standen. Da zeigte sich plötzlich in der Frühe des 15. Mai am Morgenhimmel der Komet in wunderbarer Schönheit. Der Kopf stand nahe dem Horizonte und der Schweif ragte in mindestens sechs Vollmondbreiten bis zum Zenith, während seine Helligkeit den hellsten Partien der Milchstraße nicht nachstand. Auch in der folgenden Nacht dasselbe Schauspiel. Vom 22. Mai ab war er dann zwei Wochen lang nach Sonnenuntergang am Abendhimmel trefflich sichtbar. Übrigens machte die prächtige Erscheinung auf die Eingeborenen auffallend wenig Eindruck.

Am 30. Mai kam die „Manila" des Norddeutschen Lloyd, um uns mit allen Sachen an Bord zu nehmen. Über Friedrich-Wilhelmshafen, Potsdamhafen und Eitape fuhren wir zur Mündung des Tami-Flusses an der deutsch-holländischen Grenze, wo sich damals die deutsch-holländische Grenzkommission aufhielt. Hier gingen wir am 3. Juni für einige Stunden an Land und am Abend desselben Tages wurde endgiltig der Boden von Neu-Guinea verlassen. Über Singapore, Ceylon, Suez erfolgte Ende Juli 1910 die Rückkehr nach Berlin.

Waren wir in Neu-Guinea neunzehn Monate lang vom Fieber vollständig verschont geblieben, so stellten sich trotz des regelmäßig genommenen Chinins auf dem Schiffe zwischen Singapore und Ceylon die ersten Anfälle ein, die dann in Europa sogar bedrohliche Gestalt annahmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 4.

KÖRPERBAU DES PAPUA.

Wir kommen jetzt zu einem ungemein schwierigen Kapitel, bei dem wohl auf lange Jahre hin ein abschließendes Urteil sich noch nicht fällen läßt. Freilich, als ich drei Monate im Lande war, glaubte ich über alle in Frage kommenden Verhältnisse aufs beste unterrichtet zu sein und einen klaren Überblick gewonnen zu haben. Als ich jedoch nach neunzehnmonatlichem Aufenthalte aus dem Lande schied, wußte ich, daß ich gar nichts weiß.

Schlimm ist die Verwirrung mit den Namen „Melanesier" und „Papua", unter welch letzterer Bezeichnung viele alles verstehen, was irgendwo im südwestlichen Teile des stillen Ozeans wohnt, die Australier nicht ausgenommen. Man möge sich endlich daran gewöhnen, mit „Papua" nur die Bewohner des Festlandes von Neu-Guinea zu bezeichnen, einschließlich der in nächster Nähe desselben gelegenen Inseln, wie Tami, Siassi, Dampier usw.

Melanesier sind die Bewohner von Neu-Pommern (Neu-Britannien), Neu-Mecklenburg (Neu-Irland), der Salomoninseln, einiger anderer Inselgruppen und wahrscheinlich auch die ausgestorbenen Tasmanier. Die Australier stehen ganz abseits. Sollte sich das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Bezeichnung von Papua und Melanesier geltend machen, so bleibt für diese dunkelfarbigen, kraushaarigen Rassen der Name: „Negerrassen der Südsee" zur Verfügung.

Besonders verwickelt werden die Verhältnisse dadurch, daß Melanesier in Kaiser-Wilhelmsland einwanderten und sich an der Küste festsetzten.

Der Papua, wie er uns in den Büchern über Länder- und Völkerkunde entgegentritt, ist ein wild dreinschauender Geselle mit ungeheurer Haarperrücke, dem der Zeichner die Gier nach Menschenfleisch möglichst augenfällig ins Gesicht malte. Als Vorlage für die Bilder dienten meistens Aufnahmen von Küstenleuten aus den holländischen Gebietsteilen, besonders aus der Umgebung der Geelvinkbucht, weil von hier Reisende schon früh brauchbare Aufnahmen mitbrachten. Gerade in jenen Gegenden fand aber seit langer Zeit Mischung mit malaiischen Elementen statt.

Während der ganzen Reise betrachtete ich es als Hauptaufgabe, aus den verschiedensten Gebieten möglichst viel Bildnismaterial gut ausgeprägter Typen beizubringen. Dasselbe ist in 764 Aufnahmen auf 336 Tafeln im zweiten Bande dieses Werkes niedergelegt. Auf Grund dieser Aufnahmen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mag sich Jeder sein eigenes Urteil bilden. Ich will im folgenden lediglich einige Fingerzeige zur Deutung dieses Materials geben.

Der Papua von heute ist ein Produkt verschiedenartigster Mischungen: fremde Eindringlinge vermischten sich mit der Urbevölkerung; neue Nachschübe setzten sich an den Küsten fest. Aber die Natur des eigenartigen Landes und die gleichen klimatischen Verhältnisse verwischten im Laufe der Jahrhunderte die Unterschiede und gaben den Bewohnern ein ziemlich einheitliches Gepräge; das Milieu (um ein schwer zu ersetzendes Fremdwort zu gebrauchen) drückte den Leuten einen gleichartigen Stempel auf.

Nun gibt es zwei Dinge, die uns eine Handhabe zur Analyse bieten: die Sprache und die große Neigung zu Rückschlägen. Die später eingewanderten Küstenleute sprechen melanesische Sprachen und haben sich dieselben, wenn auch in zahllosen Dialekten, ziemlich rein erhalten. Scharf gesondert hiervon sind die Sprachen der papuanischen Inländer, welch letztere aber an nicht wenigen Punkten den melanesischen Eindringlingen gegenüber ihre Wohnplätze auch an den Küsten behaupteten. Im Abschnitt 6 soll erörtert werden, welche Stämme melanesische und welche papuanische Sprachen reden. In Band 2 ist, so weit sich dies überhaupt feststellen ließ, auf jeder Tafel vermerkt, welcher Sprachenfamilie die dargestellte Person angehört.

Wir wissen, daß z. B. in Afrika die Unterdrücker stellenweis die Sprache der Unterdrückten annahmen und umgekehrt. Nichts spricht dafür, daß in Neu-Guinea Ähnliches geschah; der überaus konservative Papua behielt seine Sprache und Vermischungen fanden nur in beschränktem Maße statt. Und doch diese überraschende Gleichartigkeit! Das Milieu übte eben im Laufe der Jahrhunderte seinen Einfluß aus und wenn man scherzend behauptete, der Weiße wird, wenn er genügend lange im Lande ist, vom Papua nicht mehr zu unterscheiden sein, so steckt hierin ein Körnchen Wahrheit.

Wenn ich von „überraschender Gleichartigkeit“ spreche, so denke man aber nicht, daß sich unter dem Einflusse des Milieus ein konstanter Typus herausbildete, der stets unverkennbar bleibt und sich in den Körpermessungen zahlenmäßig festlegen läßt. Ganz im Gegenteil! Konstant ist bei dem Bewohner von Kaiser-Wilhelmsland nur die Abweichung. Aber der allgemeine Eindruck ist bei dem eingewanderten Melanesier und dem ureingesessenen Papua überraschend gleichartig, während man den frisch eingeführten Melanesier, wie er als angeworbener Polizeisoldat oder Arbeiter in Kaiser-Wilhelmsland vorkommt, als solchen meist leicht erkennt.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte im Lande konnte ich den melanesischen Küstenmann vom papuanischen Inlandbewohner mit Sicherheit unterscheiden; wenige Monate später vermochte ich es schon nicht mehr und habe bisher diese verloren gegangene Fähigkeit nicht wieder erlangt. Nicht zu verwechseln mit diesen Einbildungen des Neulings sind die Angaben landeskundiger Missionare, welche jahrelang mit den Eingeborenen in Berührung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

standen und glauben, Küstenleute und Inlandleute auseinanderhalten zu können. Ich vermute, daß auch hier viel Selbsttäuschung unterläuft. Wer jahrelang an demselben Platze sitzt und, wie der Missionar, mit den Leuten stetig in Berührung kommt, lernt die Eingeborenen des Bezirkes nach und nach persönlich kennen und weiß, wo sie hingehören; das Anlegen bestimmter Schmucksachen und die Haartracht nebst vielen anderen Äußerlichkeiten verrät ihnen die Herkunft unbekannter Leute; endlich ist das mehr zurückhaltende und scheuere Wesen der Inlandleute unverkennbar. Unbewußt richtet man also sein Urteil nach Äußerlichkeiten, die mit anthropologischen Verschiedenheiten nichts zu tun haben.

Allgemein wird behauptet, daß die melanesischen Küstenleute größer und schlanker sind und vor allen Dingen ein schmaleres Gesicht haben, als die papuanischen Inlandleute. Das scheint bei oberflächlicher Betrachtung zu stimmen; bei genauerem Zusehen bemerkt man jedoch, daß die übermäßig häufigen Ausnahmen die Regel nicht bestätigen. Der größere Wuchs ist überhaupt nur eine Folge der besseren Ernährung an der Küste, wo Fische und Salz in Überfülle vorhanden sind.

Das angeblich breitere Untergesicht des Inlandmannes, welches hauptsächlich in wulstartiger Vorwölbung der Parotidengegend und großer Unterkieferwinkelbreite seinen Grund hat, ist z. B. gut ausgeprägt bei Nr. 1 Taf. 6; Nr. 1, Taf. 10; Nr. 1, Taf. 81; Nr. 1, Taf. 188; Nr. 1, Taf. 206; Nr. 1, Taf. 214 usw. Dagegen finden wir ein schmales Untergesicht bei papuanisch sprechenden Inländern (so wie es also eigentlich nur melanesische Küstenleute haben sollten) z. B. bei Nr. 3, Taf. 2; Nr. 2, Taf. 4; Nr. 2, Taf. 9; Nr. 2, Taf. 13; Nr. 1, Taf. 78; Nr. 1, Taf. 170; Nr. 3, Taf. 175; Nr. 1, Taf. 179; Nr. 1, Taf. 187; Nr. 1, Taf. 190; Nr. 1a, Taf. 202; Nr. 1, Taf. 218; Nr. 1, Taf. 244; Nr. 2, Taf. 283; Nr. 2, Taf. 326 usw. Umgekehrt ist ein breites Untergesicht bei melanesischen Küstenleuten vorhanden in Nr. 1, Taf. 57; Nr. 2, Taf. 64; Nr. 1, Taf. 71; Nr. 1, Taf. 72; Nr. 1, Taf. 86; Nr. 2, Taf. 95; Nr. 2, Taf. 96; Nr. 2, Taf. 101; Nr. 2, Taf. 106; Nr. 1, Taf. 130; Nr. 2, Taf. 158; Nr. 1, Taf. 247. Jeder wird die Zahl dieser Beispiele an der Hand von Band 2 stark vermehren können.

Wie die Sprache gibt auch die in Neu-Guinea so große Neigung zu Rückschlägen einen Anhaltspunkt, um den ehemaligen Komponenten der heutigen Bevölkerung nachzuspüren.

In den Gegenden um die holländische Grenze und in den holländischen Gebietsteilen tritt malaiischer Gesichtsschnitt so häufig auf, daß Beimischung von malaiischem Blut über jeden Zweifel erhaben bleibt; doch ist dieser Einschlag mehr örtlicher Natur.

Als Rückschlag wahrscheinlich in eine sehr frühe Zeit ist der mongolische Gesichtsausdruck des auf Tafel 32 dargestellten Boang-Jünglings von der Nassaubucht am Huongolf zu deuten. Allerdings kommt in dem Bilde der mongolische Typus nicht annähernd so gut zum Ausdruck, wie in Wirklichkeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit Rückschlägen auf eine Urbevölkerung hat man es zweifellos bei den Pygmaeen zu tun, die in einzelnen Gebietsteilen sich in ziemlicher Anzahl finden. Da ich Spuren derselben fast allerwärts antraf, darf man vielleicht annehmen, daß sie früher weit verbreitet waren und durch Eindringlinge in die östliche Ecke beim Sattelberge gedrängt wurden. Dieselben gingen dann in der übrigen Bevölkerung vollständig auf, blicken aber gerade in der Umgebung des Sattelberges bis auf den heutigen Tag noch ungewöhnlich häufig aus grauer Vorzeit in die Gegenwart hinein. Wir werden weiter unten auf dieselben zurückkommen.

Nun die im ganzen Lande sich recht häufig findenden Rückschläge auf einen Typus, welcher dem jüdischen Typus verzweifelt ähnlich sieht, und zwar demjenigen, wie man ihn in übertriebener Weise bei Karikaturen darstellt. Die Tafeln 36, 159, 166, 298 sind einige Proben hiervon, doch kommt auch dieser Typus im Bilde nicht so zur Geltung wie in Natur. In Kolem bei Finschhafen sah ich ein junges Jabim-Weib mit den feinen Zügen der tunesischen Jüdin. Wenn bibelgläubige Leute meinen, daß hier die Nachklänge der babylonischen Völkerzerstreuung vorhanden sind, so mag man über diese Auffassung lachen. Aber irgend ein uralter Zusammenhang mit semitischen Elementen oder mit einer gemeinsamen Stammform wird sich bei dem ganz auffallenden Gesichtsschnitt wohl kaum in Abrede stellen lassen.

Wir haben also in dem Hexenkessel, aus dem der heutige Papua hervorging, Pygmaeen (afrikanische?), Melanesier, Mongolen, Malayen und Juden. Weiter läßt sich vorläufig durch Analyse nichts herausbringen; denn welchen Urformen das nicht seltene, schlichte bis wellige Haar des Papua entstammt, vor allen Dingen aber die so sehr verbreitete rötlichblonde Haarfarbe und die vereinzelt auftretenden hellen Augen, entzieht sich jeglicher Mutmaßung. Der Bukaua (melanesische Sprache) auf Tafel 123 hat manches vom Australier, so die tiefe Einkerbung der Nasenwurzel und die stark entwickelte Partie der Augenbrauenbogen; aber es fehlt die ungewöhnliche Breite der Nase und das wellige Haar, welch letzteres eine tiefe Kluft zwischen Australier und Negerrassen der Südsee bildet. Man kann also diesen Mann als Rückschlag zum Australiertypus nicht auffassen. Anklänge an diesen Typus finden sich auf verschiedenen Tafeln.

Man stellt sich unter Germanentypus einen hochgewachsenen, breitschultrigen Mann vor mit blondem Haar, blauen Augen und stattlichem, blonden Bart. Wie viele Millionen waschechter Germanen stehen aber weit abseits von diesem Typus! Genau Entsprechendes sehen wir unter den Papua. Wer Band 2 durchblättert, könnte auf Grund seiner bisherigen Vorstellungen über den Neu-Guinea-Mann vielleicht vermuten, daß ich die Typen irgendwo anders, nur nicht in Kaiser-Wilhelmsland, aufgenommen habe. Vereinzelte Bilder, z. B. die Tafeln 61, 66, 308, 315 und 316, decken sich halbwegs mit dem Papua unserer Bilderbücher. Doch bestimmen auch hier lediglich die Haartracht und die ganze Aufmachung den Eindruck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was soll aber jemand, der den Papua nur aus derartigen Büchern kennt, mit dem recht zivilisiert dreinschauenden Manne auf Tafel 122 anfangen, der, wenn ihn nicht seine schokoladenbraune Haut verriete, in Europa niemandem auffallen würde, außer vielleicht durch seine hohe Stirn. Als weitere Beispiele dieser Art seien genannt die Tafeln 48, 126 (Nr. 1—2) und 158. Ich kenne einen Deutschen, welcher dem Manne auf Tafel 63 zum Verwechseln ähnlich sieht, nur hat er das Durchbohren der Ohrläppchen seiner Frau überlassen. Wer wird bei dem Manne auf Tafel 197 Nr. 3 nicht unwillkürlich an Richard Wagner erinnert!

Man möge sich also das Schematisieren und Verallgemeinern in Neu-Guinea bei Zeiten abgewöhnen. Die individuellen Verschiedenheiten sind hier genau so groß wie in einem zivilisierten Lande. Schon häufig ist in der Völkerkunde infolge von Berücksichtigung eines viel zu geringfügigen Materials die individuelle Form als Typus aufgetischt. Wie leicht dergleichen Irrtümer entstehen können, lehrt Folgendes: 1909 wurde im Huongolf der auf Tafel 53, No. 1a und 2a dargestellte Ka-iwa angeworben, der eine auffallende Gesichtsbildung zeigt. Man ist immer versucht, ein Lineal über Stirn und Kinn zu legen, um zu sehen, ob sich die Nasenspitze vielleicht auch unter demselben unterbringen läßt. Man könnte den Fall für Syphilis halten, doch bot der Mann keinerlei sonstige Anzeichen dieser Krankheit und ist das Bestehen derselben unter den obwaltenden Umständen höchst unwahrscheinlich. Es liegt lediglich ungewöhnliche Stellung der Nasenbeine vor. Besagter Mann wird als Arbeiter in Friedrich-Wilhelmshafen beschäftigt, wo von den häufig eintreffenden Lloyd-Dampfern zahlreiche Fremde für wenige Stunden an Land gehen. Einem dieser Eintagsbesucher, den in Anthropologie macht, läuft unser Ka-iwa in die Arme und dank einer zufällig gelungenen Photographie geht diese seltsame Verbildung als „Typus eines Ka-iwa-Mannes vom Huongolf" in die Literatur über. Man braucht nur die Tafeln 52 bis 61 in Band 2 zu durchmustern, um zu erkennen, daß die Ka-iwa ganz anders aussehen. Dasselbe törichte Zeug würde herauskommen, wenn jemand No. 1 auf Tafel 268 als Typus eines Küstenmannes bei Friedrich-Wilhelmshafen bezeichnen wollte.

„Die Durchschnittsgröße des Papua beträgt 155,5 cm". Diesen und ähnlichen Angaben begegnet man allerwärts in der Literatur. Bei den außerordentlich großen individuellen und örtlichen Abweichungen ist es ganz verkehrt, im allgemeinen von einer Durchschnittsgröße zu sprechen. Ich empfehle die Betrachtung von No. 3 auf Tafel 132.

Männer von 170 cm Körperhöhe sind keine Seltenheit. Ein Lae, der seit seiner Geburt unter den Lae-Womba lebt (Taf. 106), mißt 175 cm, sein Onkel (Taf. 107) 176,5 cm, ein Bukaua-Mann (Taf. 132 u. 133) 177,5 cm, ein anderer derselben Herkunft (Taf. 129) 178 cm, ein Warapu (Taf. 302) 176 cm. In Kelana, nördlich vom Kap König Wilhelm, fand ich einen Mann von 180 cm. Im Allgemeinen hält sich die Größe bei Inlandmännern zwischen 150 und 160 cm, bei Küstenmännern zwischen 155 und 165 cm,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei Frauen der Küste und des Inlandes zwischen 145 und 155 cm. Frauen von 170 cm und darüber kommen auch im Inlande vor, doch sind sie recht selten. Die Jao-Frau (Küste) auf Tafel 118 hat 171 cm.

Die Kleinheit der Frauen ist Rasseneigentümlichkeit, aber wohl durch die Verhältnisse mitbedingt. Das Tragen schwerer Lasten von früher Jugend an mag das Wachstum ungünstig beeinflussen; dazu kommt die einseitige Ernährung, vor allen Dingen weit weniger Fleischkost als bei den Männern. Die Männer halten es für ihr gutes Recht, die besten Bissen für sich zu nehmen und haben, wie sie selbst zugeben, den ganzen Balumschwindel nur deshalb ins Werk gesetzt, um die von den Frauen gemästeten Schweine allein aufessen zu können.

Nun zu den bereits oben erwähnten Pygmaeen. Bekanntlich werden als Pygmaeen diejenigen Zwerge bezeichnet, bei denen der kleine Wuchs Rasseneigentümlichkeit ist. Bei den Zwergen, die vereinzelt in jedem Lande vorkommen, ist ihr kleiner Wuchs in der Regel veranlaßt durch englische Krankheit. Wir kennen in Afrika, Indien und an wenigen anderen Punkten der Erde Kolonien von Pygmaeen, die sich seit unvordenklichen Zeiten als gesondertes Volk hielten und nicht nur ihren eigenartigen Körperbau, sondern auch gewisse Eigentümlichkeiten ihrer Erzeugnisse bewahrten. Bei den Pygmaeen im Kaiser-Wilhelmsland ist dies anders. Wir sind hier natürlich ausschließlich auf Vermutungen angewiesen; aber nach ähnlichen Vorkommnissen in anderen Ländern und auf Grund der Tatsache, daß in Neu-Guinea an weit voneinander entfernten Punkten Rückschläge zum Pygmaeenwachstum auftreten, haben wir Berechtigung zu der Annahme, daß hier die Pygmaeen ehemals weit verbreitet waren. Eindringende Völkerstämme werden sich mit ihnen teils vermischt, teils dieselben vor sich hergetrieben haben, und zwar bis zu dem weit nach Osten vorspringenden Zipfel des Landes, der Umgebung des Sattelberges. Machten doch bei solchen Schiebungen auch in anderen Ländern die Geschobenen halt, ehe sie vollends ins Meer gejagt wurden, und bewahrten hier ihre Stammesart.

Daß in der Umgebung des Sattelberges die Rückschläge zum Zwergwuchs noch heute in so auffallend erhöhtem Prozentsatze stattfinden, dürfte andeuten, daß sich hier ein kleiner Stamm der Pygmaeen noch lange Zeit erhielt, als sonst allerwärts in Neu-Guinea ihre Stammesgenossen längst in der neuen Bevölkerung aufgegangen waren. Nach und nach ereilte jedoch auch hier in dem räumlich beschränkten Gebiete die Pygmaeen das Schicksal der Aufsaugung durch die umwohnenden Völker, dem ihre Artgenossen in Afrika infolge der ungeheuer weiten Länderstrecken glücklich entgingen.

Man muß bei Beurteilung der Rückschlag-Pygmaeen in Neu-Guinea recht vorsichtig sein. Ungewöhnlich kleiner Wuchs ist kein ausreichendes Merkmal, um einen Papua zum Pygmaeen zu stempeln. Besonders im Inlande ist Kümmerwuchs infolge von dürftiger und einseitiger Ernährung nicht selten; aber Individuen dieser Art sind für den Kundigen mit Pygmaeen nicht zu verwechseln. Eine solche Kümmerform ist auf Tafel 281

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dargestellt, ein Saure aus dem Hinterlande von Dallmannhafen. Der Mann ist nur 142 cm hoch; aber die langen, spillerigen Extremitäten und der kurze Rumpf der Jammergestalt sind genau das Gegenteil von dem, was wir bei Pygmaeen beobachten.

Bei Männern, deren Körperhöhe unter 150 cm bleibt, werden wir zu untersuchen haben, ob es sich um Pygmaeenwuchs handelt. Bei Weibern ist diese Grenze um 10 cm tiefer zu setzen.

Figur 1 auf Tafel 220 veranschaulicht den Typus des Pygmaeen. Die beiden Männer sind aus Sialum bei Kap König Wilhelm (papuanische Sprache) und entstammen einer Bevölkerung, welche nächst der Sattelbergbevölkerung am stärksten mit Pygmaeenblut durchsetzt ist. Es sind kräftige, gedrungene Gestalten; der Rumpf ist im Verhältnis zu den Extremitäten ungewöhnlich lang. Die herabhängenden Hände liegen auf Tafel 220 wenig unterhalb des Hüftgelenks, während sie bei dem Manne auf Tafel 281 beinahe bis zum Knie reichen.

Die Figuren 3 auf den Tafeln 183 und 184 zeigen den Missionar Keysser, der Mittelgröße hat, im Kreise von Kai-Pygmaeen aus der Umgebung des Sattelberges. Dort besitzt etwa drei Prozent der Bevölkerung Größe und Habitus dieser Zwerge.

Ein weiteres Merkmal der Pygmaeen sind Kleinheit der Hände und Füße. Abgesehen von den Photographien wird dies besonders durch die Gipsabgüsse belegt, die ich in Neu-Guinea fertigte. Ferner ist die für afrikanische Pygmaeen so charakteristische Konvexität der ganzen Oberlippenpartie von der Nase an abwärts auch bei den meisten Neu-Guinea-Pygmaeen vorhanden. Besonders lehrreich nach dieser Richtung hin sind die Tafeln 187 Nr. 3, 188, 191, 195 und 221.

Das Ohrläppchen des Pygmaeen ist klein und angewachsen. Allerdings sind diese Verhältnisse infolge der Durchbohrung des Läppchens vielfach verwischt. Das typische, afrikanische Pygmaeenohr: breit, kurz und ohne Läppchen, ist auf Tafel 195 vertreten.

Bei den zentralafrikanischen Pygmaeen findet sich ein feines, hellfarbiges, den ganzen Körper bedeckendes Wollhaar (Lanugo). In Kaiser-Wilhelmsland ist diese rötlichblonde Lanugo bei jüngeren Individuen nicht selten; es bleibt aber im höchsten Grade bemerkenswert, daß ich diese Lanugo nirgends derart ausgeprägt fand, wie an den Abhängen des Sattelberges. Der in Figur 2 und 3 auf Tafel 169 dargestellte Knabe aus dem Dorfe Wasa am Sattelberge ist über den ganzen Körper mit pelzartiger Lanugo bedeckt.

Endlich bleibt als Merkmal noch die Brachycephalie zu erwähnen. Alle bekannten Pygmaeen-Völker sind ausgesprochen brachycephal. Da es sich nun bei den Neu-Guinea-Pygmaeen nicht um einen geschlossenen Stamm handelt, sondern um Rückschläge zu einer zwerghaften Urbevölkerung, die nach jahrhundertelangen Vermischungen mit anderen Stämmen jetzt immer noch auftreten, so sind die ursprünglichen Verhältnisse stark verwischt; und doch kann sich selbst der ausgesprochenste Zweifler der Über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeugung nicht verschließen, daß auch hier der brachycephale Grundton zum Durchbruch kommt. Ich lege auf die am Lebenden vorgenommenen Messungen keinen hohen Wert, und es ist dankenswert, daß 99 Prozent dieser Messungen, welche unsere Reisenden zu ihrer eigenen Befriedigung fuderweis mit in die Heimat bringen, unveröffentlicht bleiben. Die Sache bleibt selbst für den Arzt recht schwierig und unsicher, und wenn zwei dasselbe Individuum messen, wird aus einer Leptoprosopie häufig eine Platyprosopie. Getrost nach Hause tragen kann man nur die photographische Aufnahme, die eine verständlichere Sprache spricht, als Berge von Zahlen, welche nach zehn Jahren niemand mehr anerkennt, „weil das System der Messung veraltet ist". Damit soll aber nicht etwa der Wert der am Skelett vorgenommenen Messungen herabgesetzt werden. Hier hat man unverkennbare Ansatzpunkte für Gleiter, Tasterzirkel und Bandmaß, hier kann der Fachgelehrte in aller Ruhe die Arbeit in seinem Studierzimmer vornehmen, und wenn das Meßsystem veraltet ist, holt man für die neue Methode die Knochen nach zehn Jahren noch einmal aus der Schublade.

Bei Bestimmung von Längenbreitenindex des Papuakopfes hat man vor allem mit den dicht verfilzten Haaren zu kämpfen, welche den Tasterzirkel mitunter kaum bis auf die Haut durchdringen lassen. Über die Ergebnisse dieser Messungen sprechen wir weiter unten; nur vorweg sei bemerkt, daß dieser Index beim Papua durchschnittlich ungefähr 76 bis 77 beträgt; bei vierzehn Sattelberg-Pygmaeen (Taf. 183—196) stellt sich derselbe dagegen auf 79 bis 80. Wenn wir mit Scheingründen und schönen Worten, um die man bei Veröffentlichung von Messungsresultaten niemals verlegen ist, die unbequemen Ziffern 74,7 (Taf. 189) und 74,3 (Taf. 194) hinauswerfen, kommen wir sogar auf den Durchschnitt von 80 bis 81.

Auch wo sich anderwärts im Kaiser-Wilhelmsland Pygmaeen finden, tritt uns zumeist der durchschnittlich etwas höhere Längenbreitenindex des Kopfes entgegen. Bei dem bereits erwähnten Pygmaeenzentrum um Kap König Wilhelm wollten sich die meisten Leute überhaupt nicht messen lassen und ich konnte ihre Körperhöhe nur durch ihnen unverständliche, kleine Kunstgriffe herausbekommen; den Tasterzirkel ließen die meisten an den Kopf nicht anlegen.

Der auf Tafel 132 dargestellte, 141,5 cm hohe Bukaua-Mann, den ich nach seinem ganzen Habitus als Pygmaeen ansprechen muß (man beachte, wo die herabhängenden Arme endigen!), hat einen Längenbreitenindex von 78,3. Zwar sind die Bukaua eingewanderte melanesische Küstenbevölkerung; doch fanden Heiraten mit den nördlich von ihnen lebenden Kai statt; auf diese Weise mag sich ein Tröpfchen Pygmaeenblut nach Bukaua verirrt haben.

Auch von den Kai aus dem Hinterlande von Samoahafen (Huongolf. Taf. 75—81) nähern sich einzelne den Pygmaeen. Der eine von ihnen (149 cm; Taf. 76) hat einen Längenbreitenindex von 78. Es sei aber nicht verschwiegen, daß der kleinste dieser Leute (144 cm; Taf. 80) einen Index von nur 73,8 besitzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf Misem und Biliao bei Friedrich-Wilhelmshafen leben zwei Männer (Taf. 257 u. 263), welche ebenfalls auf Pygmaeenblut verdächtig sind; der eine hat 145 cm, der andere 146 cm Körperhöhe; der Längenbreitenindex des ersteren beträgt 81,4, derjenige des anderen 84,6! Auch hier möge die Kehrseite der Medaille folgen: das bereits erwähnte Jammerbild auf Tafel 281, welches bei nur 142 cm Körperhöhe ganz gewiß kein Pygmaeenblut in sich hat, besitzt einen Index von 83,8! Sein Stammesgenosse auf Tafel 283, der ebenfalls nur 147 cm mißt und den man wegen seines Ohres und der Oberlippe schon weit eher zu den Pygmaeen rechnen möchte, hat einen Index von 72.

Also bei vereinzelten Messungen lasse man in Bezug auf Schlußfolgerungen die größte Vorsicht walten. Nur wo man, wie auf dem Sattelberge, ein umfangreiches Material zur Verfügung hat, seien auf Grund von Durchschnittswerten Schlußfolgerungen gestattet und diese führen entschieden dazu, daß auch in Neu-Guinea die Pygmaeen mehr kurzköpfig sind als die übrigen Papua.

Da jahrtausendelange Mischung mit anderen Stämmen vorliegt, kann man schlechterdings nicht verlangen, daß jetzt bei jedem Rückschlag zum Pygmaeenvolke alle Pygmaeensymptome deutlich ausgeprägt sind, also:

1. Kleiner Wuchs.
2. Langer Rumpf, kurze Extremitäten.
3. Konvexe Oberlippe.
4. Kurzes, breites Ohr, ohne Ohrläppchen.
5. Brachycephalie.
6. Kleine, zierliche Hände und Füße.

Sobald aber ein auffallend kleines Individuum unverkennbar eins oder das andere dieser Symptome trägt, wird man an seine Zugehörigkeit zu den Pygmaeen denken müssen.

Durchmustert man die Sattelbergzwerge (Taf. 183 bis 196), wo das Pygmaeenblut am reinsten zum Ausdruck kommt, so sieht man, daß ein besonderer, vom Durchschnittstypus der übrigen Papua abweichender Gesichtsausdruck nicht vorliegt. Die individuelle Verschiedenheit ist hier genau so groß wie überall im Lande.

Die beiden kleinsten Männer am Sattelberge (Taf. 185 und 186) messen 135,5 cm. In der Umgebung lebt ein Mann mit nur 133 cm Körperhöhe, den ich aber nicht zu Gesicht bekam. Die kleinste Frau, welche ich dort sah, hat 132 cm (Taf. 195). In Sialum fand ich ein Mädchen von 131,5 cm (Taf. 231); doch ist dieselbe trotz der starken Entwickelung ihrer Brüste möglicherweise noch nicht ganz ausgewachsen. Das kleine, alte Mütterchen, welches in Fig. 31 (S. 70) neben dem untermittelgroßen Missionar steht, hat sicherlich kaum 130 cm Körperhöhe. Wegen der Feindschaft dieser Leute gegen Messungen konnte ich die Größe leider nicht genau feststellen.

Kehren wir nunmehr von den Pygmaeen zu den übrigen Papua zurück und betrachten zunächst die Kopfgestalt. Bei 36 Schädeln und 263 leben-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Köpfen, deren Längenbreitenindex ich feststellte, schwankt derselbe zwischen 66,7 und 88. Letztere Ziffer kommt nur ein einziges Mal vor bei einem Tami (Taf. 149); dann folgen zwei mit 84,6 (Taf. 263 u. 295); fernerhin haben 83 bis 84,1 fünfzehn Papua. Unter 70 bleiben zwei: 66,7 (Taf. 276) und 69,1 (Taf. 275); beide stammen aus dem Mündungsgebiet des Augustaflusses. Bei sieben Schädeln vom Augustaflusse schwankt der Index zwischen 71,7 und 77,3, hält sich also erheblich unter dem sonstigen Durchschnitt.

Unter 73 (70,2 bis 72,8) bleibt der Index außer den beiden bereits angeführten niedrigsten Ziffern 26 mal.

Angesichts dieser großen Verschiedenheiten, die auf Mischungen der mannigfaltigsten Elemente schließen lassen, ist es eigentlich unsinnig, überhaupt einen Durchschnittswert feststellen zu wollen. Er beträgt aus 299 Messungen 76,9.

In Bezug auf örtliche Verschiedenheiten sei bemerkt, daß die Leute vom Augustafluss bis zur holländischen Grenze im allgemeinen einen etwas längeren Schädel haben, diejenigen aus der Umgebung des Sattelberges einen etwas kürzeren. Letzteres ist verständlich, weil hier die Pygmaeen ihre kurzen Köpfe auch auf die größeren Leute vererbten.

Ungewöhnlich breit ist die oberste Partie des Kopfes auf den Tafeln 97, 103 und 174. Bei 97 möchte man an leichte Hydrocephalie denken.

Die Stirn des Papua ist nichts weniger als fliehend, sondern hoch, voll und gut gewölbt. Als Beispiele hierfür dienen die Tafeln 4, 10, 18, 86, 87, 127 und 128. Hinter derjenigen des Mannes auf Tafel 128 könnte das Gehirn eines Kant Platz finden. Wo, wie auf Tafel 188, die Stirn stark zurücktritt, liegt Mikrocephalie vor. Vereinzelt sind, wie bereits bemerkt, die Augenbrauenbogen stark entwickelt, aber nicht so übermäßig wie beim Australier, und vor allen Dingen ist dies beim Papua kein allgemein verbreitetes Rassenmerkmal.

In der Regel findet sich zwischen Stirn und Nase eine tiefe Einsenkung, doch kommen hiervon zahlreiche Ausnahmen vor. Wenn auch niemals die Stirn in beinahe gerader Linie in den Nasenrücken übergeht, so ist doch die Einsenkung recht geringfügig und nicht ausgesprochener als beim Europäer z. B. auf den Tafeln 137, 141, 148, 154, 160, 170, 193, 230, 249, 251, 260, 264, 268 (No. 1—2), 296, 310.

Neben der häufigen Adlernase kommt auch konkave Krümmung des Nasenrückens vor mit nach oben gerichteter Spitze (Taf. 92 Nr. 1—2, Taf. 272, 276, 305).

Fast durchgängig ist die Papuanase breit und massig. Da nun dem Menschen stets dasjenige am besten gefällt, was er nicht hat, sucht die Mutter die Nase ihres Sprößlings dadurch zu verschönen, daß sie dieselbe einigemale kräftig zusammendrückt; doch ist diese Manipulation viel zu wenig eingreifend, um praktischen Erfolg zu haben. Eine dort lebende weiße Frau, die eine ungewöhnlich schmale und hohe Nase besitzt, wurde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von den Eingeborenen mit Fragen bestürmt, wie sie dies Wunderwerk von Schönheit zustande brachte. Übrigens besitzen nicht wenige Papua eine verhältnismäßig schmale Nase, die auch im Gesicht des Europäers nicht auffallen würde. Es sei nur auf die Tafeln 180, 268 (Nr. 1—2), 269 (Nr. 1—2), 295 und 319 (Nr. 3) hingewiesen.

Die Nasenlöcher öffnen sich nach unten, nur ausnahmsweise, und zwar vorwiegend bei jugendlichen Individuen, ein wenig nach vorn. Durch die in der Nasenscheidewand getragenen, mitunter daumdicken Pflöcke können die Nasenflügel so in die Höhe gedrückt werden, daß die Nase beinahe das Aussehen einer Bulldoggnase bekommt (Taf. 281). Ebenso wird durch den Nasenpflock die Richtung des größten Durchmessers der ovalen Nasenlöcher stark beeinflußt. In den Fällen, wo Nasenpflöcke überhaupt nie benutzt sind, sieht man, daß wie beim Europäer die Längsrichtung der ovalen Nasenlöcher häufig parallel der Nasenscheidewand verläuft (‖). Durch den Nasenpflock werden infolge von Wegdrücken der Nasenflügel die Nasenlöcher dann so gestellt, daß ihr größter Durchmesser senkrecht (– –) auf der Nasenscheidewand steht (Taf. 112 und zahlreiche andere). Durch den Pflock kann auch das vorderste Ende der Nasenscheidewand schleifenförmig nach unten ausgezogen werden (Taf. 118, 163, 210, 212, 213, 215, 235, 296 usw.

Häufig machen die abstehenden Nasenflügel den Eindruck eines aufgeblähten Segels (z. B. Taf. 4, 18, 31, 34, 51, 71, 90, 114, 128, 129, 160, 162, 164 usw.), was sogar in der papuanischen Kunst seinen Ausdruck fand (Fig. 56 u. 57 in Abschnitt 8).

Bei Besprechung der Pygmaeen wurde auf die Wölbung der ganzen Oberlippenpartie hingewiesen. Daß diese Wölbung auch bei den nicht pygmaeenhaften Papua ziemlich verbreitet ist, läßt auf allgemeine Durchsetzung mit Pygmaeenblut schließen. (Taf. 1 Nr. 3, Taf. 2 Nr. 2, Taf. 11, 13, 15, 21 Nr. 2, Taf. 22, 27 Nr. 1, Taf. 30, 50, 51, 68, 77, 114 Nr. 1, Taf. 116, 123, 124, 131, 132 (Pygmaee), 141, 148, 149, 151, 152, 163, 171, 182, 183 (Pygmaee), 185 (Pygmaee), 186 (Pygmaee), 187 (Pygmaee), 188 (Pygmaee), 191 (Pygmaee), 195 (Pygmaee), 199, 200, 202 Nr. 1a, Taf. 221 (Pygmaee), 241, 244, 245, 285, 308). Bei dieser Zahlen-Zusammenstellung beweist das ungewöhnlich häufige Vorkommen dieser Bildung bei Pygmaeen, die in Band 2 nur eine verschwindend geringfügige Zahl von Tafeln einnehmen, daß bei dem Papua die Wölbung der Oberlippenpartie nicht etwa ein allgemeines Merkmal ist, an dem auch Pygmaeen teilnehmen, sondern daß zweifellos durch die Pygmaeen dies Merkmal in das Land hineingetragen wurde. Hiermit stimmt überein, daß im Kai-Inlande westlich vom Sattelberge, also in nächster Nähe des hauptsächlichsten Pygmaeen-Zentrums, auch die Wölbung der Oberlippenpartie am meisten verbreitet ist (Taf. 197 bis 202).

Die Form des Mundes bietet nichts Besonderes; er ist der Regel nach breit, kann aber gelegentlich recht fein geschnitten sein (Taf. 14, 259, 261, 267).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Lippen sind wulstig (Taf. 31, 36, 72, 95 Nr. 1—2, Taf. 101 Nr. 3—4, Taf. 123, 135, 159, 166 usw.), in hervorragendem Maße bei dem jüdischen Typus. Bei letzterem fällt auch die blauschwarze Umsäumung der Lippenränder auf. Im allgemeinen sind die Lippen pigmentiert und haben nur einen leichten, rötlichen Schimmer; doch gibt es viele individuelle Abweichungen. Man findet ganz flache Mundpartien (Taf. 20, 28, 53 Nr. 2a, Taf. 57, 79, 99, 180, 190, 205, 208, 210, 222, 227, 252 Nr. 1). Alle Ausnahmen sind so häufig, daß man mit dem Schema der Negerphysiognomie beim Papua schnell in die Brüche kommt.

Das Kinn ist gewöhnlich. Daß es gelegentlich stark zurücktritt, wie auf den Tafeln 250 und 268, kommt in jedem Lande vor.

Ein charakteristisches Merkmal für den Papua bleibt die Backenfalte, die beiderseitig in Höhe des Mundwinkels oder selbst am Kinn beginnend, nicht selten in Verdoppelung, sichelförmig bis über den Nasenflügel sich hinaufzieht und besonders bei älteren Leuten kräftig ausgebildet ist (Taf. 3, 4, 12, 15, 27, 28, 34, 40, 41, 42, 50, 63, 66, 67, 70, 85, 92, 106, 125, 147, 167, 178, 187, 202, 211, 224, 280 usw.)

Die Wangenbeine treten keineswegs besonders hervor.

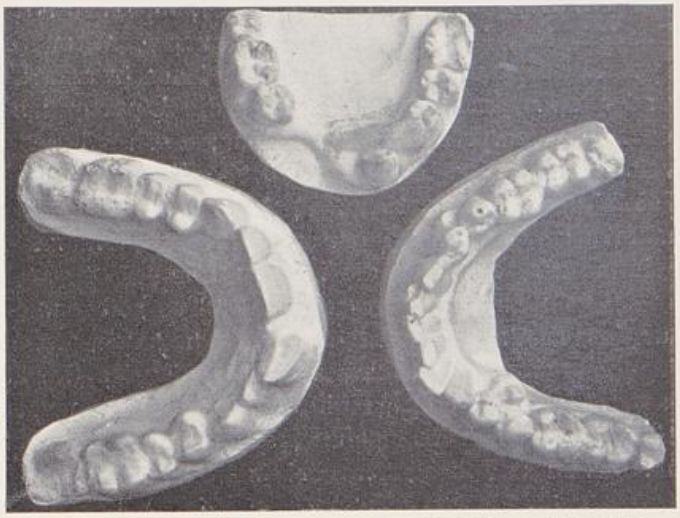
Das Ganzgesicht ist nichts weniger als einheitlich, auch nicht bei den Angehörigen desselben Stammes. Man durchmustere die ersten Tafeln, auf denen die papuanisch sprechende Bevölkerung am Waria dargestellt ist: wir sehen neben fast kreisförmigen Gesichtern ovale und keilförmige (Taf. 4). Genau so wenig einheitlich sind alle anderen Stämme. Man vergleiche z. B. die länglichen Gesichter auf Tafel 69 und 70 mit den runden auf Tafel 72 und 74; es sind Bewohner desselben Dorfes (melanesisch redende Küstenbevölkerung). Dasselbe wiederholt sich auf Tafel 85 und 86, wo beide abgebildeten Männer Labo von den Herzogseen sind. Und nun die den Jabim nahe verwandten Bukaua, ein typischer, melanesisch redender Küstenstamm; rundlichere Gesichter wie auf den Tafeln 115, 118, 120, 130, 134, 138 kann man nicht wünschen, und doch sollten sich gerade diese Leute durch ihr langes Gesicht von den rundgesichtigen, papuanisch sprechenden Inlandleuten unterscheiden! Wie es mit dem runden Gesicht der letzteren bestellt ist, illustrieren die Tafeln 2, 4, 9, 18, 22, 23 (Nr. 1—2), 75, 78, 167, 172, 175 (Nr. 3), 176 (Nr. 3), 179, 204, 215, 244, 245, 325 (Nr. 2), 326 (Nr. 2), 328.

Auch bei den melanesischen Dorfinsulanern (Taf. 246, 247, 249) und bei den ausgesprochensten Küstenleuten, den Tami, kommen zahlreiche Rundgesichter vor (Taf. 152, 154, 156, 157). Die Zahl dieser Beispiele läßt sich an der Hand von Band 2 stark vermehren.

Bei den Ohren trifft man alle erdenklichen Formen und Stellungen an. Die Läppchen sind nur bei den Pygmaeen ungewöhnlich klein und angewachsen. Offenbar hat sich auch hier, wie bei der Gestalt der Oberlippenpartie, die Eigenart der zwerghaften Urbevölkerung auf die Eindringlinge übertragen. Kleine Ohren (Taf. 126) sind aber seltener als besonders große (Taf. 28, 30, 45, 63, 85), bei welch letzteren man natürlich die durch Ohr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehänge herbeigeführten Zerrungen und entzündlichen Schwellungen in Abzug bringen muß.



44. Abnorme Gebisse der Sattelberg-Kai, 2/3 natürl. Größe.

Die Entwicklung der Zähne ist äußerst kräftig. Häufig sind die Vorderzähne besonders im Unterkiefer stark nach vorn geneigt; doch ist dies kein Rassenmerkmal, denn es finden sich mindestens ebenso oft vollkommen senkrecht in den Kiefern steckende Zähne. Bei jugendlichen Individuen findet man nur selten schlechte Zähne und Zahnlücken. In vorgerückten Jahren werden jedoch die Zähne kariös und fallen aus. Die Weisheitszähne entwickeln sich früh, etwa im 13. bis 15. Jahre.

Bei den Kai in der Umgebung des Sattelberges fand ich Neigung zur Überproduktion von Zahnmaterial. Nicht nur daß die normal vorhandenen Zähne in den Kiefern kaum Platz finden und sich gegenseitig aus ihrer Lage drängen, es sind auch überzählige Zähne ungewöhnlich häufig. Von neun Gebissen, die ich abformte, haben zwei überzählige Zähne, und zwar sind bei dem einen derselben (Fig. 44, rechts; Oberkiefer eines Mannes, es ist vorteilhaft, das Bild mit einem Auge durch die hohle Hand zu betrachten) gleich zwei gut ausgebildete, überzählige Praemolaren vorhanden; bei dem andern (Fig. 44, links; Oberkiefer eines Mannes) drängt sich ein spitzer Schneidezahn mitten zwischen den vier Schneidezähnen hindurch (in der Reproduktion nur schlecht zu erkennen).

Der dritte Abguß in Figur 44 zeigt den Unterkiefer eines zwölfjährigen Kai-Knaben, welcher sich bei einem Unfall die Vorderzähne ausschlug; der eine vollkommen aus dem Kiefer herausgehobene Schneidezahn ist der Länge nach am Zahnfleisch festgewachsen.

Bei dem Schädel eines alten Kai-Häuptlings vom Sattelberge blieben fast alle Zähne des Oberkiefers vor dem Durchbruch im Knochen stecken.

Das Kopfhaar des Papua ist spiralig gekräuselt, doch gibt es hiervon in allen Gebietsteilen von Kaiser-Wilhelmsland zahllose Ausnahmen. Besonders häufig fand ich welliges bis schlichtes Haar am Westufer des Huongolfes und bei den Lae-Womba und zwar bei Männern, Frauen und Kindern. In den Bildern kommt dasselbe wenig zur Geltung, da es die Leute entweder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kurz tragen oder mit Rötel und dergleichen derart einschmieren, daß die Form nicht mehr erkennbar bleibt.

Was die Haarfarbe anbelangt, so ist ein schmutziges Braunschwarz am meisten verbreitet. Wo man tiefes, sattes Schwarz findet, ist durch Färben nachgeholfen, weil dies Schwarz als besondere Schönheit gilt. Behandlung mit Kalk wird in Kaiser-Wilhelmsland nur vereinzelt angewendet und ist die hierdurch erzeugte schmutzig graugelbliche Farbe unverkennbar.

Außerordentlich verbreitet, ja in einzelnen Gebietsteilen (z. B. im Kai-Inlande westlich vom Satte!berge) wenigstens bei Kindern und Frauen fast allgemein vorkommend, ist ein rötliches Blond, welches sich nicht gleichmäßig über den ganzen Kopf verteilt, sondern am meisten charakteristisch in zwei Zonen auftritt. Letztere haben die Form von spitzwinkligen Dreiecken, welche sich beiderseits von den Schläfen nach dem Scheitel hin derart erstrecken, daß der spitze Winkel hinten, oben liegt. Zuweilen ist der ganze Scheitel rötlichblond. Die in dieser Region wachsenden helleren Haare kommen dunkelblond aus der Kopfhaut und werden nach der Spitze hin immer heller.

Ausbleichen mit irgendwelchen künstlichen Mitteln (Kalk, Seewasser oder dergl.) ist hier, wovon ich mich durch immer wiederholte Nachforschungen überzeugte, völlig ausgeschlossen. Kalk erzeugt eine ganz andere Farbe, wird auch, wie mir die Missionare bestätigten, welche die Leute viele Jahre unter den Augen haben, nicht angewendet. Gerade dort wo dies Rotblond am häufigsten ist, im Kai-Inlande, kommen die Bewohner niemals mit Seewasser in Berührung. Auch würden bei künstlichen Mitteln die Haare auf dem ganzen Kopfe gleichmäßig in Mitleidenschaft gezogen werden. Es handelt sich hier zweifellos um eine Rasseneigentümlichkeit.

Ich habe eine größere Sammlung solcher Haarproben aus den verschiedensten Teilen von Kaiser-Wilhelmsland mitgebracht. Wenn ein Unbefangener diese Proben betrachtet, wird er in Bezug auf ihre Herkunft auf alle möglichen Winkel der Erde raten, wegen der gleichzeitigen Krausheit der Haare mit größter Wahrscheinlichkeit auf rotblonde Semiten, ganz gewiß aber nicht auf Neu-Guinea. Wir wären dabei also wieder einmal bei den Semiten angelangt.

Bei vorrückendem Alter tritt diese auffallende Haarfärbung mehr in den Hintergrund, doch findet sie sich bei den Hupe im Kai-Inlande auch noch — selbst bei Männern, häufiger jedoch bei Frauen — in höherem Lebensalter. Daß blonde Haare regelmäßig mit der Zeit nachdunkeln, wissen wir zur Genüge aus unserem Vaterlande, wo die Semmelblonden fast ausschließlich dem Jugendalter angehören.

Im Dorfe Wasa am Abhange des Sattelberges, also in einer Gegend, wo die Pygmaeen beheimatet sind, haben mehrere Bewohner über den ganzen Kopf rötlichblondes Haar, und zwar ist dasselbe meist schlicht bis wellig. Bei diesen Individuen tritt, am besten ausgeprägt im jugendlichen Alter, auf dem ganzen Körper das bereits erwähnte rötlichblonde Wollhaar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders reichlich auf; hiermit verbunden ist eine etwas hellere Hautfarbe, etwa Nr. 24 der v. Luschan'schen Farbentafel. Ein Knabe, bei dem diese Erscheinungen am deutlichsten ausgeprägt sind, ist auf Tafel 169 abgebildet. Derartige Kinder werden von dunkelen Eltern geboren; es handelt sich also um einen gelegentlich auftretenden Rückschlag. Nahe bei Finschhafen wohnt ein älterer Jabim mit ausgesprochen rotblondem Bart und dunkelrotblondem Haupthaar. Einer seiner nächsten Vorfahren ist ein Kai aus besagtem Dorfe Wasa. Ferner fand ich unweit Finschhafen in einer Jabim-Familie zwei Kinder mit hellrötlichblondem, mäßig krausem Haar auf dem ganzen Kopfe. Auch hier liegt Verwandtschaft mit den Kai vor.

Ein schlichthaariges bis wellighaariges Blond, welches sich über den ganzen Kopf erstreckt, fand ich auch mehrfach bei Kindern der Lae-Womba. Alle diese Einzelfälle weichen aber von dem allgemein verbreiteten rotblonden Typus insofern ab, als bei letzteren das rotblonde Haar auf dem Kopfe nur zonenweis auftritt.

Finsch weist schon 1884 darauf hin (Anthropologische Ergebnisse einer Reise in die Südsee. S. 39), daß in dem englischen Teil von Neu-Guinea die Spitzen der Haare bei Kindern nicht selten hellblond sind; genauere Angaben fehlen.

Wenn Miklucho Maclay 1871—1872 bei den Papua an der Maclay-(Ray-) Küste die Beobachtung gemacht haben will, daß das Haar beim Auswaschen im Wasser hellgelb werde, so kann er damit nur gefärbte Haare meinen, die vorher wahrscheinlich mit Kalk gebleicht waren.

Schellong sagt in seinem Aufsatze über die Anthropologie der Papua (Zeitschrift für Ethnologie 1891, S. 160): „Die Haarfarbe ist schwarz. Sehr selten kommt auch rötliches Haar mit ebensolchen Augenwimpern vor. Solche Individuen haben dann zugleich die hellste Färbung der Haut." Schellong scheint also den blonden Typus von Wasa im Auge zu haben, oder Fälle von Halbalbinismus, wie ich sie auf den folgenden Seiten beschreiben werde.

In seinem Buche „Unter den Papuas" (1899) berichtet Dr. B. Hagen auf Seite 158 über das Haar des Papua: „Die natürliche Farbe desselben war schwarzbraun, doch kam auch blond als Ausnahme vor, und daß dies natürlich und nicht etwa eine durch die beliebte Kalkeinreibung hervorgebrachte Erscheinung war, konnte man daraus ersehen, daß auch das übrige Körperhaar, das nicht mit Kalk behandelt wird, hellblond war. Bei dem letzteren ist die blonde Farbe sogar sehr häufig." Dann lesen wir auf derselben Seite in Bezug auf die Bismarckinsulaner: „Das Kopfhaar zeigt häufiger als bei den anderen Abteilungen (nämlich den Salomoninsulanern) ein rötliches Blond." Angaben, ob hier das Haupthaar im allgemeinen oder nur zonenweis rötlichblond war, fehlen; ebenso bleibt ungewiß, ob mit dem übrigen blonden Körperhaar die Lanugo gemeint ist, oder der Bart, die Schamhaare und die sonstigen Haare an Rumpf und Extremitäten. Daß bei dem übrigen Körperhaar abgesehen von der Lanugo die blonde Farbe sogar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehr häufig ist, habe ich nirgends beobachtet. Dr. B. Hagen lernte von Kaiser-Wilhelmsland aus eigener Anschauung die Astrolabebucht (Friedrich-Wilhelmshafen; Stephansort) und die dort beschäftigten Arbeiter kennen.

Dr. Pöch schreibt in seinem dritten Akademiebericht (1906): „Während meines Aufenthaltes in Port Moresby (englisch Neu-Guinea) konnte ich folgende Küstenstämme sehen: Hula . . . . . Dieselben, ein Fischervolk, überraschen durch die helle Hautfarbe und oft fast blonden Haare." Es scheint sich hier also um etwas Ähnliches zu handeln, wie im Dorfe Wasa, oder um Fälle von Halbalbinismus. Bei dem Fischervolk müßte man auch an Ausbleichen durch Meerwasser denken; aber die Hautfarbe wird hierdurch nicht verändert.

In Band 3 dieses Werkes wird auf Seite 335 ein Zauberspruch mitgeteilt, der sich auf die Verhältnisse am Nordufer des Huongolfes bezieht. Am Ende dieses Spruches heißt es: „Der Fisch aber sauste dorthin, wo die Leute mit den rötlichen Haaren wohnen." Wo dies ist, wird nicht mitgeteilt. Da Zaubersprüche häufig auf uralte Verhältnisse zurückgreifen, werden wir wohl annehmen dürfen, daß eine rothaarige Bevölkerung früher mehr lokalisiert war und erst im Laufe der Zeiten in der übrigen Bevölkerung aufging.

Graue Haare findet man bei älteren Männern häufig, weiße dagegen selten, weil die Leute kein besonders hohes Alter erreichen. Altersglatze kommt vor (Taf. 27 Nr. 1—2, Taf. 63, 78, 174, 277 Nr. 1—2, Taf. 292, 304, 312), doch tragen die Leute dann zumeist Perrücken (Taf. 284, 312) oder Fellmützen (Taf. 124). Auch bei Frauen finden sich graue, sehr selten weiße Haare. Ein Mütterchen mit schneeweißen Haaren lebt in Nähe der mehrfach erwähnten Gehilfenstation, westlich vom Sattelberge. Auch an der Nassaubucht und auf der Kela-Halbinsel (Huongolf) sah ich je eine Frau mit ganz weißem Haar.

Ältere Frauen, die im übrigen noch dunkles Haupthaar besitzen, haben nicht selten quer über den Kopf verlaufend einen zwei Finger breiten Streifen grauer Haare. An derselben Stelle ist am Schädel eine ausgeprägte Furche nachweisbar, denn dort liegt das Tragband der über den Kopf gehängten Netztasche. Das Grau der Haare ist hier also Folge von Ernährungsstörung durch Druck.

Die von einzelnen Stämmen getragenen, gewaltigen Haarperrücken lassen auf besonders lange Haare schließen. In Anbetracht der spiraligen Kräuselung vermutet man beispielsweise in den Schöpfen der Sissanu, welche bis tief auf den Rücken hinabhängen (Taf. 316), Haare von mindestens 1 bis 1 1/2 m Länge. Unternimmt man es jedoch, einen Schopf zu entwirren, so sieht man, daß die einzelnen Haare keineswegs ungewöhnlich lang sind; das längste Haar, welches ich fand, hatte 26 cm. Der ganze Schopf besteht aus dicht verfilzter Haarmasse, von der nur ein verhältnismäßig kleiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil in der Kopfhaut wurzelt. In den langen Strähnen der Ka-iwa (Taf. 53, 54) konnte ich kein Haar finden, welches länger als 10 cm ist.

Das einzelne Haar ist dicht und straff. Wo sich schlichte oder wellige Haare finden, sind sie erheblich feiner.

Der Bartwuchs des Papua ist im allgemeinen dürftig, die Farbe mit verschiedenen Ausnahmen (ich sah zwei Jabim mit rotblondem Bart) ein tiefes Schwarz, abgesehen natürlich von dem Grau oder Weiß des Alters (Taf. 63, 66, 85, 92, 124, 147 Nr. 1, Taf. 223, 229, 277). Bei älteren Leuten entwickeln sich mitunter stattliche Vollbärte (Taf. 66, 92, 111, 147, 229, 277). Ungewöhnlich lang ist das Barthaar bei dem auf Tafel 114 dargestellten Manne; es handelt sich aber nur um einen Renommierbart, bei dem wie bei den langen Haarschöpfen ausgefallene Haare mit den noch festgewachsenen dicht verfilzt sind. Unter den Kai in den Rawlinsonbergen sah Keysser ungewöhnlich viele bärtige Männer (Taf. 164).

Bei Männern findet man häufig reichlichste Behaarung in der Gegend des Brustbeins, am Unterarm und an den Extremitäten. Diese Haare sind einschließlich der Schamhaare stets dunkel (oder grau), dick und spiralig gekräuselt; mit der Lanugo wird niemand dieselben verwechseln.

Die Form der Augenspalte weicht kaum von derjenigen des Europäers ab. Auf den Bildern erscheint sie zumeist ein wenig eng, doch rührt dies davon her, daß die Leute teils durch das helle Licht geblendet sind, teils aus Scheu vor dem Apparate die Augen zusammenkneifen. Wo dies nicht geschieht (z. B. Taf. 17, 30, 59, 105, 109, 129, 133, 162, 173, 188, 246, 249), wird man kaum eine besondere Form der Augen herauskonstruieren können. Das Mongolenauge auf Tafel 32 ist eine Abnormität.

Die Farbe der Augen liegt in der Regel zwischen 2 und 3 der Martin'schen Augentafel, ist also ein ziemlich dunkles Braun. Nr. 2 oder 3 kommen auch häufig vor. Bei einem Bogadjim (Stephansort) notierte ich 3—4, also erheblich helleres Braun wie gewöhnlich (Taf. 253 Nr. 1), bei zwei Tami (Taf. 148 und 149) 4 und bei einer Frau aus Sialum bei Kap König Wilhelm (Taf. 228) 4—5, also schon ganz helles Braun. Ein sonst recht dunkelfarbiger Mann aus dem Kai-Inlande westlich vom Sattelberge (Taf. 198 Nr. 1) hat graue Augen mit leichtem Stich ins Bräunliche.

Auffallend bleibt, daß die beiden Tami mit den helleren Augen (Taf. 148 u. 149) auch ungewöhnlich kurzen Schädel haben, der eine derselben den höchsten überhaupt in Neu-Guinea von mir gemessenen Längenbreitenindex von 88. Das beweist, daß die Tami, wovon sie auch selbst überzeugt sind, ein fremdes Element unter den Papua darstellen.

Auf die Augen der Albinos und Halbalbinos komme ich zurück.

Die Sklera des Papua hat leichten Stich ins Gelbliche, was besonders bei Kindern auffällt. Verhältnismäßig frühzeitig entwickelt sich der Greisenbogen.

Die Haut ist trocken, womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß die Leute nie schwitzen. Die Bilder auf den Tafeln 111, 127, 148 und 287

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reden in Bezug auf Schwitzen eine mehr als deutliche Sprache; die Leute hatten sich vor der Aufnahme keineswegs besonders angestrengt.

Die Farbe der Haut ist schokoladenbraun und entspricht am besten der Nr. 30 auf der v. Luschan'schen Farbentafel. Natürlich gibt es große, individuelle Abweichungen und auch bei demselben Individuum schwankt die Farbe an den verschiedenen Körperstellen. Der Regel nach sind die Beugeseiten der Extremitäten heller als die Streckseiten; die Nase ist besonders dunkel. Das geht alles ganz natürlich zu; daß die Streckseiten der Arme von den Sonnenstrahlen intensiver getroffen werden als die Beugeseiten, leuchtet ohne weiteres ein. Bei den unteren Extremitäten ist zu berücksichtigen, daß die Leute einen großen Teil des Tages hockend zubringen, wobei dann die Beugeseiten der Beine vor Lichtwirkung vollkommen geschützt sind. Daß die vorspringende Nase den größten Teil der senkrechten Sonnenstrahlen abbekommt, ist auch nicht wunderbar. Ebenso ungezwungen lassen sich die übrigen Verschiedenheiten in der Hautfärbung erklären. Auch hier wirkt nichts anderes als das Licht pigmentbildend, um den Körper vor der schädlichen Wirkung der ultravioletten Strahlen zu schützen. Dies beweist der Umstand, daß z. B. die Tami-Frauen, welche keine Feldarbeit haben und viel in ihren Hütten sitzen, von wesentlich hellerer Haut sind als ihre braunen Schwestern auf dem Festlande.

Ich wählte für die Farbenbestimmungen die Außenseite des Oberarms, welche zu den dunkelsten Abschnitten des Körpers gehört.

Die Umwohner von Kap König Wilhelm zeigen in der Regel ein besonders sattes Braun; so hat Tafel 212 die Farbe 33, ebenso die Tafeln 220, 221, 226, 232 Nr. 1. Das ist kein Wunder, denn dort gibt es keinen Wald und die Sonne brennt unbarmherzig auf die Steppe nieder. Ebenso fand ich die Farbe 33 bei zahlreichen Inlandleuten westlich vom Sattelberge. Auch dies erklärt sich ohne Umstände durch die äußeren Verhältnisse: die Leute wohnen in Höhe von 1000 bis 1500 m, wo die Sonnenstrahlen intensiver wirken als in der Ebene.

Von individuellen Abweichungen seien als besonders hell hervorgehoben Farbe 26 auf Tafel 289 Nr. 2—3, (Seleo), Tafel 174 Nr. 3 (Sattelberg), Tafel 176 Nr. 1—2 (ebenfalls Sattelberg) und einige andere mehr; als besonders dunkel Farbe 34 auf Tafel 309 (Warapu). Auch in den dunkelsten Schattierungen bleibt es immer bei Braunschwarz; niemals tritt Grauschwarz auf, welches wir bei Salomoninsulanern sehen.

Die ungewöhnlich hellen Farben 24 bis 25 gehören dem rotblonden Typus im Dorfe Wasa (Sattelberg) an (Taf. 169 Nr. 2—3 und 191).

Daß außer der Innenfläche der Hand auch die Fußsohle pigmentlos ist, konnte ich recht deutlich auf den Markham-Reisen beobachten. Durch das tagelange Waten im Wasser auf den kleinen Steinchen war die dicke Schmutzkruste so gründlich heruntergerieben, daß sich die Fußsohlen in Bezug auf Farbe von einem rein gewaschenen Europäerfuß nicht im mindesten unterschieden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neugeborene sind in der Regel pigmentlos, doch kommt auch hier gelegentlich leichte, allgemeine Pigmentierung vor. Die Pigmentbildung geht dann schnell vor sich und Kinder von einigen Monaten sind schon nicht viel heller als Erwachsene.

In Neu-Guinea ist die als „Ringwurm" bezeichnete Hautkrankheit, bei der sich die Oberhaut in feinen Schuppen loslöst, ungemein verbreitet. Derartige Kranke machen, aus der Ferne betrachtet, in Bezug auf Hautfarbe beinahe den Eindruck von Europäern. Es liegt hier dieselbe Erscheinung vor wie bei dem weißen Schaum des braunen Biers: sehr dünne Lagen eines dunkelen Körpers machen, stark mit Luft vermischt, den Eindruck von Weiß. Die gelockerten feinen Hautschüppchen sind die dünnen Schichten. Auch die darunter sich neu bildende Haut ist anfänglich etwas heller. Bei Patienten dieser Art muß man zur Bestimmung der Hautfarbe Körperstellen auswählen, welche nicht von der Krankheit befallen sind.

Von Albinos sah ich einen etwa zwölfjährigen Bukaua-Knaben (Taf. 140). Seine Mutter (Taf. 139) hat vollkommen normale Farbe (Nr. 30), sein Vater etwas hellere: Nummer 25 der Farbentafel. Die Hautfarbe des Knaben ist Nr. 10, also von heller Europäerhaut nicht zu unterscheiden, doch ist der Körper mit zahlreichen Pigmentflecken (Leberflecken) übersät; Pupille schwarz; Farbe der Augen nach Martin'scher Augentafel: 6—7; Haar weiß-blond, kraus. Der Knabe ist keineswegs lichtscheu.

Weit häufiger sind Halbalbinos, von denen ich in verschiedenen Teilen von Kaiser-Wilhelmsland Beispiele beobachtete. Einen vorzüglich ausgeprägten Fall dieser Art stellt Tafel 280 dar. Es handelt sich um einen etwa 35 Jahre alten Mann aus dem Hinterlande von Dallmannhafen, dessen Hautfarbe zwischen 21 und 22 liegt, also rotgelblich ist; sein sehr krauses Haar ist strohblond, auch das übrige straffe Körperhaar blond; die Augen haben 6—7 der Martin'schen Tafel. Eine Frau von ungefähr derselben Farbe sah ich in Sissanu; doch war sie so scheu, daß ich ihre Augen und die mit Haube bedeckten Haare nicht untersuchen konnte. Auch in Sialum bei Kap König Wilhelm begegnete ich zwei Halbalbinos derselben Art. Daß es sich bei den hellen Fällen im Dorfe Wasa (Sattelberg) um Halbalbinismus handelt, glaube ich nicht, da hier die ungewöhnlich stark auftretende Lanugo und das schlichte bis wellige Haar eigenartig sind. All diese verwickelten Verhältnisse beweisen, daß man in Kaiser-Wilhelmsland niemals ein Urteil fällen darf, wenn man nicht außerordentlich vielseitiges Menschenmaterial untersucht hat, daß man aber die Leute sich recht genau ansehen muß; allgemeine Angaben, daß sie blonde Haare haben, bleiben ziemlich wertlos.

In Bezug auf die Blondhaarigen begegnen wir drei verschiedenen Kategorien: den Halbalbinos mit hellem, krausem Haar, die eine pathologische Bildung darstellen, den Rötlichblonden, wo die hellen Partien nur zonenweis auftreten, und denjenigen mit hellem, schlichtem oder welligem Haar und starker blonder Lanugo wo, wie in Wasa, die hellere Farbe an allen Körperteilen wohl das Überbleibsel einer besonderen Rasse ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



45. Brust eines Mädchens aus Assimi. Kürbisflaschenform.

Als Abnormität sah ich in Laukanu (Huongolf) einen alten Mann, dessen linke Gesichtshälfte viel dunkler pigmentiert ist als die übrige Haut. Die ganze Partie liegt ein wenig vertieft und die auf derselben vorhandenen Haare sind schneeweiß. Der Fehler besteht von Geburt an.

Die Ausdünstungen der Haut sind sehr stark und übelriechend, so daß es auch in Nähe eines jungen Papuamädchens mitunter kaum auszuhalten ist. Übrigens macht sich der Geruch in den Hütten, wo man gezwungen wird, mit einem Dutzend dieser Leute zusammen zu schlafen, keineswegs besonders bemerkbar. Riechen wir doch in dem Zimmer eines Nichtrauchers die dort aufgequalmte Zigarre tagelang, während im gewohnheitsmäßigen Rauchzimmer hiervon kaum etwas zu spüren ist.

Daß in Bezug auf den Bau und die Länge des Rumpfes im Verhältnis zu den Extremitäten große Verschiedenheiten vorhanden sind, wurde bereits bei Besprechung der Pygmaeen erörtert. Der Bauch ist stark aufgetrieben, doch hängt dies mit der fast ausschließlichen, in großen Mengen genossenen Pflanzenkost zusammen (Taf. 227).

Auch bei den Männern sind die Mammae häufig ungewöhnlich stark entwickelt und erinnern an weibliche Brüste. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch das kräftige Hervortreten der von einem leicht gewölbten Warzenhofe umgebenen Brustwarze (Taf. 5, 24 Nr. 1a und 2a, Taf. 25, 27 Nr. 3, Taf. 35, 37, 39, 40, 49, 63, 66, 77, 96, 106, 122, 124, 127, 129, 133, 147, 164, 208, 255 Nr. 1—2, Taf. 259, 277, 280, 298, 310, 312, 313, 315, 318, 319, 328 und zahlreiche andere). Besonders lange, zipfelförmige männliche Brustwarzen finden wir auf den Tafeln 13, 61 Nr. 2, Taf. 72, 186; mitunter ist der Warzenhof halbkugelförmig oder er hat die Gestalt einer länglichen Falte (Taf. 20, 32, 33, 48, 52 Nr. 2b, Taf. 251, 275). Auf Tafel 82 besitzen die beiden Männer Nr. 1a und 1c eine kräftiger entwickelte Mamma als die Frau Nr. 1d.

Die jungfräulichen weiblichen Brüste sind halbkugelförmig und prall abstehend; bei älteren Frauen, die mehrfach geboren haben, hängen sie schlaff wie Lappen herab (Taf. 30, 82 Nr. 1b, Taf. 324 Nr. 1—2). Der dunkel pigmentierte Warzenhof pflegt sich stark vorzuwölben (Taf. 44, 74, 101 Nr. 3—4; Taf. 117, 163, 235, 237), oft so stark, daß es aussieht, als habe man eine durchgeschnittene Zitrone auf die Brust aufgesetzt (Taf. 136, 138, 231, 236, 265). Bei einem Mädchen aus Assimi (Samoahafen, Huongolf) sah ich eine ausgeprägte Einschnürung hinter dem wie eine Birne hervortretenden Warzenhofe, so daß die ganze Brust einer Kürbiskalebasse gleicht. Leider wollte das Mädchen, welches sofort merkte, daß ich es auf ihren seltsam gestalteten Busen abgesehen hatte, sich nicht photographieren lassen; etwas Ähnliches ist auf den Tafeln 136 und 217 dargestellt (Fig. 45).

Bei der Quampu-Frau auf Tafel 217 ist das kugelförmige, pralle Hervortreten des ganzen Warzenhofes bei sonst ziemlich schlaffer, linker Brust

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um so auffälliger, als die Frau mit Sicherheit niemals gesäugt hat; anderenfalls würde die deutlich erkennbare, zentrale Delle im Warzenhofe nicht mehr vorhanden sein.

Warzenhöfe von 8 bis 10 cm Durchmesser sind bei den Frauen keine Seltenheit.



46. Ungewöhnlich weit zurücktretende große Zehe.

Der Penis ist keineswegs besonders groß. Wo derselbe unverhüllt getragen wird (z. B. Taf. 23 Nr. 2, Taf. 90, 91, 92, 93, 94, 95) und wo er mir zu ärztlicher Untersuchung gelegentlich zugänglich war, konnte ich Besonderheiten an demselben nicht entdecken. Überall war die Vorhaut erhalten und über die Eichel gezogen. Ein Entfernen der Vorhaut gelegentlich der Beschneidung findet also wohl nicht statt. Auch der Hodensack, den bei eingebundenem Penis viele Stämme unverhüllt tragen, bietet nichts Auffallendes.

Über die weiblichen Geschlechtsteile kann ich keinerlei Angaben machen, da dieselben stets verhüllt getragen werden, die Mädchen und Frauen äußerst zurückhaltend sind und sich niemals untersuchen lassen.

Die Hände und Füße sind außer bei den Pygmaeen reichlich groß, die Finger dünn und knochig. Der Mittelfinger ist der längste; dann folgen Ringfinger, Zeigefinger, kleiner Finger. Bei aufrechter, strammer Haltung reichen die Spitzen etwa bis zur oberen Grenze des unteren Drittels des Oberschenkels, bei den Pygmaeen häufig nicht weit über das Hüftgelenk hinaus. Von einer an den Bau der Anthropoiden erinnernden auffallenden Länge der oberen Extremitäten ist keine Rede. Die Wölbung der Fußsohle bleibt geringfügig, wenn auch eigentlicher Plattfuß selten vorkommt. Bei den Füßen tritt die große Zehe für gewöhnlich, aber nicht durchgehends, etwas zurück, selten freilich in so hohem Maße wie bei dem Manne in Figur 46. Das häufig vorkommende weite Abstehen der großen Zehe (Fig. 47) hat seinen Grund darin, daß der Papua bei verschiedenartigen Arbeiten die Zehen zum Aufheben, Greifen und Festhalten von Gegenständen benutzt und letztere hierbei zwischen großer und zweiter Zehe festklemmt. Auch beim Klettern und Bergsteigen wird die große Zehe unausgesetzt zum Klammern und Umgreifen kleiner Vorsprünge verwendet.

Im Gegensatz zu Figur 46 ist in Figur 47 die große Zehe etwas länger als die zweite, und doch gehören beide Besitzer dieser Füße demselben Stamme (Bukaua) an.

Das Schwitzen und die nicht besonders reichliche, einseitige Ernährung sind keine Momente, welche das Ansetzen eines starken Fettpolsters

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



47. Ungewöhnlich weit abstehende große Zehe.

begünstigen. Man sieht daher Fettleibige selten. Nicht zu verwechseln ist hiermit der aufgetriebene Bauch, welcher mit Fettansatz nichts zu tun hat. Ein fettes Kind sah ich im Dorfe Bussamang (Samoahafen, Huongolf). Bei den dort in Nähe der Mündung des Franziskaflusses wohnenden Lauqui ist Wohlbeleibtheit etwas häufiger als bei anderen Stämmen. Zwei fette, ältere Brüder fand ich in Sissanu (Taf. 319 Nr. 1—2); besonders wohlgenährt sind auch der Dorfinsulaner auf Tafel 247 und der Warapu auf Tafel 311. Mädchen in den Blütejahren sind rundlich (Taf. 52 Nr. 1a u. 1b, Taf. 101 Nr. 3—4, Taf. 265), in Sialum bei Kap König Wilhelm sogar recht prall (Taf. 228, 231); doch fallen sie nach der Verheiratung bald ab, die Haut wird runzelig und das frische, anmutige Mädchengesicht abschreckend häßlich. Allerdings bewahrten sich die Frauen auf den Tafeln 118 und 270 auch über das Gebären hinaus ihre Wohlbeleibtheit.

Das Alter jugendlicher Individuen zu schätzen ist ungemein schwer. Bis etwa zum zwölften Lebensjahre greift man fast regelmäßig zu niedrig, da die Kinder durch unzweckmäßige Ernährung (ich beobachtete z. B. wie eine Mutter ihrem Säugling ein Stück vorgekaute, rohe Gurke in den Mund steckte), durch mangelnde Körperpflege und vor allem durch die Malaria in den ersten Lebensjahren sehr zurückbleiben. Erst wenn die Kinder 8 bis 10 Jahre alt sind, tritt in beschränkten Grenzen gewisse Immunität gegen Malaria ein und die Kinder entwickeln sich schneller. Da wir durch die Missionare über das Alter zahlreicher Kinder genau unterrichtet sind, stehen diese Tatsachen völlig fest. Bei Mädchen tritt die Periode durchschnittlich erst nach dem vierzehnten Jahre ein und die männliche Bevölkerung bleibt bis zum sechzehnten unentwickelt.

Nach Ansicht von Missionaren, die schon zwanzig Jahre und darüber im Lande sind, erreichen die Frauen im allgemeinen ein höheres Alter als die Männer. Wunderbar ist dies nicht, da die Frauen bei den ewigen Fehden weniger in Mitleidenschaft gezogen werden. Höheres Alter als 60 Jahre kommt nur ausnahmsweise vor. Im hohen Alter scheinen die Altersveränderungen aber wenig Fortschritte zu machen. Erfahrene Missionare versichern, daß sie schon seit zwanzig Jahren Männer kennen, die damals so greisenhaft aussahen wie der Alte auf Tafel 92, sich seitdem aber nicht veränderten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigenartig elastisch ist der Gang des Papua. Man hat immer den Eindruck, als ob er Pneumatic unter den Fußsohlen besäße. Besonders kommt die Elastizität und Ausdauer bei den Tänzen zum Ausdruck: die Leute hüpfen mit unnachahmlicher Grazie wie Gummipuppen.

Die Stimme ist überaus kräftig, bei Männern meist in tiefer Tonlage; nur die Lae-Womba lieben es, sich mit Fistelstimmen zu unterhalten. Durch lautes Rufen kann sich der Papua auf unglaublich weite Strecken verständigen, und wenn irgendwo im Dorfe ein ehelicher oder sonstiger Zwist ausgebrochen ist, wird der Streit mit einem Aufwand von Stimme durchgeführt, daß selbst das Donnern einer wilden Brandung dagegen zurückbleibt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 5.

SINNESORGANE. GEISTIGE VERANLAGUNG. TEMPERAMENT. CHARAKTER.

Über den Geschmack des Papua läßt sich wenig sagen. Wenn ihm unsere europäischen Speisen nicht munden, so hängt dies damit zusammen, daß die Art derselben und ihre Zubereitung ihm ganz fremd ist. Besonders ungewohnt sind ihm die von uns reichlich verwendeten Gewürze. Alle ihre Gerichte, auch die verschiedensten Kuchenarten, schmecken fade, weil Salz, Zucker und alles andere fehlt, wodurch uns die Speisen erst zum Genuß werden.

Wenn der Eingeborene den ihm gereichten Zucker wieder ausspeit, so darf man daraus nicht schließen, daß seine Geschmacksnerven Süßes in anderer Weise empfinden als die unsrigen. Die Lae-Womba lieben z. B. einen äußerst süßen gekochten Bananenmus, ein Gericht, welches mit recht süßem, aromatischem Apfelmus größte Ähnlichkeit hat. Beim Schlucken von Chinin schneidet der Papua dieselben Grimassen wie wir.

Auch das Gefühl des Schwarzen dürfte kaum anders sein als dasjenige des Weißen. Wenn sich die Mädchen bei Eintritt der ersten Regel auf Brust und Rücken durch Schneiden und Brennen hunderte von Wunden anbringen lassen, um später die zu vollendeter Schönheit notwendige Anzahl von Ziernarben aufweisen zu können, wenn sich beide Geschlechter die Ohrmuschel an verschiedenen Stellen, ferner die Nasenflügel und die Nasenscheidewand durchstechen und durchquetschen, so darf man das nicht als ein Zeichen von stark herabgesetzter Empfindlichkeit der sensiblen Nerven auffassen. Die Eitelkeit überwindet eben das stärkste Schmerzgefühl; sonst würden auch unsere Damen nicht viel zu enge Schuhe tragen. Wiederholt erlebte ich es, daß Schwarze, bei denen kleine Einschnitte in Abszesse gemacht werden mußten, unbändig brüllten und mit aller Gewalt festgehalten werden mußten.

In Bezug auf den Geruch machte ich eine eigentümliche Beobachtung: einige Leute aus der Umgebung von Dallmannhafen reagierten nicht im mindesten darauf, wenn man ihnen eine Flasche mit Ammoniak (Salmiakgeist) unter die Nase hielt; es schien, als ob ihre Geruchsnerven völlig unempfindlich seien. Bei weiteren Versuchen bestätigte sich dies jedoch nicht und die Schwarzen äußerten denselben stechenden Schmerz wie wir, wenn Ammoniakdämpfe in die Nase dringen. Es stellte sich heraus, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die anscheinend Unempfindlichen mit großer Hartnäckigkeit und Ausdauer jede Inspiration vermieden, wenn man ihnen irgend etwas unter die Nase hielt. Die Papua sind sogar große Freunde von Wohlgerüchen. Wohlriechende Kräuter spielen als Schmuck in den Armringen und als Zaubermittel eine bedeutsame Rolle. In Friedrich-Wilhelmshafen kaufen die schwarzen Arbeiter kleine Flaschen mit kölnischem Wasser; auch Jodoformbehandlung fand hauptsächlich des Geruches wegen so schnell bei ihnen Anklang.

Gehörprüfungen nahm ich mit Hilfe der Taschenuhr vor. Das Ticken derselben wurde von den Eingeborenen nicht in größerer Entfernung wahrgenommen als von Europäern.

Es gilt als ausgemachte Sache, daß die Eingeborenen erheblich größere Sehschärfe haben als die Weißen. Man ist erstaunt, auf das Nahen eines Schiffes, eines Bootes aufmerksam gemacht zu werden, während man hiervon bei unbewaffnetem Auge nichts sieht. Ebenso überraschend ist das Entdecken kleiner Vögel in den Wipfeln der höchsten Bäume und das Erkennen bestimmter Personen auf weite Entfernungen hin.

Meine in verschiedenen Landesteilen vorgenommenen Augenuntersuchungen ergaben nun, daß von einer nennenswerten Überlegenheit der Sehleistung des Papuaauges keine Rede sein kann, daß im Gegenteil z. B. bei den Kai in der Umgebung des Sattelberges die Sehleistung der Schwarzen hinter derjenigen guter Europäeraugen mitunter zurückbleibt.

Die Prüfungen wurden vorgenommen mit dem kleinen Täfelchen von Prof. Hermann Cohn in Breslau, und zwar ausschließlich auf freiem Platze, an hellen Tagen in den Mittagsstunden. Direktes Sonnenlicht ist hierbei nicht günstig, da sonst der Prüfling geblendet wird, auch die weiße Tafel störende Reflexe erzeugt und den schwarzen Buchstaben nicht deutlich hervortreten läßt. Weiße Wolken bleiben die günstigste Beleuchtung. Man läßt die zu prüfende Person in bestimmt abgemessener Entfernung antreten und zeigt ihr das kleine Täfelchen, auf dessen Mitte ein 1 cm hohes, fettes E aufgedruckt ist. Der Prüfling bekommt einen gleichen aus starkem Kartonpapier geschnittenen, 7 bis 10 cm hohen Buchstaben in die Hand und hat diesen in dieselbe Lage zu bringen, in dem man ihm das E zeigt, also offen nach oben, unten, rechts oder links. In jedem einzelnen Falle ließ ich vor Beginn der eigentlichen Prüfung die Versuche solange in der Nähe vornehmen, bis der Prüfling die Sache vollständig begriffen hatte. Das ist bei Leuten, die nicht lesen können, unerläßlich nötig.

Die auf dem Sattelberge untersuchten Kai konnten die Stellung des E nur auf 12 bis 17 m Entfernung richtig erkennen. Missionar Keysser erkannte sie dagegen mit Sicherheit bis auf 25 m.

Eine bessere Sehleistung wiesen die Küstenleute in Sialum bei Kap König Wilhelm und am Huongolf auf. In Sialum wurde die Stellung des E in 18 bis 22 m Entfernung richtig erkannt (von dem dortigen Missionar in 20 m); die am Huongolf bei den Schwarzen ermittelten Zahlen waren 19 bis 21 m (bei den beiden dortigen Missionaren 18 m).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Überlegenheit der Küstenbewohner läßt sich dadurch erklären, daß sie mehr Übung haben, in weite Ferne zu spähen.

Wenn der Schwarze auf erstaunlich weite Entfernungen hin ein Schiff, einen kleinen Vogel usw. erkennt, so ist dies lediglich eine Folge davon, daß er sich von Jugend an gewöhnt, verschwindend kleine Unterschiede richtig zu deuten; er gewahrt am fernen Horizonte einen unscheinbaren Punkt und weiß, daß dies nur ein Boot sein kann; Personen erkennt er auf weite Entfernungen nicht etwa an ihrem Gesicht, sondern an der Haltung und der Eigenart des Ganges. Auch der weiße Jäger lernt es, den zwischen Laubwerk in den höchsten Wipfeln des Baumes versteckten Vogel zu entdecken und einzelne eignen sich hierin eine Sicherheit an, welche diejenige des Schwarzen noch übertrifft.

Ein nicht weniger überraschendes Ergebnis lieferte die Prüfung des Farbensinnes. Der Papua hat besondere Namen nur für die Farben Rot, Gelb, Grün. Für Blau und Schwarz dient dieselbe Bezeichnung; man vermutete deshalb, daß er die feinen Farbenabstufungen überhaupt nicht kennt, dieselben auch nicht zu unterscheiden vermag. Ich nahm bei Inland- und Küstenbewohnern die Prüfung derart vor, daß ich fünfzig in den verschiedensten Abstufungen gefärbte Wollproben in der Reihe der Regenbogenfarben an einer Schnur befestigte. Letztere wird so auf den Tisch gelegt, daß die Wollfäden eine buntfarbige Franze bilden. Aus einem wirren Haufen genau gleicher Wollproben muß der Prüfling dieselbe heraussuchen, die man ihm an den aufgereihten Wollfäden bezeichnet. Dies wurde stets mit völligster Sicherheit ausgeführt. Die Eingeborenen konnten Farbenabstufungen unterscheiden, die selbst dem geübten Auge des Europäers einige Schwierigkeiten verursachen. Hierbei ließ sich kein einziger Fall von Farbenblindheit feststellen.

Als Folge der schon in frühester Jugend beginnenden Übung ist bei den Papua der Ortssinn vorzüglich ausgebildet. Der Eingeborene verfehlt einen Weg niemals, den er zu irgend einer Zeit in seinem Leben zurücklegte, und mag derselbe tagereisenweit durch dichtes Urwaldgestrüpp führen. Unser Führer auf der dritten Lae-Womba-Reise, welcher den Pfad schließlich verlor, hatte den Weg überhaupt noch nicht gemacht.

Wir kommen zu den geistigen Fähigkeiten des „Wilden", der nach weit verbreiteten Vorstellungen eigentlich nur grunzen kann. Stämme, bei denen sich die lallenden Worte ohne jeglichen grammatikalischen Satzbau locker aneinander reihen, gibt es noch heutigen Tags in einzelnen Teilen von Neu-Guinea; wenigstens wurde uns dies im Brustton vollster Überzeugung kürzlich mitgeteilt (Zeitschrift für Ethnologie 1911, Heft 2, S. 345).

Was wissen wir nun über die Papua durch diejenigen, welche nicht bei oberflächlicher Hetzjagd, sondern in vieljährigem Zusammenleben in das Innere des Schwarzen eindrangen? Die Abhandlungen der fünf Missionare in Band 3 dieses Werkes geben darüber Aufschluß. Der Papua hat eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reiche Ideenwelt und besonders die echt papuanischen Sprachen übertreffen an Kompliziertheit des Satzbaues und verwickelten grammatischen Besonderheiten die Mehrzahl der europäischen Sprachen. Etwas einfacher im Bau sind die melanesischen Küstensprachen; freilich gibt es auch hier z. B. eine dualistische Zeitwortform, die wir nicht einmal im Deutschen haben, aber es fehlt das Passivum; Alles wird aktivisch ausgedrückt. Das Grunzen und Lallen gewöhnten sich diese Leute also schon längst ab.

Die größte Unkenntnis herrscht noch jetzt über die „am tiefsten stehende Rasse", die Australier. Von Missionaren, die jahrelang unter ihnen wirkten, hörte ich, daß die Australierkinder gute Auffassungsgabe haben und erstaunlich schnell Lesen und Schreiben lernen. Genau so liegen die Verhältnisse bei den Eingeborenen von Neu-Guinea, nur insofern noch erheblich günstiger, als bei ihnen nicht der unbezähmbare, den Australiern innewohnende Wandertrieb die geistige Ausbildung ungünstig beeinflußt.

Die Papuakinder lernen durchschnittlich in einem Jahre Lesen und Schreiben. Dabei entwickeln sie so großen Lerneifer, daß ich sie oftmals noch lange nach beendetem Schulunterrichte herumbuchstabieren hörte. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß keinerlei Schulzwang besteht und auch die Eltern auf die Kinder kaum irgendwelchen Einfluß haben. Die Kinder kommen also durchaus freiwillig oft weite Wege zur Schule. Ich ging als Kind in meinem Heimatdorfe unweit Berlin in die Dorfschule und weiß aus eigenster Erfahrung, daß all diese Dinge bei uns ganz anders liegen, aber nicht etwa besser wie in Neu-Guinea.

Der Papuaknabe, welchen Reichskommissar Rose nach Berlin brachte, lernte in kurzer Zeit deutsch sprechen und spricht diese Sprache auch heute noch, obgleich er seit anderthalb Jahrzehnten wieder als „Wilder" in seiner Heimat lebt.

Auch erwachsene Leute zeigen sich mitunter lernbegierig und kommen zum Unterricht. Der auf Tafel 133 dargestellte, schon seit Jahren verheiratete Bukaua-Mann kam täglich zum Missionar in Privatstunde und machte im Lesen und Schreiben gute Fortschritte. Er tat dies lediglich, weil er meinte, es sei eine Schande, daß kleine Kinder lesen und schreiben können, er aber nicht. Allerdings sind solche Fälle die Ausnahme. Das leichte Lernen und die schnelle Auffassung nimmt nach erlangter Mannbarkeit schnell ab und es tritt dann eine gewisse Verknöcherung des Geistes ein.

Nur im Auffassen von Zahlen und im Rechnen legen die Papua merkwürdige Ungeschicklichkeit an den Tag. In ihrer eigenen Sprache haben sie besondere Bezeichnungen nur für die Zahlen 1 bis 3 oder 1 bis 5. 6 ist 5+1, 7 ist 5+2 usw. „10" drücken sie durch beide Hände aus; „20" ist der ganze Mann, d. h. zwei Hände und zwei Füße. Zahlenbegriffe, die höher als 20 sind, richtig zu erfassen, fällt auch denen schwer, welche sich bereits gute Schulbildung aneigneten. Gerade durch diesen Geistesdefekt, den sie noch dazu mit zahlreichen Europäern, die auch nicht rechnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



48. Betelkauende Bukaua.

können, gemeinsam haben, kamen die Papua in den Ruf geistiger Minderwertigkeit. „Die Leute können nur bis 3 zählen". Damit ist das Urteil fertig.

Auch in allen übrigen Dingen besitzen die Papua vortreffliche Auffassungsgabe; sie lernen geschickt mit europäischem Handwerkszeug umgehen und ein Papuamädchen ist an der Nähmaschine bald genau so gewandt wie eine europäische Schneiderin. Sicherlich kann der geübteste Kunsttischler die Bretter nicht sauberer glatthobeln, als die Schwarzen dies taten, welche beim Bau der Missionsstation Malalo behilflich waren. Es bedarf nur der richtigen Anleitung, und diese wurde ihnen von dem Missionar, einem ehemaligen Schreiner, in trefflichster Weise gegeben.



Was den Leuten besonders anerzogen werden muß, ist Ausdauer. Der Schwarze kann ein oder zwei Tage mit außerordentlichem Fleiße sein Feld herrichten; besonders beim Fällen der Bäume, was ihm großes Vergnügen bereitet, leistet er Erstaunliches. Dann aber verbringt er wieder mehrere Tage faulenzend im Dorfe und hockt schwatzend oder betelkauend (Fig. 48) auf der Erde oder im Versammlungshause. Deshalb kann er sich so schwer in die Arbeitstätigkeit des Weißen hineinfinden und geht ungern auf die Plantagen, denn das stetige Arbeiten, auch wenn es nur im schneckenhaften Tempo geschieht, geht ihm wider die Natur. Die Inlandleute sind auch nach dieser Richtung hin brauchbarer als die melanesisch redende Küstenbevölkerung. Letztere fühlen sich allerwärts als Herren, für die arbeiten eine Schande ist. Die erzieherische Wirksamkeit der Missionare besserte hierin schon vieles: die Leute bauen ihre Häuser sorgfältiger und aus besserem Material, d. h. aus Brettern, die sie aus großen Bäumen mit der Axt, ohne Säge, herausschlagen; ferner legen sie aus eigenem Antriebe Wege zwischen den Dörfern an; auch erwacht bei ihnen bereits die Freude am Besitz, der beste Antrieb zur Arbeit, der infolge des allgemeinen Kommunismus früher gänzlich fehlte. Es steckt nach jeder Richtung hin ein guter Kern in den Leuten; wenn man sie in verständiger Weise heranbildet, werden sie dereinst einen brauchbaren Arbeiterstamm abgeben. Allerdings sind nicht

49. Mimik der Kai beim Lachen. Ausschnitt aus einer kinematographischen Aufnahme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle weißen Jünglinge, die Neu-Guinea mit ihrer Gegenwart beglücken, zur Erziehung eines solchen Volkes geeignet.

Dem Papua ist das Gefühl für Anstand angeboren. Man denke an unsere liebe Jugend, wenn sich ein Schwarzer im Orte blicken läßt! Nichts von alledem, wenn der Weiße in ein Papuadorf kommt: Frauen und Mädchen machen sich so bald wie möglich unsichtbar, einige Kinder brüllen wie unsere Kleinen, wenn sie sich vor dem „schwarzen Mann" fürchten. Die übrige Bevölkerung nimmt kaum irgend welche Notiz von dem Ankömmling. Nicht als ob die fremde Erscheinung ihr Innerstes nicht aufs heftigste bewegte; im Gegenteil; man sieht im „Bumbum" einen Geist, der alles mögliche Schlechte bringen kann und oft genug gebracht hat. Aber es ist gegen den Anstand, seine innere Erregung zu verraten, und die Leute kauen vor den Hütten hockend ihre Betelnuß weiter, als ob nichts vorgefallen sei. Wenn der Weiße ein Bad nimmt, wird sich niemand hinstellen und ihn angaffen; sollten Leute zufällig in seine Nähe kommen, so begeben sie sich außer Sehweite. Würdevolle Ruhe und ein Zurschautragen von Gleichgiltigkeit ist ganz besonders den Küstenleuten, wie den Jabim und Bukaua, eigen. Die Kai des Inlandes sind lebhafter und können ihre Empfindungen nicht so gut verbergen. Einen Küstenmann hätte ich auch durch hohe Belohnungen nicht dazu bewegen können, sich beim Lachen kinematographieren zu lassen, was der Kai zu seiner eigenen Erheiterung mit Vergnügen über sich ergehen ließ (Fig. 49).

Als erste Anstandsregel gilt, daß jemand nicht ohne weiteres das Haus des anderen betritt, sondern wartet, bis er vom Eigentümer der Hütte hierzu aufgefordert wird. Wer, wie mancher Weiße, sich hieran nicht kehrt, ist in ihren Augen ein „Wilder". Von ethnographischen Sammlern sind gerade in diesem Punkte die Schwarzen oft schwer beleidigt worden. „Der Bumbum weiß eben nicht, was sich gehört" sagt der Papua und ergibt sich in sein Schicksal.

Auch das Ehrgefühl ist sehr ausgeprägt und es hängt hiermit die große Neigung zum Selbstmord zusammen. Der Mann schlägt seine Frau; sie geht hin und hängt sich auf; er tut darauf das Gleiche. Bamler erlebte auf Tami, daß ein Ehepaar wegen eines Zigarrenstummels in Streit geriet. Die Sache endete damit, daß beide Selbstmord verübten. In Sissanu mißbrauchte auf dem Felde ein Vater seine Tochter; sie ging ins Dorf, erzählte das Vorkommnis, schmückte sich festlich und nahm Gift; darauf nahm auch der Vater Gift. Am Sattelberge verführte ein junger Mann die Frau eines älteren. Die Sache wurde ruchbar und der hintergangene Ehemann schmähte den Verführer aufs heftigste. Letzterer ging hin und erhängte sich. Bei den Jabim gab es bis vor kurzem in ehelichen Ehrenhändeln Zweikampf auf Tod und Leben, der mit Schild und Speer ausgefochten wurde.

Ein schöner Zug ist die grenzenlose Gastfreundschaft. Abends haben die Frauen soeben das Mahl fertig gestellt und große Schüsseln dampfender Taro stehen auf den Veranden. Da dies für den Papua die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzige Hauptmahlzeit des Tages ist, warten die hungrigen Leute mit Sehnsucht auf diesen Augenblick. Da erscheinen gute Bekannte im Dorfe; sofort wird diesen die ganze Mahlzeit vorgesetzt, selbst wenn die eigenen Leute deshalb hungern müssen. Das habe ich auf den Inlandreisen oft mitangesehen, wenn wir abends in ein Dorf kamen, dessen Kopfzahl kaum diejenige unserer Träger erreichte. Auch der Mann, dessen Frau gestorben ist, wird ohne weiteres von anderen Familien beköstigt. Die Gastfreundschaft kann so weit gehen, daß der eigentliche Besitzer der Hütte aus seiner Behausung geradezu herausgedrängt wird. Der in Band 2 auf Tafel 133 dargestellte Bukaua besitzt in seinem Dorfe mit seiner Frau (Taf. 136) eine ansehnliche Hütte, errichtete sich aber neben derselben eine kleine, primitive, weil die große durch seine Verwandtschaft beinahe unausgesetzt in Anspruch genommen wurde.

In der fremden Ortschaft hat der Schwarze seinen Gastfreund, der ihn aufnimmt, bewirtet und für seine Sicherheit sorgt. Es kommt vor, daß ein mißliebiger Fremder, etwa ein gefürchteter Zauberer aus der Nachbarschaft, in der Hütte seines Gastfreundes von den übrigen Dorfbewohnern überfallen und erschlagen wird. Dann legt man, um den Gastfreund wieder zu versöhnen, ein Schwein als Sühnegeschenk auf die Veranda des Hauses. Dies soll das mit Blut befleckte Haus wieder „rein machen".

Die zur Schau getragene Gleichgiltigkeit des Mannes gegen seine Frau könnte die Vorstellung erwecken, als ob es hier gegenseitige Zuneigung nicht gibt. Das ist nach Aussage erfahrener Missionare durchaus irrig. Auch bei jungen Leuten ist die Liebe mitunter so heftig, daß sie alle althergebrachten Gebräuche über den Haufen werfen und sich gegen den Willen dermaßgeben den Persönlichkeiten in ihrer Verwandtschaft vereinigen, selbst wenn sie dies nur dadurch erzwingen können, daß beide davonlaufen und sich anwerben lassen. Sehr ausgeprägt ist die Bruderliebe; dies kommt in den in Band 3 mitgeteilten Erzählungen wiederholt zum Ausdruck und auch bei dem auf Seite 11 erwähnten Schiffsunglück betätigte sie sich in rührender Weise: als einer der Geretteten hörte, daß sein Bruder noch nicht am Lande war, wollte er durchaus wieder ins Wasser, um ihn zu suchen. Ein anderer, der bei der Katastrophe seinen Bruder verlor, ließ sich auf Tami nach der unbewohnten kleinen Insel hinüberrudern, um sich dort ungestört ausweinen zu können.

Nicht anders steht es mit der Elternliebe. Die Mütter lassen sich durch ihre Sprößlinge geradezu tyrannisieren und schleppen letztere, selbst wenn dieselben schon recht gut laufen können, auch dann noch herum, wenn sie unter der übrigen Last schon beinahe zusammenbrechen (Fig. 8 S. 31). Auch die Väter tragen ihren Nachwuchs stundenlang auf dem Arme (Bd. 2 Taf. 73) und stellen allerlei Spielzeug her wie Kreisel, kleine Schiffe, Schilde, Pfeil, Bogen, Trommeln usw.

Von mehreren Fällen innigster Anhänglichkeit wurde ich Augenzeuge: auf der Reise in das Kai-Inland führten wir einen Knaben mit, der andert-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halb Jahre vom Elternhause fern gewesen war. Als ihn unterwegs seine Mutter sah, gab es ein rührendes Wiedersehen; die Frau herzte den Knaben immer wieder und weinte laut vor Freude; die Mutterliebe durchbrach alle Regeln des papuanischen Anstandes, welche das Zurschautragen von Gleichgiltigkeit vorschreiben. Gelegentlich einer Küstenreise am Huongolf begleitete uns ein heimkehrender schwarzer Arbeiter, der drei Jahre lang auf einer fernen Plantage gelebt hatte; beim Wiedersehen wußten die männlichen Anverwandten ihre Erregung zu bemeistern, die Mutter aber weinte laut vor Freude. Auf derselben Reise wurde der auf Tafel 52 Nr. 2 b dargestellte Knabe angeworben. Auf dem stundenweiten Wege bis zur Küste begleiteten ihn seine Mutter und Schwester (Taf. 52 Nr. 2a u. 2c), unaufhörlich weinend und das Haar und die Arme des Knaben streichelnd; hierbei geschieht das Weinen sowohl in trauriger wie in freudiger Erregung nicht eintönig, sondern mit eigenartiger, wimmernder Melodie.

Ein junger Mann aus dem Dorfe Wasa am Sattelberge, der für lange Zeit aus dem Elternhause ging, flocht seinem Vater ein kunstvolles Armband, damit derselbe immer an ihn erinnert werden möge. Der Papua auf Tafel 198 Nr. 1 bewies in den wenigen Tagen unseres Zusammenlebens eine so große Anhänglichkeit, daß er mir nicht von der Seite gehen wollte, obgleich er wiederholt hierfür von unseren Leuten angefahren wurde. Das sind die lallenden Wilden! Erfahrungsgemäß hat in den Tropen der Weiße mehr Anlage zum Wilden, als der Schwarze.

Trotz der äußerlichen Ruhe kann der Papua recht lebhaftes Temperament entwickeln, besonders bei häuslichen und dörflichen Zwistigkeiten. Die Weiber leisten dann Erstaunliches in Zungenfertigkeit, während die Männer mehr Gewicht auf das Brüllen legen; dabei fliegen Scheltworte ganz besonderer Art hinüber und herüber. In der Umgebung von Berlinhafen bezieht man sich bei diesen Schimpfereien stets auf die Geschlechtsteile: der liebevolle Gatte ruft seiner Frau zu: „Du hast eine weit klaffende Scheide". Die Frau gibt es dem Manne zurück: „Du hast einen triefenden Penis" (d. h. Tripper). Ähnliches hört man in Sialum bei Kap König Wilhelm. Die Tami und Jabim gestatten sich bei ihren Schimpfereien insofern eine Abwechselung, als sie der Regel nach die Geschlechtsteile der Mutter des Angeredeten zu verdächtigen suchen.

Der Papua hat ausgesprochene Anlage zum Humor. Wiederholt brachte man mir, wenn ich in den Dörfern ethnographische Gegenstände eintauschte, mit verschmitztem Lächeln leere Konservenbüchsen oder einen Filzhut unbeschreiblichen Alters. Bei dem Moll-Fest in Sissanu verkleiden sich die Frauen als Männer, setzen Perrücken auf, bemalen sich die Gesichter, legen Bauchpanzer und Brustschilde der Männer an, ahmen die Eigenheiten und Bewegungen der Männer nach und treiben in dieser Vermummung allerlei Scherze. Wenn die jungen Tami von ihrer ersten großen Bootfahrt heimkehren, wird eine humoristische Taufe, welche an unsere Äquatortaufe erinnert, durch die Frauen an ihnen vollzogen. Sobald die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heimkehrenden Boote am Horizonte auftauchen, gehen die Frauen auf ein Kanu, rollen in absichtlich plumper Weise das Segel zusammen; einzelne springen ins Wasser und markieren Haifische, andere ergreifen die Angel, um die Haifische zu fangen; wenn dann das Boot mit den Heimkehrenden naht, werden die Jünglinge gehörig mit Wasser bespritzt.

Auch bei den Tänzen kommt der Humor zum Ausdruck, besonders auf Tami und Siassi. So werden z. B. Känguruh- und Schweinejagd in humoristischer Weise nachgeahmt, wobei ein Mann das Känguruh, ein anderer den Jagdhund darstellt. Näheres hierüber in Abschnitt 24. Besonders bekunden einzelne Frauen bei diesen Darstellungen ungewöhnliche humoristische Begabung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 6.

SPRACHEN UND VÖLKERSTÄMME.

Außerordentlich schwierig ist die Aufgabe, in das Völkergewirr von Neu-Guinea Ordnung zu bringen. Einen kleinen Anhalt bietet uns die Sprache. Aus den vielgestaltigen Sprachen von Kaiser-Wilhelmsland lassen sich zwei Hauptgruppen herausschälen: die melanesischen und papuanischen. Die papuanischen Sprachen werden von denjenigen Stämmen gesprochen, welche wir als die ursprünglichen Einwohner Neu-Guineas ansehen müssen, während die Stämme mit melanesischen Sprachen vom Norden und Osten her einwanderten. Die melanesischen Eindringlinge setzten sich an den Küsten oder auf den unmittelbar vorgelagerten Inseln fest und drängten die Leute, welche dort wohnten, in das Innere zurück, ohne daß durchgreifende Vermischungen stattfanden.

Daß wir über die Sprachenverhältnisse gut unterrichtet sind, verdanken wir lediglich den Missionaren, welche es als ihre erste Aufgabe betrachten, die Sprachen ihrer Schützlinge zu erlernen. Von den Beamten und weißen Ansiedlern hielt es niemand für wert, sich mit den Landessprachen eingehender zu befassen, und man bedient sich im Verkehr mit den Schwarzen des erbärmlichen Pidjin. Auch wissenschaftliche Reisende leisteten in Bezug auf Sprachen herzlich wenig und die von ihnen veröffentlichten, fehler- und lückenhaften Vokabularien geben nicht den geringsten Anhalt dafür, ob eine Sprache papuanisch oder melanesisch ist; vielmehr muß hierbei der grammatische Aufbau berücksichtigt werden. Um sichere Aufklärung zu erhalten, ist aber langer, eingehender Verkehr mit den Schwarzen nötig. Bei einzelnen Sprachen liegen die Verhältnisse so verwickelt, daß die Missionare auch nach langjährigem Aufenthalte im Lande über gewisse Dinge nicht ins reine kommen konnten; erst durch ihre unter den Papuakindern heranwachsenden Kinder wurde vieles aufgeklärt. So konnten auf dem Sattelberge nur die Missionarskinder Aufschluß über feine Unterschiede in den Konsonanten geben.

Die melanesische Sprache ist eine Präfixsprache, d. h. das Zeitwort wird vorn verändert; die in ihrem Aufbau weit verwickeltere papuanische ist eine Suffixsprache, d. h. das Zeitwort verändert sich hinten; letztere hat auch besondere Verbalformen für Bedingungssätze. Fernerhin sind die Pronomina bei den papuanischen Sprachen reichhaltiger; durch in die Zeitwörter eingeschaltete Buchstaben und Silben kann der Papua z. B. ohne weiteres aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drücken: „ich gebe dir", „du gibst mir", was bei den melanesischen Sprachen nicht möglich ist. In beiden Sprachenfamilien kommen Laute vor, welche die europäischen Sprachen nicht kennen, z. B. das nasale ng. Die Lae-Womba-Sprache hat außerdem noch sonderbare Zischlaute. Bei den Vokalen ist es oft schwer zu sagen, ob man a, e oder o schreiben soll, da die Laute ein Mittelding zwischen den europäischen Vokalen bilden. Etwas ganz Gewöhnliches ist die Vertauschung von R und L. Daher sind die Völkernamen „Ray" (von der Ray-Küste) und „Lae" (in Nähe der Markham-Mündung; beides melanesische Stämme) jedenfalls dieselben.

Weitere Einzelheiten über den Bau der Sprachen in Kaiser-Wilhelmsland finden wir in Band 3, z. B. auf Seite 291 und 304. Besonders verwickelt werden die Verhältnisse dadurch, daß die Eingeborenen es lieben, sich bilderreich auszudrücken. Auch hiervon sind in Band 3 zahlreiche Proben gegeben und ich könnte noch manches hinzufügen. „Du hast keine Zähne" (was mit der Wirklichkeit durchaus nicht stimmt), sagte ein altes Weib in Sialum, um mir den Vorwurf des Geizes zu machen. Ich hatte ihr nämlich für die Erlaubnis, sie photographieren zu dürfen, nach ihrer Auffassung zu wenig Perlen gegeben. „Ist dein Bauch mit mir, oder nicht?" fragt ein Jüngling in Samoahafen seine Schöne, was bedeuten soll: „liebst du mich?" Der Bauch vertritt hier also die Stelle des Herzens, was auf gute Naturbeobachtung schließen läßt, denn der Bauch ist bei der Liebe mehr beteiligt als das Herz.

„Die Stirne beißt ihn", sagt der Sialum-Mann, wenn er ausdrücken will, daß er sich schämt. „Dein Inneres ist schlecht" heißt daselbst: „Du bist freigebig". „Dein Inneres schwillt an" bedeutet: „Du willst irgend etwas nicht hergeben". Am originellsten ist die Ausdrucksweise: „Ich halte es noch in der Hand und habe es noch nicht in die Netztasche gesteckt" als Umschreibung für: „Ich habe es noch nicht verstanden". Umschreibungen werden auch häufig gebraucht für Dinge, die man nicht direkt aussprechen will. So sagte, als sich ein mißliebiger Nachbar in einem Bukaua-Dorfe aufhielt, der Häuptling zu seinen Dorfgenossen: „Wem gehört denn das alte Kniebeil dort? Wir wollen es wegwerfen!" Dies war die Aufforderung, den Fremden zu erschlagen.

Wie man sieht, ist es also recht schwierig, in Neu-Guinea eine Sprache so zu erlernen, daß man die Erzählungen des Schwarzen richtig versteht und in sein Geistesleben eindringt. Beneidenswert sind diejenigen, die von all diesen Schwierigkeiten überhaupt nichts merken, kühn behaupten, solche wären nicht vorhanden, und dann alles Mögliche zu erzählen wissen, was ihnen die Schwarzen in ihrer Sprache mitteilten.

Je genauer man die verschiedenen Sprachen kennen lernte, um so mehr stellte sich heraus, daß das Sprachengewirr nicht ganz so schlimm ist, wie man früher glaubte. Oft hat man auf ausgedehntem Gebiete dieselbe Sprache, aber allerdings zahlreiche, so abweichende Dialekte, daß sich Leute nicht mehr verständigen können, die nur wenige Kilometer voneinander

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ander entfernt wohnen. Zuweilen sind aber auf erstaunlich weite Strecken hin die Dialektunterschiede geringfügig. So wird z. B. von einem Punkte einige Kilometer nördlich von Finschhafen bis zur Kela-Halbinsel (Kap Parsi, Samoahafen, Huongolf) dieselbe melanesische Sprache gesprochen und der Dialekt wechselt nur einmal: von Norden beginnend hat man zuerst Jabim-Dialekt, der dann westlich vom Dorfe Busega an der Nordküste des Golfes in Bukaua-Dialekt übergeht. Ähnliche, melanesische Dialekte sprechen fernerhin die Bewohner von Siar (bei Friedrich-Wilhelmshafen), von Siassi und Tami, also von drei räumlich weit getrennten Inseln. Die melanesische Sprache der Umwohner von Dallmannhafen ist nahe verwandt derjenigen von Witu (French-Inseln; eine kleine Gruppe nördlich von Neu-Pommern); das läßt auf gleichen Ursprung der Stämme schließen.

Daß die beiden nahe aneinander gelegenen papuanischen Orte Sialum und Quampu dialektische Verschiedenheiten aufweisen, wurde schon früher erwähnt, ebenso daß im Kai-Inlande westlich vom Sattelberge die Dialekte auf kleinem Raume wechseln. Die in Neu-Guinea vorhandene Neigung zur Zersplitterung der Dialekte hat ihren Doppelgänger in Norwegen. Jedes unzugängliche Gebirgsland muß die Zersplitterung befördern.

Wie behelfen sich nun die Leute, um bei dem Sprachengewirr einen gegenseitigen Verkehr zu ermöglichen? Sie wenden das einfachste und sicherste Mittel an, welches es hier überhaupt gibt: Ortschaften mit verschiedener Sprache tauschen Kinder aus. Was man jetzt in Europa als allerneuesten Fortschritt der Zivilisation preist, machen die Papua seit Jahrhunderten. Die Kinder bleiben einige Jahre im fremden Orte, bis sie die Sprache fließend erlernten und kehren dann in ihr Heimatdorf zurück; sie dienen nun nicht nur als Dolmetscher, sondern auch als Vermittler des Handels. Dem Hause, wo sie im fremden Orte lebten, bleiben sie zeitlebens eng verbunden; dort genießen sie später Gastfreundschaft und Schutz ihres Lebens, falls ernste Differenzen ausbrechen sollten. Der Gast- und Handelsfreund spielt in allen Lebenslagen eine bedeutsame Rolle. Vor allem warnt er bei Zeiten das Dorf seiner zweiten Heimat, wenn sein Geburtsdorf einen Überfall plant.

Die Neuendettelsauer Missionare waren mit Erfolg bemüht, das Sprachengewirr ihres Wirkungskreises dadurch zu vereinfachen, daß sie zonenweis eine einheitliche Unterrichtssprache einführten. Als Sprache für die melanesischen Küstenvölker wurde Jabim gewählt. Da die Bukaua-Sprache hiervon dialektisch nur wenig abweicht und von den Bukaua-Leuten das Jabim leicht erlernt wird, bildet für den ganzen Bezirk, welcher nördlich von Finschhafen beginnt und an der Mündung des Franziskaflusses am Huongolf endet, jetzt das Jabim die Verkehrs- und Unterrichtssprache. Wahrscheinlich wird sich dieser Bezirk allmählich bis in die Nähe der englischen Grenze ausdehnen lassen. Auch die nahe bei Finschhafen wohnenden Tami, die eine vom Jabim stark abweichende, eigene melanesische Sprache haben, nahmen das Jabim als Unterrichtssprache leicht an,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weil sie ohnehin mit den Jabim in lebhaftem Handelsverkehr stehen und als seefahrendes Volk sprachgewandt sind.

Auf jeden Fall muß die künstliche Einführung einer gemeinsamen Sprache als Glanzleistung bezeichnet werden, denn der Papua ist konservativ und hängt am Alten mit großer Zähigkeit.

Für die papuanischen Sprachen jener Gegend beabsichtigt man den Sattelberg-Dialekt als Unterrichts- und Verkehrssprache einzuführen. Hier sind aber die Verbindungen mit diesen Stämmen noch zu jung, als daß man mit einer so einschneidenden Maßregel schon jetzt vorgehen könnte.

Die Regierungsbeamten und sonstigen Ansiedler bedienen sich im Verkehr mit den Eingeborenen ausschließlich des Pidjin, der elendesten aller Sprachen auf unserem Planeten. Das Neu-Guinea-Pidjin ist eine Mischung aus Englisch, Deutsch, Papuanisch, Malayisch und einzelnen Worten unbestimmbarer Herkunft. Der Wortschatz bleibt unglaublich dürftig und hier werden tatsächlich die Worte ohne grammatische Satzbildung, meist mit Hilfe von „belong" lose nebeneinander gestellt. Alle fehlenden Worte, also der größte Teil aller Bezeichnungen, wird durch umständliche Umschreibungen ausgedrückt. Einen Einblick in das Pidjin gibt die Umschreibung für das Wort „Klavier": „Großer Kasten, du schlägst, er schreit." Wäre der Papua nicht an bilderreiche Ausdrucksweise gewöhnt und überdies ein schlauer Geselle, der sich überall zu helfen weiß, so hätte man das Pidjin niemals zu einer halbwegs brauchbaren Verkehrssprache ausbilden können.

Daß hiermit nur die notdürftigste Verständigung über ganz einfache Dinge möglich ist, leuchtet ein und der wissenschaftliche Reisende, der sich einbildet, mit Pidjin irgend etwas über das Geistesleben aus dem Schwarzen herauszubekommen, ist in einer kläglichen Selbsttäuschung befangen. Einerseits versagt das Pidjin für abstrakte Begriffe vollständig, andererseits wird es nur von den jüngeren Leuten verstanden, die einige Zeit bei der Regierung oder auf den Plantagen arbeiteten; die älteren, von denen allein etwas über die religiösen Anschauungen usw. zu erfahren ist, verstehen kein Pidjin.

Die katholischen Missionen unterrichten ihre Zöglinge in der deutschen Sprache; doch beschränken sich diese Kenntnisse, so weit ich mich davon überzeugen konnte, auf das Hersagen von Sprüchen und Liedern. Es blieb mir ganz unmöglich, mich auf Deutsch mit diesen Zöglingen auch nur über die einfachsten Fragen zu verständigen. Im Verkehr mit den Lehrern, wobei es sich um täglich wiederkehrende Dinge handelt, mag dies etwas besser gehen und vereinzelte Ausnahmen kommen gewiß vor. Als Verkehrssprache ist die deutsche Sprache aber gänzlich ungeeignet; dafür ist sie zu verwickelt und enthält außerdem Laute, welche der Eingeborene schwer aussprechen kann.

Wenn Eingeborene aus sprachlich verschiedenen Gegenden, die in der Schule Deutsch lernten, sich gegenseitig zu verständigen suchen, brauen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie ein deutsches Kauderwelsch zusammen, welches grammatikalisch ungefähr auf der Höhe des Pidjin steht. Für eine solche Verhunzung ist das Englische gut genug, unsere Sprache aber zu schade.

Es hört sich sehr patriotisch an, wenn man darüber lamentiert, daß in einer deutschen Kolonie die Verkehrssprache Englisch ist. Ja, wenn Pidjin Englisch wäre! Es ist aber ein Mischmasch mit einer Unterlage, die etwas an Englisch erinnert. Wie wenig es Englisch ist, geht daraus hervor, daß sich mit den Schwarzen niemand schlechter in Pidjin verständigen kann als die Engländer.

Man machte den Vorschlag, das leicht zu erlernende Malayisch in Kaiser-Wilhelmsland als Verkehrssprache einzuführen, zumal dasselbe in jenen Gebieten unseres Planeten weite Verbreitung hat. Vernünftig Malayisch lernen wird der Papua doch nicht; vielmehr würde die Sache immer auf ein malayisches Pidjin hinauslaufen und damit ist niemandem geholfen; dann können wir ruhig bei dem gegenwärtigen Pidjin verbleiben, welches, so weit es sich um den Verkehr des Herren mit dem Untergebenen handelt, ausreicht. Eine ganz andere Frage bleibt, was man tun soll, sobald wie z. B. bei Gerichtsverhandlungen ein tieferes Eindringen in die Vorstellungen des Schwarzen unerläßlich nötig wird. Heute macht man sich die Sache ungeheuer einfach und bedient sich auch hier des Pidjin. Natürlich kommt dabei immer dasjenige heraus, was man als vorgefaßte Meinung in die Verhandlung mitbringt. Für dergleichen Verhandlungen dem Schwarzen irgendeine ausländische Sprache aufnötigen zu wollen, ist sinnlos. Vorläufig kann man allerdings keinem Beamten zumuten, die verschiedenen Sprachen und Dialekte seines Bezirkes zu erlernen. Wenn jedoch, womit die Neuendettelsauer Mission am Huongolf einen erfolgreichen Anfang machte, zonenweis dieselbe Verkehrs- und Unterrichtssprache eingeführt ist — eine melanesische in melanesischen, eine papuanische in papuanischen Gebieten —, muß die Regierung unter allen Umständen darauf halten, daß jeder Beamte die Verkehrssprache seines Gebietes erlernt, oder daß bei den Verhandlungen stets jemand zugegen ist, der diese Sprache beherrscht, so daß Pidjin ausgeschaltet bleibt. Das ist die einzig mögliche Lösung der Rechts- und Sprachenfrage in Kaiser-Wilhelmsland.

Die Melanesier, welche sich in Neu-Guinea ansiedelten, gingen nicht tiefer in das Land hinein, sondern beschränkten sich auf einen schmalen Küstenstrich. In der Regel ist schon das zweite Dorf landeinwärts papuanisch. Eine Ausnahme bilden die Ka-iwa am Huongolf zwischen Franziskafluß und Nassaufluß. Hier wohnen hart an der Küste die melanesischen Boang und hinter ihnen, bis etwa zwei Tagereisen weit, die ebenfalls melanesischen Ka-iwa; dann erst, noch weiter landeinwärts, beginnt das Gebiet der papuanischen Kai.

Keineswegs sämtliche Küstenbewohner reden melanesisch; häufig wechseln melanesische und papuanische Dörfer in bunter Reihe. Einerseits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leistete an vereinzelten Punkten die Urbevölkerung den Eindringlingen kräftigen, erfolgreichen Widerstand; hierauf ist es wohl zurückzuführen, daß an der Nordküste des Huongolfes am Strande mitten zwischen den Bukaua zwei Kai-Dörfer (Mange) eingeschachtelt liegen. Andererseits boten unwirtliche Steilküsten, wie diejenige am Fuße des Cromwell-Gebirges, für die seefahrenden Melanesier keinen passenden Wohnort.

Die melanesischen Eindringlinge gewannen allerwärts die Oberhand und brachten die nach dem Innern zurückgedrängte Papuabevölkerung in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis. Da in Neu-Guinea Salz nirgends vorkommt und die Bevölkerung zur Befriedigung ihres Salzbedürfnisses auf Meerwasser angewiesen bleibt, sind die Inländer gezwungen, in bestimmten Zwischenräumen an das Meer hinabzusteigen. Dies benutzen die melanesischen Küstenstämme zur Erhebung von Tributen. Auch das Vertrautsein mit dem Meere gibt letzteren ein nicht zu unterschätzendes Übergewicht, da sie den Handel auf weite Küstenstrecken hin vermitteln. Einzelne melanesische Stämme monopolisierten gewissermaßen den Handel, so die Bilibili-, Siassi- und Tami-Insulaner. Da auf ihren kleinen Inseln nicht annähernd so viel wächst, wie sie zum Lebensunterhalte brauchen, sind sie darauf angewiesen, sich durch Handel den Unterhalt zu verdienen. In ihrem ganzen Wesen und Auftreten unterscheiden sie sich von den übrigen Papua; Umsicht und Welterfahrung spricht ihnen aus dem Gesicht.

Die echten Papua blieben auch dort, wo sie an der Küste wohnen, schwerfälliger; sie besitzen keine Kanus, mit denen sie sich auf das offene Meer hinauswagen und weite Küstenreisen unternehmen könnten. Der echte Papua ist Landbewohner, dem das Meer fremd bleibt; dies beweist, daß er seit unvordenklichen Zeiten auf seiner Scholle sitzt. Wann er ins Land kam, um die noch ältere, pygmaeenhafte Bevölkerung vor sich herzudrängen? Niemand ahnt es, abgesehen von einzelnen Theoretikern, die sich alles wunderbar schön zurechtzulegen wissen. Auch der Zeitpunkt der verhältnismäßig recht späten melanesischen Küsteneinwanderung entzieht sich unserer Kenntnis, da die Leute irgendwelche, über längere Zeiträume sich erstreckende Rückerinnerung nicht haben. Vielleicht wird sich das Dunkel lichten, wenn erst die Anschauungen, Sagen und Erzählungen aus den verschiedensten Teilen von Neu-Guinea und den verschiedensten Inselgebieten der Südsee genau bekannt sind. Zweifellos werden sich dann neue Anhaltspunkte ergeben für den Zusammenhang der Völker und für Zeit und Weg der Wanderungen. Aus diesem Grunde legte ich besonderes Gewicht darauf, daß alle das Geistesleben betreffenden Dinge im Gebiete der Neuendettelsauer Mission gerettet und in Band 3 dieses Werkes niedergelegt wurden. Es sind vielfach unscheinbare Sachen, die uns dort vorgetragen werden, die aber als Rohmaterial für den Aufbau des Tempels der Erkenntnis unschätzbaren Wert besitzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir wollen nun, im Süden an der englischen Grenze beginnend, einen Überblick über die Stämme zu geben suchen, so weit dies nach den heutigen Kenntnissen möglich ist. Dabei wird jedesmal ausdrücklich vermerkt, ob die Sprache melanesisch oder papuanisch ist. In Bezug auf die Völkernamen herrscht ebenso große Verwirrung wie bei den Ortsbezeichnungen, da die Stämme selbst sich häufig anders nennen, als sie von ihren Nachbarn genannt werden. Auf der dem zweiten Bande beigegebenen Karte sind den Völkernamen die Nummern der Tafeln in Band 2 beigefügt, auf denen sich die Leute abgebildet finden.

Am Waria (Uaria, Herkulesfluß) und an der Küste nach Norden hin über Morobe bis Mayama wohnen Stämme mit papuanischer Sprache, die, so weit bis jetzt bekannt, in den Dialekten nicht stark abweichen und z. B. auch durch die kleinen, mit gespaltenem Rotang überflochtenen Schilde, durch Dorfanlage und Hausbau ihre Zusammengehörigkeit verraten. Oben im Quellgebiet des Waria sitzen die volkreichen Wakaja.

Nördlich von Mayama kommt an der Küste des Golfes eine unbewohnte Strecke und dann beginnt von Peihowa ab die melanesische Küstenbevölkerung, welche bis mehr als eine Tagereise weit nördlich von Finschhafen reicht. Diese Küstenbevölkerung ist aber sprachlich nicht einheitlich. Zwischen Peihowa und der Kela-Halbinsel wohnen die Boang (Bong), und zwar ist das Dorf Kela, etwas südlich von Assimi, aber nördlich von der Mündung des Franziskaflusses, das erste mit Boang-Sprache. Unter den Boang scheinen die Lauqui (übersetzt: „Seeleute"), südlich der Mündung des Franziskaflusses, und die von diesen noch etwas mehr südlich an der Küste wohnenden Laukanu eine Sonderstellung einzunehmen. Die Laukanu, welche bis vor kurzem auf den unmittelbar der Küste vorgelagerten Dot-Inseln wohnten und erst neuerdings auf das gegenüberliegende Festland übersiedelten, versorgen fast die ganze Umgebung des Huongolfes mit Topfwaren, sie sind wie die Tami und Siassi geschickte Seefahrer und scheinen beiden genannten Stämmen nahe zu stehen.

Zwischen dem Franziska- und Nassaufluß wohnen hinter den Boang ein bis zwei Tagereisen weit im Inlande die melanesischen Ka-iwa, die sich selbst „Iwal" nennen. Dies ist der einzige in Kaiser-Wilhelmsland bis jetzt bekannte Fall, wo eine wohl ursprünglich an der Küste sitzende, melanesisch redende Bevölkerung durch später einwandernde Melanesier in das Innere gedrängt wurde. Schon durch ihre merkwürdige Haartracht (Taf. 53, 54, 57) unterscheiden sich diese Leute von den Boang; ihre melanesische Sprache ist von der melanesischen der Boang verschieden; sie sind berühmte Tanz- und Gesangskünstler, so daß die anderen Stämme zu ihnen in die Lehre gehen. In der Zuckerrohrkultur brachten sie es zu außerordentlicher Vollendung. Die einzelnen Stengel wachsen dort bis zu so riesiger Höhe, daß die Ka-iwa dieselben durch hohe Bambusgerüste stützen müssen (Fig. 50). Nicht unerwähnt möge bleiben, daß der Längenbreitenindex des Kopfes auf den Tafeln 55, 56 und 57 ungewöhnlich groß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



50. Zuckerrohrkultur der Ka-iwa am Nassaufluß.

ist (83,2 bis 84,0); dazu kommt als auffallendes Merkmal die häufig verschwindend geringfügige Einsenkung der Nasenwurzel (Taf. 52 Nr. 2a, Taf. 53, 54, 57, 58, 61), die in einem Falle (Taf. 53, Nr. 2a) zu dem oben erwähnten Plattgesicht führt. Endlich ist die durch Worte schwer auszudrückende Eigenart des Gesichts auf den Tafeln 53 und 54 bemerkenswert, die sicherlich nicht allein durch die merkwürdige Haartracht erzeugt wird. Man wird diese Punkte im Auge behalten müssen, um nachzuforschen, ob wir in den Ka-iwa (nicht: Kai-wa, denn mit dem Kai haben diese Leute nichts zu tun) vielleicht eine ganz abseits stehende Bevölkerung vor uns haben.

Erst hinter den Ka-iwa sitzt die papuanische Kai-Inlandbevölkerung, von der auf Tafel 24 eine Probe gegeben wurde. „Kai" ist eine in Neu-Guinea weit verbreitete allgemeine Bezeichnung für Inlandleute, welche den verschiedensten Stämmen angehören.

Von Kela ab zuerst nach Norden und dann nach Osten hin wohnt eine den Bukaua-Dialekt sprechende, melanesische Bevölkerung; die hinter ihnen sitzenden Kai sind auf den Tafeln 75 bis 81 und 164 abgebildet.

An der Markham-Mündung schiebt sich ein kleiner Stamm mit besonderer, melanesischer Sprache, die Labo (Taf. 82—89), ein, die früher unmittelbar an der Küste wohnten, dann aber durch die räuberischen Lae-Womba in die Sümpfe der Herzogseen zurückgedrängt wurden. Die Labo sind ein fremdes Element in jener Gegend. Das äußert sich nicht nur in ihrer stark abweichenden (melanesischen) Sprache, die übrigens noch sehr wenig erforscht ist, sondern auch in dem ganzen Volksbewußtsein. Abweichende körperliche Merkmale wüßte ich nicht anzugeben, es sei denn, daß man häufig ungewöhnlich große, schlanke Männer (Taf. 82 Nr. 1 c) sieht. Vielleicht ist im allgemeinen die Nase etwas schmaler und der Nasenrücken mehr in einer geraden Linie verlaufend als sonst bei den Papua.

Von den Bewohnern des Markham-Tales wissen wir, daß die unweit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Mündung lebenden Lae-Womba melanesische Sprache haben. Von den übrigen Stämmen sind die Sprachen noch nicht erforscht; jedoch konnte sich der Dolmetscher auf unserer zweiten Markham-Reise in Lae-Womba-Sprache leidlich mit einem Manne verständigen, der von dem oberen Laufe des Markham herunterkam. Dasselbe erlebten wir mit den Lae-Timbu, die am Waïs, einem Nebenflusse des Markham, ihre Sitze haben. Höchst wahrscheinlich ist daher die ganze Bevölkerung am mittleren und unteren Markham ziemlich einheitlich, und zwar melanesisch.

Daß wir hier bis tief ins Land hinein melanesische Sprache finden, ist nicht auffallend, denn das große Markham-Tal ist eine vorzügliche Eingangspforte ins Land. Da wegen der reißenden Strömung die Schiffahrt auf dem Markham erschwert ist, verlor die Bevölkerung im Laufe der Jahrhunderte ihre Seetüchtigkeit und bedient sich heute höchstens noch elender Flöße (Fig. 19 S. 53).

Zwei Tagereisen von der Küste entfernt leben in der Ebene des linken Flußufers die Mumung-Lae-Womba, etwas weiter nach Osten die Waing (Taf. 103) und nach Nordwesten die Wandjan-Lae-Womba. Man darf sich nicht vorstellen, daß bei den verschiedenen Namen immer Rassenunterschiede bestehen. Häufig trennt diese Leute nur die unvermeidliche Feindschaft.

Auffallenderweise war den Lae-Womba, bevor wir den Anschluss derselben an andere Stämme wieder herstellten, das Rauchen fremd. Von anderen Stämmen unterscheiden sie sich fernerhin durch die eigenartige Kopfbedeckung (Fig. 18 S. 50; ferner Bd. 2 Taf. 90, 93, 94) und durch das Einklemmen der Penisspitze unter eine um den Leib gelegte Schnur (Taf. 90, 91, 92, 93, 94, 95); auch ist der Längenbreitenindex des Kopfes häufig ungewöhnlich groß und es findet sich rötlichblondes und welliges, selbst schlichtes Haar noch verbreiteter als anderwo. Infolge der häufigen Kriegszüge, bei denen auch Frauen geraubt wurden, sind hier die Mischungen mit anderen Elementen ungewöhnlich reichlich. Die sicher nachgewiesenen Ergebnisse solcher Mischungen habe ich auf den Tafeln 104 und 105 festgelegt. Auf den Tafeln 106 und 107 kann man die auswärtige Verwandtschaft dieser Mischlinge studieren. Auf Mischung mit den bartreichen Kai aus den Rawlinsonbergen ist es wohl zurückzuführen, daß ich unter den Lae-Womba Leute mit ungewöhnlich kräftigem Vollbart sah.

Am Oberlaufe des Markham und an der Wasserscheide zwischen letzterem und dem Ramu leben die Marapuman, Karambuman, Garaman und Karamburu. Ich verdanke diese Angaben Oldörp, dem Begleiter von Dammköhler auf seiner Ende 1908 und Anfang 1909 ausgeführten Durchquerung von der Astrolabebucht (Stephansort) über genannte Wasserscheide nach der Markham-Mündung. Genaueres über die Sprachen dieser Stämme wissen wir nicht. Aus den ethnographischen Gegenständen dieser Leute, welche ich nach Berlin sandte, geht hervor, daß sie Raucher sind, denn es finden sich in dieser Sammlung mehrere Zigarrenspitzen; als Waffe haben sie u. a. die Schleuder (Fig. 195).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von der Markham-Mündung nach Osten hin wohnen an der Küste die melanesischen Lae, Abo, Jao, welche sämtlich zum großen Bukaua-Stamm gehören (Taf. 104—146). Die eigentlichen Bukaua-Dörfer, welche der ganzen Küste den Namen gaben, liegen bei Kap Arkona. Bei Kap Gerhards (Deinzerhöhe) schiebt sich mitten in die Bukaua-Bevölkerung die kleine melanesische Tami-Kolonie Taminugetu ein (Taf. 147). Zweifellos sind diese Leute, die Taimi, von Tami her vor Jahrhunderten eingewandert, ob infolge von Übervölkerung oder von Feindseligkeiten ist nicht bekannt. Infolge des jahrhundertelangen Aufenthaltes am Festlande und der gelegentlichen Kreuzungen mit Bukaua sind die Taimi heute von den echten Tami recht verschieden; vor allen Dingen büßten sie die Beweglichkeit der Insulaner ein.

Am Ausgange des Huongolfes, vom Dorfe Busega ab (Schollenbruchspitze) beginnen die den Bukaua nahe verwandten, melanesischen Jabim. Auch sie wohnen ausschließlich hart an der Küste und wo auf den Karten Jabim oder Bukaua landeinwärts eingezeichnet wurden, geschah dies in völliger Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse. Die „oben" d. h. südlich vom Bubui wohnenden Jabim sollen sich besonders durch lebhafteres Temperament von den „unten" wohnenden unterscheiden. „Oben" und „unten" ist hier im Sinne der von Süden nach Norden fließenden Meeresströmung gedacht.

Vor der Jabim-Küste wohnt auf zwei Inseln das melanesische Völkchen der Tami, im ganzen rund zweihundert Köpfe (Taf. 148—157).

Die papuanische Inlandbevölkerung nördlich von Bukaua und westlich von den Jabim wird von den Küstenleuten als „Kai" bezeichnet; auch ist dieser Name am westlichen Gestade des Huongolfes gebräuchlich; doch sind diese Kai nichts weniger als ein einheitlicher Stamm; auch gebrauchen sie unter sich sehr verschiedene Namen. Da sind z. B. tief im Inlande, etwa 50 bis 60 km in Luftlinie westlich von Finschhafen, die Hupe (Taf. 197—202); nördlich von den Jabim wohnen von der Küste bis tief in das Inland hinein die papuanischen Poum. Die Leute von Sialum gehören schon nicht mehr zum Stamme der Poum. Daß nahe bei Finschhafen in der Umgebung des Sattelberges ein Zentrum der Pygmaeen (Taf. 183—196) ist, wurde schon erwähnt.

Am Flusse Tewae, der sich südlich vom Cromwell-Gebirge in das Meer ergießt, treffen drei papuanische Sprachen zusammen: Poum, Depe, Girogat. Die Steilküste am Fuß des Cromwell-Gebirges beherbergt ebenfalls echte Papua, die auf den Tafeln 203 bis 237 dargestellt sind. Bei Kelana, nördlich von Kap König Wilhelm, beginnt dann wieder das Gebiet der melanesischen Küstenleute (Taf. 238—243); landeinwärts von ihnen wohnen papuanische Kodero (Taf. 244—245). Nordwestlich von Kelana sitzt an der Küste der melanesische Stamm der Sigaba, dem auch die Dorfinsulaner angehören (Taf. 246—249). Landeinwärts von Sigaba sitzen die papuanischen Mula.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf den dieser Steilküste vorgelagerten Siassi-Inseln wohnen Melanesier, ebenso an den Küsten der Rook-Insel, deren Inneres von papuanischer Bevölkerung eingenommen wird.

Die ganze Ray-(Maclay-)Küste (Taf. 250 u. 251) hat ebenso wie die Astrolabebucht melanesisch redende Bevölkerung; doch beherbergen die beiden Dörfer Bongu und Bogadjim (Taf. 252 u. 253) einen papuanisch redenden Stamm, welcher offenbar dem Ansturme der Melanesier widerstand. Die Sprache der Bogadjim reden noch zwei weiter landeinwärts gelegene Dorfschaften; sie ist von der Bongu-Sprache dialektisch verschieden.

Bilibili (Taf. 254—256) besitzt, wie die bei Friedrich-Wilhelmshafen gelegenen Inseln (Taf. 257—271) melanesisch redende Bevölkerung. Hier findet man so häufig, zumal bei jüngeren Individuen (Taf. 259, 261, 262, 267, 269 Nr. 1—2) auffallend feinen Gesichtsschnitt, besonders wohlgeformten Mund und eine recht wenig papuanische Nase, daß man geneigt ist, an Beimischung von fremdartigem Blut zu glauben. Die Bilibili-Leute, Fabrikanten ausgezeichneter Tonwaren, sind hier die Vermittler des Handels, ebenso wie am Huongolf die Tami und Siassi.

Unmittelbar hinter der Küste hat man an der Astrolabebucht papuanisch redende Stämme, von denen zwei Vertreter auf Tafel 272 und 273 abgebildet sind. Auch der Hansemannberg bei Friedrich-Wilhelmshafen ist papuanisch.

Bei Potsdamhafen tritt wieder papuanisch redende Bevölkerung, die Monumbo, bis an die Küste. Zwei Dörfer, die dort nicht weit landeinwärts liegen und nachweislich früher von Monumbo-Leuten besiedelt wurden, sprechen einen dem Monumbo ähnlichen Dialekt. Das östlich von Potsdamhafen an der Küste gelegene Bogia hat dagegen melanesische Sprache.

Wie die Sprachen- und Völkerverhältnisse auf dem Augustafluß liegen, wissen wir noch nicht. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß hier eine melanesisch redende Bevölkerung wohnt. Der schöne, nicht reißende Strom mußte die ansegelnden Melanesier einladen, an seinen Ufern Platz zu nehmen. Dazu kommt ihre große Geschicklichkeit im Behandeln von Booten, ferner die erstaunliche Kunstfertigkeit und die nicht wegzuleugnenden Anklänge ihrer Arbeiten an diejenigen anderer Südseevölker. Es hat den Anschein, als ob rund 30 Kilometer, und dann noch einmal rund 90 bis 100 Kilometer in Luftlinie von der Mündung entfernt die Bevölkerung wechselt (vergl. Abschnitt 20). Im Mündungsgebiete tragen die Leute ihr Haar in Röhren aus Rohrgeflecht (Taf. 277 Nr. 3). Im Mittellaufe findet man auffallend helle Hautfarbe und einzelne Männer gehen ganz nackt.

Alle der Nordküste vorgelagerten Inseln von Dampier-Insel bis Tumleo (Berlinhafen) haben melanesisch redende Bevölkerung; eine solche wohnt auch in der Umgebung von Dallmannhafen; doch sind landeinwärts die Bewohner von Olivama (Taf. 279 u. 280), Saure (Taf. 281—283), Kahor (Taf. 284—286) papuanisch (vergl. die Völkerkarte in Band 2).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weiter nach der holländischen Grenze hin wechseln die Melanesier und Papua in bunter Reihe. Da haben wir zuerst die melanesischen Dörfer Wolau (Ulau), Jakamul (Tjam), Lalap (Paup); dann die papuanischen: Kinagol, Korroko, Pro, Vokau (Taf. 287). Die landeinwärts im Torricelli-Gebirge wohnenden Akur sind papuanisch und es bleibt auffallend, daß die Papua, wie mir der bekannte Neu-Guinea-Sprachforscher Pater Kirschbaum mitteilte, hier diesseits und jenseits des Gebirges denselben Dialekt reden.

Westlich von Eitape sprechen die Malol-(Siau-)Küstendörfer (Taf. 290—297) melanesisch, ebenso ihre westlichen Nachbarn, die Arup (Taf. 298—299), ferner die noch mehr westlich wohnenden Sissanu (Eissano; Taf. 312—324) und die Leute von Sia (Ssera). Von Malol bis Sia bestehen nur geringfügige dialektische Verschiedenheiten.

Zwischen Arup und Sissanu ist der papuanisch redende Stamm der Warapu (Taf. 300—311) eingekeilt, der bis Ende 1907 zwar nicht unmittelbar am Meere, aber in der dicht dahinter liegenden Lagune lebte. Was die melanesischen Eindringlinge diesem urkräftigen papuanischen Stamme gegenüber nicht vermochten, d. h. sie weiter von der Küste zurückzutreiben, taten im Dezember 1907 die Naturgewalten, das auf Seite 25 beschriebene, furchtbare Erdbeben, welches die von den Warapu bewohnten Inseln verschlang (Fig. 6, S. 25; Fig. 7, S. 26; Fig. 27, S. 65; Fig. 28, S. 65). Die Warapu siedelten sich dann mehr landeinwärts am Südufer der Lagune an.

Die Sprache des papuanischen Dorfes Ramo südlich von Sissanu (Taf. 325 u. 326 Nr. 1) ist dialektisch nur wenig verschieden von der Warapu-Sprache. Auch die auf Tafel 326—330 dargestellten Lawo aus dem Hinterlande von Leitere, welche durch ihre eigenartige Penisbekleidung auffallen, sind echte Papua.

Da die melanesische Sprache der Sissanu bisher noch sehr wenig erforscht wurde, mögen einige Worte derselben hier Platz finden, welche ich während meines Aufenthaltes in jenen Dörfern aufnotierte.

Gerke ich, mein. Ega du, dein. Labón Freund. Labon gerke mein Freund. Labon ega dein Freund. Bondenén 1. Ildín 2. Ildin bondenen 3. Ildin ildin 4. Brun groß, viel. Dondón klein, wenig. No Haus. No brun großes Haus. No dondon kleines Haus. Worú Mann. No woru Männerhaus. Tamín Frau. No tamin Weiberhaus. Rebín Geist, Hoden. No rebin Geisterhaus. Tín männliche Geschlechtsteile. Siín weibliche Geschlechtsteile. Wun Ehegatte (Mann oder Frau). Wundamin Ehefrau. Wunworu Ehemann. Tenan Mutter. Daman Vater. Wanan Bruder. Andaman Schwager. Lontamin Schwester. Awem Hand. Wepok Faust. Kagrepín Schulter. Dewun Ellenbogen. Nibúk Kopf. Suk Nase. Tawelukúg Auge. Nirepók Ohr. Remir Haar. Labok Bauch. Lewén Gesäß. Belúk Oberschenkel. Wepernúk Knie. Ewérk Finger. Japeók Zehen. Eliák Zähne. Weliak Zunge. Niu Kokosnuß. Lapí Sago. Ain Essen. Oh Topf. Rein Trink-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wasser. Nau Salzwasser. Man Vogel. Bol Schwein. Aún Hund. Rau Sonne. Wul Mond. Kusch Regen. Baré oder blei Wald, Busch. Aié Holz. Aieripín Holzschild. Ehl Steinaxt. Tur Pfeil. Tur tamben Pfeil mit Widerhaken. Tur gel Pfeil mit breiter, glatter Bambusspitze. Tur gel tamben Pfeil mit Bambusspitze, die Widerhaken hat. Tur solpenbal Fischpfeil mit drei Spitzen. Turén Bogen. Olén Schwert. Opón Bauchpanzer. Wesch Ruder. Bor Boot ohne Ausleger. Wok Boot mit Ausleger. Moti kleine Handtrommel. Bogir große Signaltrommel. Anséh Kamm. Ajaní Stirnbinde, die mit kleinen Buschperlen besetzt ist. Talél Muschelglocke. Masón Kopfschmuck aus Kasuarfedern. Omuterok Halsschmuck mit hängenden Franzen. Ranran Halskette aus schwarzen Früchten. Seéhl Tasche. Dirp kleines Fischnetz. Aisebót Tarostampfer. Karabún Schöpflöffel. Rives Rührlöffel. Tapel Holzschüssel. Galuk Nackenstütze. Lele Klöppel für Bastzeug. Mangobu Steinpfriem. Sel Stein. Kabon Holzgriff. Sel kabon Sagohammer. Jin Pandanusfaser. Saboche Tabak. Atú bleibe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 7.

BEVÖLKERUNGSZAHL.

Kaiser-Wilhelmsland ist sehr dünn bevölkert; es fällt aber außerordentlich schwer, eine annähernd richtige Angabe über die Kopfzahl zu machen. Offiziell wird die Bevölkerung auf 110000 angegeben.

Die Schwierigkeiten genauerer Angaben beruhen darauf, daß wir über die Bevölkerung im Innern des Landes herzlich wenig wissen. Über weite Gebiete, so über die gewaltige Ebene des Augustaflusses, die wahrscheinlich dicht bevölkert ist, liegen noch keinerlei Nachrichten vor; ebenso sind wir über das Bergland im Innern noch ganz im unklaren. So viel steht jedoch fest, daß die ursprüngliche Vorstellung von dem völlig menschenleeren Innern grundfalsch ist. Beispielsweise ist das obere Markhamtal in Nähe der Wasserscheide nach den Beobachtungen von Dammköhler ungewöhnlich dicht bevölkert. Auch hatte man irrige Vorstellungen darüber, bis zu welcher Höhe im Gebirge die Eingeborenen wohnen. 700 bis 800 m Meereshöhe wurden in der Regel als äußerste Grenze angenommen. Ich war daher erstaunt, auf meiner Reise im Kai-Inlande (Jan. 1909) tief im Innern bei 1400 m Meereshöhe noch eine nackt gehende, verhältnismäßig dichte Bevölkerung anzutreffen.

Forschen wir nach den Gründen, weshalb das mit üppigster Vegetation bestandene Land gegenwärtig auf jeden Quadratkilometer sicherlich nicht viel mehr als einen Einwohner hat, so müssen wir zunächst die ganze Eigenart des Papua berücksichtigen: er ist ein mißtrauischer, abgeschlossen lebender Geselle; die Inzucht steht also in vollster Blüte. Er ist faul und arbeitet bei Leibe nicht mehr, als zum notdürftigsten Lebensunterhalte unerläßlich nötig wird. Besäße er große Familie, so müßte er viel Wald roden, um größere Felder bestellen zu können. Das kostet Schweißtropfen, und man sorgt daher bei Zeiten dafür, daß die Familie nicht zu umfangreich wird; Kindesabtreibung und Kindermord stehen in vollster Blüte. Junge Frauen treiben die ersten Kinder schon deshalb fast regelmäßig ab, weil sie glauben, sich dann länger kräftig zu erhalten. Wenn z. B. auf Tami die Eltern ein Mädchen erwartet hatten und es kam ein Junge, so wurde letzterer einfach in die nächste Grube geworfen. Von Zwillingen wird bei vielen Stämmen stets das eine Kind getötet.

Noch weit mehr als Kindesabtreibung und Kindermord trägt zur Entvölkerung des Landes der gegenseitige Totschlag bei. Stirbt jemand im Dorfe, so sind niemals natürliche Ursachen daran schuld, sondern stets

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Zaubereien. Man unternimmt einen Rachezug gegen das Dorf, in dem der Zauberer wohnt, und ohne Tote geht es hierbei nicht ab. Bei der bestehenden Blutrache muß Vergeltung geübt werden, und das Morden nimmt kein Ende. Es ist ein Fall bekannt, wo infolge eines Todesfalls dreizehn Männer erschlagen wurden. Das Dorf Lewang unweit des Sattelberges verlor 1897 bei einem Rachezuge von 36 Einwohnern 24. Einem Häuptling in Sissanu (Taf. 316 Nr. 1) wurden bei den ewigen Fehden mit den benachbarten Warapu nach und nach alle fünf Söhne erschlagen. Von 1905 bis 1909 ermordeten die Lae-Womba nachweislich mindestens 130 von den ihnen benachbarten Kai, Lae und Labo. Bei einem einzigen Überfalle büßten die Lae 70 Menschen ein.

Diese Unsicherheit veranlaßte die Leute, vom Nachbar möglichst weitab zu bleiben; daher die Häufigkeit der weiten unbewohnten Strecken.

Stark hemmend wirkt auf die Vermehrung des Volkes auch die große Kindersterblichkeit besonders infolge von Malaria und unzweckmäßiger Ernährung. Durch die Malaria müssen sich die Kinder hindurchseuchen, wozu die ersten acht bis zehn Lebensjahre erforderlich sind. Hierbei gehen viele zugrunde. Den durch die Malaria ohnehin sehr geschwächten Kindern wird von den ersten Lebenstagen an alles mögliche in den Mund gestopft. Hierzu kommen die vielen Erkältungskrankheiten, denen Kinder und Erwachsene in den zugigen Hütten und bei den häufigen Regengüssen ausgesetzt werden. Ungewöhnlich zahlreich sind die Todesfälle an schweren Bronchialkatarrhen und an Lungenentzündung. Auch an eiternden Beinwunden gehen viele zugrunde; schließlich spielt der Selbstmord, den man durch Erhängen und Vergiften mit einer äußerst giftigen Schlingpflanze ausführt, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Dazu kommen die gelegentlich epidemisch auftretende Ruhr und die von den Europäern mitgebrachte Influenza nebst den Pocken. Letztere sind zweifellos auch schon vor Ankunft der Europäer, wahrscheinlich durch die Malayen, wiederholt eingeschleppt, denn man findet sehr alte pockennarbige Menschen, die nachweislich in den letzten Jahrzehnten nicht an Pocken erkrankten. Als neueste Errungenschaften der Zivilisation spielen eine verderbliche Rolle die Tuberkulose, Lepra und die Geschlechtskrankheiten, welche wir der Arbeiteranwerbung zu verdanken haben. Letztere wirkt auf die Zunahme der Bevölkerung überhaupt recht ungünstig: für drei Jahre werden die jungen kräftigen Leute, von denen ein erheblicher Prozentsatz bereits verheiratet ist, ihren Familien entrissen. Wenn sie dann mit Hut, Jacke, Spazierstock und Beinkleid in ihr Heimatdorf zurückkehren, fühlen sie sich als große Herren und wollen überhaupt nicht mehr arbeiten. Was noch viel schlimmer ist, sie bringen nicht selten Geschlechts- und andere Krankheiten mit, die sich auf die übrige Dorfschaft übertragen. Bei den Fällen von Lupus und Lepra, die ich in Neu-Guinea beobachtete, waren sämtliche Kranke Plantagenarbeiter gewesen und dort mit Chinesen, Malayen usw. in Berührung gekommen. In die Tami-Kolonie Taminugetu am Huongolf kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ablauf seiner dreijährigen Kontraktzeit ein Mann aus Herbertshöhe zurück, der an „schwerem Husten und Kurzatmigkeit" litt und bald starb. Auch seine Angehörigen erkrankten an demselben Leiden und starben, denn die von ihm eingeschleppten Tuberkelbazillen fielen auf besonders empfänglichen Boden. Die Krankheit griff immer weiter um sich, und als ich Anfang 1910 den Ort besuchte und auf Wunsch des Missionars die Dorfbewohner durchmusterte, konnte ich die traurige Tatsache feststellen, daß drei Personen an stark vorgeschrittener Tuberkulose litten und sich bei zahlreichen anderen die Anfangsstadien der Krankheit bemerkbar machten. In demselben Dorfe Taminugetu fand ich ein Kind mit angeborener Syphilis, dessen Vater einige Jahre in Herbertshöhe als Arbeiter gelebt hatte. Tripper wird recht häufig in die Dörfer verschleppt und führt zur Unfruchtbarkeit der Weiber.

Natürlich wird man sagen: „dann möge die Regierung durch ihre Ärzte dafür sorgen, daß von den Leuten nicht Krankheiten irgendwelcher Art in ihre Heimat verschleppt werden". Das ist leichter gesagt als getan. In Friedrich-Wilhelmshafen, Herbertshöhe und Rabaul sind Ärzte stationiert, welche die Arbeiter dauernd unter Kontrolle haben. Aber das Anfangsstadium der Tuberkulose bei irgend einem zur Entlassung kommenden Arbeiter festzustellen, ist nicht ganz einfach. Ebenso kann ein oberflächlich verheilter Tripper und eine verheilte syphilitische Primärinfektion zur Weiterverbreitung dieser Leiden beitragen.

Angesichts all dieser Verhältnisse ist es keineswegs wunderbar, daß Neu-Guinea schwach bevölkert ist; man muß sich vielmehr wundern, daß dort überhaupt noch Menschen übrig blieben.

Schon jetzt hat sich im Einflußgebiete der Neuendettelsauer Mission[1]) vieles wesentlich gebessert, und zwar lediglich durch moralische Einwirkung, nicht wie anderweitig durch Herbeirufung von Regierungsbeamten mit zugehöriger Polizeitruppe. Abtreibung, Kindermord und die ewigen Totschlägereien hörten fast ganz auf und die Bevölkerung ist in merklicher Zunahme begriffen. So erhöhte sich z. B. die Einwohnerzahl der kleinen Tami-Inseln in den letzten zehn Jahren von 180 auf 225.

Um zur Feststellung der Bevölkerungsziffer einige Anhaltspunkte zu gewinnen, sammelte ich in erster Linie die z. T. recht zuverlässigen Angaben der Missionare. Dann hatte ich an zahlreichen Orten selbst Gelegenheit, über die Bevölkerungsverhältnisse ein klares Bild zu gewinnen. In Bezug auf weite Strecken sind wir allerdings lediglich auf Vermutungen angewiesen. Demgemäß haben die im folgenden mitgeteilten Zahlen auch nur beschränkten Wert und manche werden sich als unrichtig erweisen;

[1]) Ich hebe hier, wie an anderen Stellen des Buches, die Neuendettelsauer Mission besonders hervor, weil ich durch langen Aufenthalt in dem Wirkungsgebiete derselben die einschlägigen Verhältnisse genau kennen lernte. Dadurch soll den beiden anderen Missionen, der rheinischen und katholischen, keineswegs ein auch nur versteckter Vorwurf gemacht werden. Ich weilte in dem Gebiete dieser Missionen nicht hinreichend lange, um mir ein eigenes Urteil zu bilden, und auf das Urteil anderer nichts zu geben, gehört in Kaiser-Wilhelmsland zu den ersten Bürgerpflichten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

doch glaube ich, daß die Gesamtbevölkerung von den hier mitgeteilten Ergebnissen keinesfalls um mehr als höchstens 50000 Köpfe abweicht. Wir beginnen mit den Zahlen bei der holländischen und endigen bei der englischen Grenze am Huongolf.

Angriffshafen	500
Leitere	200
Sia (Ssera)	300
Sissanu (Eissano)	1000
Ramo	200
Warapu	2000
Arup	1000
Malol (Siau)	600
Hinterland von Angriffshafen bis Berlinhafen	5000
Tumleo	300
Seleo, Ali, Angel	400
Küste von Berlinhafen bis zur Mündung des Augustaflusses	5000
Die dieser Küste vorgelagerten Inseln, einschließlich der Schouten-Inseln, aber ohne Tumleo, Seleo, Ali, Angel	3000
Akur im Torricelli-Gebirge	160
Hinterland der Küste von Berlinhafen bis zur Mündung des Augustaflusses, aber ohne das Tal dieses Flusses	4000
Tal des Augustaflusses	50000
Im Gebirge zwischen dem Tal des Augustaflusses und der südlich davon gelegenen englischen Grenze	5000
Küste von der Mündung des Augustaflusses bis Friedrich-Wilhelmshafen ohne letzteres	8000
Insel Manam (Vulkaninsel)	1000
Dampier-Insel	2500
Insel Bagabag	500
Auf den kleinen Inseln bei Friedrich-Wilhelmshafen	1000
Hansemannberg und Umgebung	900
An der übrigen Küste bei Friedrich-Wilhelmshafen	1000
Bilibili, Bogadjim, Bongu und weitere Umgebung	3000
Tal des Ramu	7000
Vom Tal des Ramu bis zur Nordküste, ohne diese Küste	5000
Zwischen dem Tal des Ramu und der südlich davon gelegenen englischen Grenze	3000
Küste von Stephansort bis zur Dorfinsel	3000
Dorfinsel	1000
Crown-Insel, Long-Insel, Lottin-Insel	2000
Insel Rook	2000

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siassi: Mandok	120
Malawaya	300
Tuam (250), die übrigen Inseln (150)	400
Kelana	150
Sialum (330), Quampu (150)	480
An den Abhängen des Cromwell-Gebirges	2000
Bezirk um Blücherhuk	1000
Bezirk um Festungskap	500
Heldsbach bei Finschhafen	325
Finschhafen und Umgebung	250
Wareo und Umgebung	1000
Sattelberg und Umgebung	1200
Simbang und Umgebung	800
Jabim	400
Tami-Inseln	225
Deinzerhöhe und Umgebung	800
Bukaua-Küste vom Königstuhl bis zur Markham-Mündung	1200
Mumung-Lae-Womba	1000
Waing	200
Wandjan- und Ilap-Lae-Womba	1000
Lae-Timbu	400
Am oberen Markham (nach Dammköhler)	10000
Inland der Kai-Halbinsel bis zum 147° östl. Länge	5000
Inland zwischen Markham-Ebene und Nordküste zwischen 147 u. 146° östl. Länge	2000
Labo in den Herzogseen	500
Malalo (Kela) und Umgebung	2000
Küstenbevölkerung vom Franziskafluß bis 8° südl. Breite (engl. Grenze) ohne Morobe	4000
Morobe	600
Am Unterlauf des Waria auf deutschem Gebiet	2000
Am Oberlauf des Waria, so weit dies auf deutschem Gebiet liegt	3000
Inland zwischen dem Tal des Markham, dem westlichen Ufer des Huongolfs und der englischen Grenze	6000

Dies macht zusammen rund 170000 Köpfe. Wir werden also mit Rücksicht auf die großen Unsicherheiten sagen, daß die Bevölkerung von Kaiser-Wilhelmsland 200000 kaum erreicht; das ist im Durchschnitt 1 Kopf auf den Quadratkilometer.

Mit weit größerer Genauigkeit läßt sich die eingewanderte, melanesisch redende Küstenbevölkerung feststellen. Sie ergibt im ganzen rund 40000 Köpfe, wobei die in Bezug auf Herkunft ihrer Bewohner völlig unsicheren Gebiete (Tal des Augustaflusses, des Ramu und des oberen Markham) nicht mitgerechnet sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 8.

VORBEVÖLKERUNG.

Bei Stämmen, die überhaupt keine Geschichte besitzen und deren Erinnerung über knapp hundert Jahre zurückreicht, von einer vorgeschichtlichen Bevölkerung zu reden, wäre ein Unding. Wir wollen uns daher der Bezeichnung „Vorbevölkerung" bedienen für diejenigen Leute, welche vor der jetzigen Bevölkerung im Lande lebten.

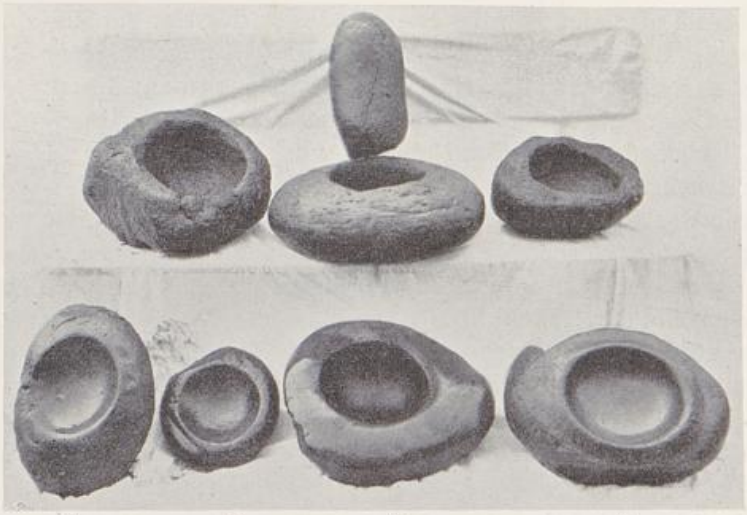
Bestimmte Anhaltspunkte für eine Vorbevölkerung haben wir an den bereits ausführlich besprochenen Pygmaeen. Die Rückerinnerung an diese Zwerge lebt im Aberglauben und in vereinzelten Erzählungen fort. So berichtet Stolz (Bd. 3 S. 247), daß in den Vorstellungen der Leute um Kap König Wilhelm, also in einer Gegend, wo heute noch zahlreiche Rückschläge zum Zwergwuchs vorkommen, Zwerge, die wie die übrigen Menschen dem Tode unterworfen sind, einen Geisterort bewohnen. Ferner lesen wir in den „Kirchlichen Mitteilungen" (1892, Nr. 6 S. 47): „Die Jabim wissen viel von Zwergen zu erzählen, die in Wäldern und Höhlen hausen. Zur Nachtzeit hört man, wie sie rufen und pfeifen. Nachts kommen sie auch an den Strand, um zu fischen."

Ob die Reste einer Götterreligion (Bd. 3 S. 154), die sich bei den Kai in der Umgebung des Sattelberges finden, also ebenfalls in einer Gegend, wo die Pygmaeen ihre deutlichsten Spuren hinterließen, auf eine Vorbevölkerung zurückzuführen sind, entzieht sich der Beurteilung.

Die vielfach vorkommenden schlichten, welligen und rötlichblonden Haare brauchen nicht unbedingt auf eine Vorbevölkerung hinzuweisen, die in der jetzigen Bevölkerung aufging; es können dies auch Merkmale der verschiedenartigen später hinzugekommenen Stämme sein, aus denen sich die heutige Bevölkerung zusammensetzt.

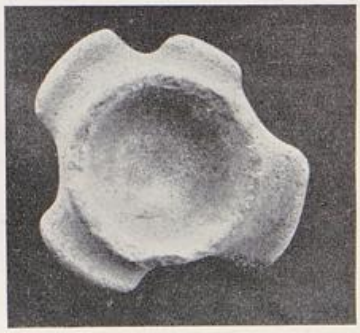
Greifbarere Anhaltspunkte für das Vorhandensein einer Vorbevölkerung bieten vereinzelte ethnographische Gegenstände, welche mit der gegenwärtigen Bevölkerung nichts zu tun haben. Hier kommen zuerst in Frage die von mir entdeckten Steintröge, von denen sieben in Figur 51 abgebildet sind. Den ersten dieser Tröge (2 in Fig. 51) fand ich oben auf dem Sattelberge im Gehöft der Missionsstation. Dort lag er seit vielen Jahren und wer als Gast oben wohnte und von dem Fremdenhause nach dem Missionshause hinübergehen wollte, mußte beinahe über ihn stolpern; aber niemand nahm von ihm Notiz! Als ich die Aufmerksamkeit des Missionars Keysser auf dies seltsame Stück gelenkt hatte, erinnerte er sich sofort,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



1 2 3 4

51. Steintröge einer Vorbevölkerung. 1/15 natürl. Größe.



52. Steintrog. 1/8 natürl. Größe.



53. Steintrog. 1/8 natürl. Größe.

weiter im Inland ähnliches gesehen zu haben. Mit der ihm eigenen Energie setzte er alle Hebel in Bewegung, Tröge dieser Art ausfindig zu machen, herbeizuschaffen und über ihre Bestimmung Genaueres zu ermitteln. Schließlich kamen aus verschiedenen Gebieten in der Umgebung des Huongolfes im ganzen fünfzehn Tröge zum Vorschein, von denen ich fünf an das Museum in Berlin sendete. Mehrere fanden sich weit im Inlande, westlich vom Sattelberge. Einen entdeckte ich auf dem Dorfplatze des kleinen Dorfes Ago an der Küste zwischen Finschhafen und Kap König Wilhelm. Ein anderer wurde 30 cm tief im Bette eines Baches auf Logaueng gefunden, südlich der Langemak-Bucht bei Finschhafen. Er wanderte ebenso wie die in den Figuren 52 und 53 dargestellten Stücke nach Berlin. Endlich kam auch ein Trog in Taminugetu (Deinzerhöhe; Kap Gerhards) am Huongolf zum Vorschein.

Was die Form anbelangt, so sind besonders die in Figur 52 und 53

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dargestellten Tröge merkwürdig, ersterer wegen der vier gut ausgearbeiteten, flügelförmigen Fortsätze, letzterer wegen seiner (selbst in der Größe) an ein Nachtgeschirr erinnernden Gestalt und wegen der ungewöhnlich tiefen und regelmäßigen Aushöhlung. Auch der lippenförmige Rand von Nr. 4 in Figur 51 verdient Beachtung. Ferner ist recht bemerkenswert die mittlere Schale der oberen Reihe in Figur 51, da hier der mächtige steinerne Stampfer vorhanden ist, den die Eingeborenen „Penis des Geistes" nennen. Die Schale stellt nach ihrer Auffassung die dazu gehörigen weiblichen Geschlechtsteile dar. Eine Schale, zu der ebenfalls ein Stampfer gehört, der sogar am Griff mit einem kreuzförmigen Fortsatze verziert ist (Fig. 54), wurde in meiner Abwesenheit an einen Sammler des Museums in Chicago verkauft.



54. Stampfer eines Troges.

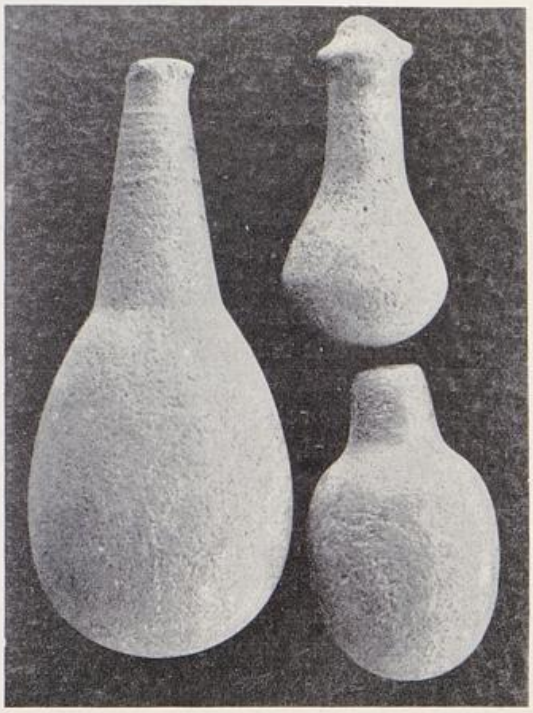
Wozu dienten diese Tröge? „Sie haben immer hier gelegen und sind nur zum Tränken der Schweine da", sagen die Schwarzen. Natürlich denkt der faule Papua nicht daran, zum Tränken seines Borstenviehs einen Trog herzustellen, an dem er monatelang arbeiten müßte. Übrigens erfüllen eine alte Holzmulde oder eine von den riesengroßen Tridacna-Muscheln genannten Zweck viel besser, denn die Höhlung von den meisten dieser Steintröge kann kaum ein Liter Wasser aufnehmen. Jedenfalls steht die gegenwärtige Bevölkerung den Trögen ganz fremd gegenüber.

Daß diese Tröge ursprünglich zum Zermahlen von harten Gegenständen dienten, ist unzweifelhaft. Dafür sprechen schon die Stampfer und die durch langen Gebrauch geglätteten Reibeflächen. Gegenwärtig zerreiben aber die Eingeborenen nichts, was so kräftige Schalen und so schwere Stampfer erfordern würde. Wenn, wie angegeben wird, die Siassi tatsächlich noch heute ähnliche Schalen zum Zerreiben von Rötel benutzen, so geschieht dies wohl nur deshalb, weil die Tröge eben vorhanden sind. Es ist kaum anzunehmen, daß man hierfür eine so mühsame Arbeit, wie es die Herstellung eines Steintroges ist, ausführen würde, denn ein Holzmörser, wie man ihn allerwärts zum Zerstampfen von Taro benutzt, würde denselben Zweck erfüllen.

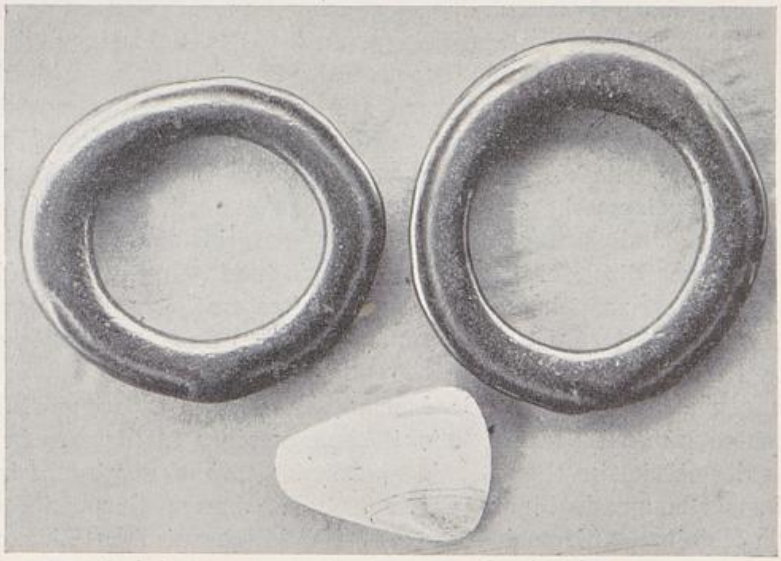
Ein Teil der Tröge besteht aus Lava. Das deutet, da in Kaiser-Wilhelmsland bis jetzt Lava nicht bekannt ist, auf Import vom Bismarckarchipel. Bei den Trögen, die in Nähe der Küste gefunden wurden, wäre die Sache erklärlich. Das zentnerschwere Stück mit dem Stampfer (Fig. 51) stammt aber aus einem Dorfe, welches zwölf Stunden von der Küste landeinwärts liegt. Auch mehrere andere Tröge wurden acht bis zehn Stunden landeinwärts vom Sattelberge gefunden und es ist kaum glaublich, daß man in der entsetzlich wilden Gegend diese schweren Lasten so weit geschleppt haben sollte. Da nun, wie bereits auf Seite 17 angegeben, in der Umgebung des Cromwell sich junge Eruptivgesteine finden, bleibt es nicht unmöglich, daß wir im Innern noch Lava entdecken.

Außer den Steintrögen weisen noch einige andere von mir gesammelte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



55. Stampfer aus Lava, in Bukaua für den Tarozauber benutzt. 1/2 natürl. Größe.



56. Tonringe (Eberhauer), zum Schweinemarktzauber in Bukaua benutzt. Unten: kleine Beilklinge. 2/5 natürl. Größe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegenstände auf eine Bevölkerung mit unbekannten Sitten und Kunstfertigkeiten hin. Da haben wir zuerst die aus Lava gefertigten Stampfer (Fig. 55), wie man sie an anderen Stellen der Südsee, z. B. auf Hawaii, zum Herstellen des Tarobreies verwendet. Obgleich die Papua diese Dinge hierzu nicht benutzen, erhielt sich bei ihnen doch die dunkele Vorstellung, daß sie mit Taro in irgend einem Zusammenhange stehen. Daher spielen jetzt diese Steine eine Rolle beim Tarozauber, welcher bewirken soll, daß die frisch gepflanzten Tarosetzlinge reiche Frucht tragen. Bei diesen sowohl, wie bei den im folgenden zu beschreibenden Geräten veranlaßte das Dunkel der Herkunft und die Unbekanntschaft mit der ursprünglichen Bestimmung den Papua, diese für ihn unheimlichen Sachen zu seinen Zaubereien zu verwenden; sie müssen natürlich ganz andere Zauberkraft besitzen als Dinge, die er und seine Vorfahren selbst herstellten.



a b c

57. a: Steinfigur. Bukaua. b: Lanze vom Cromwell. c: Rührlöffel. Kela. 1/2 natürl. Größe.

In dieselbe Gruppe der urältesten Geräte gehören die beiden in Figur 56 abgebildeten, aus gebranntem Ton gefertigten Nachahmungen von Eberhauern, die in Bukaua zu den Hauptstücken des Schweinemarktzaubers gehörten (Bd. 3 S. 449). Die gegenwärtige Bevölkerung weiß über die Herkunft dieser Dinge nichts anzugeben; sie waren eben immer da. Die kleine weiße Beilklinge aus Bukaua (Fig. 56) ist von zweifelhaftem Alter, aber dadurch auffallend, daß sie ausgesprochene Lamellenstruktur besitzt und beim Schweinemarkt als rituelles Werkzeug ebenfalls eine Hauptrolle spielte. War nämlich alles vorbereitet, so ergriff der Veranstalter des Schweinemarktes dies Beil, ging in den Wald und gab damit das Zeichen, kleine Bäumchen zu fällen zum Ausschmücken und zur Beschattung des Platzes, auf dem der Markt abgehalten wurde. Das Beil hat einen besonderen Namen: Ki su sam nga.

Zu den merkwürdigsten Gegenständen, die wir aus Kaiser-Wilhelmsland besitzen, zählt das kleine Steinbildchen, welches in Fig. 57a in halber und von der Rückseite (Fig. 58) in natürlicher Größe dargestellt ist. Die aus Bukaua stammende Figur besteht aus sehr hartem Serpentin, der auf der Kela-Halbinsel (Samoahafen, Huongolf) in erratischen Blöcken vorkommt, und aus dem bis in die Neuzeit hinein die Steinbeile der dortigen Gegend gefertigt wurden. Die Durcharbeitung und Politur ist derart sauber und sorgfältig, daß bei den primitiven Werkzeugen jahrelange Arbeit dazu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



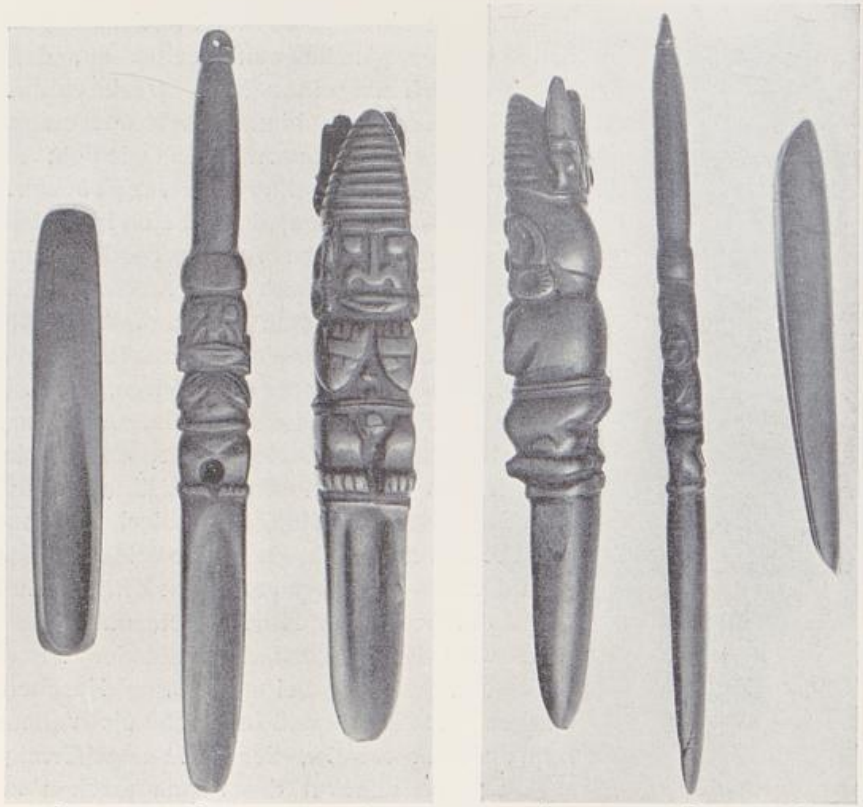
58. Rückseite der Steinfigur. Natürliche Größe.

gehörte, um ein solches Stück fertigzustellen. Ich halte es für gänzlich ausgeschlossen, daß der Papua von heute ein solches Werk vollbrachte. Die Figur steht so himmelhoch über allen bekannten papuanischen Arbeiten wie ein Raffael über dem Gesudel einer höheren Tochter. Da Bedenken laut wurden, daß es sich hier vielleicht nicht um papuanische Arbeit, sondern um ein zufällig von anderswoher verschlepptes Stück handeln könnte, machte ich eine Vergleichsaufnahme (Fig. 57); b ist das Mittelstück einer sehr alten Lanze vom Cromwell-Gebirge, c das obere Ende eines Rührlöffels aus Kela. Die Lanze ist unzweifelhaft papuanische Arbeit; dann bedarf es aber keines weiteren Wortes, daß auch auf der Steinfigur die Darstellung papuanisch ist; es macht beinahe den Eindruck, als ob die beiden Verfertiger nach derselben Vorlage gearbeitet hätten. Auffällig bleibt die Form der Nasenflügel, und man fragt sich, wie der papuanische Künstler zu dieser Zickzacklinie kam; bei genauerem Zusehen bemerken wir aber, daß er sich als vollendeter Impressionist erweist, denn die segelförmig aufgeblähten Nasenflügel des Papua machen in der Tat den Eindruck einer solchen Linie. Ich bitte die Leser daraufhin Band 2 zu durchblättern; sie werden dort die Zickzacklinie fast auf jeder Tafel finden und es sei besonders hingewiesen auf die Tafeln 4 (Nr. 2), 18 (Nr. 1), 34 (Nr. 2), 51 (Nr. 2), 71 (Nr. 1), 90 (Nr. 2), 114 (Nr. 3), 129 (Nr. 2), 160 (Nr. 2), 162 (Nr. 2), 164 (Nr. 2), 172 (Nr. 1).

Der Kopfputz der kleinen Steinfigur mutet uns eigenartig an; ich zog deshalb den Rührlöffel aus Kela (Fig. 57c) zum Vergleiche heran, bei dem die Kopfbedeckung einige Ähnlichkeit mit derjenigen der Steinfigur hat. Nur nebenbei sei bemerkt, daß dieser Rührlöffel ein Typus verlotterter moderner Arbeit ist, wie sie von den Papua allerwärts von dem Augenblicke an geleistet wird, wo sie in den Besitz moderner Eisenwerkzeuge kommen.

Wenn wir die kleine, vom Augustafluß stammende Holzstatuette betrachten, welche in Figur 227b dargestellt ist, muß jeder Zweifel an der Bedeutung des Kopfputzes unserer kleinen Steinfigur schwinden: es handelt sich um die Umschnürungen des zusammengebundenen Haarschopfes, wie wir dieselben z. B. in Band 2 auf Taf. 276 und 278 (Nr. 3) sehen. Um den Haarschopf recht augenfällig zu machen, hat man bei Figur 227b unten einige Haare herumgewickelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



3 2 1 1 2 3

59: Vorderseite. 60: Seitenansicht.

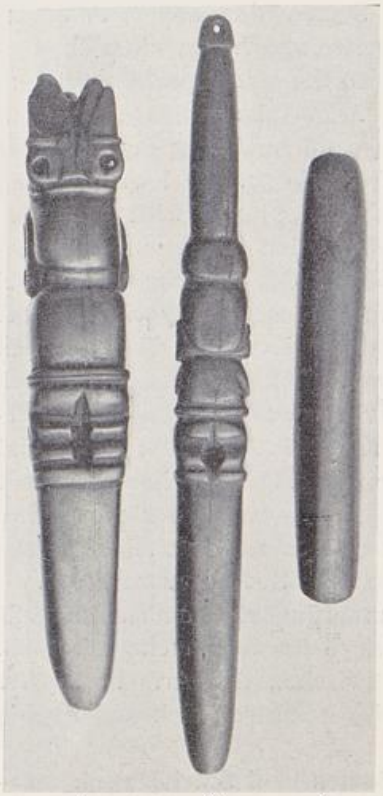
3 Steinspatel aus Jabim. 1/2 natürl. Größe.

Besondere Aufmerksamkeit beansprucht die wunderbar schön durchgearbeitete Rückseite des Steins (Fig. 58). Die beiden kegelförmigen, mit größter Sorgfalt gebohrten Löcher dienen zum Hindurchziehen eines Fadens. Wie man den rückseitigen Kopfschmuck erklären soll, vermag ich nicht zu sagen.

Durch den Besitz dieser kleinen Steinfigur, die im Volksmunde den Namen „ho ango lu“ (d. h. „der Stein mit den zwei Gesichtern“; er hat aber nur ein Gesicht) trägt, genossen die Bukaua in weitem Umkreise großes Ansehen. Die Figur wurde, ebenso wie die auf Seite 139 dargestellten Tonringe, zum Schweinemarktzauber verwendet (Bd. 3 S. 449). Besonders beachtenswert ist, daß die Bukaua angeben, sie hätten dieselbe vor langen Jahren in Nähe der Küste mit einem Netze aufgefischt.

Ein glücklicher Zufall brachte ungeahnte Aufklärung über die ursprüngliche Bestimmung obiger Steinfigur. Schon in Bukaua wurde mir mitgeteilt, daß vor Jahren ein Missionar eine ähnliche Figur aus Jabim mit in die Heimat genommen habe. Obgleich genannter Herr bereits verstorben ist, gelang es doch, nachträglich (Januar 1911) den Gegenstand in Deutschland ausfindig zu machen, und zwar kamen gleich drei zusammengehörige, aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



1 2 3

61. 3 Steinspatel aus Jabim. Rückseite. 1/2 natürl. Größe.

Jabim stammende, außerordentlich merkwürdige Stücke zum Vorschein; dieselben sind in den Figuren 59 bis 61 von vorn, von der Seite und von der Rückseite in 1/2 natürlicher Größe abgebildet. Es handelt sich um denselben Serpentin wie bei Figur 57 a und die Bearbeitung aller drei Stücke ist in jeder Beziehung meisterhaft. Das Hauptstück bleibt Nr. 1. Selbst das Ohrgehänge ist mit größter Sorgfalt herausgemeißelt und die Behandlung der unteren Extremitäten zeugt von ungewöhnlichem Geschick. Die Spitze des Penis ist unter eine um den Leib gelegte Doppelschnur geklemmt, genau so, wie wir dies heute beispielsweise bei den Lae-Womba (Bd. 2 Taf. 91 Nr. 3) sehen. Der Kopfschmuck der Vorder- und Rückseite entspricht demjenigen in Figur 57 a und 58. Durch die Löcher war eine Schnur gezogen, die ich beim Photographieren entfernte.

Der in Nr. 2 abgebildete Spatel ist nicht ganz so realistisch durchgeführt wie Nr. 1, läßt aber in Bezug auf Technik ebenfalls nichts zu wünschen übrig. Hier ist die Figur mehr stehend dargestellt, weil die Schmalheit des Steins die hockende Stellung nicht zuließ. Die Kopfbedeckung ist zu einem langen Griff, ähnlich dem Griff eines Tischmessers, ausgearbeitet. Nr. 3 hat keinerlei figürliche Darstellung, ist aber in Bezug auf Glättung tadellos.

Über die Bestimmung dieser Geräte können wir kaum im Zweifel sein: ein viel gebrauchtes Gerät des Papua (z. B. zum Schälen grüner Kokosnüsse und für verschiedenartige andere Zwecke) ist ein kräftiger Spatel aus dem Schenkelknochen des Kasuars. Die untere Hälfte ist aufgespalten und abgeschliffen, so daß das Ganze ein spatelförmiges, mit Rinne versehenes Instrument darstellt. Obige drei Steingeräte sind ihrer ganzen Form nach offenkundige Nachbildungen dieser Knochenspatel. Wir wissen, daß die angesehenen Dorfhäuptlinge sich bis in die Neuzeit bei großen Festen (Balumfest, Schweinemarkt usw.) gewisser ritueller Werkzeuge bedienten, um bestimmte zeremonielle Handlungen vorzunehmen. Sie benutzen z. B. kleine reich verzierte, für praktische Verwendung ganz unbrauchbare Steinbeile (Fig. 175), um einzelne Bäume durch Ankerben zu bezeichnen, in entsprechender Weise, wie ein gekröntes Haupt oder ein Präsident bei feierlichen Grundsteinlegungen mit einem silbernen Hammer drei völlig nutzlose Schläge auf den sogenannten Grundstein ausführt, oder bei Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ginn eines Kanalbaues mit einem goldenen Spaten den angeblich ersten Spatenstich macht. Auch unsere drei Steinwerkzeuge haben einst zu dergleichen Hokuspokus hergehalten. Der mittlere der drei Spatel ist viel zu schwach, um die Kokosnuß zu schälen und würde beim ersten ernstlichen Versuche dieser Art zerbrechen. Nr. 3 wäre wohl kräftig genug, ist aber zu kurz und gestattet nicht die nötige Hebelwirkung. Bei Anwendung großer Vorsicht allenfalls zu gebrauchen wäre Nr. 1; man wird sich aber bei diesem Stück wohl darauf beschränkt haben, den Löffel andeutungsweise in die Schale einzustoßen, denn die Gefahr des Zerbrechens ist bei dem spröden Gestein sehr groß. Übrigens könnten diese drei Werkzeuge bei genannten Festen auch zu irgend einem anderen Zwecke, für den man sonst den Knochenspatel gebraucht, benutzt sein. Ausgeschlossen ist auch nicht, daß, wie einige alte Jabim behaupten (vergl. den im Folgenden mitgeteilten Brief von Zahn), die Steine an ein Knieholz gebunden waren und bei festlichen Gelegenheiten als rituelle Steinbeile (Fig. 175) dienten. Dann würde uns die Sage verständlicher (Bd. 3 S. 368), nach der ein uraltes Steinbeil sich aus dem Geflecht zog, mit dem man es am Knieholz befestigt hatte, und eine Jungfrau verleitete, mit ihm auf die See hinauszufahren.

Unsere Steinfigur Nr. 57a und 58 war ursprünglich offenbar ebenfalls ein derartiges Werkzeug, welches gelegentlich beim Gebrauche zerbrach. Hieraus erklärt sich der Ansatz der Rinne zwischen den Armen. Später schliff man die Bruchstelle sorgfältig ab, um das kostbare Stück anderweitig verwenden zu können.

Um über die in Figur 59 bis 61 abgebildeten drei Stücke wenn möglich durch die Jabim noch Genaueres zu erfahren, wandte ich mich nach Auffindung dieser Stücke in Deutschland unter Einsendung von Photographien an Herrn Missionar Zahn in Jabim (den Verfasser von Abhandlung 3 in Band 3) und erhielt folgende Auskunft: „Als ich den Eingeborenen die Photographie zeigte, machten sie sogleich auf die Beschädigung der Rückseite des Kopfputzes (Fig. 60 u. 61 Nr. 1) aufmerksam. Bei einem Kriegszuge habe ein Mann das fehlende Stück mit den Zähnen abgebissen, um sich hierdurch besondere Stärke zu erwerben. In Bezug auf die Herkunft der Geräte geht die Sage, daß vor langer Zeit in einer bösen Sturmnacht ein ganz kleines Kanu mit diesen Steinen im Dorfe Qualansam (Jabim, Nordküste des Huongolfes) angetrieben sei. Einige alte Leute behaupten, die Steine seien früher an einem Knieholz als kunstvolle Steinbeile verwendet worden. Sie nennen diese Beile Kiasim. Auch das Steinbeil, welches in der von mir mitgeteilten Sage (Bd. 3 S. 368) eine Rolle spielt, heißt im Urtext Kiasim! Mehr konnte ich trotz allen Nachforschens nicht ermitteln. Die Steine spielten zuletzt bei Beschneidungsfesten und Schweinemärkten als Bamaga (Zaubermittel; vergl. Bd. 3 S. 315) eine große Rolle."

Bei dieser Mitteilung interessiert in erster Linie, daß die drei fraglichen Stücke der Überlieferung nach nicht aus dem Lande stammen, sondern an die Küste getrieben wurden. Auch das in Figur 57a und 58

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgebildete Stück entstammt angeblich dem Meere! Ferner ist die Verwendung derselben als Zaubermittel höchst charakteristisch. Es wiederholt sich immer das alte Lied: Stücken unbekannter, geheimnisvoller Herkunft müssen besondere Kräfte innewohnen.

Wir werden nun in erster Linie unsere Aufmerksamkeit darauf richten müssen, ob noch sonstwo in Neu-Guinea Stücke dieser Art — welche bisher vollkommene Unica sind — sich finden.

Mit großer Wahrscheinlichkeit stammen auch alle Steinkeulen, die noch gegenwärtig von den Papua in großen Mengen benutzt werden, aus der Zeit einer Vorbevölkerung. Während Orte bekannt sind, wo bis in die neueste Zeit hinein Steinbeile fabriziert wurden, ist es ganz unmöglich, den Ursprungsort der Steinkeulen festzustellen. Immer wird von den Schwarzen angegeben, daß dieselben aus sehr fernen Gegenden stammen; wo aber diese Gegenden liegen vermag niemand zu sagen. Dazu kommt, daß alle Steinkeulen starke Patinierungen und andere Spuren sehr hohen Alters zeigen. Niemals sah ich eine Keule, wo der Stein vermutlich erst in jüngerer Zeit bearbeitet ist. Mit völliger Zuversicht können wir dies von den Ananaskeulen behaupten, die hauptsächlich in den Gebietsteilen nahe der englischen Grenze vorkommen. Die röhrenförmige Durchbohrung dieser harten Steine und die feine Ausarbeitung der Buckel auf der Oberfläche ist eine technische Leistung, welche der heutige Papua nicht zustande bringt.

Auf eine Vorbevölkerung weisen vielleicht auch Funde auf dem Logaueng, südlich von Finschhafen, hin. Den etwa 250 m über dem Meere gelegenen Platz bewohnten seit Menschengedenken keine Eingeborenen. Dort fanden sich nun beim Umgraben des Bodens zahlreiche reich verzierte Topfscherben, Obsidiansplitter, alte Steinbeilklingen und einige roh bearbeitete, kleine Steine, wie sie gegenwärtig zu Zaubereizwecken verwendet werden; hier wurde auch der auf Seite 137 erwähnte Steintrog in einem Bachbette entdeckt. Die Ornamentik der Topfscherben (Fig. 62) weicht von der heute gebräuchlichen stark ab und fällt besonders durch ihre kräftige Herausarbeitung auf und durch die häufig wiederkehrenden Girlanden.

Ganz in der Nähe kamen unter einem Felsvorsprunge an einem steilen Abhange zahlreiche stark verwitterte Knochenreste zum Vorschein. Da der Platz gegen Regen gut geschützt ist und sich Wasser nicht ansammeln kann, müssen die Knochen, um so stark zu verwittern, wohl einige Jahrhunderte dort gelegen haben. Ich machte an dem Platze sorgfältige Grabungen und konnte feststellen, daß kein einziger Knochen ganz ist, nicht einmal die widerstandsfähigen Unterkiefer. Auch die langen Röhrenknochen sind durchgebrochen, wahrscheinlich um das Mark aus ihnen herauszuholen. Offenbar wurde hier ehemals eine Kannibalenmahlzeit abgehalten; dafür spricht auch, daß die Knochen bunt durcheinander liegen. Nach der Zahl der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



62. Uralte Topfscherben vom Logaueng.

Unterkieferfragmente zu urteilen, müssen etwa zehn Menschen verspeist sein. Bei diesem Funde brauchen wir, wenn er auch recht alt ist, nicht unbedingt an die Vorbevölkerung zu denken, denn bei Kap König Wilhelm fanden bis in die Neuzeit hinein in dergleichen kleinen, in Nähe des Strandes gelegenen Höhlen Menschenfressereien statt, und auch bei Deinzerhöhe am Huongolf und am Abhange des Sattelberges entdeckte man unter Felsvorsprüngen Skelette und Knochenteile.

Es besteht wenig Hoffnung, in Kaiser-Wilhelmsland jemals sehr alte Skelette zu finden, denn in dem feuchtwarmen Klima vermodern die in freier Erde liegenden Knochen in wenigen Jahren. Wetterfeste Gräber, in denen sich die Gebeine vor Feuchtigkeit geschützt lange Zeit halten würden, baute man niemals. In den Höhlen, welche sich an verschiedenen Orten finden, wurden bisher Knochenreste nicht entdeckt; sollten je dort welche vorhanden gewesen sein, so sind sie sicherlich zertrümmert und unter tiefem Schutt begraben, da infolge der häufigen Erdbeben zahllose Deckeneinstürze stattfanden.

Zweifellos ein Überbleibsel aus sehr alter Zeit sind die in Figur 63 dargestellten Durchlöcherungen eines mächtigen Korallenblockes. Um eine bessere körperliche Wirkung zu erzielen, bleibt es vorteilhaft, das Bild mit einem Auge durch die hohle Hand zu betrachten. Die Örtlichkeit ist die Nordküste des Huongolfes, nahe bei der Missionsstation Jabim. Dort finden sich, einige Kilometer vom Meere entfernt, an einem ziemlich steilen Abhange zahllose mächtige Korallenblöcke, die sich im Laufe der Jahrtausende von den höher gelegenen Partien des aus Koralle bestehenden Gebirges ablösten. Zwei in ungefähr 80 m Meereshöhe unmittelbar nebeneinander liegende Blöcke zeigen seltsame Durchbohrungen. Einer dieser Blöcke ist durch einen umstürzenden Baumstamm zertrümmert; der in Figur 63 dar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



63. Durchlöcherter Felsblock. Jabim.

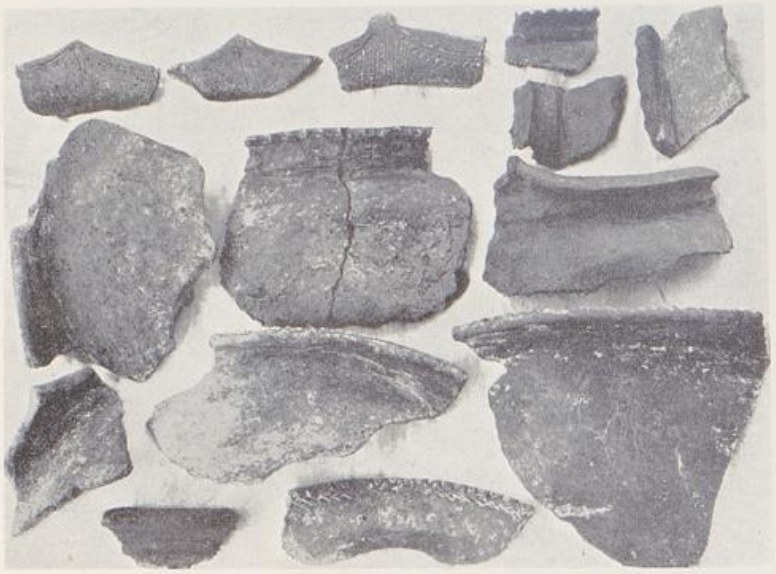
gestellte, dessen Größe durch die daneben befindlichen Schwarzen markiert wird, ist oben 2, unten 3 m dick und zeigt sechs vollständige Durchbohrungen, die bei 2 bis 3 m Länge innen so glatt sind wie Kanonenrohre. Außerdem sind noch ein halbes Dutzend nicht ganz hindurch gehender, kleinerer Löcher vorhanden, die aber anscheinend nur durch Erde verstopft wurden.

Die Größe der Löcher ist sehr verschieden; durch das größte könnte ein zehnjähriger Knabe bequem hindurchkriechen; die Mehrzahl wäre für eine Kegelkugel mittlerer Größe ausreichend. Links im Bild sieht man ein längliches Loch, dessen Querschnitt einer liegend 8 ähnelt. Hier standen ursprünglich zwei runde Löcher nahe beieinander und die Scheidewand derselben verwitterte im Laufe der Jahrhunderte.

Die Eingeborenen sagen, ein Geist habe die Löcher mit seinem Speer gemacht. Daß wir hier Kunstprodukte vor uns haben und nicht etwa Auswaschungen durch Wasser, ist über allen Zweifel erhaben; anderenfalls ließe sich nicht erklären, daß nur diese beiden, dicht nebeneinander stehenden Blöcke Löcher aufweisen, während bei den Hunderten von Blöcken, die in nächster Nähe liegen, nichts dergleichen vorhanden ist.

In Neu-Guinea muß man an alles denken, auch an Kanonen; es könnte also möglicherweise jemand einwenden, daß hier einmal ein Kriegsschiff nach Schwarzen geschossen und dabei jenen Felsblock getroffen habe. Nun fand aber, so lange die Weißen hier ansässig sind, eine Strafexpedition in jenen Gegenden überhaupt nicht statt; ferner spricht dagegen, daß ein größeres Schiff wegen der zahlreichen Riffe von der Küste so weit ableiben müßte, daß die Entfernung bis zum Felsblock mindestens 8 bis 10 Kilometer beträgt, und dann werden wohl kaum zwölf an den Schwarzen vorbeigeschossene Treffer auf einem Steine sitzen; auch ist die ungleiche Größe der Löcher in Betracht zu ziehen und der Umstand, daß eine Kugel einen harten Korallenblock von 3 m Dicke wohl nicht glatt durchschlägt.

Jeder Anhaltspunkt dafür fehlt, wann die beiden Blöcke mit den Durch-



64. Sehr alte Topfscherben von Jabim.

bohrungen versehen wurden und welche Zwecke man hierbei verfolgte. Die starke Verwitterung läßt darauf schließen, daß viele Jahrhunderte seit der Durchbohrung über die Blöcke hingingen. Die Eingeborenen jener Gegend stehen der Sache fremd gegenüber und meiden den Ort, da er ein „schlechter Platz“ ist, wo die Geister hausen. Ganz in der Nähe wurden Topfscherben (Fig. 64) ausgegraben, die jedenfalls auch einer uralten Zeit angehören, da besonders die kräftigen Ränder von den Topfwaren der Gegenwart vollständig abweichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 9.

ZEUGUNG. GEBURT. LEBENSGANG. TOD.

Außerordentlich viele Einzelheiten, welche in diesen Abschnitt gehören, sind in Band 3 durch die Missionare eingehend erörtert. Es soll daher hier nur ein zusammenfassender Überblick gegeben und einzelnes mitgeteilt werden, was ich in Gebieten erkundete, die in Band 3 nicht behandelt sind.

Während die Australier keine richtige Vorstellung über den Zusammenhang zwischen geschlechtlichem Umgang und Geburt haben, sind die meisten Papua hierüber unterrichtet, allerdings nicht alle. „Vereinzelte Frauen leugnen allen Ernstes den Zusammenhang zwischen geschlechtlichem Umgange und Schwangerschaft", berichtet Keysser in Band 3 S. 26. Als die Missionare in das Kai-Land kamen, wollten die Kai, um sich in jeder Beziehung zu bessern, den geschlechtlichen Umgang mit den Weibern unterlassen, weil sie denselben für etwas Schlechtes hielten. Sie erboten sich, die Weiber in besonderen Dörfern unterzubringen. Als man sie darauf aufmerksam machte, daß sie dann keine Nachkommen bekämen, meinten sie, die Weiber würden doch wohl Kinder zur Welt bringen.

Nach Vorstellung der Papua ist die Leistung des Mannes bei dem geschlechtlichen Umgange nur von nebensächlicher Bedeutung. Die Frau bleibt der eigentliche Urheber des Kindes und hierauf begründet sich das allgemein verbreitete Mutterrecht. Der Tami sagt, der Vater reiße das Kind nur los, etwa so, wie man die Schale einer Kokosnuß losreißt. Das Kind ist also nach seiner Vorstellung fertig vorgebildet im Mutterleibe und wird durch den Koitus nur aus seinen Fesseln befreit. Zusammengehörig ist daher, nicht was denselben Vater hat, sondern „was aus demselben Loche kommt".

In Sissanu liegt das Weib beim Umgange mit angezogenen Beinen auf dem Rücken; der Mann hockt vor demselben.

Auf Tami gilt es unter Eheleuten nicht für anständig, den Beischlaf bei Tage auszuüben, sondern es geschieht nachts in der Hütte. Bei außerehelichem Verkehr wartet man natürlich nicht auf den Einbruch der Nacht, sondern nutzt auch jede Tageszeit aus. In Sissanu, wo Männer und Weiber getrennt wohnen und zwar mehrere Weiber mit ihren Kindern in einer großen Hütte, geht der Mann nachts in die Hütte, wo seine Frau wohnt. Da es irgendwelche Vorhänge oder Scheidewände nicht gibt, bleibt den Augen der Kinder das Liebesleben ihrer Eltern nicht verborgen und sie spielen von frühester Jugend an Mann und Frau (Bd. 3 S. 31).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wo Mann und Frau zusammenwohnen, verläßt ersterer mitunter die gemeinsame Hütte und lebt im Junggesellenhause, um sich des geschlechtlichen Umganges zu enthalten (Bukaua). Auch während der Zeit gewisser Zauberzeremonien muß der Mann von der Frau fernbleiben.

Die Ansichten sind darüber geteilt, ob der Geschlechtstrieb bei den Papua ebenso stark entwickelt ist, und der Koitus ebenso häufig ausgeübt wird wie bei den Weißen. Bei der großen Zurückhaltung der Schwarzen läßt sich Bestimmtes darüber kaum in Erfahrung bringen; man muß aber im Auge behalten, daß sich das ganze Leben des Papua mehr oder minder um den geschlechtlichen Umgang dreht. Das beweisen schon die realistischen Darstellungen der Geschlechtsteile in den Bildwerken. Will man zum Eingange der Hütte gelangen, so schreitet man auf dem die Treppe ersetzenden Balken über nackte männliche oder weibliche Figuren hinweg, deren Geschlechtsteile mit besonderer Sorgfalt herausgearbeitet sind. Auch an den Figuren der Schlafbänke (Nackenstützen) spielen die Geschlechtsteile eine Hauptrolle, ebenso an vielen Gebrauchsgegenständen. Ahnenfiguren, geschnitzte Tarostampfer oder dergl., bei denen die Figur den stehenden Penis in den Händen hat, sind etwas Gewöhnliches (Fig. 226).

Auf starke männliche Potenz weisen auch die Sagen und Erzählungen hin, bei denen ein Mann zwei oder mehr Schwestern auf einmal zur Frau nimmt und diese dann alle sehr an ihrem Manne hängen. Ein Klima wie dasjenige von Neu-Guinea fördert das Geschlechtsleben, man darf aber nicht vergessen, daß die einseitige Ernährung des Papua als Hemmschuh wirkt.

Wenn man hört (Bd. 3 S. 31), daß verwitwete Frauen zehnjährige Knaben zur Befriedigung ihres Geschlechtstriebes gebrauchen, so muß man annehmen, daß auch beim weiblichen Geschlecht dieser Trieb stark entwickelt ist. Widernatürlicher Umgang zwischen Frauen kommt vor und es haben die Bewohner von Tami sogar ein besonderes Wort dafür, welches ursprünglich für das gegenseitige Bespringen von zwei weiblichen Schweinen angewendet wird.

Bei den Fällen, die von widernatürlichem Umgange zwischen Männern bekannt wurden, handelt es sich stets um die Nachahmung dessen, was die Papua bei den in Kaiser-Wilhelmsland beschäftigten Malayen sahen.

Im Mutterleibe ist das keimende Leben nichts weniger als sicher und dem Ankömmling drohen von Seiten der Mutter allerhand Gefahren. Nicht nur daß man sich der außerehelichen Frucht zu entledigen sucht; auch die junge Frau, die ihre Körperfülle und Kraft möglichst lange bewahren will, leitet die Abtreibung ein. Aus diesem Grunde sind die ersten Jahre der Ehe häufig kinderlos. Fernerhin hat es den Anschein, als ob die junge Papuafrau überhaupt schwer empfängt; sonst müßte bei dem häufigen geschlechtlichen Umgange vor der Verheiratung öfter Schwangerschaft bei Mädchen eintreten.

Auch in späteren Jahren der Ehe wird Abtreibung angewendet, um die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kinderzahl zu beschränken, denn eine große Familie würde den Eltern viel Feldarbeit aufbürden.

Bei den Monumbo (Potsdamhafen) verwenden die Weiber zum Abtreiben den Saft einer Pflanze, auch verstehen sie es, die Frühgeburt dadurch einzuleiten, daß sie ungewöhnlich stark mit Hacke oder Kniebeil arbeiten, wobei der Körper heftige Erschütterungen erleidet. Die beginnende Frühgeburt wird durch starkes Einschnüren des Leibes befördert. In Sissanu wenden die Weiber neben inneren Mitteln Massage des Leibes an. Die Kai-Frauen essen die sehr scharfen Wurzeln einer Grasart oder sie schlagen das sich entwickelnde Kind im Mutterleibe durch Klopfen mit einem Steine tot; auch durch allerhand Zauberei wird nachgeholfen (Bd. 3 S. 26, 121 und 153). Über die Abtreibungsmittel der Bukaua ist in Band 3 S. 425 berichtet.

Auf Tami trägt die Frau, welche ihr Kind abgetrieben hat, einige Zeit ein kurzes Trauernetz, was ungefähr „Hoftrauer für 24 Stunden" oder „Halbtrauer" bedeutet.

Die Abtreibung sowie überhaupt alle Geburtsangelegenheiten sind ausschließlich Sache der Frauen und es haben die Männer hierbei nichts mitzureden. Das Kind im Mutterleibe ist Eigentum der Frau, sie kann damit machen, was sie will. Als in Bukaua eine Frau vorzeitig niederkam und ich gern den Fötus meiner Sammlung einverleiben wollte, erklärten die Männer, daß sie in dieser Angelegenheit nichts tun könnten; erst durch Bestechung der Weiber gelang es, ein so seltenes Stück für die Wissenschaft zu retten.

Die schwangere Frau arbeitet im Felde bis zum Eintritt der Wehen; dann geht sie nach Hause, und andere Frauen, denen vom Zauberer zuvor die Hände besprochen wurden, kommen zur Hilfe. Der Mann siedelt in das Junggesellenhaus über, wo er für längere Zeit wohnen bleibt. Hier bindet er, während seine Frau in den Wehen liegt, das Schamtuch ab, weil er glaubt, daß dies die Geburt erleichtere (Bukaua). In Samoahafen geht die Frau zur Entbindung in das Haus ihrer Schwiegermutter; auf Ruo bei Friedrich-Wilhelmshafen gibt es besondere Niederkunftshütten. Ein recht drastisches Mittel, die Geburt zu befördern, ist, wenn sich die Schwangere zwischen zwei nahe nebeneinander stehenden Baumstämmen mit Gewalt hindurchziehen läßt. Weitere Einzelheiten über den Geburtsakt in Band 3 S. 27, 254, 294, 400.

Während in Bukaua die Frau nach der Entbindung einen Monat in der Hütte bleibt, dann im nahen Flusse ein Bad nimmt und nun erst wieder ihren gewohnten Beschäftigungen nachgeht, sah ich in Bussamang (Samoahafen) eine junge Frau, die zwei Tage zuvor geboren hatte, im Dorfe mit ihrem Neugeborenen herumspazieren, als ob nichts vorgefallen sei.

Zeigt das Neugeborene ein Gebrechen, ist es ein Mädchen, während man auf einen Knaben rechnete oder sind nach Meinung der Eltern schon genügend Kinder vorhanden, so wird dasselbe erdrosselt oder in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die nächste Grube geworfen. Von Zwillingen wird bei einzelnen Stämmen stets der eine getötet, in Sissanu läßt man jedoch beide am Leben und wenn dort die Mutter zu schwächlich ist, um beide zu ernähren, wird eins derselben an eine andere Familie, zumeist an die Tante, gegeben. In manchen Gebietsteilen schont man das Leben von Krüppeln, um sie später als Zauberer zu verwenden.

Man darf den Schwarzen die freiwillige Beschränkung der Kinderzahl nicht als besondere Gefühlsroheit deuten; es ist eben uralte Sitte. Kommt doch ähnliches, wenn auch nicht in ganz so krasser Form, bei Völkern vor, die weitab von den Papua wohnen und sich für sehr zivilisiert halten.

Die Kinderzahl ist bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden. In Bukaua haben die Familien durchschnittlich zwei bis drei Kinder, nur in einem Falle waren deren fünf vorhanden. Bei den Jabim kommt es vor, daß eine einzige Frau acht bis neun Kinder zur Welt bringt; in Sissanu sind fünf bis sechs Kinder von einer Frau das Gewöhnliche; ein Mann daselbst hat von vier Frauen dreiundzwanzig Kinder. Daher würde hier die Bevölkerung schnell zunehmen, wenn nicht durch die Totschlägereien so viele Menschen zu Grunde gingen. Bei Kap König Wilhelm ist im Dorfe Sialum die Fruchtbarkeit ungewöhnlich groß und es wimmelt dort geradezu von Kindern; da hier ein starker Überschuß an Weibern vorhanden ist, haben die Männer häufig zwei und mehr Frauen. In dem nahe dabei gelegenen Dorf Quampu herrscht dagegen Frauen- und Kindermangel. Wahrscheinlich ist hier das Abtreiben besonders stark im Schwange. Übrigens bleiben Frauen, die einmal abgetrieben haben, nachher häufig kinderlos.

Die Mutter trägt das Neugeborene im Netzsack fast stets mit sich herum, unter allen Umständen, wenn sie zur Feldarbeit geht. Da ist das kleine Wesen dann natürlich allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und dies sowohl wie die unzweckmäßige Ernährung bedingt die ungeheuer große Kindersterblichkeit, welche um so mehr überrascht, als unsere verheerenden Kinderkrankheiten wie Masern, Scharlach, Diphtherie usw. vollständig fehlen. Keysser schätzt die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre auf sechzig v. H. (Bd. 3 S. 29).

Das Kind wird mehrere Jahre lang mit Muttermilch genährt und nimmt gelegentlich noch die Mutterbrust (Fig. 65), wenn es demnächst selbst mit geschlechtlichen Vorübungen beginnt. Allerdings erhält es schon in sehr früher Zeit auch andere Nahrung, welche die Mutter zerkaut und dann dem Kleinen in den Mund steckt, genau so wie sie es mit ihren Ferkeln und jungen Hunden macht. Doch sah ich auch, wie ein Säugling an einer rohen Gurke herumlutschte, die man ihm als Beruhigungsmittel reichte.

Sobald das Kind aufrecht sitzen kann, vertauscht es seinen Platz in dem Tragnetz mit demjenigen auf demselben (Fig. 8 S. 31); mitunter reitet es auf der Hüfte der Mutter (Fig. 37 S. 77); auch die Väter tragen ihre Kleinen gern, wobei das Kind auf der Hüfte sitzt (Bd. 2 Taf. 73).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



65. Säugende Kai-Frau.

Der Name des Kindes hängt bei den Bukaua von Zufälligkeiten ab; z. B. heißt ein Kleiner: „Der Hai hat ihn gefressen", wenn zur Zeit seiner Geburt ein Todesfall durch den Hai vorkam; oder „er weint um den Eber", wenn um diese Zeit ein Mann sich über den Verlust eines Ebers nicht trösten kann; oder „die tote Hand", wenn jemand über das Gefühl von Absterben der Hand klagt. Der Regel nach hat jeder einen Namensvetter, nach dem der Name gegeben wird, und dieser steht dann zu dem Kinde in einem näheren Verhältnis. In Sissanu, wo jedes Kind mehrere Namen erhält, hat es daher auch mehrere Namenspaten. Zu bereits vorhandenen Namen können später noch andere hinzukommen; so wurden „Dotta" und „Oettel" mehrmals verteilt, als ich mit Missionar Oertel meine Lae-Womba-Freunde besuchte. Weiteres über Namengebung in Band 3 S. 28, 295, 400.

Auf Tami werden nur bei der Namengebung von Erstgeborenen Umstände gemacht: handelt es sich um ein Mädchen, so gehen die Frauen ins Wasser und bespritzen sich gegenseitig; hierbei wird der Name genannt, den das Kind tragen soll. Handelt es sich um einen Knaben, so führen die Männer Scheinkämpfe auf, wobei die Nennung des Namens erfolgt. Stets ist hiermit ein Festschmaus verbunden. Bei der Namengebung der übrigen Kinder werden besondere Zeremonien nicht vorgenommen.

Da der eigentliche Name weder von dem Träger desselben, noch von den Verwandten, noch von den Beschneidungsgenossen ausgesprochen werden darf, erhält das Kind einen Spitznamen, bei dem es von den Eltern gerufen wird. Fragt man daher einen Papua nach seinem Namen, so macht derselbe ein verlegenes Gesicht und schweigt; zumeist hilft dann einer der Umstehenden, dem es gestattet ist, den Namen zu nennen. Häufig genug erfährt man aber den richtigen Namen überhaupt nicht.

Bei feierlichen Gelegenheiten, besonders bei Friedensschlüssen, tauscht man selbst in vorgerücktem Alter die Namen gegenseitig aus.

In den ersten Jahren laufen die Kinder beiderlei Geschlechts völlig nackt und es gibt für die erste Bekleidung keine bestimmten Regeln; bei den Tami, Jabim und Bukaua schwankt dies Alter zwischen dem dritten und achten Lebensjahre. Wenn das erstgeborene Kind seinen Schurz erhält, müssen bei den Jabim die Eltern ein kleines Fest veranstalten. Mitunter kommt es daher vor, daß jüngere Kinder früher bekleidet werden, als das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erstgeborene, wenn nämlich das Schwein, welches zu genanntem Feste geschlachtet werden soll, noch nicht groß genug ist. Der Erstgeborene muß dann mit dem Schweine um die Wette wachsen und noch einige Jahre länger in Adams Kostüm herumlaufen; denn es dauert sehr lange, bis ein Papuaschwein Eßgröße erreicht. Der Knabe erhält in den meisten Landesteilen eine kleine um die Geschlechtsteile geschlungene Bastbinde, das Mädchen die sehr kleidsame Faserschürze, bei den Sissanu einen Bastschurz.

Wie schon bemerkt, bleiben die Kinder in den ersten Lebensjahren durch unzweckmäßige Ernährung und Krankheiten in der Entwickelung stark zurück. Daher tritt die Geschlechtsreife nicht so früh ein, wie man in dem tropischen Klima vermuten sollte. Nach Angabe von Missionaren, die schon lange im Lande sind, soll sich auf Tami und bei den Jabim die erste Periode der Regel nach erst im fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre einstellen.

Von irgend welcher Erziehung der Kinder ist keine Rede; man müßte es denn als Erziehung auffassen, wenn, wie auf Tami beobachtet wurde, eine Mutter den kleinen Knirps in Beischlafstellung auf ein ebenso kleines Mädchen legt und sich totlachen will, wenn die beiden nachzuahmen suchen, was sie abends in der Hütte sehen. Das ist natürlich für die größeren Kinder recht anregend. Eine eigenartige Erziehung bleibt es auch, wenn, was in Jabim wiederholt geschah, Erwachsene einen Knaben und ein Mädchen mit in den Wald nehmen und sie zum geschlechtlichen Umgange förmlich anlernen.

Die Kinder tun, was sie wollen, und ihre Ungezogenheiten werden nicht gestraft. Sollte es gar einmal einem Vater einfallen, seine Hand gegen seine Range zu erheben, so läuft diese zu ihrem Onkel und wird dort sicherlich in Schutz genommen, oder die Mutter mischt sich ein und erhält schließlich die Prügel, die ihrem Sprößling zugedacht waren. Der Onkel spielt überhaupt im Leben des jungen Papua eine Hauptrolle, da er weit mehr zu sagen hat als der Vater. Es gibt feine Abstufungen zwischen den verschiedenen Onkeln und Tanten. In Sialum und bei den Jabim heißt der Bruder des Vaters auch „Vater“, wenn man ihn genauer bezeichnen will, „kleiner Vater“; dagegen ist die Schwester des Vaters „Tante“. In entsprechender Weise heißt die Schwester der Mutter auch „Mutter“ oder „kleine Mutter“; der Bruder der Mutter ist der „Onkel“, der in allen verwandtschaftlichen Angelegenheiten das Regiment führt. Die Kinder des „kleinen Vaters“ und der „kleinen Mutter“ gelten als Geschwister der Kinder von Vater und Mutter und dürfen deshalb untereinander nicht heiraten. In Bezug auf Verwandtschaftsbezeichnungen sind überall feine Unterschiede vorhanden; so hat auf Tami der Bruder für die Schwester eine andere Bezeichnung als die Schwester für die Schwester und ebenso die Schwester für den Bruder eine andere als der Bruder für den Bruder.

Stellt sich bei dem Mädchen die erste Periode ein, so wird dasselbe für einige Zeit abgesondert. In Band 3 ist hierüber auf S. 40, 256,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

298 und 418 ausführlich berichtet. Wie bei den Pubertätsfesten der Knaben (Beschneidung) pflegt man auch bei den Mädchen ramschweise vorzugehen und kleinere, unentwickelte Mädchen in die zu veranstaltenden Feste einzubeziehen. Das hat seinen guten Grund, denn der Höhepunkt all dieser Feste sind Schweineessen. Solche Schmausereien kann man aber wegen des schlechten Ernährungszustandes der Schweine nur alle paar Jahre veranstalten und es wird daher im Dorfe die gesamte weibliche Jugend, die sich im Mannbarkeitsalter befindet, gleichzeitig geweiht.

Während der Zeit, wo man die Mädchen abgesondert hält, werden denselben zahlreiche Einschnitte und Einbrennungen auf Rücken, Brust und Bauch beigebracht, welche dann die Narben hinterlassen, die wir beispielsweise auf den Tafeln 45 bis 47 sehen. In Bukaua führt man täglich zwei solcher Einkerbungen mit einer scharfen Muschel aus. Auf Tami werden alle Einschnitte auf der Vorderseite des Körpers an einem Tage und diejenigen auf der Rückseite an einem anderen Tage vorgenommen. Gleichzeitig erhalten die Mädchen durch ältere Frauen Unterweisungen in geschlechtlichen Dingen, und wenn sie Spezialerfahrungen auf diesem Gebiete noch nicht besitzen sollten, führt man ihnen auf Tami irgend einen Gegenstand von der Form des männlichen Gliedes in die Scheide ein.

Ist die Zeit der Absperrung vorüber, so wird in der Umgebung des Huongolfes das Mädchen mit dem ganzen Familienschmuck an Eberzähnen, Hundezähnen, Perlen usw. behangen (Fig. 66 u. 67); um die Hüften erhält sie den in Fig. 102 dargestellten Gürtel; das Haar wird sorgfältig eingerötelt und in einzelnen Löckchen und kleinen Fladen zusammengekleistert (Bd. 2 Taf. 231). So geschmückt sitzt die heiratsfähig gewordene Schöne einige Wochen auf dem Dorfplatze und läßt sich bewundern. Der Dorfplatz vertritt hier also die Stelle des europäischen Ballsaales.

Der Eintritt der Geschlechtsreife bei Knaben gibt dem Papua Veranlassung zur Abhaltung seines vornehmsten Festes, des Balum- oder Beschneidungsfestes. Da dasselbe in Band 3 ausführlich beschrieben ist, können wir uns kurz fassen. Die Beschneidungskandidaten stehen in sehr verschiedenem Alter: man trifft unter ihnen kleine Knaben und junge Männer mit beginnendem Bartwuchs, denn auch dies Fest wird der Schweine wegen nur alle 10 bis 15 Jahre abgehalten. Jedenfalls haben diese Feste das Gute, daß während derselben allgemeiner Landfrieden herrscht.

Die Hauptsache bleibt, daß die Weiber in ungeheurem Respekt vor dem Balum gehalten werden, damit die Männer das Schweinefleisch ungestört allein aufessen können. Um zu vermeiden, daß ihnen unbeabsichtigterweise Beschneidungskandidaten in den Weg laufen, tragen die Weiber der Jabim, wenn sie in den Wald gehen, während der ganzen Beschneidungszeit eine kleine Bambusröhre, welche Steine enthält und klappern mit derselben, um ihre Anwesenheit zu verraten. Auf Tami legen die Weiber zwei verschieden lange, trockene Hölzer, die sie mit einem Klöppel bearbeiten, auf den Oberschenkel. Einzelne alte Weiber werden in den Hokuspokus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG




66 u. 67. Schmuck bei der Mädchenweihe. Bukaua.

eingeweiht und erhalten etwas von dem Schweinefleisch. Sie haben dafür zu sorgen, daß die anderen nichts Näheres erfahren. Trotzdem sind z. B. bei den Tami nach Ansicht von Bamler alle Frauen hierüber unterrichtet; aus Furcht vor Verzauberung und vor dem ihnen drohenden Tode lassen sie jedoch davon nichts merken. In dieser Angelegenheit verstehen die Männer keinen Spaß; wird bekannt, daß eine Frau irgend etwas erfuhr, so ist sie unfehlbar dem Tode geweiht.

Nur in der Umgebung des Huongolfes spielt das Balumholz bei den Beschneidungsfesten eine Hauptrolle. An der Nordküste von Kaiser Wilhelmsland ist dies Holz wohl bekannt, hat aber hauptsächlich als Liebesholz Bedeutung. An seine Stelle treten bei den Beschneidungsfesten große bis zu 2 m lange Querflöten, von denen ich vom Augustafluß ein verziertes Exemplar mitbrachte.

In ähnlicher Weise reich geschmückt wie die Mädchen nach der Pubertätsweihe kehren auch die Knaben nach Beendigung des mehrere Monate währenden Balumfestes in ihr Heimatdorf zurück. Ein derartig herausgeputzter Knabe ist in Abschnitt 12 (Fig. 105 u. 106) abgebildet.

In denjenigen Landesteilen, wo der Weiße seit Jahren angesiedelt ist,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



68. Hauspfahl eines Beschneidungslum. Bukaua.

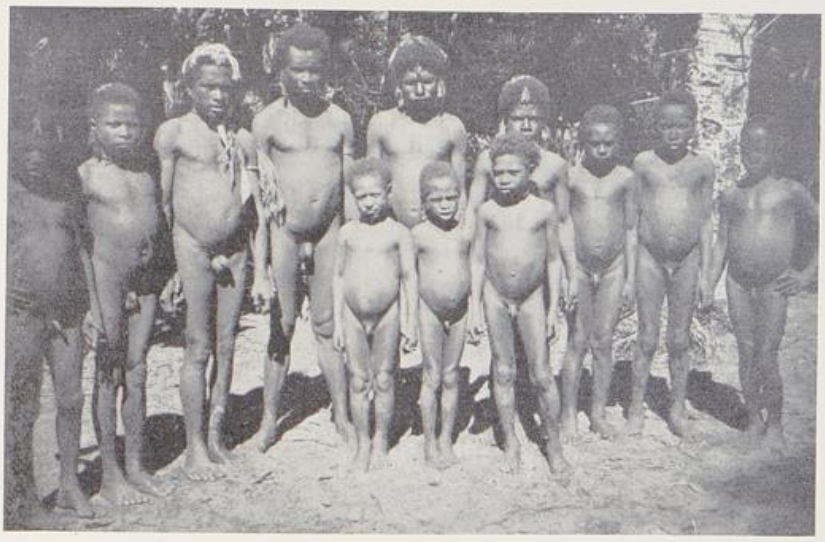
gehört das Beschneidungsfest der Vergangenheit an. Da das Geheimnisvolle, welches früher die ganze Veranstaltung umgab, schwand und durch die Weißen auch die Weiber unterrichtet sind, verlor der Hokuspokus für den Papua seinen Reiz. Bei den Bukaua und Jabim fand 1896 das letzte Beschneidungsfest statt. Als einziger Zeuge von vergangener Pracht steht im Walde bei Kap Arkona der geschnitzte Hauspfahl eines verfallenen Balum-Lums (Fig. 68), also derjenigen Hütte, in welcher sich die Beschneidungskandidaten aufzuhalten haben.

Als ich 1909 bei den von der Kultur noch unbeleckten Sissanu in Nähe der holländischen Grenze weilte, hatte ich das Glück, wenigstens einiges von den Vorgängen beim Beschneidungsfest aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Schon seit 5 Monaten währte der Festzauber, d. h. die Männer arbeiteten überhaupt nicht mehr und die Frauen, die sich sonst unter anderem mit Topffabrikation beschäftigten, hatten Ferien gemacht. Die Sache war für meinen Freund Schulz besonders deshalb fatal, weil er während der ganzen Zeit nicht ein Kilo Kopra erhalten konnte; immer vertrösteten ihn die Dorfleute auf das Ende des Festes, das sie unter allen Umständen abwarten müßten. Dies Ende stand vorläufig aber noch in weiter Ferne, denn die Knaben waren soeben erst beschnitten und nach der eigentlichen Operation vergehen noch Monate, bis sie in ihre Dörfer zurückkehren.

Die Beschneidungskandidaten — vierzehn Knaben und junge Leute im Alter von etwa sechs bis zwanzig Jahren (Fig. 69) — lebten zeitweis auf einer Anhöhe jenseits der Lagune, in erheblicher Entfernung von den Ansiedelungen, zeitweis aber in Nähe der Dörfer, nahe dem Strande, wo im dichten Busch ein Gehege für sie hergestellt war. Nach der Seeseite hin, am Rande des Busches, war der Platz mit Palmblättern eingefriedet, damit die jüngeren Leute, die unter Obhut von zwei Erwachsenen standen, den Blicken am Strande vorübergehender Weiber verborgen blieben (Fig. 71). Auf dem Platze befanden sich einige elende Schutzdächer zum Schutze gegen den Regen (Fig. 70). Die Beschneidungskandidaten waren von Kopf bis Fuß mit gelber Farbe beschmiert und gingen vollständig nackt. Man hatte die Beschneidungsoperation kurz zuvor bei ihnen ausgeführt und die Wunden waren noch nicht wieder verheilt; es handelte sich nur um einen verhältnismäßig geringfügigen Einschnitt in die Vorhaut.

Allabendlich tönte das Gepfeife der großen Balumflöten zu uns herüber,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



69. Gruppe von Beschneidungskandidaten. Sissanu.

welches bei den Weibern die Vorstellung erwecken soll, daß dort ein gefährlicher Geist sein Wesen treibt.

Nach Ablauf des Beschneidungsfestes gilt der Jüngling als erwachsen und kann an den Beratungen der Männer teilnehmen. Am Huongolf darf ein Beschnittener niemals den Namen seines Beschneidungsgenossen aussprechen, ebensowenig den Namen desjenigen, welcher die Operation an ihm vornahm, ferner derjenigen Männer, welche ihn bei der Operation festhielten und ihn bei der endgültigen Rückkehr ins Dorf führten; auch ist ihnen das Essen vor letzteren Respektspersonen mit unverhülltem Gesicht verboten. Der Papua ist also zu steifem Hofzeremoniell wie geboren.

Auffallend bleibt, daß die verhältnismäßig spät zugewanderte melanesisch redende Küstenbevölkerung ungefähr dieselben Beschneidungsgebräuche hat wie die papuanische Urbevölkerung. Bei den Lae-Womba soll der Balumkult ganz fehlen.

Bei den Kai westlich von Finschhafen folgt dem Beschneidungsfest nach einiger Zeit noch die Majorennitätserklärung, über welche in Band 3 S. 40 berichtet ist. Dieselbe hat nur den Zweck, bestimmte Speiseverbote, welche den Beschnittenen auferlegt wurden, wieder aufzuheben und bildet gewissermaßen den endgültigen Abschluß des Beschneidungsfestes.

Im weiteren Leben des jungen Mannes gibt es noch einige besondere Weihen, so diejenige nach Vollendung der ersten größeren Bootfahrt, über welche auf S. 117 berichtet ist. Ähnlich wie es dort für Tami beschrieben wurde, verfährt man in Bukaua: die Frauen schmücken sich und verstecken sich am Ufer hinter Bäumen. Nähert sich das Boot dem Strande, so stürzen sie sich, während die Männer trommeln und auf Muschelhörnern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



70. Hütte der Beschneidungskandidaten. Sissanu.



71. Abgegrenzter Platz für die Beschneidungskandidaten. Sissanu.

blasen, ins Wasser und bespritzen den Ankömmling gründlich. Auch hier findet das Ganze mit einem Festmahl seinen Abschluß.

Wenn der junge Lae (Bukaua) zum ersten Male einen erfolgreichen Kriegszug mitmacht, wird das Gehirn eines Erschlagenen herausgenommen und im nächsten Bache zerkleinert. Der junge Krieger trinkt dann von dem Wasser, welches mit dem Gehirnbrei talwärts fließt.

In den Dörfern Malol, Arup und Sia zwischen Berlinhafen und der holländischen Grenze besteht der Brauch, jeden unbeweibten männlichen Dorfbewohner schon äußerlich auf weithin durch den aus Rotang bestehenden Junggesellengürtel kenntlich zu machen (Bd. 2 Taf. 290, 293, 298, 299). Vereinzelt tragen auch in Sissanu unverheiratete Männer Junggesellengürtel (Taf. 314 Nr. 1—4).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wo Männer und Weiber getrennt wohnen, schlafen die Junggesellen gemeinschaftlich mit den verheirateten Männern. Anderenfalls müssen sie in besonderen Junggesellenhäusern wohnen, deren untere Plattform gleichzeitig für die Männer als Versammlungsraum dient.

Werbung und Heiratsgebräuche sind in Band 3 (S. 42, 256, 299, 420) ausführlich beschrieben. Ganz allgemein herrscht in Kaiser-Wilhelmsland die Sitte, daß die Frau gekauft wird, und zwar nicht von den Eltern des Mädchens, sondern von der ganzen Verwandtschaft, in erster Linie von den Brüdern der Mutter. Das findet seine Erklärung in der papuanischen Auffassung über das Familienleben. Da der Mann an der Zeugung eigentlich unbeteiligt und lediglich die Mutter der Urheber des Kindes ist, hat auch nur sie Verfügung über das Kind. Bei der Rechtlosigkeit der Frauen übernehmen ihre Brüder dies Verfügungsrecht.

Daß bei den oben geschilderten Verhältnissen kein Mädchen als Jungfrau in den Ehestand tritt, ist unzweifelhaft. Der Regel nach kommt es bei der Eheschließung darauf hinaus, daß junge Leute, die sich sonst schon zugetan und den gegenseitigen Freuden der Liebe nicht abhold waren, sich schließlich heiraten, d. h. daß der junge Mann, oder im Unvermögensfalle die Verwandtschaft, den üblichen Kaufpreis an die Angehörigen des Mädchens zahlt und die beiden nun mit öffentlicher Billigung tun, was sie vorher ohne eine solche taten.

Natürlich gibt es, wie überall, auch in Neu-Guinea Ausnahmen. Da hat z. B. ein alter Dorfhäuptling sein Auge auf ein wohlgebildetes Mädchen geworfen; er besitzt die nötigen Mittel, um besonders reichlich zu zahlen; außerdem wagt man überhaupt nicht, ihm die Bitte abzuschlagen, und so wird das Mädchen kurzerhand auch gegen ihren Willen in seine Hütte geführt. Oder zwei Kinder sind schon in früher Jugend von ihren Eltern zur Heirat bestimmt. Sowohl der heranwachsende Jüngling wie das Mädchen haben aber andere Wünsche. Jedoch alles hilft nichts und man kuppelt sie wider ihren Willen zusammen. Häufig genug weiß auch hier die Liebe dem Willen der anderen ein Schnippchen zu schlagen. Wenn kein anderer Ausweg bleibt, läuft das verliebte Paar auf das nächste Anwerbungsschiff, und wenn man dann nach drei Jahren heimkehrt, ist Gras über die Sache gewachsen.

Wenn nicht alles nach Wunsch geht, muß Zauberei nachhelfen, worüber in Abschnitt 25 und in Band 3 berichtet ist.

Die Frage, ob bei dem Papua auch herzliche Zuneigung zwischen den Liebenden besteht, muß entschieden bejaht werden. Sowohl in den Sagen und Erzählungen finden wir zahlreiche Beispiele davon, als auch werden mitunter die größten den Liebenden entgegenstehenden Hindernisse durch Ausdauer überwunden. Häufig sind reine Äußerlichkeiten die Veranlassung davon, daß ein Teil zum anderen sich hingezogen fühlt, denn alltäglich kommt es vor, daß ein Mädchen zum Jüngling in Liebe entbrennt, weil er hervorragend tanzen kann. Eine Andere mag den ihr zugedachten Zukünf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigen nicht leiden, weil er nicht ordentlich das Tanzbein schwingt. Die Jünglinge sind sich dessen wohl bewußt und verwenden größte Sorgfalt auf ihre Ausbildung in der Tanzkunst. Nicht wenige unternehmen weite Reisen, um bei irgend einem tanzberühmten Stamm, z. B. den Ka-iwa oder Siassi, Tanzunterricht zu nehmen. Außerdem wendet man bei den Tanzfesten alle möglichen Zaubermittel an, welche die Beine beweglich machen.

Eigentliche Verlobung gibt es ebensowenig wie eine Verlobungszeit. In Sialum bei Kap König Wilhelm kennt man aber eine äußerliche Verlobungszeremonie: der junge Mann klopft mit einem verzierten, flachen Holze von der Form der kleinen Balumhölzer auf die Backe der Auserlesenen und stellt damit seinen Heiratsantrag (Vergl. Bd. 3 S. 299).

Nahe Verwandtschaftsgrade sind ein Ehehindernis. Der Regel nach dürfen sich Geschwisterkinder, also Vetter und Base, nicht heiraten (s. S. 154). Auf Tami ist sogar die Heirat von Geschwisterkindern zweiten Grades, also von den Kindern von Vetter und Base, verboten. In den Gegenden, wo Totemismus herrscht, also z. B. an der Küste zwischen Dallmannhafen und Berlinhafen, dürfen sich diejenigen, welche zu demselben Baume oder Tiere gehören, nicht heiraten.

Ehen erwachsener Männer mit unentwickelten Kindern kommen bei den Kai westlich vom Sattelberge vor, und die ihnen benachbarten Jabim ahmten in vereinzelten Fällen dies nach.

Vielweiberei ist verhältnismäßig selten, denn auch hier gehört ein großer Geldbeutel dazu, um sich mehrere Frauen anschaffen und halten zu können. Da der Kaufpreis für eine Frau im allgemeinen recht hoch ist (Bd. 3 S. 87, 300, 421), wird das Barvermögen des Mannes durch den Ankauf einer Frau der Regel nach erschöpft, und es können sich nur angesehene Häuptlinge und Zauberer mehr als eine Frau leisten. Wo wie in Sialum infolge von Überschuß an Mädchen das Angebot größer und daher auch der Kaufpreis geringer ist, hat die Vielweiberei günstigeren Boden.

Bei wohlhabenden Häuptlingen sind drei oder vier Frauen nicht selten. Ein Bukaua brachte es auf zehn Gattinnen, allerdings nicht alle auf einmal; er warf die vorhandenen Frauen immer hinaus, wenn sie zu viel schimpften oder ihn gar zu arg prügelten, und kam hierbei auf die stattliche Zahl von zehn. Dann starb er, ob an den vielen Prügeln wird nicht berichtet.

Da es bei der Vielweiberei unter den Frauen nicht immer friedlich abgeht, bauen manche Männer für jede ihrer Frauen eine besondere Hütte. Jede Vielehefrau, die etwas auf sich hält, besitzt ein Zaubermittelchen, durch welches sie die eheliche Gunst ihres Mannes herbeizuzaubern sucht. Näheres in Band 3 S. 461.

Das Eheleben ist nicht schlechter als bei anderen Völkern: es gibt reichlich Prügeleien, bei denen sowohl die männliche wie die weibliche Hälfte der leidende Teil sein kann.

Zum guten Anstande gehört es, daß der Mann sich niemals öffentlich mit seiner Frau zeigt und in Gegenwart anderer nicht die geringste Notiz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von ihr nimmt. Dies geht so weit, daß, wenn er nach langer Abwesenheit in sein Dorf zurückkehrt, er an seinem Weibe vorübergeht, ohne sie auch nur mit einem Blicke anzusehen.

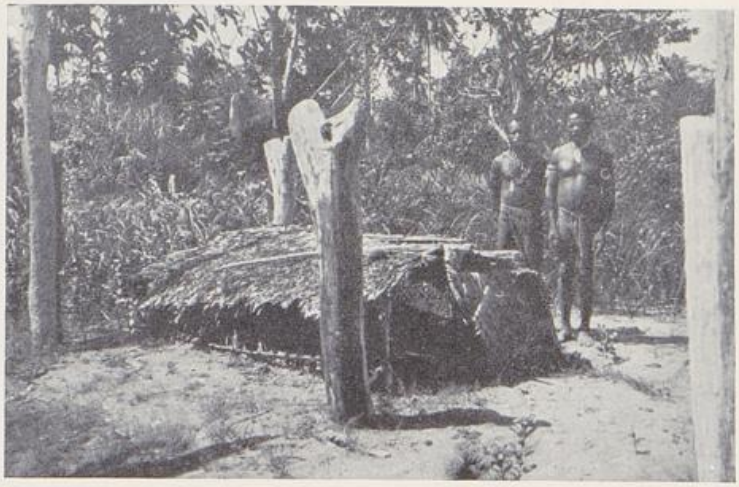
Als die ersten weißen Ehepaare sich unter den Schwarzen niederließen und Arm in Arm durchs Dorf gingen, sich auch wohl gelegentlich einen zärtlichen Kuß gaben, galt dies bei den Schwarzen als Gipfel aller Unmoralität. Man darf aber deshalb die Schwarzen nicht der Gefühllosigkeit gegen ihre Frauen zeihen; öffentliche Zurückhaltung ist eben Landessitte, umgekehrt wie in Europa, wo Eheleute, die sich daheim prügeln, sich öffentlich küssen.

„Eheirrungen" kommen häufig vor. Im Kai-Lande soll kein Mann irgend einem Weibe im einsamen Walde begegnen können, ohne sich zu „irren". Auf Tami, wo die Männer oft monatelang von Hause fortbleiben, hat jede Frau mehrere Liebhaber. Die Männer wissen natürlich davon, aber man gibt sich den Anschein, als ob man nichts merke. In einem Falle verfuhr der betrogene Ehegatte allerdings wenig glimpflich: er trat seine Reise an, verließ aber auf der Nachbarinsel das Kanu und kehrte in der Nacht heimlich in die Hütte zurück, wo er die Frau mit ihrem Liebhaber überraschte und letzteren mit einem Speere am Boden festnagelte. Die Jabim drücken in diesen Fällen niemals ein Auge zu und greifen unter allen Umständen zum Speere. In Bukaua dürfen Frauen, die von anderen Männern verführt und darauf von ihren Gatten verstoßen sind, im Dorfe bleiben und finden bei Verwandten Unterkunft.

Die Scheidung, mögen Ehebruch, Zänkereien oder dergleichen die Ursache sein, geht ohne besondere Förmlichkeiten vor sich. Die Frau verläßt die Hütte, kehrt zu ihren Verwandten zurück und der Kaufpreis oder ein gleichwertiges Objekt wird zurückerstattet. Schon schlechtes Kochen kann Scheidungsgrund sein, zumal wenn es sich um eine Häuptlingsfrau handelt und infolgedessen die Gäste nicht standesgemäß bewirtet werden. Da der Mann die Frau und alles, was von ihr kommt, kaufte, so gehören ihm die Kinder. Bedarf bei der Scheidung ein Kind noch der Muttermilch, so bleibt es vorläufig bei der Mutter, muß aber später dem Vater zurückgegeben werden. Näheres über diese Fragen in Band 3.

Bleibt die Ehe kinderlos, so adoptiert man ein Kind, dessen Eltern starben, oder ein solches aus kinderreicher Familie (Tami, Jabim). Dies wird wenn möglich schon vor der Geburt des Kindes verabredet; letzteres bleibt aber bei der Mutter, bis es ohne Muttermilch weiterbestehen kann; hierfür wird von der Adoptivmutter ein Pflegegeld bezahlt, auf Tami beispielsweise bei der Geburt des Kindes ein Schwein, und wenn sich das Kind bei den Adoptiveltern eingelebt hat, noch ein Eberhauer. Auch solche Neugeborene, die von den Eltern aus irgend einem Grunde fortgeworfen werden oder die man auf Kriegszügen raubt, finden häufig Adoptiveltern. Dann ist natürlich von irgendwelcher Bezahlung keine Rede. Übrigens spielt bei der Adoption nicht allein der Wunsch, überhaupt ein Kind zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



72. Männergrab in Sissanu.

besitzen, eine Rolle; man will vor allem Hilfe bei der Feldarbeit und einen Versorger im Alter haben.

Hält der Tod in der Hütte des Papua seinen Einzug, so greift dies außerordentlich tief nicht nur in das Leben der Trauerfamilie, sondern auch in dasjenige der ganzen Dorfschaft ein, denn abgesehen von uralten Leuten stirbt nach Auffassung der Schwarzen kein Mensch eines natürlichen Todes und selbst bei Unglücksfällen ist Zauberei im Spiele. All diese Verhältnisse, ebenso wie die Totengebräuche, sind, soweit die weitere Umgebung von Finschhafen in Frage kommt, aus berufensten Federn in Band 3 geschildert.

Bemerkenswert bleibt der Unterschied, den man zwischen männlichen und weiblichen Toten macht (Tami, Jabim, Bukaua): der Mann wird in einem Sarge gebettet, den man aus den Brettern des Hauses, in welchem der Verstorbene wohnte, herstellt; diesem Sarge fehlen aber Fußbrett und Deckel. Für die weibliche Tote ist eine Matte ausreichend. Verglichen mit dem Rechte der Familienangehörigkeit und dem Erbrecht, wo die Frau höher eingeschätzt wird als der Mann, ist die auch anderweitig in die Erscheinung tretende Zurücksetzung der toten Frau auffallend.

Die Beisetzung in einem flachen Grabe geschieht in Sissanu, Sialum, dem Kai-Inlande, auf Tami und zum Teil auch an der Nassaubucht unter der Hütte, sonst in der Regel neben oder in unmittelbarster Nähe derselben.

In Sissanu werden die Leichen der Männer und Weiber unter den Weiberhäusern, nie unter den Männerhäusern, eingescharrt. Am Kopf- und Fußende der Leiche steckt man einen Stock in die Erde und unterhält über dem Grabe etwa einen Monat lang ein kleines Feuer. Als daselbst vor einiger Zeit ein alter Mann starb, dessen Hütte bereits verfallen war und der in den letzten Lebensjahren in einer Nachbarhütte bei Verwandten lebte, bestattete man ihn zwischen den stehengebliebenen Pfählen seiner alten Hütte und errichtete über dem Grabe ein Schutzdach (Fig. 72); sonst



73. Frauengrab in Arup.

ist diese Methode der Bestattung in Sissanu nicht üblich. Ein Anfang 1909 in Sissanu gestorbener Knabe wurde unter der Hütte begraben, wo er gewohnt hatte. Nur den Kopf trennte man ab und verscharrte denselben unter einer anderen Hütte. Als ich ihn einige Monate später ausgrub, fand ich die Knochen in der Umgebung des Hinterhauptloches ausgebrochen, was darauf hindeutet, daß man das Gehirn herausnahm.

Der eingezäunte Raum neben der Hütte in Figur 73 ist ein Frauengrab in Arup nahe bei Sissanu. Netz, Körbe und andere Gebrauchsgegenstände der verstorbenen Frau sind an der Umzäunung aufgehängt. Es ist recht bemerkenswert, daß hier bei zwei nahe beieinander wohnenden Stämmen, die in jeder Beziehung aufs engste verwandt sind, zwei ganz verschiedene Methoden der Bestattung geübt werden. In den volkreichen Sissanu-Dörfern, in denen ich dank meines langen Aufenthaltes jeden Winkel kenne, sah ich nie ein Grab dieser Art. Das ist ein neuer Beweis dafür, wie sehr man sich in Kaiser-Wilhelmsland hüten muß, zu verallgemeinern. Angaben wie: „die Papua begraben ihre Toten unter der Hütte“ und ähnliches kann man allerwärts lesen und hören. Was aber der Schwarze in irgend einem Dorfe tut, ist himmelweit verschieden von den Gebräuchen des Nachbardorfes.

Zwischen den melanesischen Sissanu und Arup wohnen die papuanisch redenden Warapu, die wiederum eine ganz andere und in Kaiser-Wilhelmsland sehr seltene Bestattungsart haben: sie legen ihre Toten auf hohe Gerüste, die mit einem kleinen Dach überdeckt sind und lassen dort die Leichen eintrocknen. Jetzt, wo die Warapu, nachdem ihre Dorfinseln in der Lagune bei dem großen Erdbeben 1907 versunken sind (Fig. 6 und 28, S. 25 und 65), auf das Festland übersiedelten, werden die Gerüste neben den Hütten errichtet; früher brachte man die Toten aus dem Dorfe an das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



74. Gräber auf Tumleo (Berlinhafen).

Festland. Die ebenfalls papuanischen Nachbarn der Warapu im Hinterlande von Sissanu verfahren in derselben Weise.

Bei den Sissanu und Warapu sind aber die beschriebenen Bestattungsarten nicht immer die endgültigen. Die Sissanu bewahren in ihren in Abschnitt 13 abgebildeten Geisterhäusern eine Reihe von Schädeln auf, wahrscheinlich diejenigen von Häuptlingen und anderen hervorragenden Leuten. Während sie diese Schädel in hohen Ehren halten, machen sie mit anderen nicht die mindesten Umstände. Sobald sie gemerkt hatten, daß ich für Schädel gute Preise zahlte, scharrten sie allerwärts unter den Hütten Gräber aus, um mir die sterblichen Überreste ihrer Angehörigen zu verkaufen. Dies mußten die Frauen mit einem langen Stabe besorgen; den Kaufpreis nahmen jedoch die Männer in Empfang. Dagegen waren die in den Geisterhäusern aufgestapelten Schädel unverkäuflich. Unter den ausgescharrten Schädeln befanden sich männliche und weibliche, so daß es also nicht etwa wie in Berlinhafen Vorzug der Männer ist, in den Geisterhäusern aufbewahrt zu werden.

Das Geisterhaus, welches ich in dem versunkenen Warapu-Dorfe ausräumen konnte, enthielt ebenfalls Schädel, und zwar zum Teil ornamentierte. Jedenfalls handelt es sich auch hier um hervorragende Dorfbewohner, deren Schädel man nachträglich von den Grabgerüsten in das Geisterhaus überführte.

Auf der Insel Tumleo (Berlinhafen) werden die Gräber neben den Häusern angelegt und mit einem kleinen Dache versehen, „damit die Toten nicht naß werden“ (Fig. 74). Auf der nahe Tumleo gelegenen Insel Angel sah ich ein Grab (Fig. 75), welches dem Frauengrabe auf Arup ähnelt. Nachdem auf Tumleo die Leichen längere Zeit in der Erde gelegen haben, scharrt man sie aus; die Schädel der Männer werden in den Geisterhäusern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



75. Grab auf Angel. Berlinhafen.





76 u. 77. Übermodellierte Schädel vom Augustafluß. 240 Kilometer von der Mündung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Aloll) aufbewahrt, diejenigen der Weiber wirft man in den Busch. Mit dieser zweiten Bestattung ist ein Festschmaus verbunden und es wird zum Andenken hieran auf dem Dorfplatze ein bescheidenes Denkmal errichtet: ein Pfahl, an dem man oben ein Fischskelett befestigt.

Während meines kurzen Aufenthaltes auf dem Augustaflusse hatte ich keine Gelegenheit, daselbst Gräber zu sehen. In den Dörfern des mittleren Flußlaufes findet man jedoch in den Geisterhäusern ganze Reihen von Schädeln, die in überaus kunstvoller Weise mit Ton (Laterit) übermodelliert, gebrannt, bemalt und reihenweis an bemalten Rindenstücken aufgehängt sind (Fig. 76 und 77). In die Augenhöhlen hat man je eine Muschel eingesetzt, welche die geschlossene Lidspalte vortäuscht. Hinter einer kammartig verlaufenden Reihe von Kaurimuscheln ist eine Perrücke von Menschenhaar befestigt, welche ebenso wie die durchbohrte Nasenscheidewand und Ohrmuschel dem Gesicht etwas echt Papuanisches verleiht. Fremdartig bleiben nur die hellgraue Färbung des Gesichts und die kühn geschwungenen Linien der Bemalung, welche unwillkürlich an die Tätowierungen der Maori auf Neuseeland erinnern, am Augustaflusse auf dem Gesicht der Lebenden aber so weit bis jetzt bekannt nicht vorkommen.

Bildwerke dieser Art sind in Kaiser-Wilhelmsland etwas ganz Ungewöhnliches und fand ich nirgends auch nur einen entfernten Anklang an dieselben. Aus Neu-Mecklenburg kennen wir mit Wachsmasse übermodellierte Schädel, die inbezug auf Ausführung an die Feinheiten der Schädel vom Augustafluß nicht heranreichen.

In den Geisterhäusern am Augustafluß hängen neben den übermodellierten Schädeln auch solche ohne Überzug, wo man aber statt dessen in den Knochen Verzierungen eingrub. Außerdem wurden uns von der Bevölkerung zahlreiche Schädel gebracht, welche die Spuren starker Verwitterung zeigen und im Schädeldach eine nach dem Tode angebrachte, kreisrunde Öffnung haben, so groß, daß man den Daumen hindurchstecken kann. Es scheint, daß dies Loch zum Aufhängen der Schädel oder zum Aufstecken derselben auf einen Stock dient.

Alle Schädel, verzierte und unverzierte, wurden am Augustafluß ohne weiteres gegen Tauschartikel fortgegeben; man scheint denselben dort also keine besondere Verehrung angedeihen zu lassen.

In Sialum bei Kap König Wilhelm wird über dem nur oberflächlich unter der Hütte eingescharrten Toten, wo die dünne Erdschicht kaum ausreicht, um den Verwesungsgeruch aufzuhalten, eine Einfriedung von Mattenwänden errichtet, und die nächsten Anverwandten des Verstorbenen haben hier einige Monate über der Leiche zuzubringen.

Auf Tami verfährt man in vereinzelten Fällen folgendermaßen: die unter der Hütte beigesetzte Leiche wird, wenn die Weichteile verfault sind, wieder ausgegraben; man rötelt dann die Knochen ein, wickelt sie in eine Matte und bewahrt sie ein bis anderthalb Jahre unter dem Dache in der Hütte auf; dann erst findet die endgültige Bestattung statt. Bei jeder dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



78. Gräber in Bussamang. Samoahafen.

Maßnahmen gibt es ein Schweineessen, und das ganze Verfahren scheint nur deshalb eingeleitet zu werden, um mehrmals guten Grund zur Veranstaltung einer Schweineschmauserei zu haben.

Eine weit verbreitete Form der Gräber am Huongolf ist die in Figur 78 dargestellte (Dorf Bussamang bei Samoahafen): die Toten werden neben der Hütte oder in Nähe derselben eingescharrt, und über dem Grabe errichtet man ein kleines Dach. Wenn letzteres zerfallen und die Erde eingesunken ist, umgibt man das Grab mit einigen Brettern oder einem Gehege von Steinen und schüttet zwischen diesen eine mindestens 10 cm dicke Lage von tauben- bis hühnereigroßen Kieselsteinen auf, setzt auch wohl einen kleinen Zierstrauch an das Kopfende, welcher zum Schutze gegen die Schweine mit einem Zaune von armstarken, kurzen Stangen umgeben wird. Am Huongolf und in Sissanu pflanzt man auf das Grab einen bestimmten, rotblätterigen Strauch, der erst entfernt wird, wenn der Tote gerächt ist.

In Figur 79 ist das mit Kieselsteinen beschüttete Grab (in dessen Mitte der Mann sitzt) mit einem Gehege von größeren Steinen umgeben (Bukaua). Dahinter sehen wir das typische Junggesellen- und Versammlungshaus (Lum), wo tagsüber die männliche Bevölkerung herumlungert, wofern sie nicht im Felde arbeitet oder auf Fischfang gefahren ist.

Sehr verbreitet findet sich am Huongolf bis zum Waria die Sitte, den Verstorbenen neben der Hütte einzuscharren und über dem Grabe eine provisorische Hütte zu errichten, in welcher der überlebende Ehegatte längere Zeit wohnen muß und die er nur gegen Abend zu einem kurzen Ausgange verlassen darf. Ein typisches Beispiel hiervon sehen wir in Figur 80. Das Sterbehaus liegt links am Rande des Gesichtsfeldes. Das Grab ist mit Steinen beschüttet und mit vier Brettern eingefaßt Vor dem vorderen Brett sieht man einige frisch eingesetzte Zierpflanzen; über dem Ganzen ist eine provisorische Hütte errichtet, die im wesentlichen aus einem dürftigen Dach aus Sagolaub besteht. Direkt auf der Steinschüttung hockt die mit dem Trauernetze behangene Witwe, welche den Säugling im Arm hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



79. Versammlungshaus und Grab in Bukaua.



80. Grabhütte im Dorfe Nanga. Kap Bronsart. Huongolf.

Etwas abweichend ist die Bestattungsweise der Lae-Womba am unteren Markham: man scharrt die Toten neben der Hütte ein. Die Habseligkeiten des Mannes werden an einem über dem Grabe errichteten Pfahl aufgehängt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Fig. 81). Zu oberst ist eine Blechdose sichtbar, welche natürlich auf einem der Mordzüge nach der Küste geraubt oder einer der verunglückten Strafexpeditionen abgenommen wurde. Etwas tiefer sehen wir einen Federkopfschmuck, welcher dem auf Tafel 95 Nr. 3 dargestellten gleicht. Es gelang mir, diesen Schmuck für das Museum in Berlin zu erwerben, obgleich die Angehörigen ihn anfangs nicht fortgeben wollten, weil er noch Eigentum des Toten sei. Unten hängt die Tanztrommel. Figur 82 wurde als Frauengrab bezeichnet. Was hier die drei aufrecht stehenden Speere bedeuten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.



81. Männergrab der Lae-Womba.

Die hinter Mange (Nordküste des Huongolfes unweit Haenischhafen) wohnenden Kai-Bergleute begraben ihre Toten in Höhlen in hockender Stellung. Kommt ein neuer Todesfall, so wird durch Fortnahme einer Leiche Platz geschaffen. Auch in Sialum begraben die Leute ihre Toten außer unter den Häusern auch unter Felsvorsprüngen hart am Meere. An den Abhängen des Sattelberges fand Keysser vor einigen Jahren unter einem Felsvorsprunge eine große Anzahl von Skeletten. Es hat aber den Anschein, als ob hier kein regelrechtes Begräbnis stattfand; wahrscheinlich brachte man die Leichen gelegentlich einer schweren Epidemie hier unter, wo man nicht imstande war, für die landesübliche Bestattung zu sorgen.

In Jabim und Bukaua gab es bis vor etwa 15 Jahren noch eine besondere Art der Bestattung, die jedoch nur angewendet wurde, wenn es sich um den Tod eines angesehenen Häuptlings oder eines besonders geliebten Kindes handelte: man wickelt den Verstorbenen in Matten und hängt ihn an der Decke der Hütte auf. Unten wird ein Bambusrohr eingesteckt, um das abfließende Leichenwasser zur Erde zu leiten. Unter der Leiche unterhält man ein gelindes Feuer, um durch Räucherung den pestilenzialischen Gestank zu vermindern. Diese Bestattungsart ist noch heute in Arup (bei Sissanu, westlich von Berlinhafen) allgemein üblich. Dort genießen die Angehörigen des Verstorbenen etwas von dem abfließenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



82. Frauengrab der Lae-Womba.

Leichenwasser, indem sie dasselbe mit Sago vermischen. Sie sind der Meinung, daß dann Mut und Kraft des Verstorbenen auf sie übergeht. Wenn die Leiche verwest ist, wird sie begraben, doch nimmt man einige Knochen derselben als Gebrauchsgegenstände und fertigt aus ihnen beispielsweise Knochenspatel; Unterkiefer und Unterarmknochen werden als Kriegsamulette benutzt.

Jedenfalls bleibt es sehr merkwürdig, daß ein so eigenartiger Brauch an zwei Punkten heimisch ist, die wie Finschhafen und Arup in Luftlinie 760 Kilometer von einander entfernt liegen. Wir können nur annehmen, daß, da beide Stämme melanesische Sprache reden, der Brauch auf ein gemeinsames Ursprungsland zurückgeht.

Hat sich ein Mann oder eine Frau, wie es z. B. in Sissanu nicht selten vorkommt, infolge ehelicher Zwistigkeiten aufgehängt oder vergiftet, so ist es für den überlebenden Ehegatten Ehrensache, dem Gestorbenen zu folgen. Wissen es jedoch die Verwandten durch ständige Aufsicht zu verhindern, daß der Überlebende sich entleibt, bevor der Tote begraben ist, was in Sissanu am zweiten Tage zu geschehen pflegt, so unterbleibt der Selbstmord, weil der Verstorbene dann nicht mehr eingeholt werden kann. Nur wenn die beiden Gatten in dasselbe Grab gelegt werden, gehen sie gemeinsam ins Jenseits.

Über die Witwenerdrosselung findet sich Näheres in Band 3 S. 83. Flierl berichtet, daß ein älterer Mann aus Kanome bei Hardenberghuk, dessen Sohn plötzlich gestorben war, im Schmerze über den Verlust sich neben der Leiche seines Sohnes begraben ließ. Das Begräbnis einer lebenden schwerkranken Frau schildert Keysser in Band 3 S. 51.

Schloß sich das Grab über dem Toten, so bleibt die wichtigste Frage: „Wer hat den Tod veranlaßt? Wo wohnt der Zauberer, der hierfür bestraft werden muß?“ Ich verweise auf die sehr ausführlichen Erörterungen über diesen Gegenstand in Band 3.

Ist ein angesehener Mann gestorben, so reißt man dessen Hütte nieder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder läßt sie unbewohnt stehen; die Witwe siedelt mit den Kindern zu den Verwandten über. Einen Teil des Nachlasses verteilt man an Freunde und Verwandte, einen anderen zertrümmert man, fällt auch wohl die Kokospalmen. Zum Ausdruck der Trauer um liebe Verstorbene schlägt man die Verzierungen an der eigenen Hütte ab und reißt sich die Ohrlöcher aus (Huongolf).

Sehr mannigfaltig sind die äußeren Abzeichen der Trauer: die landeinwärts von Kela wohnenden Kai bemalen sich die eine Gesichtshälfte mit schwarzer Farbe. Bei den Lae-Womba zieht der Witwer einen breiten schwarzen Strich quer über die Nasenwurzel vom einen Wangenbeine zum anderen, ferner zwei schwarze Striche beiderseits an dem Unterkiefer. Schwarzbemalung des Gesichts ist auch in der Umgebung von Kap König Wilhelm üblich und des ganzen Körpers bei einzelnen Kai; bei den Jabim, einzelnen Kai und auf Tami wird Gesicht und Brust bemalt.[1])



83. Witwentracht. Bukaua.

Im Dorfe Nanga bei Kap Bronsart am Huongolf, also dort, wo Figur 80 (S. 169) aufgenommen wurde, sah ich bei einem Manne als Abzeichen der Trauer einen Rotanggürtel genau in Form der Junggesellengürtel von Arup (S. 159.) Die Sattelberg-Kai legen bei einem Trauerfall einfache Rotangarmringe an.

Die am meisten verbreitete Trauertracht sind Trauerhalsschnüre, von denen wir auf den Tafeln 125 (Nr. 3b), 224, 229 (Nr. 1a u. 2a), 232 (Nr. 1) typische Beispiele sehen. Die Schnüre sind ein Bestandteil der im folgenden zu beschreibenden umfangreichen Trauertracht; sie genügen aber an sich, wo es sich nur um die Trauer einer ferner stehenden Person handelt. Will der Mann zeigen, daß er sich während der Trauerzeit des Genusses der hochgeschätzten Thunfische (Ibano) enthalten will, so befestigt er seinen zum Ibanofang bestimmten Angelhaken vorn an der Trauerschnur (Kela-Halbinsel).

Die typische Trauerkleidung der Witwe am Huongolf ist in Figur 83

[1]) Damit soll keineswegs gesagt sein, daß entsprechende Bemalungen als Trauerzeichen nicht auch in anderen Gebietsteilen vorkommen. Es sei hier noch einmal darauf hingewiesen, was schon in der Einleitung betont ist, daß ich bei Abfassung des Buches im Auge hatte, vorwiegend die eigenen Erkundungen und Beobachtungen niederzulegen, daß es sich also in erster Linie um Ansammlung von Rohmaterial handelt. Aus ungeheuer weiten Gebieten fehlt noch vollständig alles Rohmaterial und damit die Möglichkeit über die Verbreitung der einzelnen Anschauungen, Sitten und Gebräuche sich eine richtige Vorstellung zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



84. Witwertracht. Bukaua.

dargestellt. Es handelt sich hier um eine Bukaua-Frau, doch findet man dieselbe Tracht mit geringfügigen Abänderungen von Jabim bis zur englischen Grenze am Huongolf. Die Tracht besteht aus einer Anzahl von Hauben, Netzen (Jabim u. Bukaua: asu) und Taschen, die auf Kopf, Rücken und Brust getragen werden. Besonders auffallend ist ein dicker über die Stirn gelegter Wulst. Dazu kommen einige Halsbänder, an denen Haare und Armband des verstorbenen Mannes befestigt werden. In einem auf der Brust hängenden, kleinen Täschchen befindet sich die Muschel (Jabim: jo, Bukaua: ja), mit welcher die Frau ihrem Manne die Taro schälte. Das gesamte Kostüm von Figur 83 befindet sich jetzt im Berliner Museum.

Die Witwe fertigt die Trauerkleidung während der zwei Monate, die sie in der Hütte über dem Grabe ihres Mannes zubringt; sie legt dieselbe dann weder bei Tage noch bei Nacht ab und trägt sie so lange, bis die Fetzen vom Leibe fallen. Dann erst ist ihre Trauerzeit vorüber. Die Kleidung hat gehöriges Gewicht und wird daher in dem feuchtwarmen Klima für die Trägerin zur großen Last.

Auf Tami besteht die Trauerkleidung für die Witwe in einem langen Netz. Je ferner der Verwandtschaftsgrad des Verstorbenen mit der Frau ist, um so kürzer wird das Trauernetz; schließlich beschränkt sich die Trauerkleidung auf das Halsband.

Bei den Lae-Womba tragen die Witwen zwei bis drei farblose Netze über dem Rücken und ebensoviele über Brust und Bauch, welche zum Teil über dem Rücken zusammengeschlungen werden.

Frauen, welche ihren Mann verloren haben, tragen besondere Faserschürzen, so auf Siar bei Friedrich-Wilhelmshafen eine grau gefärbte Schürze, welche bis auf die Knöchel hinabreicht. Auf Siassi färbt die Witwe ihre Schürze im Morast grau.

In Bukaua trägt der Witwer auf dem Kopfe einen aus Baumrinde gefertigten schwarzen, zylinderförmigen Hut (tosu) ohne Krempe (Fig. 84). Um den Hals sind dicke Trauerschnüre (kakau) gelegt; auf der Brust befindet sich die Muschel (ja), mit welcher die verstorbene Frau ihm die Taro schälte. Über Brust und Rücken hängt ein Netz (asu); ein Bastfaden dient als Gürtel. Stets wandert der Witwer mit einem Stabe und trägt einen Spankorb (katu) unter dem Arm. Da er selbst nicht arbeiten darf, erbittet er von anderen Frauen die Lebensmittel. Wie die Witwe behält

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch der Witwer seine Tracht so lange auf dem Leibe, bis sie ihm in Fetzen herunterfällt.

Der Bruder der verstorbenen Frau setzt in Bukaua einen roten Rindenhut auf von der Form des in Figur 84 dargestellten schwarzen. Auf Tami gilt für den Witwer und den Vater der Verstorbenen eine helle, um den Kopf gelegte Bastbinde als Trauerzeichen.

Bei den Lae-Womba-Männern ist Abzeichen der Trauer außer der auf Seite 172 geschilderten Bemalung des Gesichts ein schwarzer oder weißer Basthut, welcher in der Form an den bayerischen Raupenhelm erinnert (Taf. 93 Nr. 3—4). Am Waria gilt das Kopftuch, welches unter keinen Umständen abgelegt wird, als Witwertracht (Taf. 1 Nr. 2—3, Taf. 6, 15).

Wahrscheinlich ist auch der riesengroße, oben offene Rindenzylinder auf dem Haupte des Sissanu-Mannes (Taf. 318) Abzeichen der Trauer. In Figur 141 sieht man zwei Sissanu-Männer mit Rindenzylindern dieser Art auf dem Kopfe. Ähnliche Zylinder werden bei Trauerfällen von den Sattelberg-Kai angelegt.



85. Trauertracht auf Dampier.

Der landeinwärts von den Boang am Westufer des Huongolfes lebende Ka-iwa-Witwer (Taf. 61) trägt auf dem Hinterkopfe eine runde Bastmütze, über der Stirn einen Kranz von Kasuarfedern, auf der Brust mehrere kleine ebenfalls mit Kasuarfedern und Pflanzenfasern geschmückte Täschchen. An einem Bande um den Hals hängt ungefähr in Höhe der Magengegend der Armring der verstorbenen Frau; das rechte Ohr schmückt ein Gehänge von Kasuarfedern. An den Armen befinden sich zahlreiche Trauerarmbänder, von denen in den Erzählungen in Band 3 so oft gesprochen wird. Der auf Taf. 61 dargestellte Witwer trat uns auf einer kleinen Inlandreise längs des Nassauflusses unvermutet mitten im Busch entgegen und ist jedenfalls eine der originellsten und unverfälschtesten Papuaerscheinungen, die ich je sah.

Zu den merkwürdigsten Trauerkleidungen der Welt gehört diejenige, welche auf der Dampier-Insel (Karkar) unweit Friedrich-Wilhelmshafen von Männern und Frauen getragen wird (Fig. 85). Der ganze Kopf und Oberkörper außer den Armen wird derart mit Schnüren, die aus hellen Buschperlen, Früchten, Federn usw. gebildet sind, behangen, daß man von der Haut kaum noch etwas sieht und das Gesicht vollkommen bedeckt ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Schmuck setzt sich zusammen aus ungefähr 2 Dutzend Schnüren, Troddeln, Gehängen, Halsbändern und Gürteln, die allerwärts befestigt werden, wo sich ein Haltepunkt hierfür bietet. Da haben wir das um die Stirn geschlungene Gehänge Marag; dann den Senok, der um das Kinn geschlungen und oben am Kopfe zusammengebunden wird. Der Gilang wird wie ein Diadem oben in den Haaren befestigt. Der Gordongai reicht von einem Ohr über das Kinn zum anderen Ohre. Der Getangai wird auf einer Seite, wo sich die beiden Stränge befinden, über das Ohr gelegt und dann über das Kinn zum anderen Ohre geführt. Auch der Gohongai bedeckt das Gesicht. Dann folgen mehrere Ohrgehänge, drei Halsbänder, der Senok, welcher über die Brust fällt, vier Gürtel, die man derart um die Hüften schlingt, daß der eine über dem andern etwas hervorschaut, Armbänder und noch eine Reihe anderer Gehänge, die angebracht werden, wo sich irgend Platz bietet und eine kleine Stelle unverdeckt bleibt.

In den Dörfern Kulobob und Kurum auf Dampier gibt es besondere Witwen-Halsbänder und einen unterhalb der Lippe getragenen Schmuck, welchen nur Frauen anlegen.

Bei den Lae-Womba war ich Zeuge einer ergreifenden Trauerzeremonie: während des Überfalles eines benachbarten Waing-Dorfes hatte ein Lae-Womba sein Leben eingebüßt. Für denselben fanden nun seitens der Angehörigen an seinem Grabe alltäglich vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang eigenartige Feierlichkeiten statt. Die drei nächsten Anverwandten hockten nieder, schlangen gegenseitig die Arme um den Hals und stimmten einen klagenden Trauergesang an. Nach einiger Zeit kamen gemessenen Schrittes die beiden Witwen des Gefallenen in ihrer Witwentracht hinzu, hockten ebenfalls in dem Kreise nieder, nahmen an der Umarmung teil und fielen in den Trauergesang ein, dessen ansprechende, getragene Melodie wundersam durch die Nacht hallte. Eine europäische Trauerfeier könnte nicht andächtiger stimmen.

Es bleibt ein schöner Charakterzug des Papua, daß das Andenken an die Toten gepflegt wird und lange Zeit fortlebt. Allerdings spielt hier Egoismus mit eine Rolle, denn der Schwarze lebt in beständiger Angst, die Seele des Verstorbenen könnte ihm irgend einen Schabernack zufügen, wenn er derselben nicht die gebührenden Ehren erweist.

1903 wurde in Kwalasam (Jabim) ein Ape, d. h. ein großes Schweineschlachten gemacht als Abschluß der Trauer für einige Verstorbene. Vor dem Schlachten fand eine eigentümliche Zeremonie statt: die Männer faßten der Reihe nach einen in die Höhe gehaltenen Speer zum Bekenntnis, daß sie oft schlecht gehandelt hätten, und zum Gelöbnis, daß sie nunmehr von Zauberei, Weibernachstellen und von böser Rede ablassen wollten.

Leider bleibt es in solchen Dingen auch in Neu-Guinea bei dem guten Vorsatze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 10.

SOZIALES LEBEN. BESITZ. RECHTSANSCHAUUNGEN.

In Neu-Guinea finden unsere Sozialschwärmer ihre Theorien in die Praxis umgesetzt und sie können vom Papua manches lernen, was sich nur im praktischen Leben erlernen läßt. Kein Überfluß, kein Darben, kein Oben und Unten, kein Herr und kein Knecht; überall ausgesprochener Kommunismus; dafür aber auch völliger Stillstand auf der niedrigsten Kulturstufe und gänzliche Ohnmacht irgend einem Feinde, einem Stärkeren gegenüber. In den vorigen Abschnitten wurde wiederholt von angesehenen Häuptlingen gesprochen und es könnte die Vorstellung entstehen, daß der Häuptling irgend etwas zu sagen hat. Er besitzt in Wirklichkeit nur ein gewisses Bestimmungsrecht in bezug auf Festlichkeiten und Kriegszüge, darf es sich aber nie einfallen lassen, im übrigen irgendwie kommandieren zu wollen; er würde damit kläglichstes Fiasko machen. Von irgendwelchem territorialen Zusammenschluß, und wenn er auch nur an die Größe von Reuß-Greiz erinnerte, ist nirgends die Rede. Noch nie erstreckte sich der Einfluß eines Mannes über die Grenzen seines Dorfes hinaus.

Wenn in Neu-Guinea niemals ein Mann aufstand, der die Stammesgenossen mitzureißen wußte und mit eiserner Faust ein Reich gründete, wie einst Kamehameha auf Hawaii, so findet dies seine Erklärung in der sehr dünnen Bevölkerung und der Unzugänglichkeit des wilden Gebirgslandes. Es verlohnt sich nicht, hier zu herrschen.

Die Funktionen des Dorfhäuptlings bestehen hauptsächlich im Aufbewahren des gemeinsamen Dorfeigentums: der Eberhauer, vor allem aber des Dorf-Balumholzes. Er gibt die Anregung zur Abhaltung des Balumfestes und ist bei demselben Ober-Dorfzeremonienmeister. Selbstverständlich versteht er sich auf Zauberei und ist daher wegen dieser Künste gefürchtet. Er hat ferner darüber zu entscheiden, ob das Nachbardorf überfallen und ob irgend ein anderer mißliebiger Zauberer aus dem Wege geräumt werden soll. Als Gegenleistung für diese Ehrenämter ist es seine Pflicht, die in das Dorf kommenden Gäste in seiner Hütte aufzunehmen und zu bewirten. In der Sprache der Sattelberg-Kai heißt der Häuptling „bongbong“. Dies ist dasselbe Wort wie „bumbum“, die allgemein übliche Bezeichnung des Weißen.

Es wäre zweckmäßig, die Bezeichnung „Häuptling“ ganz auszumerzen, da man sich darunter immer einen Mann vorstellt, der eine gewisse mili-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tärische Macht in Händen hat. Weit besser bezeichnet den Einflußkreis des Häuptlings das Wort „Dorfschulze", den jeder in allen möglichen Dingen um Rat fragt, ohne sich im mindesten an denselben zu kehren.

Besitz bleibt beim Papua ein inhaltloser Begriff: ein Mann ist glücklicher Eigentümer mehrerer Schweine, d. h. seine Frau darf die Schweine füttern und pflegen. Wenn es zum Schlachten derselben kommt, ist er der einzige im Dorfe, welcher nichts oder nur den allerkleinsten Anteil davon erhält; als Besitzer ist er eben verpflichtet, alles an die anderen auszuteilen. Nicht anders geht es mit den Fruchtbäumen: ein Papua zeigt uns im Walde eine prächtige Sagopalme, die demnächst zur Verarbeitung kommt und mehrere Zentner Sago liefern wird; wir haben Gelegenheit, der Bereitung des Sago beizuwohnen, und sind erstaunt über die große Anzahl schwerer Sagoballen, die nun wohl alle in die Hütte des glücklichen Besitzers wandern werden. In Wirklichkeit behält letzterer aber nur das kleinste aller Pakete für sich; alles übrige wird an die Dorfbewohner verteilt, die bei der Arbeit hilfreiche Hand leisteten. Bei einem gemeinsamen Kuchenbacken, bei dem sich die Leute vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Schweiße ihres Angesichts quälen, werden erstaunlich große Mengen des Kokosnuß-Tarokuchens fertiggestellt, aber nur der kleinste Teil davon bleibt im Dorfe, der Löwenanteil wandert in befreundete Nachbardörfer. Natürlich beruht all dies auf Gegenseitigkeit, und der Papua setzt eine Ehre darein, wenn irgend möglich mehr wiederzugeben, als er empfangen hat.

Ein Dorf besitzt nicht genügend Wertsachen (Eber- und Hundezähne), um bei einem demnächst zu veranstaltenden Feste sich bei Erlegung des Kaufpreises für die Schweine hinreichend nobel zeigen zu können. Der Dorfälteste geht also in das als wohlhabend bekannte Nachbardorf, klopft mit einer eingerötelten Walibaumschote an seine Stirn und erhält auf dies symbolische Zeichen hin die gewünschten Wertobjekte in Hülle und Fülle (Bd. 3 S. 446).

Eigentlich sind dies Idealzustände, die jedem Volksfreunde als Gipfel der Zivilisation vorschweben könnten; und doch liegt in ihnen das Hemmnis jeglichen Aufschwungs. Da der Besitz keinen Wert hat, wird er bis zur sinnlosen Verschleuderung fortgegeben. Diese Verschleuderung zeigt sich am schlimmsten bei den Nahrungsmitteln, und es bleiben dann die unangenehmsten Folgen nicht aus. Lediglich auf eine scherzhafte Bemerkung hin gibt eine Dorfschaft der anderen so große Vorräte an Taro, daß man dieselben kaum fortschleppen kann (Taroschmähen Bd. 3 S. 57). Da nun der Eingeborene im Essen Erstaunliches leisten kann, wenn er den nötigen Stoff dazu hat, werden diese Vorräte nicht etwa beiseite gelegt, wobei sie überdies verderben würden, sondern so schnell wie möglich aufgegessen. Natürlich tritt in dem gebenden Dorfe bald Nahrungsmangel ein, und da das empfangende Vergeltung üben muß, nagt man als unmittelbarste Folge der reichlichen Geschenke allseitig bald am Hungertuche. Auch bei den großen Festlichkeiten, die immer auf wüste Schmausereien hinauslaufen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird viel mehr gegeben und gegessen, als es die Verhältnisse gestatten. Daß man bei diesen Lustbarkeiten Landfrieden ansagt, hat natürlich den Zweck, ein solches Fest überhaupt zu ermöglichen, denn anderenfalls würde aus den Nachbardörfern niemand kommen. Hierbei spielt nicht nur der Wunsch eine Rolle, sich gründlich, besonders in Schweinefleisch, satt zu essen, sondern auch das Verlangen, wenigstens für einige Zeit aus den trübselig unsicheren Verhältnissen herauszukommen und sich seines Lebens ungestört freuen zu können.

Auffallend bleibt, daß bei dem allgemeinen Kommunismus überhaupt Dinge vorhanden sind, welche, wie Eberhauer und Hundezähne, Geldeswert haben. Man darf aber diesen Besitz nicht vergleichen mit dem Kapitalvermögen des Europäers. Bei dem Papua ist das Geld gleichzeitig Schmuckstück, denn die Eberhauer trägt man als Halsschmuck und die Hundezähne werden zu Schmucksachen der verschiedensten Art verarbeitet. Ein Dorf, dessen Bewohner sich reichlich mit diesen Dingen schmücken können, steht in höherem Ansehen als ein solches, wo arme Schlucker wohnen.

Am ausgesprochensten tritt der Kommunismus zutage, wenn der Mann, der seine drei Jahre bei dem Weißen auf der Plantage abgedient hat, mit den mühsam erarbeiteten Schätzen in sein Heimatdorf zurückkehrt. Mit Regenschirm, Filzhut, Hemd, Beinkleid und Weste, mitunter sogar noch mit einem ausgedienten Gehrock bekleidet, wandert er stolz vom Landungsplatze in sein Dorf und hat in seinem Kasten einen reichen Vorrat von Stoffen, Messern, Beilen und dergleichen Dingen. Sollte ein Weißer in der Nähe sein, wird er es niemals versäumen, denselben mit einigen Brocken Pidjin anzureden, denn er muß seinen Leuten zeigen, was er kann. Kommt man einige Tage später in dasselbe Dorf, so wundert man sich, den Ankömmling wieder im Nationalkostüm herumlaufen zu sehen; Schirm, Hut, Beinkleid und Weste führt ein anderer spazieren. Wieder einige Tage später schmücken genannte Dinge abermals einen anderen Jüngling, und so geht es weiter, bis die Sachen den Weg alles Irdischen gegangen sind, was sehr bald eintritt, denn erstens wird den Schwarzen der erbärmlichste Schund angehängt und zweitens ist von irgendwelchem Schonen der Sachen keine Rede; da sie niemandem gehören, hat auch niemand ein Interesse daran, dieselben vor Beschädigungen zu bewahren. In gleicher Weise sind die vom heimkehrenden Plantagenarbeiter mitgebrachten Messer, Beile usw. sogleich Nationaleigentum. Der Arbeiter behält sich ein Beil und ein Messer zum eigenen Gebrauch zurück; alles übrige nehmen ohne jedweden Entgelt seine Verwandten und lieben Freunde.

Dieser Kommunismus bereitete besonders in den ersten Jahren den Missionaren manche schlimme Stunde, denn es war schwer, die Leute zu irgendwelcher Hilfeleistung bei Bootfahrten, Transport von Sachen, Bauen von Häusern usw. zu bewegen. Da der hierfür gegebene Lohn dem Einzelnen doch nicht zugute kam, wollte niemand einen Finger rühren. Ob

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es in kommunistischen, europäischen Staaten anders sein würde? Wahrscheinlich viel schlimmer, denn der gutmütige Papua ließ sich schließlich doch zur Arbeit überreden, während der Weiße dies sicher nicht tun würde.

Der Kommunismus äußert sich auch im Besitz von Grund und Boden. Letzterer ist Dorfeigentum und wird von der ganzen Ortschaft oder wenigstens von größeren Familienverbänden soweit bestellt, daß gepflanzt werden kann. Dann erhält jede Familie ihren Anteil zugewiesen und was auf demselben wächst, ist nun ihr alleiniges Eigentum. Hier wird also die Schranke des Kommunismus durchbrochen, doch läßt sich der Grund leicht einsehen: da es sich bei der ersten Herrichtung des Feldes um Roden des Waldes handelt, ist zur Ausführung dieser Arbeiten eine große Anzahl kräftiger Arme nötig; der Einzelne kann diese Arbeit nicht leisten. Ganz anders, wenn der Boden von Bäumen und Gestrüpp gesäubert ist: nunmehr tritt die Arbeit des Einzelnen in ihre Rechte und bei der Sorgfalt, die bei Entfernung des aufschießenden Unkrautes erforderlich wird, ist es zweckmäßiger, wenn die einzelne Familie Interesse am Gedeihen der Pflanzen hat, als wenn jeder nur für die Allgemeinheit arbeitet. Eine Bestätigung dieser Auffassung findet sich in Sialum bei Kap König Wilhelm: dort gibt es keinen Urwald, sondern nur Steppe. Die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens fällt fort, und das Land ist hier erbliches Eigentum einzelner Familien!

Neu-Guinea lehrt uns also, daß der Kommunismus nicht die höchste, sondern die niedrigste Stufe sozialer Entwickelung ist. Derselbe wird den Leuten nur aufgedrungen durch die ungünstigen Verhältnisse des Landes, wo der Einzelne der übermächtigen Natur gegenüber nichts ausrichten kann. Wo es die äußeren Verhältnisse gestatten, bricht das Individuum durch und sprengt die Grenzen des Kommunismus. Das tritt auch deutlich zu Tage bei der Zauberei, über die in Band 3 ein überreiches Material mitgeteilt ist. Verwundert muß sich der Leser fragen: wozu lassen sich diese Leute gegen Bezahlung zu Schandtaten verleiten, die ihr eigenes Leben in größte Gefahr bringen? Wozu sammeln sie Schätze an Eberhauern und dergleichen, wenn all diese Dinge doch stets Eigentum der Gesamtheit bleiben? Hier ist eben der jedem lebenden Wesen innewohnende Erwerbstrieb stärker als die althergebrachte Meinung. Ähnliches beobachten wir am gegenwärtigen Entwicklungsgange des Papua: die vom Europäer eingeführten Eisengeräte und Dinge der verschiedensten Art ließen ganz allmählich im Schwarzen das Bewußtsein aufdämmern, daß Besitz nicht nur Freude, sondern auch Vorteile bringt. Der verliebte junge Mann merkte gar bald, daß ein Fingerring mit einem schön geschliffenen gläsernen Diamanten oder ein buntes Tuch bei seiner Auserwählten ein wirksameres Zaubermittel ist, als der auf die Zigarette gemurmelte Zauberspruch oder der Dunst der auf den Feuerplatz gelegten Zauberpflanze. Auch begreift der Mann ohne weiteres, daß er sich mit einer guten eisernen Axt weit weniger beim Roden des Urwaldes zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

schinden braucht als mit seinem altväterischen Steinbeile. Besonders dort, wo die Missionare im günstigen Sinne Einfluß auf die Schwarzen gewannen, stellte sich neben größerer Arbeitsamkeit auch die Freude am Besitz ein. Dann ist es mit dem Kommunismus zu Ende.

Das gemeinschaftliche Eigentumsrecht am Grund und Boden verursacht bei den Ankäufen des Landes durch Europäer mitunter nicht geringe Schwierigkeiten, denn jeder Mitbesitzer muß befriedigt werden. Ist z. B. ein Hektar Land, welches einem Einzelnen gehört, für ein Beil erhältlich, so müssen, wenn für dieselbe Bodenfläche zehn Eigentümer vorhanden sind, zehn Beile bezahlt werden. Das ist nach den Rechtsanschauungen des Papua selbstverständlich; muß er doch, wenn seine Auserwählte fünf Mutterbrüder hat, an jeden ein Wertstück zahlen, während bei Vorhandensein von nur einem Onkel die Sache den fünften Teil kostet.

Für den Sammler ethnographischer Gegenstände wird der Umstand, daß die wertvollen Stücke, z. B. Hundezahntaschen, besonders auch die mit zahlreichen Hundezähnen besetzten Stirnbinden (z. B. Taf. 253 Nr. 2—3) fast stets Eigentum mehrerer Personen sind, in hohem Grade unangenehm; nicht nur daß man unverhältnismäßig viel bezahlen muß; es ist dann auch häufig ganz unmöglich, Stücke, auf deren Ankauf man besonderen Wert legt, zu erhalten. Wiederholt begegnete es mir, daß drei Eigentümer eines solchen Stückes ihre Zustimmung gegeben natten; der Handel scheiterte jedoch an dem unbeugsamen Widerstande des vierten.

Als die Weißen nach Neu-Guinea kamen, glaubte man, daß alles Land, wo nicht zufällig ein Dorf stand oder ein Feld angelegt war, herrenlos sei. Das ist ein schwerwiegender Irrtum, denn an den Küsten gibt es herrenloses Land überhaupt nicht. Da der Papua in jedem Jahre ein neues Stück Urwald zur Feldbestellung rodet, ist für jedes Dorf großer Landbesitz erforderlich. Die Eigentumsrechte an Grund und Boden werden von den verschiedenen Dörfern genau respektiert, und es wird niemals einer Dorfschaft einfallen, ein Stück Urwald, welches dem Nachbardorfe gehört, für sich in Anspruch zu nehmen.

Genau so verhält es sich mit den Fruchtbäumen im Walde. Auch meilenweit vom Dorf entfernt hat jeder einzelne Baum seinen bestimmten Besitzer.

Selbst tief im Innern, wo weite Strecken unbewohnt bleiben, ist das Land keineswegs so herrenlos, wie die Europäer glauben.

Bei dem herrschenden Kommunismus sollte man Diebstahl für ausgeschlossen halten, da z. B. der Hungernde von seinen Dorfgenossen Nahrung erhalten würde und sich dieselbe nicht vom Felde des Nachbarn zu stehlen braucht; und doch kommt Diebstahl von Feldfrüchten sowohl wie von täglichen Gebrauchsgegenständen vor. Wir können es verstehen, wenn im zivilisierten Lande das arbeitsscheue Subjekt zum Einbrecher wird, weil es sich auf diese Weise mühelos Lebensunterhalt verschafft. Daß aber auch der Papua gelegentlich zum Diebe wird, ist ein psychologisches Rätsel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und doch haben einige alte Papua-Sünder auch in bezug auf Diebstähle unglaublich viel auf dem Kerbholze. So berichtet Keysser, daß ein Mann, der sich bei ihm zum Taufunterricht meldete, folgendes beichtete: mehr als zwanzig Fälle von Ehebruch, vier Morde und rund vierzig größere Diebstähle. Das waren aber nur seine gröbsten Sünden; unzählige Lappalien entschwanden bereits seinem Gedächtnis. Manche müssen erstaunliche Fertigkeit darin besitzen, daß ihre Vergehen nicht entdeckt werden; anders läßt es sich nicht erklären, daß diesen alten Sünder nicht längst die strafende Gerechtigkeit von seiten seiner Volksgenossen ereilte.

Da das gegenseitige Bestehlen dem Papua wider die Natur geht, sind die Strafen für Diebstahl ungemein schwer: der Dieb von Feldfrüchten wird unbedingt getötet. Übrigens kommt es in solchen Fällen wie auch bei irgendwelchen anderen Rechtsverletzungen niemals zu einer gerichtlichen Verhandlung mit Zeugenvernehmung, Urteilsspruch usw. Der Papua macht sich die Sache einfacher, und derjenige, welcher den Dieb oder Ehebrecher ertappt, sticht ihn nieder. Bei Bestrafung von Zauberern und ähnlichen Dingen wird wohl die Angelegenheit eingehend im Versammlungshause erörtert, der Rachezug gemeinsam geplant und gemeinsam ausgeführt, aber ein Gerichtsverfahren gibt es nirgends.

Ganz anders liegen die Verhältnisse, wenn der Papua dem Europäer gegenüber zum Diebe wird. Hier locken die in den Augen des Schwarzen ungeheuer wertvollen Objekte wie Messer, Beile usw. Ferner besitzt der Weiße hiervon so viel, daß es demselben garnichts ausmachen muß, wenn man ihm ein Stück abwendig macht. Daher hatten in den ersten Jahren die Missionen außerordentlich unter den unaufhörlichen Diebereien zu leiden. In kurzer Zeit besserten sich jedoch die Verhältnisse derart, daß mir während meines langen Aufenthaltes auf den Stationen niemals auch nur das geringste abhanden kam, obgleich Schwarze jeglichen Alters jederzeit ungehinderten Zutritt zu den Räumen hatten. Brachten später die Missionare den Schwarzen gegenüber das Gespräch auf die früheren Diebereien, so wurde erwidert: „Weshalb habt ihr den Dieb nicht sogleich niedergeschossen? Das wäre seine gerechte Strafe gewesen und in Zukunft wäre euch niemals etwas gestohlen".

Über die Rechtsanschauungen und rechtlichen Verhältnisse wie Asylrecht, Finderrecht, Fischrecht, Mutterrecht, Familienrecht, Erbrecht, Eigentumsrecht, Kriegsrecht, Häuptlingsrecht usw. ist in Band 3 ausführlich berichtet, so daß wir hier nicht näher darauf einzugehen brauchen. Es sollen im folgenden nur die Konsequenzen erörtert werden, die sich aus den papuanischen Rechtsanschauungen für den Weißen ergeben.

Das Einfachste bleibt, man sagt: „Wir sind Deutsche und werden auch unsere papuanischen Untertanen nach dem bei uns eingeführten bürgerlichen und Strafgesetzbuch aburteilen". Die Folge davon sind Aufstände, kostspielige Strafexpeditionen und endloses Blutvergießen.

Dem Papua sitzt das Rechtsgefühl in den Knochen und die unge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schriebenen Vorschriften werden aufs peinlichste befolgt. Jede Familie hat ihr Fabrikzeichen, welches sie auf die von ihr gefertigten Waren wie Töpfe, Holzmulden usw. setzt. Niemandem wird es einfallen das Zeichen nachzuahmen. Auf Tami ist das Tauchen nach bestimmten Schmuckperlen Privileg der Frauen ganz weniger Familien. Keine andere Frau wird es je unternehmen, dies Privileg zu verletzen. Alles ist streng geregelt.

Findet Veräußerung von Grundbesitz statt, so verbleiben nach papuanischen Rechtsanschauungen die auf dem Felde stehenden Fruchtbäume wie Kokospalmen, Eigentum des ursprünglichen Besitzers. Der Käufer mag auf dem Felde Jams, Taro und andere Früchte anbauen, so viel er will, er kann auch neue Kokospalmen pflanzen, die dann sein Eigentum sind, aber auf die dort vorhandenen Palmen hat er kein Anrecht. Nun erscheint der Europäer und erhandelt zur Anlage seiner Plantagen für ein paar Messer und Beile riesige Landstrecken, auf denen verstreut einzelne Bestände von Kokospalmen vorhanden sind. Später kommt gelegentlich der Schwarze und holt sich die Nüsse von denjenigen Bäumen, die ihm seit langen Jahren gehören. Er wird dabei ertappt und man macht ihm wegen „schweren Felddiebstahls" den Prozeß. Zeugen werden vernommen, welche bestätigen, daß der Diebstahl wirklich stattfand. Übrigens leugnet der Dieb nicht im mindesten, denn nach seiner Anschauung befindet er sich in gutem Rechte. Das Ende vom Liede sind einige Monate Zwangsarbeit. Natürlich behält der Mann sowie seine ganze Sippschaft gegen den Europäer einen grimmigen Haß im Herzen, und wenn sich genügend Zündstoff angehäuft hat, gibt es eine gewaltige Explosion.

Der Papua verkauft an ein Nachbardorf ein Schwein, welches daselbst bei einer acht Tage später stattfindenden Festlichkeit geschlachtet werden soll. Vor diesem Termin krepiert das Tier. Nun geht der Käufer zum Verkäufer und erhält anstandslos ein anderes Schwein, oder den gezahlten Kaufpreis zurück, denn das Schwein hat den Zweck, zu dem es verkauft wurde, nicht erfüllt. Derselbe Schwarze begibt sich zum weißen Händler und kauft ein großes Buschmesser. Dasselbe ist so schlecht, daß es bei der ersten Benutzung schartig und unbrauchbar wird. Der Käufer fordert also vom Händler den gezahlten Kaufpreis zurück, oder ein anderes Messer. Natürlich erhält „der unverschämte Kerl" einen Fußtritt, daß er im Bogen zur Tür hinausfliegt. Will er sich nun durch Diebstahl aneignen, was ihm nach seiner Auffassung unrechtmäßigerweise vorenthalten wird, so ist das Kapitalverbrechen fertig.

Auch durch die von den Europäern mit Hilfe schwarzer Schießjungen betriebene Jagd auf Vögel und Wildschweine wird das Rechtsgefühl der Eingeborenen verletzt, denn der Wald ist nichts weniger als herrenloses Gut, und die Dorfschaft, welche auf den Grund und Boden Anspruch hat, ist auch Besitzerin der auf demselben lebenden Tiere. Keysser sagt in Band 3 S. 97: „Zu dem ausgesprochenen Zweck, Wild zu erlegen, in ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fremdes Jagdgebiet einzudringen, ist ein grober Verstoß gegen Ordnung und Recht".

Das papuanische Mutterrecht verleiht der Frau freie Verfügung auch über das ungeborene Kind. Die hieraus sich ergebenden häufigen Abtreibungen sind natürlich ein Verderb für die Bevölkerung, und der Europäer hat die Pflicht, diesem Unwesen nach Möglichkeit zu steuern. Will man hierbei mit Gewalt vorgehen, so wird nicht nur nichts erreicht, sondern auch ein grimmiger Haß gegen den Weißen angefacht. Im Einflußgebiete der Neuendettelsauer Mission ist die Abtreibung so gut wie ganz verschwunden, ein neuer Beweis, daß sich beim Papua durch Güte alles erreichen läßt.

An einem anderen Platze glaubte man mit Strenge vorgehen zu müssen. Der mit seiner Polizeimannschaft herbeigerufene Regierungsbeamte zündete also, da man der Mutter nicht habhaft werden konnte, das Haus derselben an; es blies ein heftiger Wind und nicht nur die ganze stattliche Ortschaft brannte nieder, sondern es wurden auch die umstehenden Kokospalmen schwer beschädigt. Natürlich erregte dies einen ungeheueren Haß gegen die Weißen und an der Sache selbst wurde nicht das mindeste gebessert. Man sah sich also veranlaßt, nach einiger Zeit weitere, schwerere Strafen zu verhängen. Und das Ende vom Liede? Das Maß des Hasses war zum Überlaufen voll, und es wurde eine allgemeine Niedermetzelung der dort wohnenden Europäer beschlossen, die jedoch im letzten Augenblick verhindert werden konnte. So reiht sich Strafe an Strafe, der Schwarze wird immer mehr verbittert und geht lieber zugrunde, als daß er sich mit diesen Mitteln „bekehren" läßt. Natürlich betreiben die Frauen das Abtreibungsgeschäft jetzt um so heimlicher.

Gegenseitige Überfälle sind bei den Papua an der Tagesordnung, denn wenn irgend jemand im Dorfe stirbt, ist ein böser, im Nachbardorfe wohnender Zauberer daran schuld, und derselbe muß getötet und sein Anhang bestraft werden. Infolge der Blutrache läßt die Vergeltung nicht lange auf sich warten, und man mordet, bis ein Friedensschluß für kurze Zeit, nämlich bis zum nächsten Todesfalle, Ruhe schafft.

Neuerdings kamen nun einige schlaue Küstenbewohner dahinter, daß es viel bequemer ist, nicht die eigene Haut zu Markte zu tragen, sondern dies den Polizeisoldaten der Regierung zu überlassen, die ohnedies in ihren Gewehren eine weit wirksamere Waffe besitzen, als sie mit ihren primitiven Speeren. Man geht also, wenn man den Vergeltungszug des Nachbardorfes zu fürchten hat, zum Kiab[1]) und schildert die Unsicherheit der Gegend und die Schlechtigkeit der Nachbarn in beweglichen Worten. Der Beamte, welcher von den tatsächlichen Verhältnissen keine Ahnung hat, inszeniert in gutem Glauben und von seinem Standpunkte aus in bester Absicht eine „Strafexpedition, um die aufsässigen Schwarzen zur Botmäßigkeit zu bringen." Das ist natürlich kein Kunststück, denn ein paar gut gezielte

[1]) Papuanische Bezeichnung unserer Regierungsbeamten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schüsse der schwarzen Polizeitruppe, denen das „Veiten“ [1]) geradezu Hochgenuß ist, verfehlen auf die armen Leute niemals ihre Wirkung.

Was ist der Erfolg? Nr. 1: es kostet ein hübsches Stück Geld, denn die Polizeitruppe will nach dem Kriegsschauplatze befördert und außerdem bezahlt und beköstigt werden. Der begleitende Polizeimeister oder sonstige weiße Beamte erhält außer Gehalt und Verpflegung besondere Tagegelder, und die Arbeit, die er an seinem Stationsorte zu leisten hat, muß von anderen erledigt werden. Nr. 2: die Küstenleute, welche die Polizeitruppe herbeiriefen, fühlen sich als Herren der Situation und werden gegen ihre Nachbarn noch frecher, als sie schon vorher waren. Nr. 3: die armen „Gestraften“ sind empört darüber, daß der Weiße sich in ihr gutes Recht einmischt und mit Gewalt nach ihrer Auffassung völlig rechtlose Zustände herstellt. Man wird ihm das im günstigen Augenblicke schon anstreichen!

Nicht viel anders liegen die Rechtsverhältnisse, wenn irgend wo im Lande ein Weißer erschlagen wird. Daß der Papua den Europäer zu seiner Unterhaltung, oder gar um ihn zu verspeisen, ermordet, ist ein Ammenmärchen. Ausnahmslos liegen für den Schwarzen sehr ernste Gründe hierfür vor: entweder, er hält ihn für einen Geist, der ihm schweren Schaden zufügen will, oder es kommt die Blutrache in Frage. Wenn nämlich früher in dem Dorfe ein Weißer Händel bekam und er, wie sich dies leider wiederholt ereignete, dabei einen Schwarzen niederschoß, wird an dem nächsten Weißen, der ins Dorf kommt, Blutrache geübt, auch wenn derselbe mit dem Morde durchaus nichts zu tun hat. (Vergl. die vortrefflichen Ausführungen von Keysser in Band 3 S. 61.)

Daher möge auch hier die Regierung mit Strafexpeditionen recht vorsichtig sein; es wird durch dieselben nur neuer Haß geschürt und der Grund zur Ermordung anderer Weißen gelegt.

Zu den völlig abweichenden Rechtsanschauungen kommt bei Gerichtsverhandlungen noch als erschwerendes Moment die Sprache hinzu. Die Verhandlungen werden im Pidjin geführt, da der Beamte die Landessprache nicht versteht. Pidjin reicht nun vollständig aus um zu befehlen: tue dies, tue das, gehe dorthin, hole meine Flinte und dergl. Dies Kauderwelsch versagt aber vollständig, wenn es darauf ankommt, abstrakte Begriffe auszudrücken und verwickelte Situationen klar zu legen. Schließlich bildet sich der Richter ein, daß durch die Verhandlung alles klar erwiesen sei, während die schwarze Partei an das bekannte Mühlrad in Goethes Faust denkt.

Ich erlebte selbst einen Fall dieser Art: ein weißer Paradiesvogeljäger war angeblich überfallen, wobei letzterer einen seiner „Angreifer“ tötete. Gerichtsverhandlung: der Weiße kann leider nicht vernommen werden, da er mittlerweile gestorben ist. Aus den wirren Angaben seines Dieners läßt sich ein klares Bild über den Vorgang zwar nicht gewinnen; da es sich aber um eine Ortschaft handelt, über welche sich die schwarzen Nachbarn ohnehin beklagten, wird eine Strafexpedition in Szene gesetzt. Als Ender-

[1]) Ausdruck für Niederknallen von Eingeborenen bei Strafexpeditionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebnis lesen wir in der für die Reichstagsabgeordneten bestimmten „Denkschrift über die Entwickelung der Schutzgebiete Afrikas und der Südsee im Jahr 1908/1909 (Nr. 179 F 1. Deutsch Neu-Guinea S. 7)": „Im weiteren Machtbereich, wo das Bezirksamt lediglich eine Küstenpolizei ausüben kann, ist eine Ausschreitung der Eingeborenen gegenüber einem Weißen zu verzeichnen. Auf den Paradiesvogeljäger Umlauft und seinen eingeborenen Diener, die in den Bergen der Ray-Küste ihrer Beschäftigung nachgingen, wurden hinterrücks Pfeilschüsse abgegeben, die glücklicherweise ihr Ziel nicht erreichten. Die Ray-Küstenleute hatten schon lange Zeit durch höhnische Botschaften und Drohungen, die sie an die Regierung gelangen ließen, und Verhetzungen von Dörfern, die der Regierung freundlich gegenüberstanden, die Weißen herausgefordert. Der Truppe traten sie mit Speeren bewaffnet entgegen, ergriffen aber die Flucht, als die Truppe Stellung nahm."

Wie lagen nun die Verhältnisse tatsächlich bei den „hinterrücks abgegebenen Pfeilschüssen"? Ungefähr vier Wochen nach genanntem Vorfall wurde auf der Station, wo ich mich damals aufhielt, der Paradiesvogeljäger Umlauft mit doppelseitiger Lungenentzündung eingeliefert und starb wenige Tage später. Sein schwarzer Diener, welcher von dem Missionar ausgeforscht wurde, sagte folgendes aus: an der Ray-Küste war er mit seinem Herren nebst dem Köter an Land gegangen. Letzterer fing mit den Dorfhunden Balgereien an und biß schließlich einen Schwarzen, der seinem Hunde zu Hilfe kam, in die Wade; dafür erhielt der Köter natürlich einen Denkzettel mit dem Speere. Nunmehr griff Umlauft zum Gewehr, knallte einen Schwarzen nieder und verwundete einige andere schwer. Von einem Angriff seitens der Schwarzen war also überhaupt keine Rede.

Ganz abgesehen von der Schwierigkeit, sich in Pidjin richtig auszudrücken, wird der Schwarze auch durch die ganze Art der Gerichtsverhandlung so verwirrt, daß er über die einfachsten Vorfälle keine klaren Angaben mehr zu machen vermag.

Angesichts der dauernden Rechtsverletzungen wird schließlich die Sache auch dem gutmütigsten Papua zu bunt und wenn er keinen Ausweg mehr weiß, greift er zum Speere. Daraus erklären sich die immer wieder ins Werk gesetzten Anschläge auf die Weißen, von denen derjenige 1904 in Friedrich-Wilhelmshafen beinahe mit einer entsetzlichen Katastrophe geendet hätte. Die maßlos erbitterten Eingeborenen hatten eine regelrechte, weit verbreitete Verschwörung angezettelt, die darauf hinauslief, alle Weißen zur bestimmten Stunde niederzumetzeln. Im letzten Augenblicke wurde die Sache durch einen Schwarzen verraten und das Unheil abgewendet, als schon die feindlichen Boote in hellen Scharen sich dem Ufer näherten. Natürlich mußten nun die Schwarzen bluten.

Bei diesem Aufstande, an dem sich auch die Leute von Bilibili beteiligten, war für letztere neben allerhand Rechtsverletzungen ein treibendes Moment der Umstand, daß ihr früher unbeschränktes Handelsmonopol durch die Weißen schwer beeinträchtigt wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die dortigen Kreise sind über die wahren Ursachen solcher Aufstände vielfach nicht unterrichtet; wenn man nach dem Grunde des genannten Aufstandes fragt, erhält man die Antwort: die Schwarzen waren der Meinung, die Weißen hätten nun genug Kokospalmen für sie angepflanzt, und es wäre daher an der Zeit, die Eindringlinge aus dem Lande hinauszuwerfen.

Ich bin weit davon entfernt, den Beamten für ihre Anschauungen und Maßnahmen irgendwelche Vorwürfe zu machen. Die bona fides ist unter allen Umständen vorhanden und es fehlt lediglich genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, besonders der papuanischen Rechtsanschauungen. Allerdings, woher sollten sie diese Kenntnisse schöpfen, da die hierüber vorhandene Literatur bisher mehr als dürftig blieb?

Für die Folgezeit müssen wir verlangen, daß die Rechtsprechung sowohl wie alle staatlichen Maßnahmen soweit wie irgend möglich den papuanischen Rechtsanschauungen angepaßt werden. Natürlich soll dies nur ein Übergangsstadium sein. Es wird eine Zeit kommen, wo auch der Schwarze europäischen Rechtsanschauungen nicht mehr fremd gegenübersteht. Das ist aber noch ein weiter Erziehungsweg, und bevor derselbe nicht zurückgelegt ist, müssen wir uns dem Papua anpassen. Sonst werden wir dort niemals zu erträglichen Zuständen kommen und niemals den Schwarzen als helfenden Freund, sondern stets als lauernden Feind vor uns haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 11

KÖRPERPFLEGE. HAARTRACHT. BEMALUNG. TÄTOWIERUNG. ZIERNARBEN. DURCHBOHRUNGEN. DEFORMATIONEN.

Wenn der Papua ein wenig mehr Sorgfalt auf die Pflege seines Körpers verwendete, würde er nicht so sehr an den entsetzlichen Wunden und Hautkrankheiten zu leiden haben. An der Küste tummeln sich wenigstens die Kinder mitunter im Wasser; bei den Erwachsenen geschieht dies schon weit seltener. Im Inlande scheint jedoch das Wasser nur dazu da zu sein, um die Berührung mit demselben sorgfältig zu vermeiden. Die Haut, welche niemals eingeölt wird, ist trocken und besonders an den Unterschenkeln derart brüchig und papierartig, daß durch die kleinsten Verletzungen ausgedehnte Eingangspforten für allerhand Infektionsstoffe sich bilden.

Soweit bei dem Papua von Körperpflege überhaupt die Rede ist, beschränkt sie sich auf den Kopf. Hier ist sie wie die Figuren 39 (S. 79) und 86 zeigen, auch am allernotwendigsten, denn das dicht verfilzte Haar bildet eine Herberge für Ungeziefer verschiedenster Art. Besonders treiben es große Läuse selbst dem gegen Insektenstiche recht unempfindlichen Papua zu arg. Deshalb sieht man häufig den Schwarzen mit seinem langen Kamm in den Jagdgründen des Haupthaars herumstochern.

Die Pflege des Gesichts wird insofern mit großer Sorgfalt betrieben, als man auf die Beseitigung des Haarwuchses, und zwar nicht nur des Bartes, sondern auch der Augenbrauen bedacht ist. Der Papua kann mit seinem Bartwuchs nicht viel Staat machen; das weiß er recht gut und beseitigt daher die vorhandenen Stoppeln. Dies geschieht auf verschiedene Weise: sehr verbreitet ist die Benutzung von Obsidiansplittern. Da Obsidian in Kaiser-Wilhelmsland nicht vorkommt, führt man denselben vom Bismarck-Archipel her ein. Neuerdings treten Flaschenscherben an seine Stelle, die, wenn sie gut geschlagen sind, die Schärfe eines Rasiermessers erreichen. Für eine kleine Operation, die ich vornehmen mußte, stand kein hinreichend scharfes Messer zur Verfügung; daher schlugen die Schwarzen eine Glasscherbe zurecht, welche in vollendetster Weise die Stelle des Messers vertrat und außerdem den Vorteil vollkommener Aseptik hatte.

In Sissanu beobachtete ich, wie die Epidermis von jungem Bambus, die haarscharf ist, wenn man sie in 1 bis 2 mm breiten Streifen herunter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zieht, als Rasiermesser benutzt wurde. Hierbei liegt der Mann, welcher rasiert wird, lang auf der Erde und ein anderer schabt ihm die vorher angefeuchteten Gesichtshaare, auch die Augenbrauen, herunter.



86. Ablausen. Kai.

In Sialum und bei den Lae-Womba werden die Bartstoppeln mit zwei Grashalmen schlingenartig umfaßt und ausgerissen. Die Prozedur ist in Figur 87 dargestellt. Der Mann wirbelt mit den Fingern die beiden Halme derart zusammen, daß sich zwischen denselben ein Barthaar fest einklemmt, welches nun mit kurzem Ruck herausgerissen wird. Die Leute haben darin so große Fertigkeit, daß das Erfassen und Ausreißen eines Haares kaum mehr als eine Sekunde beansprucht. Im Kai-Inlande benutzt man an Stelle der Grashalme die rauhkantigen Blattrippen einer Zwergpalmenart. Auch ist hier eine Art Schere in Gebrauch: ein Stück gespaltenes Bambusrohr mit messerscharfen Rändern. Die Haare werden durch den Spalt hindurchgezogen.

Wo halbwegs stattlicher Vollbart vorhanden ist, entfernt man denselben nicht (z. B. Taf. 61, 66, 92, 111, 114, 147 usw.). Mitunter läßt man auch einen Kranz von Barthaaren stehen, der sich von einem Ohr unter dem Kinn hinweg zum anderen Ohre zieht (Taf. 28).

Neuerdings kommt das Tragen von Schnurrbärten in Mode (z. B. Taf. 133). Das ist aber keine ursprünglich papuanische Tracht, sondern Nachahmung europäischer Sitte.

Die Haartracht ist in den verschiedenen Landesteilen außerordentlich verschieden. Was man in Bilderbüchern als typisch papuanisch abgebildet findet: eine ungeheure Perrücke mit hoch vom Kopfe abstehenden Haaren, ist die Tracht aus der Umgebung der Geelvinkbucht (Holländisch-Neu-Guinea). Einen Anklang hieran findet man bei den Warapu (z. B. Taf. 308); doch wird hier das Haar besser gepflegt und in hutartiger Form zurechtgestutzt (Taf. 309, 310). Mächtige, weit über den Rücken hinabhängende Haarperrücken tragen die Männer in Sissanu (Taf. 313 Nr. 1—2, Taf. 315 Nr. 3—4, Taf. 316). Gelegentlich schneiden aber die Leute diese Schöpfe bis auf die Kopfhaut ab, aus welchem Grunde, konnte ich nicht ermitteln; es war mir daher möglich, etwa 20 derselben zu erwerben. Auch werden die abgeschnittenen Schöpfe von Männern, die Altersglatze haben, als Kopfbedeckung getragen (Taf. 312). In Sissanu dürfen nur die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



87. Rasieren der Lae-Womba.

Beschnittenen die Haare lang wachsen lassen. Wie wenig die Haartracht Stammeseigentümlichkeit und wie sehr sie der Mode unterworfen ist, beweist folgender Vorfall. Anfang 1909 waren einige Sissanu-Männer nach Dallmannhafen gereist, um sich dort in der Tanzkunst zu vervollkommnen. Sie fanden an der in jenen Gegenden üblichen (u. a. auch auf Taf. 278 Nr. 3 dargestellten) Haartracht, bei welcher man den Schopf durch ein zylinderförmiges Rotanggeflecht zieht oder mit Schnüren zusammenbindet, so großes Gefallen, daß sie dieselbe nachahmten (Taf. 315 Nr. 1—2, Taf. 319 Nr. 1—2). Auch im Mündungsgebiete des Augustaflusses, nicht aber weiter oberhalb, ist der auf dem Hinterkopfe zusammengebundene (Taf. 276) oder durch eine Rotangröhre hindurchgesteckte (Taf. 277 Nr. 3) Haarschopf beliebt. Jetzt bürgert sich die Sitte immer mehr ein, nach dem Vorbilde der Europäer die Haare kurz zu scheren.

Bei Männern recht verbreitet sind bis auf die Schultern troddelförmig herabhängenden Strähnen, wobei die Haare der vorderen Kopfpartie an dieser Troddelbildung mitunter nicht teilnehmen (Taf. 12, 23 Nr. 3; Taf. 24, 28, 43, 66, 197 Nr. 3). Zuweilen läßt man auch einzelne Troddeln und Strähnen nur am Hinterkopfe stehen, die dann weit über den Rücken herabhängen (Taf. 79, 131, 183 Nr. 1—2).

Ungewöhnlich lange Strähnen und Troddeln, die nicht nur durch Schmutz, sondern auch durch schmale Rotangstreifen zusammengehalten werden, findet man bei den Boang und Ka-iwa am Westufer des Huongolfes (Taf. 27 Nr. 1—2, Taf. 53, 54, 57); hierbei werden die vorderen Abschnitte des Kopfes kurz geschoren. Kindern rasiert man die unteren Abschnitte des Hinterkopfes (Taf. 134 Nr. 2b) und die Partie hinter den Ohren (Taf. 134 Nr. 2a). Dies kommt auch bei Männern vor (Taf. 171 Nr. 2—3, Taf. 179, 180, 181, 192, 272, 280, 330), und es macht die kalottenförmige Haarkappe den Eindruck, als ob sie wie eine eng anschließende Mütze auf den Kopf gestülpt ist.

Die Männer des Kai-Inlandes westlich vom Sattelberge und diejenigen von Nuzeng am Abhange des Cromwell-Gebirges behalten ihre Netzkappen mitunter solange auf dem Kopfe, bis die Haare durch die Maschen hindurchgewachsen sind (Taf. 199 Nr. 2, Taf. 201 Nr. 2d); dann schneidet man die Haare dicht unterhalb der Kappe ab und letztere sieht nun so aus, als ob sie mit Haaren künstlich durchflochten ist. Diese Kappen, von denen ich einige Exemplare erwarb, werden gelegentlich von Kahlköpfigen als Perrücken benutzt; doch scheint dies nicht der eigentliche Zweck ihrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herstellung zu sein. Vielmehr handelt es sich hierbei wahrscheinlich um Gelübde.

Bei Frauen findet man niemals die gewaltigen Haarschöpfe, wie sie die Männer tragen. Bei ihnen ist kurz geschorenes Haar die Regel und längere Troddeln und Strähnen, wie wir sie auf den Tafeln 29, 299 Nr. 1—2, Taf. 320 Nr. 3, Taf. 322 sehen, gehören zu den Seltenheiten, finden sich überdies nur bei älteren Frauen. Die bis auf die Brust herabhängenden Strähnen bei der alten Sissanu-Frau sind eine seltene Ausnahme.

Die Methode, alle Haare abzurasieren bis auf eine kalottenförmige Kappe am Oberkopfe findet sich auch bei Frauen (Taf. 193, 196, 215, 217, 228, 230, 232, 270 Nr. 2—3). Früher wurde bereits erwähnt, daß man den Mädchen bei Eintritt der Geschlechtsreife das Haar derart einrötelt und einschmiert, daß wurstförmige kurze Strähnen und flache Fladen rings um den Kopf hängen. In der Umgebung von Kap König Wilhelm und auf Tami sieht man diese Tracht auch bei älteren Mädchen und Frauen (Taf. 157, 228, 231).

Ein Mädchen mit vollkommen kahl rasiertem Schädel traf ich im Kai-Inlande westlich vom Sattelberge (Taf. 197 Nr. 1). Bei den Sissanu-Mädchen ist es gebräuchlich, den Kopf soweit kahl zu scheren, daß nur ein schmaler Streifen längerer Haare oben auf dem Scheitel stehen bleibt (Taf. 320, 323 Nr. 1). Wenn dann die übrigen Haare wieder nachwachsen, ragt dieser Streifen wie ein Hahnenkamm hervor (Taf. 321 Nr. 1 u. 3, Taf. 322 Nr. 1, Taf. 324 Nr. 1).

Da, wie früher erörtert, die Haarfarbe niemals ein sattes Schwarz ist, dasselbe aber bei den Papua in Ansehen steht, wird künstlich nachgeholfen. Im Kai-Inlande westlich vom Sattelberge scheint man hierfür einen Nußextrakt zu verwenden; ferner werden benutzt die verkohlten Kerne stark ölhaltiger Baumfrüchte. Bei Bereitung dieser Farbe verfährt man folgendermaßen: die von der Faser befreite Kokosnußschale wird ins Feuer gelegt, bis sie lichterloh brennt; dann bringt man sie auf einen kalten Stein und bedeckt sie mit einem grünen Bananenblatt; unter dem Blatt schwelt die Nuß weiter, und der mit dem verdampfenden Öl vermischte Ruß schlägt sich auf dem Steine nieder. Am Huongolf verwendet man zur Schwarzfärbung auch eine schwarze Erde, die von Logaueng bei Finschhafen, von der Insel Rook oder der Rayküste stammt.

Viel verbreiteter als Schwarzfärbung ist Rotfärbung der Haare, die mit einer mit Kokosnußöl untermischten roten Erde ausgeführt wird. Wenn der Warapu seine mächtige Haarfrisur frisch einrötelte, so daß sie von Fett glänzt, und dann einige Federn darin befestigte, die bei jeder Bewegung und jedem Luftzuge hin- und herwippen (Taf. 306), ist er sich seiner strahlenden Anmut und Unwiderstehlichkeit ebenso bewußt wie der europäische Gigerl, der auf belebter Promenade seine neueste Krawatte spazieren führt.

Auf den kurz geschorenen Haaren der Bukaua-Kinder werden mit Rötel Muster aufgemalt, wie sie in Figur 88 dargestellt sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



88. Bemalung des Kopfes. Bukaua.

Behandlung der Haare mit Kalk, welche z. B. in den englischen Gebietsteilen weit verbreitet ist, wird in Kaiser-Wilhelmsland nur vereinzelt angewendet und es ist das häufige Auftreten von blondem Haar nicht auf Kalkwirkung zurückzuführen.

Über die Bemalung des Gesichts und des Körpers mit schwarzer Farbe als Ausdruck der Trauer wurde auf Seite 172 berichtet. Auch sonst ist Bemalung recht häufig, zumal mit roter Farbe bei festlichen Gelegenheiten. Hierbei legen die Papua auf leuchtendes Rot besonderes Gewicht, und da die im Lande vorkommende rote Farbe stumpf ist und einen Stich ins Braune hat, erfreuen sich die von den Europäern eingeführten Farben größter Beliebtheit. Der Reisende versäume daher nicht, sich schon in der Heimat mit einer reichlichen Menge trockener roter Farbe zu versehen. Ein Gramm derselben brachte mir die störrigsten Weiber vor den photographischen Apparat, auch wenn sie genau wußten, daß sie ob dieser Unziemlichkeit nachher von ihren Angehörigen durchgeprügelt wurden.

Beliebt ist ein breiter roter Strich, welcher der Grenze des Haarwuchses folgt; auch Wange und Nase werden mit roten Strichen verschönt. Für den Tanz und für Festlichkeiten kommt ferner Bemalung des Gesichts mit Kalk in Frage (Figur 105 und Taf. 59, 60, 169 Nr. 1). Über Bemalungen bei Beschneidungsfestlichkeiten s. Bd. 3.

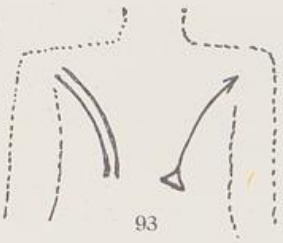
Auf Siassi sah ich mehrere schwarz bemalte Frauen, am Augustafluß einige von Kopf bis Fuß schwarz angestrichene Männer. Bei den Anwohnern dieses Flusses kommt auch Gelbfärbung des ganzen Körpers vor und häufig beschmieren sie sich von oben bis unten mit grauem Ton. Da die Leute letzteres in der Regel vornahmen, wenn sie sich auf ihren Kanus dem Schiffe näherten, scheint dies ein Akt der Begrüßung zu sein.

Die Beschneidungskandidaten, die ich in Sissanu sah (Fig. 69 S. 158), waren von oben bis unten mit gelber Farbe bemalt.

Schwarztätowierung findet man bei der Küstenbevölkerung häufig, doch wurde dieselbe erst in neuester Zeit eingeführt, und zwar durch die Bewohner des Bismarck-Archipels, welche die Papua tätowieren, wenn sie mit ihnen auf den Plantagen arbeiten. Die in ihre Heimat zurückkehrenden Arbeiter verwerten dann diese neuerworbene Kenntnis bei ihren Dorfgenossen. Es ist ein klassisches Beispiel dafür, wie fremde Sitten sich in Kaiser-Wilhelmsland schnell einbürgern, denn der Papua zeigt großes Interesse für alle Neuerungen, die sich auf Schmuck und Bekleidung beziehen. Nur bei den Tami besteht seit langer Zeit die Methode des Schwarztätowierens; natürlich haben auch sie diese Kenntnis früher aus dem Bismarck-Archipel geholt, da sie ihre Fahrten bis dorthin ausdehnten. Da nun die Tami mit den Bakaua und Jabim in lebhaftem Handelsverkehr stehen, verpflanzten sie das Tätowieren dorthin schon vor Ankunft der Europäer. Sie nehmen eine Hautfalte zwischen die Finger, machen mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

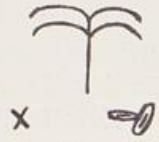
Obsidian Einschnitte und schmieren mit Öl vermischte Kohle in die Wunde. Die Figuren 89 bis 92 veranschaulichen einige Tätowiermuster, wie ich sie in Sialum (Kap König Wilhelm) bei Männern und Frauen fand. Es handelt sich jedesmal um einen schwarzen Strich auf dem Nasenrücken und zwei oder vier sich an denselben anschließende Bogen auf der Stirn dicht über den Augenbrauen; dazu gehören einige kleine Verzierungen auf den Wangen. Figur 93 ist die Verzierung auf dem Rücken eines Mannes in Kelana. Eine bestimmte Erklärung läßt sich für die dargestellten Figuren nicht geben.


93


89


90


91

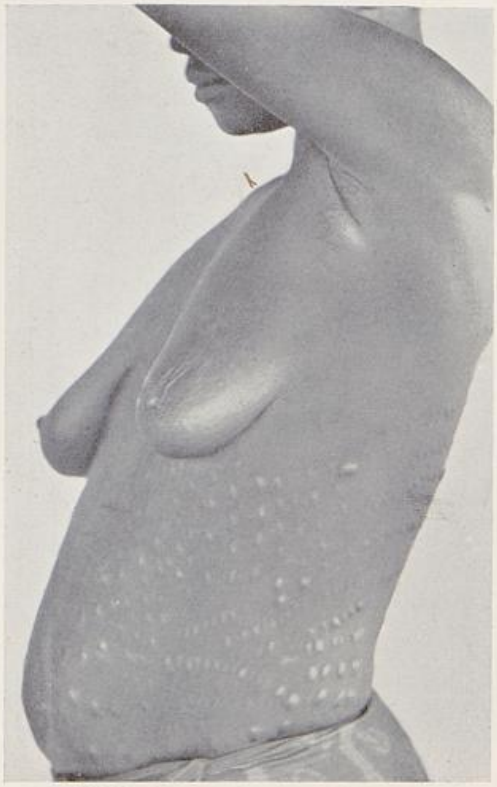

92

Im Gegensatze zu den Schwarztätowierungen sind Narbenverzierungen in Kaiser-Wilhelmsland schon seit alter Zeit überall im Gebrauch und zwar bei dem weiblichen Geschlecht in weit umfangreicherem Maße als beim männlichen; bei ersterem werden zur Zeit des Eintritts der Geschlechtsreife Narben in großer Zahl auf Brust, Bauch und Rücken angebracht (Fig. 94 und Taf. 44, 45, 46, 47, 136, 144, 215, 216, 320 Nr. 1—2). Die flachen, mehr strichförmigen Narben sind durch Einschnitt mit Obsidiansplitter hergestellt, die mehr rundlichen oder ovalen, stark hervortretenden durch Einbrennen. Bei den Frauen finden sich auch kräftige, durch Einbrennen erzeugte Narben am Oberarm (Taf. 74, 256, 321 Nr. 1, Taf. 323 Nr. 1). Am narbenreichsten sind die Weiber von Bukaua, besonders aber in der Umgegend von Samoahafen; nichts dergleichen sah ich bei den Lae-Womba und bei den Inland-Kai.

Zu dem Großartigsten, was es überhaupt auf dem Gebiete der Narbenverzierungen gibt, gehört Figur 95. Es handelt sich um eine Frau aus Sissanu; doch ist diese Art der Verzierung in Sissanu nicht einheimisch, wohl aber in dem nicht weit davon entfernten Angriffshafen. Hier liegt also ebenfalls die Nachahmung einer fremden Sitte vor. Was die merkwürdige Figur bedeuten soll, ließ sich ebensowenig ermitteln wie die Bedeutung der übrigen Narbenverzierungen. Wie fast überall bei den papuanischen Kunstleistungen geriet die Bedeutung in Vergessenheit, und man macht es heute so, weil es von den Vorfahren so überliefert wurde.

Damit bei den durch Brennen erzeugten Wunden recht dicke Narben entstehen, beschmiert man in Sissanu (wahrscheinlich auch anderwärts) die frische Wunde mit einer Mischung von Kalk und dem Blättersaft einer Pflanze. Diese Mischung, welche gelbe Farbe hat, reizt außerordentlich stark. Die Schmerzen, welche die Frau ausstand, damit durch wiederholtes Brennen eine Narbe wie die in Figur 95 dargestellte sich bildet, müssen fürchterlich gewesen sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



94. Narbenverzierung. Bukaua.

Bei Männern findet man die kräftigsten Narbenverzierungen — meist eine Zickzacklinie am Oberarm — am Waria (Taf. 5, 8, 11). Dann kommen auch einzelne Punkte an Oberarm und Brust vor (Taf. 21, 203, 221, 253, 269 Nr. 2, Taf. 270 Nr. 1, Taf. 277) und kurze, reihenweis angeordnete Striche auf Brust und Bauch (Taf. 252 Nr. 3); am mittleren Augustafluß findet man Narbenhalbkreise um die Brustwarzen. Vier symmetrisch um die linke Brustwarze gestellte Narben hat der Labo-Mann auf Tafel 89.

Allgemein verbreitet sind Durchbohrungen von Ohr und Nase. Bei letzterer wird dies in der Regel durch Stich mit einem spitzen Werkzeuge hergestellt, bei Durchbohrung des Ohrläppchens jedoch mit Hilfe von Druckbrand. Man benutzt hierfür den gespaltenen Halsring des Bockkäfers, in den wie in eine Zange das Ohrläppchen eingeklemmt wird. Zuerst entwickelt sich unter dem Einflusse des kräftigen Drucks am Ohrläppchen eine starke Entzündung; bald beginnt Eiterung und schließlich schneidet der scharfe Halsring des Käfers durch. Auf Tami macht man die Durchbohrung mit Hilfe kleiner gespaltener, aus Schildpatt gefertigter Ringe, welche ebenfalls durch Druckwirkung das Loch erzeugen. Nach und nach wird die kleine Öffnung mit Hilfe aufgerollter Blätter erweitert und schließlich sorgt das Gewicht der eingehängten Schmuckstücke dafür, daß die Öffnung immer größer wird. Ohrläppchen, welche bis auf die Schulter herabhängen und durch welche man die Hand bequem hindurchstecken kann, sind keine Seltenheit. (Taf. 42, 130, 150 Nr. 1, Taf. 153, 198 Nr. 2, Taf. 200 Nr. 3, Taf. 228, 233, 241 u. a. m.) Zum Zeichen der Trauer reißt man das durchlöcherte Läppchen aus; auch kann dies gelegentlich dadurch entstehen, daß die Leute beim Wandern im Walde in einem Ast hängen bleiben. (Taf. 25 Nr. 1, Taf. 26 Nr. 2, Taf. 30 Nr. 1, Taf. 35 Nr. 2, Taf. 89, 100 Nr. 1—2, Taf. 148 Nr. 1, Taf. 150 Nr. 2, Taf. 156, 174 Nr. 3, Taf. 190, 199 Nr. 3, Taf. 224 u. a. m.) Natürlich kann auch das Gewicht der Gehänge zum schließlichen Durchreißen des Läppchens führen; auf Tafel 215 Nr. 1 ist gut zu beobachten, wie sich dies Durchreißen vorbereitet. Ein Kai-Jüngling, dem es jedenfalls sehr fatal war, daß ihm das Ohrläpp-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chen durch einen Zufall durchriß, band die Enden wieder zusammen und benutzte die Gelegenheit, durch Verlängerung der verbindenden Schnur ein so großes Läppchen vorzutäuschen, daß er einen mächtigen Ring in demselben unterbringen konnte (Taf. 199 Nr. 1).

Gelegentlich — besonders häufig bei den Sissanu-Frauen — wird auch der obere Ohrrand durchbohrt (Taf. 266 Nr. 2—3, Taf. 284 Nr. 1, Taf. 286 Nr. 1, Taf. 292 Nr. 1, Taf. 320 Nr. 2, Taf. 323 Nr. 1 u. 3, Taf. 324 Nr. 3).

Sind bei Kindern die Durchlöcherungen angebracht, so muß dies von den Eltern durch ein Festessen gefeiert werden (Jabim, Bukaua).



95. Narbenverzierung. Sissanu.

Auch die Durchbohrungen der Nasenscheidewand werden nach und nach so erweitert, daß sich Pflöcke und Röhren von Fingerdicke hindurchstecken lassen und sich der vorderste Abschnitt der Nasenscheidewand nach unten vorwölbt (Taf. 202, 206, 296, 312, 313 Nr. 1—2, Taf. 314 Nr. 3—4). Auf Tafel 330 Nr. 2 ist dieser vorderste Abschnitt bereits papierdünn und nahe am Ausreißen.

In der Umgebung von Dallmannhafen kommt Durchbohrung der Nasenflügel vor und es hat sich diese Sitte selbst bis Sissanu verpflanzt (Taf. 274, 278 Nr. 2, Taf. 284 Nr. 2). Die Sissanu-Frau auf Tafel 320 (Nr. 1) durchbohrte ihre Nasenspitze.

Alle diese Durchbohrungen finden sich in gleicher Weise bei beiden Geschlechtern.

Absichtlich herbeigeführte Schädeldeformationen kommen in Kaiser-Wilhelmsland nicht vor. An den Köpfen der Frauen und Mädchen findet sich jedoch allgemein eine quer über das Schädeldach verlaufende Druckfurche, welche der Stelle entspricht, wo das Tragband des Netzsackes dem Kopfe aufliegt. Da schon kleine Mädchen in dem über den Kopf gehängten Netze Lasten tragen, beginnt die Druckfurche sich schon in der Kindheit auszubilden (Taf. 197 Nr. 1). Im Alter ergrauen die Haare über der Furche früher als am übrigen Kopfe.

Da eine spitze Nase das Schönheitsideal des Papua ist, sucht die Mutter der Nase ihres Sprößlings durch wiederholtes Drücken eine idealere Gestalt zu geben (Jabim, Tami). Der Eingriff ist aber viel zu geringfügig,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um auf die Gestaltung des Knochens und der Weichteile Einfluß auszuüben.

In der Umgebung des Huongolfes und in Sissanu gelten schwarze Zähne als besonders schön; man färbt daher dieselben mit der vom Logaueng oder von der Insel Rook bezogenen schwarzen Erde. Es ist derselbe Farbstoff, der zum Schwarzbeizen der Tamimulden zur Verwendung kommt. Die schwarze Farbe wird in ein kleines Päckchen gewickelt, dies nachts auf die Zähne gelegt und — es ist erreicht. Auch das Kai-Inland liefert eine hierfür brauchbare Farbe. Näheres hierüber in Band 3 S. 9. In Sissanu erwarb ich einen eigens zum Aufbewahren der schwarzen Zahnfarbe hergestellten kleinen Behälter.

Das in anderen Ländern so beliebte Ausschlagen und Abfeilen der Vorderzähne findet sich nicht bei den Papua. Nur ein einziges Mal sah ich einen Mann, dem zwei Vorderzähne fehlten. Nähere Nachforschungen ergaben jedoch, daß es sich hierbei nicht um einen Akt der Verschönerung, sondern um einen solchen viehischer Roheit handelte. Der erste Offizier des Anwerbungsschiffes hatte nämlich dem Manne die beiden Zähne ausgeschlagen aus Ärger darüber, daß es ihm nicht gelang, in dem Dorfe Arbeiter anzuwerben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

ABSCHNITT 12.

BEKLEIDUNG UND SCHMUCK.

Völlige Nacktheit ist in Kaiser-Wilhelmsland bei Männern recht selten; bei Weibern kommt sie überhaupt nicht vor — soweit bis jetzt bekannt mit einer einzigen Ausnahme, über die Lehner in Band 3 S. 444 berichtet: beim Siegesfeste tanzt in Bukaua die Frau des Hauptkämpfers nackt, ohne Schürze oder sonstige Verhüllung, um den Kreis der Männer.

Kinder beiderlei Geschlechts gehen überall nackt und es schwankt das Alter für die erste Bekleidung zwischen dem dritten und achten Lebensjahre (S. 153). Ebenso sind die Beschneidungskandidaten in Sissanu völlig unbekleidet (Fig. 69 S. 158).

Am Augustafluß sah ich 220 km von der Mündung und im Dorfe Radja, 300 km von der Mündung, einzelne ganz nackte Männer, ebenso bei den Lae-Womba, Morobe (Taf. 23 Nr. 2) und am Waria.

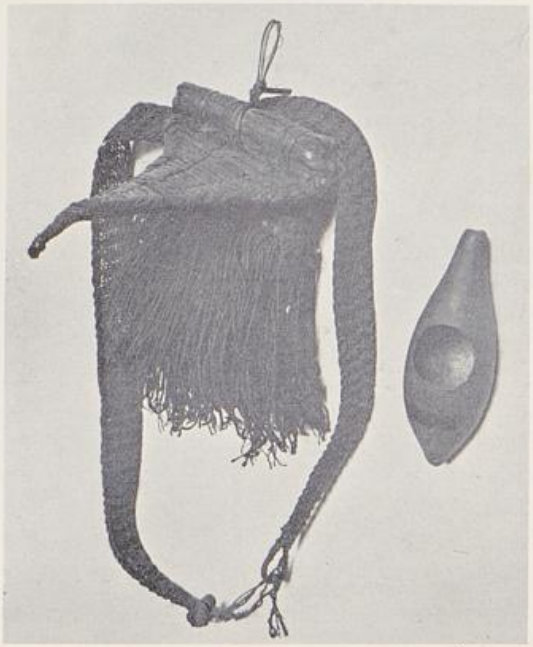
Erster Anfang der Bekleidung ist bei Männern die um den Leib gebundene Schnur, unter welche die Spitze des Penis eingeklemmt wird. Dies findet sich bei den Lae-Womba (Taf. 90, 91, 92, 93, 94, 95, 102), bei verschiedenen anderen Stämmen im Tale des Markham und seiner Nebenflüsse, auch bei den Bewohnern des Kraetke-Gebirges, von denen Dammköhler ermordet wurde, und bei den Lowarra nahe der englischen Grenze. Wenn beim Gehen die Penisspitze unter der Schnur hervorrutscht, wendet sich der Mann ab, befördert das Glied an seinen richtigen Platz und fühlt sich nun wieder vollkommen gesellschaftsfähig. Dieselbe primitive Art der Bekleidung findet sich auf der kleinen aus Jabim stammenden Steinfigur (Fig. 59—61 S. 142), außerhalb Neu-Guineas bei den Bewohnern der Neu-Hebriden und auf Neu-Kaledonien.

Ein weiterer Schritt in der Verhüllung des menschlichen Körpers ist die Bekleidung des Penis mit einem Flaschenkürbis. Man findet dies bei den Lawo im Hinterlande von Leitere unweit der holländischen Grenze (Fig. 96 und Bd. 2 Taf. 327 u. 328),



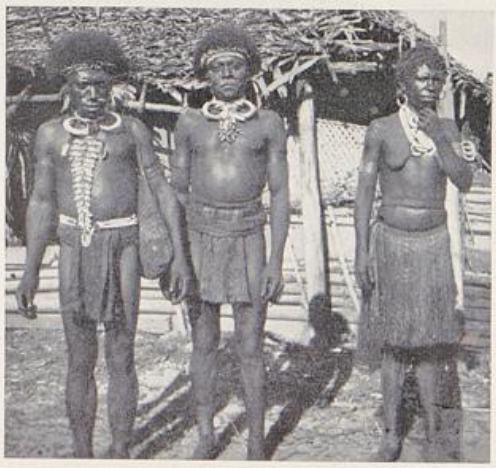
96. Penisbekleidung der Lawo.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

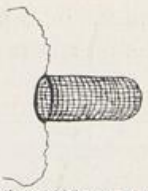


a b

97. a: Lendenschurz vom Augustafluß. 185 Kilometer von der Mündung. b: Penisbekleidung. Angriffshafen. 1/3 natürl. Größe.



99. Lendentücher und Faserschürze. Biliao bei Friedrich-Wilhelmshafen.



98. Penisbekleidung der Akur.

ferner in Angriffshafen, hart an der holländischen Grenze. Hier wird aber im Gegensatze zu den Lawo, welche den kleinen Kürbis an seinem dicken Ende für den Penis durchbohren, die Öffnung in der Mitte der Frucht angebracht (Fig. 97 b). Bei mehreren Lawo, die einen solchen Kürbis trugen, fand ich die Penishaut infolge des Drucks gerötet und durchgescheuert.

Die Akur im Torricelli-Gebirge unweit Berlinhafen stecken das männliche Glied in ein Futteral, welches aus Bast- und Rotanggeflecht besteht und mit einer Bastschnur um die Lenden befestigt wird (Fig. 98).

Ein weiterer Schritt vorwärts in der Bekleidung ist die vollständige Verhüllung des Penis mit einer Bastbinde, wobei aber die Hoden frei bleiben. Dies ist am Huongolf bis Kap König Wilhelm sehr verbreitet (Taf. 1 Nr. 1, Taf. 55 Nr. 1, Taf. 229 Nr. 1a). Die Binde, welche vom Bauch zwischen den Beinen hindurch zum Kreuz verläuft, ist an einem um den Leib geschlungenen Bastgurt befestigt. Will man ein Übriges tun, so wird auch der Hodensack in die Bastbinde mit einbezogen (Taf. 102 Nr. 3a, Taf. 198, 200, 220 Nr. 1a, Taf. 299 Nr. 3, Taf. 313 Nr. 2, Taf. 325 Nr. 2). Bei den Inland-Kai und in Sissanu fällt über diese Bastumhüllung mitunter noch eine Art Faserschürze oder ein Stück Bastzeug (Taf. 201 Nr. 2, Taf. 318, 319).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besonders in der Umgebung der Astrolabebucht ist die bei der Mittelfigur in Fig. 99 dargestellte Befestigung des breiten Bastschurzes üblich. Bei dem links stehenden Manne fehlt die über dem Bastschurz um den Leib geschlungene breite Bastbinde. Übrigens tragen die Männer unter diesem Bastschurz noch die zwischen den Beinen hindurchgezogene, die Geschlechtsteile eng umschließende Bastbinde, wie wir sie z. B. auf Tafel 102 Nr. 3a sehen.

An den Abhängen des Cromwell-Gebirges unterscheiden sich die Inlandstämme von den Küstenstämmen dadurch, daß erstere in ihrem aus Bast gefertigten Lendenschurz im Kreuz einen dicken Wulst herstellen.



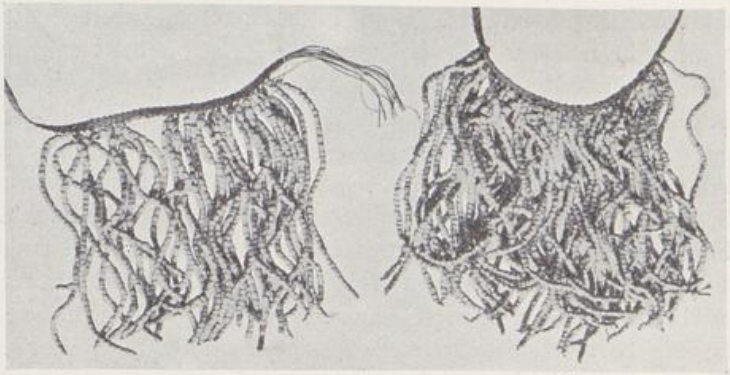
100. Lendenschurz vom Augustafluß. 330 Kilometer von der Mündung. 1/4 natürl. Größe.

Am Augustafluß wird von den Männern vielfach ein Stück Fell oder ein schürzenartiges Faserbüschel vor die Geschlechtsteile gebunden. Das Faserbüschel enthält oben als Nachahmung des stehenden Penis einen steifen geflochtenen Fortsatz (Fig. 97a u. 100). Auch an dem Fellschurz wird der Schwanz des Tieres oder ein Stück der vorgezogenen Haut penisartig getragen, so daß das Ganze ungefähr so aussieht wie der Faserschurz.

Wo die Eingeborenen mit Europäern in Berührung traten, bürgerten sich als Lendenschurz fast allgemein die bunten europäischen Lappen (Lawalawa oder Lawalap) ein, welche durch einen ledernen, um die Lenden gelegten Militärgürtel gehalten werden. Unter diesem Lendentuch tragen sie aber die Bastbinde, welche die Geschlechtsteile umhüllt.

Was die sonstige Bekleidung der Männer anbelangt, so kommen nur noch Bedeckungen des Kopfes in Frage. Da sind zuerst die künstlichen Haarperrücken, welche das fehlende Kopfhaar ersetzen (Taf. 312), dann die demselben Zwecke dienenden, meist aus Baumbärenfell hergestellten Fellmützen (Taf. 284), die vom Huongolf bis Sissanu vorkommen, und Mützen, deren Geflecht mit Menschenhaaren besetzt ist (Taf. 124). Nur selten — hauptsächlich nach dem Tanze — tragen Leute, die noch eigene Haare haben, Fellmützen aus Baumbärenfell. Ganz eigenartig sind die aus Bast gefertigten Ballonmützen, wie sie der Krieger aus dem Dorfe Wasa am Sattelberge auf dem Kopfe hat (Fig. 203) und die Bastmützen der Lae-Womba Fig. 18 S. 50 und Bd. 2 Taf. 90, 94). Über die Kopfbedeckungen, welche zur Trauerkleidung gehören, wurde in Abschnitt 9 gesprochen. Ob der Rindenzylinder, welchen der Lae-Womba auf Tafel 93 trägt, Abzeichen der Trauer ist, vermag ich nicht zu sagen; ebenso ist über die Bedeutung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



a b

101. Perlenschurz. a: Weiber der Akur. b: Weiber auf Gbagebag.

Basttücher, welche die Lae-Womba mitunter um den Kopf binden, bisher nichts bekannt. Um den Kopf geschlungene Basttücher sah ich ferner am Waria (Taf. 1, 6, 15; das Kopftuch auf Tafel 23 ist ein europäischer Lappen), bei den Hupe (Taf. 199 Nr. 1, Taf. 201 Nr. 2c) und am Fuße des Cromwell-Gebirges (Taf. 214). Haubenförmige Kopfnetze werden von den Männern bei den Hupe, Poum und am Fuße des Cromwell-Gebirges getragen. Die Hupe wickeln unter diesen Kopfnetzen in der Regel noch eine Bastbinde um den Kopf (Taf. 198, 199, 200, 201, 203, 204, 205, 238, 239, 244, 245).

Von den Weibern haben die dürftigste Bekleidung die Frauen der Akur im Torricelli-Gebirge: einen aus weißen Buschperlen (Samen des Tränengrases, coix lacryma) gefertigten Schurz (singarkön oder gurip), der seine Bestimmung, irgend etwas zu verhüllen, nur höchst mangelhaft erfüllt (Fig. 101a). Etwas weniger paradiesisch ist der Perlenschurz (Fig. 101b) der Weiber auf Gbagebag (Rich-Insel bei der Dampier-Insel).

Allgemein werden mit verschwindenden Ausnahmen in Kaiser-Wilhelmsland von Mädchen und Frauen Faserschürzen getragen, die je nach Alter und Familienstand so außerordentlich von einander abweichen, daß man beinahe von einer Wissenschaft der Weiberschürzen sprechen kann. Je älter die Trägerin ist, um so mehr ist man darauf bedacht, die weiblichen Reize zu verhüllen, und um so weniger wird bunte Färbung angewendet. Während die zivilisierte und unzivilisierte europäische Dame stets das Bestreben hat, sich so herauszuputzen, daß ein Dummer sie für einige Jahre jünger halten könnte, ist die „Wilde“ in diesem Punkte wahrheitsliebender: fast für jedes Lebensalter gibt es bestimmten Schnitt und bestimmte Färbung der Schürzen. Diese Verhältnisse werden durch Tafel 52 veranschaulicht: das junge Mädchen Nr. 1b hat einen ganz schmalen Faserschurz, welcher vorn nur die Geschlechtsteile und hinten das Gesäß verdeckt; die Außenseite der Oberschenkel ist in ihrer ganzen Breite frei. Bei dem etwas älteren Mädchen Nr. 1a ist der Faserschurz schon breiter, so daß von der Oberschenkelpartie weniger sichtbar bleibt. Leider gelangte das Mädchen 1c in den Besitz eines europäischen Lawalawa; sie ist im Alter von Nr. 1a

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht sehr verschieden und würde wohl dieselbe Schürze tragen wie letztere. Bei der alten Frau (Nr. 1 d), bei der alle Reize bereits schwanden, und die, wie die Trauerhalsschnüre und Trauerarmbänder zeigen, seit längerer Zeit Witwe ist, reicht der Faserschurz geschlossen um die ganze Hüfte. Die rings geschlossene Schürze findet sich auch bei der älteren Frau aus Biliao (Fig. 99, S. 197), während die jüngeren Frauen von derselben Insel (Taf. 265, 266, 267) die Außenseite der Oberschenkel frei haben. Bei der Bilibili-Frau auf Taf. 256 ist nur noch ein handbreiter Teil zwischen dem vorderen und dem hinteren Schurz frei gelassen; man kann daraus schließen, daß ihre Kinder bereits größer sind wie diejenigen der Frauen auf den Tafeln 265 bis 267. Daß der vollkommene Schluß der Schürze bei alten Frauen in den verschiedensten Landesteilen Sitte ist, beweisen die Tafeln 22 (Morobe), 104 (Nr. 1, Lae) 229 (Sialum) und 274 (Nr. 1, Monumbo).

Es mögen einige weitere Angaben folgen, soweit ich die in Frage stehenden Verhältnisse ermitteln konnte. Die bunt gefärbten Schürzen der Siar-Mädchen (bei Friedrich-Wilhelmshafen) haben kurzes, breites Vorderteil und langes, schmales Hinterteil; bei jungen Frauen reicht die bunt gefärbte Schürze bis zum Knie und läßt beiderseits an den Hüften einen handbreiten Streifen frei. Bei älteren Frauen, d. h. solchen welche heiratsfähige Kinder haben, ist die Schürze einfarbig, dicht geschlossen und reicht bis zu den Waden; bei Witwen endet die graue Schürze erst an den Knöcheln.

Auf den Siassi-Inseln und dem benachbarten Rook sind die Schürzen der Mädchen vorn und hinten gleich breit, in der Regel bunt bemalt und reichen bis in die Nähe des Knies; etwas größer sind die Schürzen der jungen Frauen; alte Frauen tragen einfarbige, bis zu den Waden hängende Schürzen, welche so breit sind, daß an den Seiten nur ein drei Finger breiter Streifen frei bleibt; Witwen färben diese Schürzen im Morast grau.

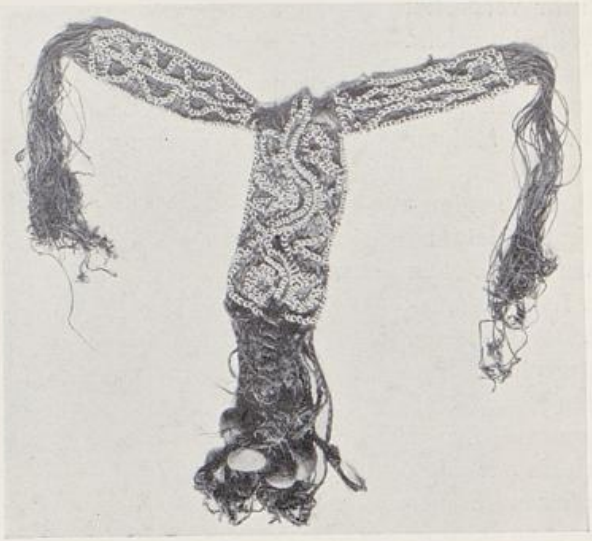
In der Umgebung des Cromwell besteht das Vorderteil der Schürzen aus gedrehten Schnüren, das Hinterteil aus Gras und Palmblättern.

Bei den Tami und Jabim sind die Schürzen der Mädchen und Frauen gleich, ungefähr von Knielänge, das Hinterteil etwas breiter als das Vorderteil; an den Seiten ist ein handbreiter Streifen unbedeckt; die gewöhnlichen Schürzen werden dort aus Kokosnußlaub gefertigt, während man die feinen, aus Sagolaub hergestellten von Siassi einführt.

In Bukaua und südlich bis zum Peihowa werden die Schürzen aus Sagolaub gefertigt und in der Regel gefärbt. Das Vorderteil reicht bis zur Mitte des Oberschenkels, ist aber dicht aufgelegt und breit, so daß nur ein schmaler Abschnitt des Oberschenkels frei bleibt. Bei den Lae-Womba gibt es vier verschiedene Sorten von Schürzen für die verschiedenen Lebensalter; mit zunehmendem Alter wächst die Größe desselben, und während man für die jüngeren Jahrgänge prächtig bunt gefärbte Schürzen hat, tragen alte Frauen und Witwen farblose, bis auf die Erde reichende.

Auch die Schürzen, welche Dammköhler von den Garaman am oberen Markham mitbrachte und die ich für das Museum in Berlin erwarb, sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



102. Schurz eines jungen Mädchens bei der Pubertätsweihe. Jabim und Bukaua.

in bezug auf Länge und Breite recht verschieden und es gehören dort, wie mir Dammköhler mitteilte, die kleinsten dem Jugendalter.

Am Waria sind die Weiberschürzen mit besonderer Sorgfalt gearbeitet und prächtig bunt gefärbt, in der Größe nach den Lebensaltern verschieden. Auch hier benutzen alte Frauen farblose Schürzen.

Die Hupe im Kai-Inlande scheinen sich an die sonst gebräuchlichen Schürzenregeln nicht zu kehren; wenigstens hat auf Tafel 202 die älteste der Frauen die schmalste Schürze. Nach Keysser werden bei den Kai die gewöhnlichen Schürzen aus den noch unentfalteten Kokospalmblättern bereitet; höher im Werte stehen die feinfaserigen Schürzen, die aus jungen Blattrieben der Sagopalmen hergestellt sind; wo sich weder Kokos- noch Sagopalmen finden, benutzt man statt der Fasern gedrehte Schnüre und am Bulesom (Taf. 202) sowie hinter den Rawlinsonbergen Alanggras.

Das junge Sialum-Mädchen auf Tafel 228 trägt über ihrer Faserschürze schmale, sorgfältig gefaltete Streifen eines gelben Blattes; doch ist diese reizvolle Kleidung nur ein Ausnahmezustand. Die Kleine hielt es nämlich für nötig, sich zum Photographieren besonders festlich zu schmücken, ungefähr in derselben Weise, wie wenn ein Tanz bevorstände.

Der kunstvoll geflochtene und mit Perlen reich besetzte Schurz, welcher in Fig. 102 dargestellt ist, wird in Jabim und Bukaua von Mädchen getragen, die bei der Pubertätsweihe in die Öffentlichkeit zurückkehren (s. S. 155). Das breite Mittelstück hängt hinten herab; an demselben befinden sich unten einige trockene, kleine Nüsse, die bei jeder Bewegung klappern.

Noch einige bemerkenswerte Besonderheiten: einzelne Morebi-Frauen (Huongolf) tragen vorn nur einige Blätter. Die Kai-Frauen in der Umgebung von Braunschweighafen sollen wie die Männer Bastbinden verwenden, die zwischen den Beinen hindurchgezogen und an einem um den Leib geschlungenen Bastgürtel befestigt werden. Ganz abweichend von aller Weibertracht in Kaiser-Wilhelmsland sind die Bast-Lendentücher der Frauen in Arup und Sissanu (Taf. 320, 321, 324).

Als Kopfbedeckung für Frauen kommt nur die Netzhaube (Jabim: adu. Bukaua: akasom. Tami: ndo. Sattelberg-Kai: quolufa) vor, die in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umgebung des Huongolfes sehr verbreitet ist und bis nach Kap König Wilhelm reicht. Bei den Kai am Abhange des Sattelberges tragen die Frauen Netzhauben, weiter im Innern dagegen ausschließlich die Männer (Taf. 229, 232).

Während am Huongolf große Netzumhänge bei Frauen als Trauerkleidung gelten (Fig. 83 S.172), findet man dergleichen Netze als Alltagsanzug bei den Lae-Womba-Frauen (Taf. 101 Nr. 3—4, Taf. 102 Nr. 1—2). Man darf dieselben nicht verwechseln mit den über den Kopf gehängten Tragnetzen (Fig. 37 S. 77), wie sie im ganzen Lande vorkommen; vielmehr handelt es sich um regelrechte Bekleidung, die aber scheinbar nur den Frauen, nicht den Mädchen zusteht. Einzelne dieser Netze sind mit geschmackvollen farbigen Mustern verziert, und ich konnte von dem Rücken einer schon recht gereiften Frau ein ganz neues prächtiges Netz fortkaufen, dessen leuchtende Farben und sorgfältige Arbeit Bewunderung erregen. Witwen tragen farblose Netze. Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß, wie wir in der Trauer bunte Farben vom Körper verbannen, die trauernde Papuafrau ein gleiches tut.



103. Regenkappe der Tami.

Auch bei den Kai-Frauen des Sattelberges trifft man, allerdings selten, über den Rücken herabhängende Schmucknetze.

Der Bastmantel, welchen der Hupe-Krieger in Figur 211 trägt, dient lediglich als Schutz gegen Pfeilschüsse. Vereinzelt werden aber, besonders von alten und kranken Leuten, Bastmäntel dieser Art als Schutz gegen Regen und Kälte benutzt, und zwar am Huongolf (Bukaua, Boang), bei den Lae-Womba, den Karamburu im Krätke-Gebirge und den Garaman am oberen Markham.

Zu den Bekleidungsstücken sind ferner die Regenkappen zu rechnen, die von beiden Geschlechtern — gelegentlich auch als Schutz gegen die Sonnenstrahlen — getragen werden. Durch den Handel weit verbreitet sind die von den Tami aus Pandanusblättern zusammengenähten Regenkappen (Fig. 103. Jabim: sagun. Bukaua: akum. Tami: sangog. Sattelberg-Kai: maki). Weit kunstvollere Arbeit zeigen aber die geflochtenen, mit kleinen Buckeln verzierten, bemalten und mit Franzen versehenen Regenkappen vom Augustafluß (Fig. 104).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



104. Regenkappe vom Augustafluß. 120 Kilometer von der Mündung. 1/6 natürl. Größe.

Wenn die Bekleidung des Papua auch mehr als dürftig ist, so reicht sie für das feuchtwarme Klima doch vollständig aus. Selbst der Anblick des ganz nackten Körpers wirkt nicht anstößig, denn das dunkele Pigment der Haut ist an sich eine Bekleidung. Erst wenn das junge Mädchen anfängt, sich bunte europäische Lappen umzuhängen, wird die Erscheinung unharmonisch. Aber nicht nur vom ästhetischen, sondern auch vom gesundheitlichen Standpunkte aus muß man jede europäische Kleidung beim Papua verurteilen. Bei den fast täglichen Regen und dem auf der kleinsten Wanderung notwendigen Durchwaten und Durchschwimmen von Bächen und Flüssen wird die Kleidung durchnäßt und gibt nun beim Trocknen auf dem Leibe zu Erkältungen Veranlassung. Der nackte Körper ist im Umsehen wieder trocken, während der nasse Lappen hierzu längere Zeit braucht. Am wenigsten schädlich wirkt noch das Lendentuch (Lawalawa), da es sich schnell abbinden und in der Sonne trocknen läßt. Weit ungünstiger liegen die Verhältnisse bei dem durchweichten Trikothemd (Taf. 184 Nr. 3a), welches naß vom Körper überhaupt nicht herunterzubekommen ist. Übrigens macht der Papua auch niemals die geringsten Anstalten, dasselbe auszuziehen; lieber schwitzt er bei anstrengender Arbeit unter demselben in entsetzlicher Weise. Leider geht hier die Regierung mit schlechtem Beispiel voran, indem sie die schwarzen Polizeisoldaten wie Zirkusaffen mit kurzem Beinkleid, Jacke und Mütze ausstaffiert. Man muß vom ärztlichen Standpunkte aus energisch der Behauptung widersprechen, daß durch irgendwelche Bekleidung den so häufigen Erkältungskrankheiten des Papua vorgebeugt wird. Im Gegenteil werden diese Krankheiten hierdurch nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

befördert. Ich habe mit bekleideten und unbekleideten Papua hinreichend weite Reisen gemacht, um hierüber ein Urteil zu gewinnen. Wenn nach einem schweren Regengusse der Unbekleidete abends ins Dorf kommt, ist er neben dem Feuer in der Hütte in wenigen Augenblicken trocken und warm, der Bekleidete zittert in seinen nassen Lappen stundenlang. Der Regel nach erkältet sich der Papua nicht bei Tage, sondern nachts in der zugigen Hütte, wo es für einen Tropenmenschen empfindlich kühl werden kann. Den Schwarzen für die Nacht mit einer wollenen Decke zu versorgen, ist durchaus angebracht; bei Tage lasse man ihn dagegen so unbekleidet wie möglich.

Das Entsetzlichste und Gefährlichste sind die den Weibern an einzelnen Orten aufgenötigten Hänger. Man bilde sich nicht ein, daß hierdurch die Moral verbessert wird, denn nichts wirkt anregender auf die Sinnlichkeit als schlecht verhüllte Reize. Die Trägerinnen der langen Röcke verweichlichen sich in der Hitze des Tages, legen nachts, um die Kleider zu schonen, dieselben ab und erkälten sich nun erst recht.

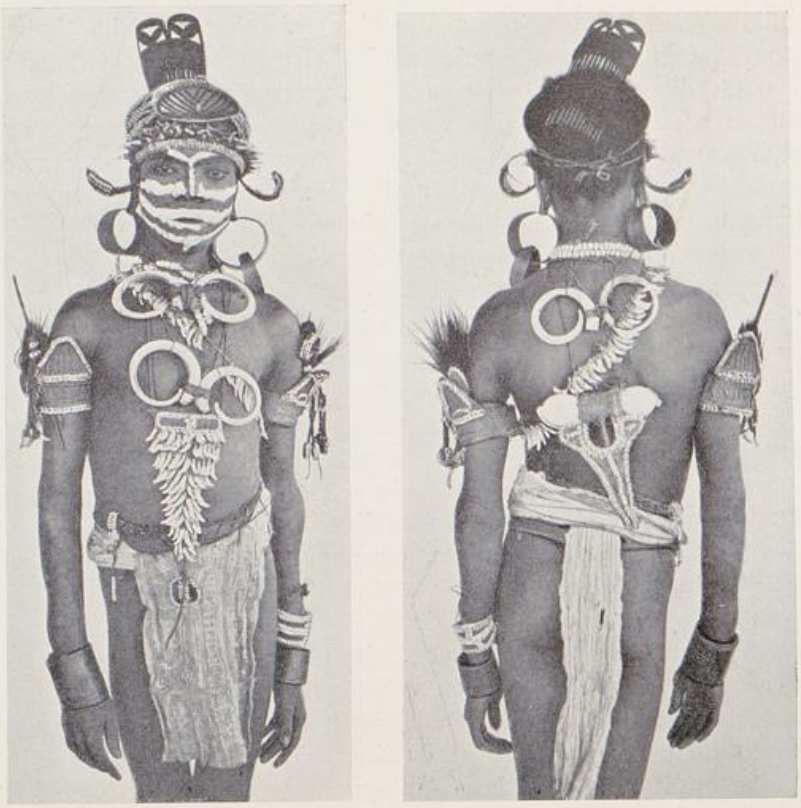
In einzelnen Fällen versuchte man es mit Kleiderzwang und bestimmte, daß Eingeborene nur im Lawalawa auf die Stationen kommen dürfen. Das geschah natürlich nicht aus zarter Fürsorge für die Schwarzen, sondern aus derjenigen für den eigenen Geldbeutel, denn wenn der Schwarze ein Lawalawa tragen soll, muß er es kaufen; zum Kaufen gehört aber Geld, und um sich Geld zu verdienen, muß er arbeiten. Der fürsorgliche Weiße schlägt also zwei Fliegen mit einer Klappe: erstens verschafft er sich Arbeitskräfte, zweitens findet er Dumme, die ihm seinen spinnewebendünnen, bunten Plunder für teueres Geld abkaufen.

Wenn man die Polizeisoldaten in bunten Aufputz steckt, spielt hierbei die Erwägung eine Rolle, daß die Eingeborenen sich in dieser Kleidung ungeheuer schön vorkommen und es daher leichter fällt, Leute, denen eine solche Kleidung winkt, für den Polizeidienst anzuwerben.

Gehen wir nunmehr zum Schmuck des Papua über. Wir lernen denselben am besten kennen bei dem Bukaua-Jüngling, der am Ende des Beschneidungsfestes in sein heimatliches Dorf zurückkehrt, denn man pflegt demselben alles umzuhängen, was sich irgendwie an Wertsachen auftreiben läßt (Fig. 105 u. 106). Oben im Haar steckt der mächtige geschnitzte Kamm (Jabim: supoa. Bukaua: supo. Sattelberg-Kai: jara. Tami: basai. Sissanu: anseh), der in der Regel aus einem dicken Bambusrohr herausgeschnitten wird. Der Mann von Misem (Taf. 258) trägt zwei, der Dorfinsulaner auf Tafel 247 sogar drei solcher Kämme. Es gibt auch Kämme — der Biliao-Mann auf Tafel 264 und der Sissanu auf Tafel 313 (Nr. 3) haben solche hinter dem linken Ohr — bei denen die einzelnen Zähne durch kunstvolle Flechtarbeit zusammengebunden sind; einen derartigen Kamm trägt der Malol-Mann in seinem Armband auf Tafel 297.

Um das Haar geschlungen (Fig. 105) ist eine breite geflochtene, reich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



105 u. 106. Schmuck eines Bukaua-Jünglings, der nach der Beschneidung in sein Heimatdorf zurückkehrt.

mit kleinen Muscheln besetzte Binde (alepu [1]), an der man vorn eine große Muschel (kankan) befestigt, die innen mit kunstvoll geschnitzter Schildpatteinlage verziert ist. Der Bilibili auf Tafel 254 trägt eine ähnliche Muschel auf seinem Kopfe; dieselbe wird gelegentlich um den Hals gehängt, und wenn der Krieger das Befestigungsband derselben zwischen die Zähne nimmt, so daß die Muschel die ganze untere Gesichtspartie verdeckt, gilt dies als Herausforderung.

Auf der Stirn des Jünglings prangt das mit kleinen Muscheln verzierte und reich mit Hundezähnen besetzte Stirnband (naneneng), welches einen geschätzten Familienschmuck darstellt. Ähnliche Stirnbinden sind in Figur 66, 67 Seite 156 und auf den Tafeln 205, 260 und 264 dargestellt. Unter der Stirnbinde hat man rechts und links zwei gebogene Hölzer (supoquang) festgeklemmt, die an ihren Enden mit Flechtwerk überzogen und mit kleinen Muscheln besetzt sind. In beiden Ohren hängen große, mit eingravierten Verzierungen versehene Schildpattringe (Jabim: simassim. Bukaua: suassim. Sattelberg-Kai: wala. Tami: savan). Auf der Brust und zwischen den Schulterblättern sind drei Paare von Eberhauern (Jabim u. Bukaua: jabo.

[1]) Wo nicht anders angegeben, bezieht sich der Name auf die Bukaua-Sprache.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tami: ndjon. Sattelberg-Kai: zunge-gabing) sichtbar, die im Leben des Papua ungefähr dieselbe Rolle spielen wie bei uns die verschiedenen Geldscheine, denn der Eberhauer ist nicht nur Schmuckstück, sondern auch Großgeld. Über die Herstellung derselben näheres in Abschnitt 20; ihren Wert schätzt man je nach Farbe und Form verschieden ein: in erster Linie soll der Zahn gleichmäßig weiß und fleckenlos sein; ferner muß die Krümmung in einer Ebene liegen; die Hauptsache aber bleibt, daß die Spitze nach der Wurzel hin wächst und das Ganze einen geschlossenen Ring bildet. Gute Stücke dieser Art — allerdings immer noch nicht ganz erstklassige — sind der (vom Beschauer aus gerechnet) linke Hauer des unteren Brustpaares und der linke des Rückenpaares. Der rechte des Rückenpaares weist dunkele Stellen auf und die Spitze berührt unmittelbar die Wurzel, was als Schönheitsfehler gilt; vielmehr soll die Spitze nach innen wachsen, sich aber ganz dicht an die Wurzel anlegen. Der rechte Hauer des unteren Brustpaares ist minderwertig, weil ein ziemlich breiter Raum zwischen Wurzel und Spitze frei bleibt. Je weiter diese Öffnung klafft, um so geringer ist der Wert; als Proben hierfür mögen angeführt sein die Eberhauer auf Tafel 80, 254, 255, 257, 259, 260, 262, 264, 268, 269 (Nr. 2), Taf. 271 (Nr. 4). Leidlich gute Stücke sehen wir auf den Tafeln 152 und 258, ein recht gutes in Figur 107, rechts (vom Beschauer). Seltsamerweise fehlt in Sissanu der sonst so beliebte Eberhauerschmuck vollständig.

Über Schulter und Brust des jungen Mannes (Fig. 105) unter der linken Achselhöhle hindurchgezogen ist eine reich mit Hundezähnen besetzte Schnur. Da die Hundezähne im Geldbeutel des Papua das Kleingeld sind und der Wert eines Zahnes zwischen drei und fünf Pfennigen schwankt, stellt eine solche Schnur einen nicht unbedeutenden Wert dar. Unter dem zweiten Eberhauerpaar hängt ein dreieckiger, reich mit Hundezähnen besetzter Schmuck (ni sesele), der hoch geschätzt wird und welchen der Sammler schwer erwerben kann, weil er meist gemeinschaftliches Eigentum der ganzen Sippe ist. Das in gleicher Körperhöhe auf dem Rücken befestigte, dreieckige Schmuckstück (kapo) ist dasselbe, welches wir als Tanzschmuck auf den Tafeln 60 und 169 (Nr. 1) finden.

An beiden Armen trägt der junge Mann geflochtene, mit Muscheln besetzte Flügelarmbänder (jobella), wie sie auf Tami und den Siassi-Inseln hergestellt und weithin verhandelt werden. Die gleichen Armbänder finden wir auf den Tafeln 53, 80, 207, 214, 234, 259, 264. In Jabim konnte ich ein derartiges Stück erwerben, bei dem in kunstvoller Weise durch Perlen und Flechtwerk ein menschliches Gesicht nachgebildet ist. Auch am Augustafluß kommen Armringe vor, bei denen man durch Flechtwerk Gesichter darstellte.

In beiden Armbändern stecken kleine, mit Troddeln versehene Zierstäbe (kati gengelen). An den Enden dieser Troddeln (am rechten Arm) sind Hundezähne angebracht, an denjenigen des linken Armes mit Muscheln besetztes Flechtwerk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



107. Tanzschmuck eines Bukaua-Mannes.

Ein bemerkenswertes Stück ist der geflochtene Gürtel (sumu), welcher in Figur 105 und 106 unmittelbar über der um den Bauch geschlungenen Bastbinde (oip) sichtbar wird. Der vorn herabhängende, bemalte Bastschurz ist eine Arbeit von Siassi. Den Schmuck vervollständigen drei Armringe am Unterarm, von denen der eine geflochten und mit Muscheln besetzt ist und die beiden anderen aus Schildpatt bestehen.

Bei dem Bukaua, der zum Tanze gehen will (Fig. 107), kehrt eine Reihe der soeben beschriebenen Schmuckstücke wieder, doch tritt noch einiges Neue hinzu: oben auf dem Kopfe prangt ein dichter Federschmuck (tieng wahu), der durch eine ungewöhnlich breite, über der Hundezahn-Stirnbinde angebrachte, mit Muscheln besetzte Kopfbinde gehalten wird. Im Flügelarmbande des linken Armes steckt ein geschnitzter Zierstab (se atu) von derselben Größe wie die in Figur 173 a bis d abgebildeten Zierstäbe. Ein einziger aus Serpentin gearbeiteter Zierstab dieser Art ist bekannt, der jedenfalls in die Zeit der in Figur 59 bis 61 (S. 142) dargestellten Steinwerkzeuge fällt. Der flache Stab ist 18 cm lang, 1,7 cm breit und verjüngt sich ein wenig nach der stumpfen Spitze hin. Er ist nicht verziert, doch besitzt er nahe der Spitze eine ziemlich tief ausgearbeitete, ringsherum laufende Rinne und außerdem zwei schmale, geflochtene Rotangringe.

Da die Eberhauer, welche immer paarweise gehandelt und getragen werden, ein kostbarer Artikel sind — man kann für ein Paar derselben schon ein fettes Schwein oder eine Frau kaufen —, verlegte sich der Papua auf die Nachahmung und stellte durch Ausschleifen aus Muscheln künstliche Hauer her. In Band 2 finden wir zahllose Beispiele derselben in allen Größen und Abstufungen der Ausführung. Es sei nur auf die Tafeln 31, 33, 56, 154, 204 und 269 Nr. 3 hingewiesen. Aus Muschelschale gefertigte Ringe sind auch sonst beliebt als Verzierung der Halsketten (z. B. Taf. 256, 265, 266, 267), der Armbänder (Taf. 209, 221, 265, 266, 267, 287, 304, 313), der Ohrringe (Taf. 254, 255, 257, 262, 264, 265, 266), des Gürtels (Taf. 265, 267, 270) usw. Große, aus Muschel hergestellte Armringe finden wir z. B. auf den Tafeln 36, 70 Nr. 1, Taf. 74, 119, 120, 303, 313, 314 Nr. 3—4,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Taf. 317 Nr. 3, Taf. 318 Nr. 1, Taf. 323 Nr. 2—3, Taf. 325 Nr. 1. Die röhrenförmigen Armringe auf den Tafeln 46, 77, 88 und 228 Nr. 2 sind dagegen in Europa aus Porzellan gefertigt.

Äußerste Mannigfaltigkeit in Form, Farbe und Machart findet sich bei den geflochtenen Armringen: zuerst das einfache Rotang-Armband der Hupe (Taf. 198 Nr. 1, Taf. 200 Nr. 1, die beiden Ringe am Ellenbogengelenk), welches zugleich als Feuerzeug dient. Will der Mann Feuer machen, zieht er den Ring vom Arme, wickelt ihn auseinander, faßt das eine, sein Kollege das andere Ende des dünnen Rohres und nun sägt man mit großer Geschwindigkeit über einem trockenen Knüppel hin und her, wie dies in Figur 170 dargestellt ist. Äußerst primitive, geflochtene Bänder sind fernerhin diejenigen, welche die Quampu-Frau auf Tafel 217 in Nähe des rechten Ellenbogengelenkes trägt, endlich die Bänder auf Tafel 1.

Ein reich assortiertes Lager geflochtener Armbänder führt der Ka-iwa auf Tafel 61; doch handelt es sich hier, wie bereits früher bemerkt, um Abzeichen der Trauer. Bei zwei anderen Ka-iwa (Taf. 53 Nr. 2a; Taf. 54 Nr. 2a) sehen wir, wie die viel zu engen Bänder tief in das Fleisch einschneiden. Die Bänder werden nämlich eng anschließend am Arm geflochten. Wenn nun der Arm durch Wachstum oder Fettansatz an Umfang zunimmt, ist Druckentartung der darunterliegenden Muskelpartie unvermeidlich.

Abwechselung in der Farbe der Armbänder geben rot gefärbte Rotangstreifen, braune Fäden aus dem Mark eines Farnes und gelbe Stengel von Orchideen. Recht kleidsam sind die mit langen, schwarzen Fasern versehenen, schwarzen Armbänder, wie wir sie auf den Tafeln 107 und 186 sehen. Bemerkenswert ist, daß am Huongolf häufig zwei geflochtene Armbänder über einander getragen werden, so daß das obere das untere vollständig verdeckt.

Allgemein vertritt das Armband beim Papua die Stelle der Westentasche. Wer irgend etwas, ein Messer, eine Stange Tabak oder dergleichen aus der Hand legen will, steckt es unter sein Armband; auch werden hier die beliebten Riechkräuter und allerhand Blätterschmuck befestigt (Taf. 29, 33, 58, 60, 76, 84, 169, 198 Nr. 2, Taf. 200 Nr. 4, Taf. 201 usw.).

Ebenso wie um die Arme werden um die Unterschenkel geflochtene Fußringe gelegt (Taf. 23 Nr. 3). Geflochtene Gürtel sehen wir auf den Tafeln 5, 265, 266, 270 (Nr. 2—3), 271 (Nr. 1—2). Kreuzweis über die Brust geschlungene und mit kleinen Muscheln oder Buschperlen besetzte Schnüre sind auf den Tafeln 278, 287, 290 (Nr. 1—2), 314 (Nr. 1), 317 (Nr. 3), 319 (Nr. 2) und 321 (Nr. 2) abgebildet.

Als Stirnschmuck trägt der Bukaua auch Binden, die aus Menschenhaaren geflochten sind.

Ungemein abwechselungsreich ist der Halsschmuck, wobei aber neuerdings papuanische Originalarbeiten gegen europäische Glasperlen immer mehr zurücktreten. Wir finden breite, geflochtene Halsringe (Taf. 292, 295, 297), desgleichen mit Buschperlen benähte (Taf. 312), wertvolle Hundezahn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Halsketten (Taf. 22 Nr. 1, Taf. 319 Nr. 2) und perlengeschmückte Halsbänder, die mit langen Fasern versehen sind (Taf. 294, 308, 316 Nr. 1, Taf. 318 Nr. 1). Recht kunstvoll gearbeitet sind die langen, um den Hals geschlungenen, bis auf Brust und Bauch herabhängenden schwarzen Ketten (Taf. 319 Nr. 2, Taf. 324 Nr. 3), bei deren Erwerb ich in Sissanu immer große Schwierigkeiten hatte, denn sie scheinen dem Andenken an Verstorbene geweiht zu sein.

Die aus dem Samen von Coix lacryma gefertigten, kleinen, grauweißen Buschperlen (vergl. das Halsband auf Taf. 238 Nr. 1), aus denen unter anderem die in Figur 101 (S. 199) abgebildeten Weiberschurze hergestellt werden, stehen besonders auf der Dampier-Insel in hohem Ansehen, und man verwendet sie daselbst in ausgiebigstem Maße nicht nur für den Trauerschmuck (Fig. 85 S. 174), sondern auch zu Gürteln und Schmuckgehängen verschiedenster Art.

Neben den Buschperlen spielen zur Herstellung von Halsketten und ähnlichen Schmuckstücken die aufgereihten Wirbelknochen von Reptilien in den verschiedenen Landesteilen eine Rolle.

Ein auffallender Schmuck sind die flachen, geflochtenen Kopfringe aus der Umgebung des Huongolfes, durch die man das Haar hindurchwachsen läßt; sie gleichen in der Form einem eisernen Herdringe.

Außer den bereits besprochenen großen Schildpatt-Ohrringen (Fig. 105 S. 205), die sich auf zahlreichen Tafeln in Band 2 finden (z. B. Taf. 42, 105, 214, 241, 252, 269 Nr. 3), muß zur Verzierung des Ohres alles herhalten, was sich in ringförmige Gestalt bringen läßt. Einen aus Rotang geflochtenen Ohrring haben wir auf Tafel 18, solche die mit Muscheln besetzt sind, auf den Tafeln 38, 205, 207. Wer nichts für seinen Ohrschmuck verausgaben kann, nimmt den Schwanz einer Fledermaus oder eines fliegenden Hundes, steckt die Spitze in die Wurzel desselben und hat nun den gewünschten Ring (z. B. Taf. 77).

Die Tami stellen zehnpfennigstückgroße Ringe aus Schildpatt her, von denen sie einen neben dem anderen am herabhängenden Ohrläppchen aufreihen (Taf. 150, 153, 154). Da man hier das Gewicht durch Hinzufügen von mehr Ringen allmählich vergrößert, erweitert sich die Durchlöcherung nach und nach außerordentlich. Auch in der Umgebung von Kap König Wilhelm ist diese Art des Ohrschmuckes, die man von Tami her bezieht, beliebt (Taf. 208, 211, 216, 228, 233).

Als Schmuck für die Nase kommen in erster Linie die langen, an den Enden zugespitzten Pflöcke in Frage (Taf. 127, 157, 163, 202), die von der Küstenbevölkerung, z. B. den Jabim, aus Muschel hergestellt und in das Innere verhandelt werden (Jabim und Bukaua: bing. Tami: ngol. Sattelberg-Kai: zopa). Der Jüngling auf Tafel 201 trägt ein langes, dünnes Stück Holz in seiner Nase. Am Sattelberge erwarb ich einen Nasenpfeil, welcher aus dem Unterarmknochen eines erschlagenen Mannes gearbeitet ist. Er wurde vom Sieger als Andenken an seinen Sieg getragen. Besonders die Malol und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sissanu lieben es, in der Nasenscheidewand dicke, durchsichtige Rohre zu tragen (Taf. 296, 311 Nr. 1—2, Taf. 314 Nr. 3—4). In der Umgebung von Dallmannhafen findet man zierlich aus Perlmutter gebildete, lyraförmige Schmuckstücke, die aus der Nase über die Ohrlippe hängen. Etwas Ähnliches ist auf Tafel 260 (Biliao), 269 (Nr. 2) und 270 (Nr. 3, Ruo) abgebildet.

Selbst mit größeren Muschelringen beschwert man seine Nasenscheidewand (Taf. 75, 254, 315 Nr. 1, Taf. 319 Nr. 1 u. 2) und bei den Sissanu-Frauen mit dünneren Ringen aus verschiedenartigem Material (Taf. 321 Nr. 1 u. 2, Taf. 322 Nr. 1).

Ist der Nasenflügel durchbohrt, so steckt man durch das Loch dünne Halme (Taf. 274 Nr. 2, Taf. 278 Nr. 2, Taf. 284 Nr. 2).



108. Stirnschmuck und Hundezahntasche. Sattelberg-Kai.

Die Hundezahntaschen (Fig. 108), welche ihrer ursprünglichen Bestimmung nach zu den Gebrauchsgegenständen (zur Aufbewahrung verschiedener Kleinigkeiten) gehören, sind infolge ihrer prächtigen Aufmachung zu den Schmuckgegenständen zu zählen. Ein solches Stück stellt einen hohen Wert dar und wird neben Eberhauern z. B. zum Ankauf einer Frau verwendet. Da in der Regel die ganze Sippe Besitzerin einer Tasche ist und sich vielfach Erinnerungen an Verstorbene an dieselbe knüpfen, fällt es schwer, ein Stück dieser Art zu erwerben. Das vorliegende (Fig. 108) gehörte dem alten, angesehenen Häuptlinge Sane im Dorfe Wasa am Sattelberge (Taf. 168), und da derselbe wie viele regierenden Herren Geld braucht (man lernte dort den Wert des Geldes, für welches sich auf den Stationen alles Mögliche kaufen läßt, bereits kennen), ließ er sich überreden, die Tasche für bare 18 Mk herzugeben. Da rund 350 Hundezähne aufgenäht sind, entspricht dies dem landesüblichen Preise von ungefähr 5 Pfg. für den Zahn.

Über der Tasche befindet sich ein Stirnschmuck, wie von den Kai bei festlichen Gelegenheiten getragen wird.

In derselben Weise wie die Einfuhr von Eisengerät dazu beitrug, die Kunstfertigkeit des Papua vollständig entarten zu lassen, tat auch die Einfuhr europäischer Schmucksachen das ihre, um den Geschmack des Schwarzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu verderben. In Nähe der holländischen Grenze, wohin europäischer Kram nur vereinzelt vordrang, erhielt sich der gute Geschmack noch am reinsten. Der wohlbeleibte Sissanu auf Tafel 319, der nicht das mindeste von europäischem Plunder an sich trägt, ist zwar mit Schmucksachen reich behängt, doch macht die ganze Erscheinung nicht den Eindruck geschmackloser Überladung. Wie anders die Frauen von Bilibili, Biliao und Ruo (Taf. 256, 265, 266, 267, 270, 271), die bei Friedrich-Wilhelmshafen an der Quelle europäischer Einfuhr sitzen und lebhaft an weißes Protzentum erinnern, wo es unter sechs Diamantringen, vier goldenen Armbändern und zwei schweren Ketten nicht geht. Bei näherer Berührung mit der Zivilisation geht auch dem Papua das Gefühl dafür verloren, daß zum Schmücken weise Beschränkung in der Zahl der Schmuckstücke gehört.

Über den Tanzschmuck soll in Abschnitt 24 berichtet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

ABSCHNITT 13.

WOHNUNG. DORF. SONSTIGE BAULICHKEITEN.



109. Hütte der Hupe am Kua. Kai-Inland, westlich von Finschhafen.

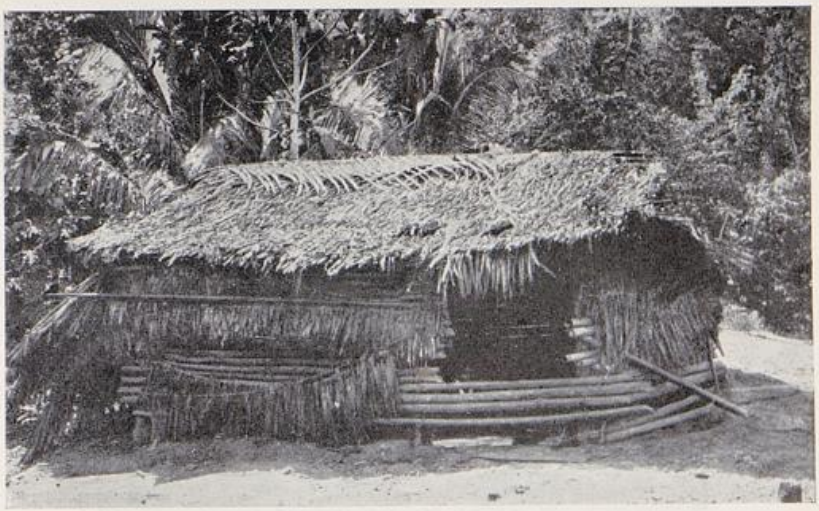
Das papuanische Haus ist der Regel nach auf 1 bis 2 m hohen Pfählen errichtet (Fig. 13 S. 42 u. Fig. 109), einerseits weil dies besseren Schutz gegen feindliche Überfälle gewährt, andererseits weil es vorteilhafter ist, möglichst hoch über dem feuchten Erdboden zu wohnen. Außerdem bietet der freie Raum unter dem Hause den Schweinen einigen Schutz gegen die Witterung, und man kann denselben auch als Stapelplatz für allerhand Gerümpel insbesondere für Feuerholz und an der Küste für die Segel benutzen.

Abweichungen von dieser Bauregel kommen hauptsächlich dann vor, wenn durch Überfälle oder irgend welche Naturereignisse, wie schwere Erdbeben, Flutwellen und dergl., die Bewohner gezwungen sind, ihr Dorf zu verlassen, und in steter Furcht vor weiteren unliebsamen Ereignissen sich nicht die Mühe geben, ordentliche Häuser auf Pfählen zu errichten; dann begnügt man sich mit elenden Hütten, die unmittelbar auf dem Erdboden stehen (Fig. 11 S. 38). Fernerhin werden auch dort die Wohnungen direkt auf die Erde gesetzt, wo felsiger Boden das Eintreiben von Pfählen erschwert. Am Huongolf geschieht dies in den Gegenden unweit der englischen Grenze. Dort legen die Papua ihre Dörfer auf steiler Höhe an (Fig. 14 S. 44), wo sie vor ihren Feinden einigermaßen sicher sind; aber der nackte Fels tritt offen zu Tage und bietet längeren Pfählen keinen Halt (Fig. 110, 111). Neuerdings, wo die Sicherheit größer wird, beginnt der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



110. Hütte im Dorfe Mayama. Huongolf. (Vergl. Fig. 14 S. 44).



111. Weiberhaus in Morobe bei Adolfhafen, auf einem Felsgrate erbaut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



112. Häuser in Jaduna am Waria.



113. Männerhaus in Sissanu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



114. Männerhaus in Sissanu. Ursprüngliche runde Form, wie dieselbe mehrere Stunden landeinwärts von Sissanu gebräuchlich ist.

Papua von den Felsennestern in die Ebene hinabzusteigen; aber in alter Gewohnheit werden auch hier, wo die weiche Erde für Eintreiben der Pfähle keine Schwierigkeiten bereitet, die Hütten direkt auf den Boden gesetzt (Fig. 112).

Auf ungewöhnlich hohen Pfählen (Fig. 113) baut man die Hütten, wenn die Luft nicht ganz rein ist und man stets an einen Überfall denken muß. Ein 3 bis 4 m hohes Gestell ist für den Angreifer nicht ohne weiteres zu erklimmen.

Die Urform der papuanischen Hütte scheint die runde zu sein, welche jetzt freilich aus den Küstengebieten von Kaiser-Wilhelmsland so gut wie ganz verschwunden ist. Die Figuren 113 und 114 zeigen diese Bauart, wie ich sie in Sissanu aufnahm. Das Dach wird von einem in der Mitte stehenden Pfahl getragen. Bei den Sissanu ist aber dieser Stil durchaus ungewöhnlich, und sie errichteten runde Hütten nur ausnahmsweise, weil sie bei ihren Freunden mehrere Stunden landeinwärts dieselbe Form sahen. Auch in der Umgebung des Sattelberges war die runde Form die ursprüngliche, doch kommt sie dort gegenwärtig überhaupt nicht mehr vor.

Es gibt Familienhäuser, Männerhäuser, Weiberhäuser, Junggesellen- oder Versammlungshäuser und Heiligenhäuser. Mann und Frau wohnen nebst den Kindern nur in vereinzelten Landesteilen, z. B. in der Umgebung des Sattelberges und am Nordufer des Huongolfes, in derselben Hütte. Nicht wenige Hütten dienen zwei Familien zum Aufenthalte, doch ist der Raum niemals durch Scheidewände geteilt. Die Moral wird hierdurch nicht gefördert, denn die Kinder sind Zeugen des ehelichen Verkehrs ihrer Eltern und der anderen, in derselben Hütte wohnenden Partei. Nur die größeren Knaben und unverheirateten jungen Männer wohnen in besonderen Hütten, den Junggesellenhäusern (Jabim und Bukaua: lum), in welche sich auch bisweilen die Väter zurückziehen, wenn sie das Bedürfnis fühlen, sich ehelich zu schonen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Junggesellenhaus dient gleichzeitig als Versammlungshaus für sämtliche Männer des Dorfes und hat deshalb besondere Bauart (Fig. 79 S. 168): während der durch Dach und Seitenwände geschützte Schlafraum ziemlich hoch liegt, befindet sich ungefähr ein Meter über dem Erdboden eine Plattform, auf der sich die Männer tagsüber rauchend, betelkauend und schwatzend aufhalten, wofern sie sich nicht bei der Feldarbeit, dem Fischfang oder auf Kriegszügen befinden. Hier werden Beratungen gepflogen, Feste und Rachezüge geplant, Gäste empfangen; zumeist verbringt man aber die Zeit mit süßem Nichtstun und Schlafen. Auch der Europäer, welcher im Dorfe übernachten muß, schlägt sein Quartier im Junggesellenhause auf. Häufig bestehen die Wände des oberen Raumes aus kunstvoll geschnitzten Brettern, die mit Schlangen, Fischen, Seesternen, menschlichen Figuren und allem möglichen Getier verziert sind (Fig. 115 u. 235). Auf der Kela-Halbinsel (Samoahafen) sah ich an einem solchen Brett einen Hai mit zwei Schwänzen abgebildet. [1]) Der in Figur 115 dargestellte Lum ist noch dadurch bemerkenswert, daß man unter dem Wohnraume an den Seiten zugespitzte Bootströge als Tragebalken verwendete. Es handelt sich hierbei um das Abzeichen einer Sippe, welcher das Haus gehört.



115. Versammlungshaus (Lum) Bukaua. Unter dem Wohnraum sind Bootströge als Stützbalken verwendet.

Die Bauart eines Lum wird am besten veranschaulicht durch das im Bau begriffene Haus, welches ich auf der Insel im Herzogsee (Labo) aufnahm (Fig. 116). Die Anordnung der Tragebalken, der den Fußboden bildenden Hölzer und der Dachsparren ist deutlich erkennbar; auch sieht man rechts oben unter dem Dache das Gerüst, welches für die Aufnahme von Töpfen und allem möglichen Hausrat bestimmt ist. Da das Junggesellenhaus von Weibern niemals betreten wird, versteckt man hier diejenigen Gegenstände, welche den Weibern nicht zu Gesichte kommen dürfen, vor allem die bei den Beschneidungsfestlichkeiten gebrauchten Balumhölzer.

Figur 117 zeigt ein Versammlungshaus der Ka-iwa am Nassauflusse; hier sowohl wie in dem etwas weiter südlich gelegenen Peihowa soll es auch besondere Versammlungshäuser für die Weiber geben.

[1]) Der Doppelschwanz ist nicht das Kennzeichen einer besonderen Art, sondern eine auch bei Eidechsen usw. vorkommende Hemmungsbildung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



116. Im Bau begriffenes Versammlungshaus der Labo (Herzogsee).

In Figur 118 ist ein Junggesellenhaus auf der Insel Seleo (Berlinhafen) dargestellt. Die Seitenwände bestehen aus bemalten Rindenstücken, und das Dach zeigt die auf beiden Seiten weit ausladende Kappe, wie dies in der Umgebung des Huongolfes niemals vorkommt, aber in den westlichen Gebietsteilen von Kaiser-Wilhelmsland allgemein verbreitet ist.

Während in der Umgebung des Sattelberges bei den Kai Mann und Frau in derselben Hütte leben, bewohnen sie etwas weiter westlich im Inlande getrennte Behausungen. Dort gibt es keine besonderen Junggesellenhäuser, weil alle männlichen Individuen, abgesehen von den kleinen Kindern, so wie so unter besonderem Dache hausen. Ein derartiges „Dorf" mit ungefähr einem halben Hundert Bewohner hat in der Regel nur 2 Hütten: eine für die Weiber und Kinder, die andere (ufung) für die Männer und Jünglinge. Aber nicht überall ist man bei getrenntem Wohnen der Geschlechter mit dem Raume derart sparsam: so beherbergt z. B. in Sialum ein Weiberhaus zwei bis drei Mütter mit ihren Kindern, während in jedem Männerhause ein ganzer Haufen Männer wohnt. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Sissanu, wo das Männerhaus no woru heißt.

In den Figuren 12 (S. 40, Hupe), 41 (S. 82, Morobe), 119 (Sialum bei Kap König Wilhelm), 113, 114, 120, 121 (Sissanu) sind Männerhäuser, dagegen in den Figuren 31 (S. 70, Sialum), 111 (S. 213, Morobe), 122, 123 (Sissanu), 130 (Muschu), 131 (Lae-Womba) Weiberhäuser aus den verschiedensten Gegenden abgebildet. Um Familienhäuser handelt es sich z. B. in Figur 15 (S. 45, Labo, Herzogsee). Bei Betrachtung dieser Bilder sticht sofort in die Augen (was auch durch die übrigen in diesem Bande

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



117. Versammlungshaus der Ka-iwa. Nassaufluß.

dargestellten Hütten bestätigt wird), daß ein einheitlicher Typus überhaupt nicht vorkommt. Am auffallendsten bleibt dies bei den Männerhäusern in Sissanu: wir haben hier zuerst die runden Bauten (Fig. 113, 114), dann die ovalen (Fig. 121) mit einer Plattform unter dem Wohnraum und schließlich eine Hütte ohne Plattform (Fig. 120).

Auch die Weiberhäuser in Sissanu sind recht verschieden: dasjenige in Figur 122 hat eine kleine oben offene Veranda vor dem (durch den dort sitzenden Mann verdeckten) Eingange; bei Figur 123 ist dagegen das Vordach vorhanden, aber die Veranda fehlt. Niedrige, überdachte Veranden, wie wir sie in Figur 126 sehen, sind sonst sehr verbreitet.

Im allgemeinen verwendet man auf Männerhäuser mehr Sorgfalt als auf Weiberhäuser, und es werden bei ersteren die stützenden Pfeiler nicht selten kunstvoll geschnitzt. Proben hiervon sehen wir in Figur 124 und 125. Der Pfeiler in Figur 125 befindet sich unter dem in Figur 119 dargestellten Männerhause. Daß bei den Häusern, welche die Beschneidungskandidaten während des Balumfestes aufzunehmen haben, die Pfosten kunstvolle Verzierungen erhalten, wurde schon erwähnt (Fig. 68, S. 157).

In Sialum und besonders in den Sissanu-Dörfern schmückt man die Männerhäuser noch in eigenartiger Weise: man hängt zwischen den Pfosten lange Reihen von Schweine-Unterkiefern auf zu dauernder Erinnerung an Festschmause (Fig. 119, 121).

In Figur 128 ist ein im Bau begriffenes Weiberhaus abgebildet. Alle Verbindungen werden nicht durch hölzerne Pflöcke, welche das Bohren von Löchern bedingen würden (eiserne Nägel kennt man nicht), sondern durch Binden hergestellt. Dadurch entwickelte sich die Bindetechnik bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



118. Junggesellenhaus auf der Insel Seleo. (Berlinhafen).



119. Männerhaus in Sialum bei Kap König Wilhelm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



120. Männerhaus in Sissanu.



121. Männerhaus in Sissanu. Zwischen Berlinhafen und der holländischen Grenze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG





122 u. 123. Weiberhäuser in Sissanu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



124. Geschnitzer Pfeiler an einem Männerhause auf der Kela-Halbinsel. Samoahafen. Huongolf.



125. Geschnitzter Pfeiler an einem Männerhause in Sialum bei Kap König Wilhelm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



126. Hütte in Ramo. Hinterland von Sissanu.



127. Hütten in Vokau bei Berlinhafen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



128. Im Bau begriffenes Weiberhaus. Sissanu.



129. Im Bau begriffenes Weiberhaus. Arup. Zwischen Berlinhafen und der holländischen Grenze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



130. Weiberhaus auf der Insel Muschu bei Dallmannhafen.



131. Weiberhaus der Mumung-Lae-Womba.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

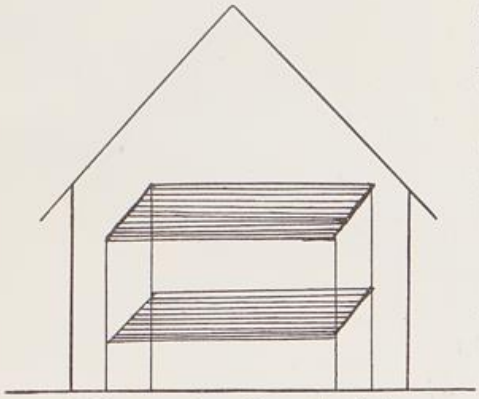
zur höchsten Vollkommenheit. Der Bindfaden wächst in Gestalt von Lianen auf den Bäumen, aber keineswegs alle Schlingpflanzen sind zum Binden in gleicher Weise geeignet. Viele derselben haben zwar in frischem Zustande große Reißfestigkeit, werden aber beim Trocknen brüchig und sind daher unbrauchbar. Um die verschiedenen Teile des Hauses zusammenzubinden, braucht der Papua verschiedene Lianenarten, welche der Beanspruchung angepaßt sind. Da durch das fast beständig in der Hütte unterhaltene Feuer und den aufsteigenden Rauch besonders das Dach stark ausgedörrt wird, ist hier Bindematerial zu verwenden, welches selbst bei stärkster Austrocknung haltbar bleibt. Wir sehen in dem Hause (Fig. 128) ein zweites Stockwerk und dicht unter dem First noch ein drittes. Ich glaube aber nicht, daß man hier den Fußboden vollständig belegt, um diese Stockwerke bewohnbar zu machen; so weit ich mich durch flüchtiges Hineinblicken in fertige Häuser überzeugen konnte, benutzt man die oberen Räume nur zum Aufbewahren verschiedener Dinge. Ein endgültiges Urteil ließ sich leider nicht gewinnen, denn um mit den Leuten in guter Freundschaft zu bleiben, was in dieser weltentlegenen Landschaft Lebensfrage ist, muß man den Weibern gegenüber von äußerster Zurückhaltung sein und ein wenn auch ganz unschuldiges Eindringen in ihre Hütten würde bei dem sonst so zahmen Wilden die schlimmsten Leidenschaften entfesseln. Eine Tür nach außen haben diese Stockwerke nicht. In Bogadjim kommen zweistöckige Hütten vor, bei denen jedes Stockwerk eine Tür nach außen besitzt[1]); anderwärts sah ich eine Hütte mit zwei geschlossenen Stockwerken nur in Morobe (Adolfhafen).

Bei dem im Bau begriffenen Weiberhause von Arup, welches dem soeben besprochenen Sissanu-Hause (Fig. 128) in der Anlage vollkommen gleicht, ist das Atap-Dach (Sagolaub) bereits befestigt, aber die Seitenwände sind noch unvollendet. Innen band man das als Wandbekleidung benutzte Rindenmaterial bereits fest, aber die äußere Bekleidung mit Atap ist erst in der linken, von der Palme stark beschatteten Ecke vollendet. Übrigens ist doppelte Wandbekleidung bei Papua-Häusern keineswegs Regel, sondern seltene Ausnahme.

Nunmehr noch einiges Nähere über besondere Hauskonstruktionen. In Peihowa am Huongolf übernachtete ich in einem Versammlungshause, dessen Bauart von der sonst gebräuchlichen vollständig abweicht. Die Wände des geräumigen Hauses sind bis zum Fußboden geschlossen. In der Mitte erhebt sich ein großes, aus zwei Stockwerken bestehendes Gestell, auf dem die Leute schlafen, rings um dasselbe ist ein freier Umgang (Fig. 132). Auch die Behausungen der Mumung-Lae-Womba sind eigenartig (Fig. 38 S. 78 u. Fig. 131). Erstens tragen sie den Stempel der Unfertigkeit, da die Dörfer wegen der ewigen Überfälle den Standort häufig wechseln: der von dem Dache überdeckte Raum (Fig. 131) zerfällt in zwei Hälften, deren rechte offen bleibt, während die linke, an deren Boden sich

[1]) Abgebildet in Dr. B. Hagen. Unter den Papuas. Taf. 31.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



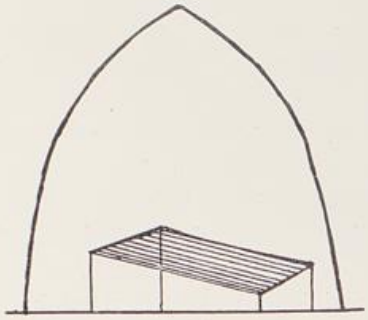
132. Versammlungshaus der Peihowa (Boang). Huongolf.

geneigte Schlafpritschen befinden, auf drei Seiten durch Wände von wagerecht über einander geschichtetem Bambus geschützt ist. Durch Skizzen (Fig. 133 bis 136) mögen noch einige andere, hier gebräuchliche Hauskonstruktionen veranschaulicht werden. Die Geschlechter wohnen bei den Lae-Womba getrennt. Außer den beschriebenen Häusern sieht man in den Dörfern primitive Schutzdächer gegen Regen und Sonnenschein, so wie sie in ganz Neu-Guinea weitab von den Dörfern errichtet werden, um den Leuten, welche auf entlegenen Feldern oder irgendwo an der Küste arbeiten, vorübergehend Unterkunft zu gewähren.

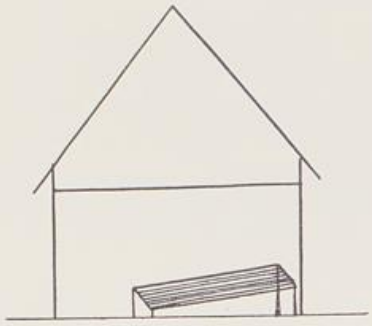
In den westlichen Gebietsteilen unserer Kolonie spielen die Geisterhäuser, welche in der Umgebung von Kap König Wilhelm und des Huongolfes vollkommen fehlen, eine hervorragende Rolle. Die Bauart derselben ist ebenso mannigfaltig wie diejenige der Wohnhäuser; dies wird am besten durch die drei in Figur 137 und 138 abgebildeten Geisterhäuser illustriert, welche in einem einzigen Dorfe (Malol) stehen. Das rechte Gebäude in Figur 137 zeigt die für Geisterhäuser charakteristischen, weit ausladenden, hörnerartigen Fortsätze oben am Dach; die kleine Hütte im Hintergrund dagegen, die mit einer großen Anzahl von Schweinekiefern geschmückt ist, verrät in ihrem Äußeren nichts von ihrer religiösen Bestimmung, ist in den Augen der Eingeborenen aber ein Heiligtum besonderer Art, denn die Schwarzen wurden schon ungemütlich, wenn man in die Nähe des Hauses ging. In Figur 138 sehen wir zwei Hütten aus demselben Dorfe: vorn ein Geisterhaus, hinten ein Männerhaus. Es war selbst dem mit den Eingeborenen in ihrer Sprache verkehrenden Missionar nicht möglich, konstruktive Verschiedenheiten dieser beiden Hütten zu ermitteln; auch ließ sich nicht feststellen, weshalb man den Geisterhäusern so verschiedenartige Formen gibt.

Beinahe genau so abweichend in ihrer Bauart sind die Geisterhäuser in den Dörfern der Sissanu (Fig. 139 bis 141). Die beiden Baulichkeiten in den Figuren 139 und 140 sind ziemlich gleichartig, nur daß bei ersterer der niedrige Vorbau fehlt, welcher den Eingang bildet. Bei beiden muß man, bevor man in den Innenraum gelangt, durch einen niedrigen Gang fast ganz um die Hütte herumkriechen. Völlig abweichend gebaut ist das Geisterhaus Figur 141, welches den auf Seleo und Tumleo (Berlinhafen) gebräuchlichen ähnelt (Fig. 143 und 144). Bemerkenswert sind hier die Wände aus bemalten Rindenstücken, wie sie auch bei den Warapu und in Vokau (auf dem Festlande gegenüber der Insel Seleo, Fig. 142) vorkommen.

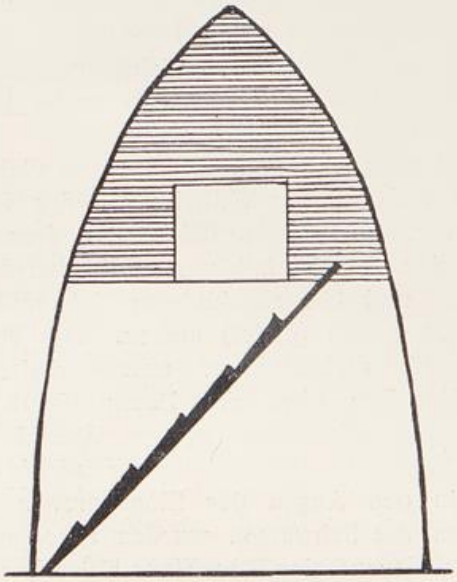
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



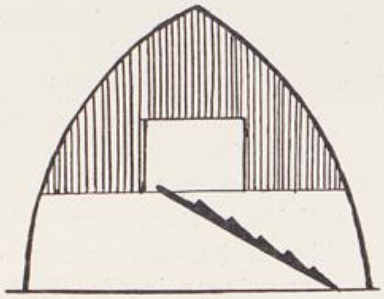
133



134



135



136

133. Hütte der Lae-Womba, vorn und hinten offen, in der Mitte eine abgeschrägte Schlafpritsche.
134. Hütte der Lae-Womba, unten die abgeschrägte Schlafpritsche, oben unter dem Dache ein abgeteilter Raum zum Aufbewahren von Hausgerät.
135. Hütte der Lae-Womba, unten offener, oben durch Tür und Stiege zugänglicher, geschlossener Raum.
136. Hütte der Lae-Womba. Wie Fig. 135, der offene Raum unter dem Hause ist aber viel niedriger.

Wie alles auf dem Augustafluß, sind auch die dort vorkommenden Geisterhäuser und sonstigen Baulichkeiten von einer Größe, Vollendung und Schönheit, wie wir sie sonst in Kaiser-Wilhelmsland nicht kennen. Da bisher aber alle Reisen auf dem gewaltigen Strome flüchtige Erkundungsfahrten waren, sind wir über genauere Einzelheiten noch nicht unterrichtet. Man könnte deshalb vielleicht den Namen „Geisterhäuser“ beanstanden und an Stelle desselben eine mehr indifferente Bezeichnung wünschen. „Zeremonien-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



137. Zwei Geisterhäuser. Malol.



138. Vorn Geisterhaus. Hinten Männerhaus. Malol.





139 u. 140. Geisterhäuser. Sissanu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



141. Geisterhaus. Sissanu.



142. Geisterhaus. Vokau bei Berlinhafen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

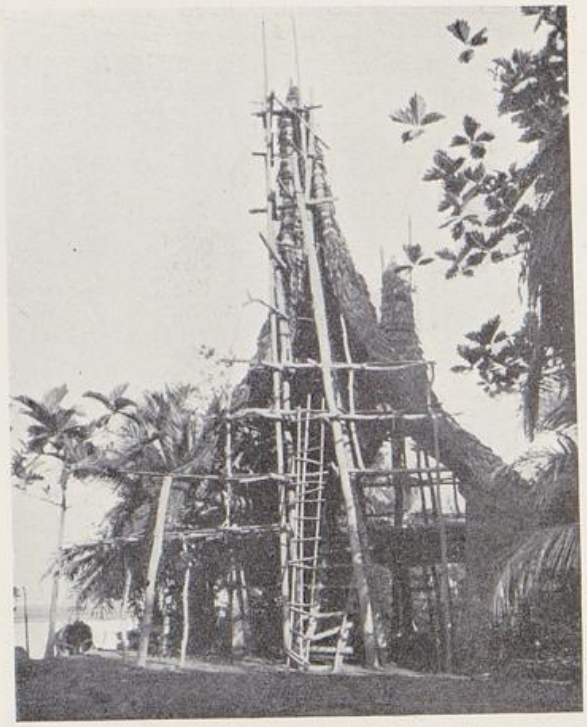


143. Geisterhaus (Ahnenhaus. Aloll) auf Seleo. Berlinhafen.



144. Geisterhaus (Ahnenhaus. Aloll) auf Tumleo. Berlinhafen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



145. Im Bau begriffenes Geisterhaus am Augustafluß, 300 Kilometer von der Mündung.



146. Wohnhaus in Pagem am Augustafluß, 140 Kilometer von der Mündung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



147. Geisterhaus am Augustafluß, 315 Kilometer von der Mündung.



148. Dorf auf Ragetta bei Friedrich-Wilhelmshafen.
In der Mitte des Bildes eine Gruppe von Betelpalmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

häuser" ist sicherlich nicht indifferenter, und da an den benachbarten Küsten Baulichkeiten, welche nicht zum Aufenthalte von Menschen dienen, „Geisterhäuser" sind, werden sie es wohl auch am Augustaflusse sein.

Schon auf der Karte, die als Ergebnis der ersten, großen Augustafluß-fahrt (1886) angefertigt wurde, finden wir an einer Stelle, die in Luftlinie 115 Kilometer von der Mündung entfernt liegt, den Vermerk „Tempeldorf" eingetragen. Da Tempel sonst in ganz Deutsch-Neu-Guinea nicht vorkommen, hätte dieser Vermerk genügen sollen, um die deutschen Gelehrten zu weiteren Forschungen auf diesem völlig unbekannten Gebiete anzuregen. Aber weit entfernt davon! Der deutsche Michel hielt es für viel notwendiger, kostspielige Expeditionen in fremdes Ausland zu senden.

Über die Geisterhäuser am Augustafluß, welche in den Figuren 21, 22, 23 (S. 58—60), 145 und 147 zur Darstellung gelangen, ist schon auf Seite 58 berichtet. Aus den lukenartigen Öffnungen in Figur 147 blicken einige Schädel hervor. Recht eigenartig ist die mitten in der Giebelwand von Figur 22 sichtbare, in die Höhe zu klappende Tür. In dem unteren offenen Raume stehen in nieschenartigen Verschlägen große, schön geschnitzte Signaltrommeln; auch sind hier die mit Ton übermodellierten Schädel aufgehängt. Im oberen Raume werden geschnitzte Figuren, Tanzmasken, gewaltige Tonkrüge und anderes Gerät aufbewahrt, dessen Vorkommen in Kaiser-Wilhelmsland ganz überraschend ist.

Figur 145 zeigt ein solches Geisterhaus im Bau. Die großen Gerüste und Leitern erinnern an europäische Bautechnik. Figur 146 veranschaulicht ein Wohnhaus im Dorfe Pagem, 140 Kilometer von der Mündung. Wegen des durch Buschwerk behinderten Standortes konnte ich nur die Hälfte des Hauses in das Gesichtsfeld bekommen; es ist also ein recht stattliches Bauwerk. Links vorn fällt das durch eine Klappe zu schließende Fenster auf. Innen finden wir die mächtigen aus Binsen geflochtenen Moskitosäcke (S. 57), in welche nachts die Familie hineinkriecht.

Im Mündungsgebiete des Augustaflusses kommen auch Geisterhäuser vor, deren Wände wie diejenigen der in Figur 141 und 142 dargestellten aus bemalten Rindenstücken der Niponpalme bestehen.

Es fällt sehr schwer, sich über das Innere der Geisterhäuser Aufklärung zu verschaffen, da die Eingeborenen sorgfältig darüber wachen, daß kein Unberufener in dieselben eindringt. Am Augustafluß konnte ich in einem unbeobachteten Augenblicke in ein solches hineinschlüpfen. Auch war es in Sissanu möglich, auf allen Vieren schnell in das in Figur 140 abgebildete Geisterhaus zu kriechen; dort befanden sich aber lediglich einige wenige Schädel. Mit größerer Muße konnte ich ein Geisterhaus in dem versunkenen Dorfe der Warapu untersuchen und ausräumen (S. 25 u. 64). In letzterem befanden sich einige ornamentierte Schädel, verschiedene, zu Beschneidungsfesten verwendete Tanzmasken (Fig. 313) und einiges Zaubergerät. In den Geisterhäusern auf Seleo und Tumleo (Fig. 143 und 144) werden die Schädel der Männer aufbewahrt, die man aus den Gräbern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nimmt, sobald die Weichteile abgefault sind (S. 165), außerdem noch Schmuckgegenstände für den Tanz und Ahnenfiguren.

Die Geisterhäuser haben allerwärts den Zweck, diejenigen Dinge zu verstecken, die unter allen Umständen den Weibern verborgen bleiben sollen; in erster Linie alles, was sich auf die Beschneidung bezieht. Deshalb müssen z. B. in Sissanu die Weiber in weitem Bogen um das Geisterhaus herumgehen, bei dem in Figur 139 dargestellten Hause immer auf der rechts vom Beschauer gelegenen Seite.

Über ein nur während der Balumfeste in Jabim errichtetes Bauwerk, welches, um die Frauen und Knaben gruseln zu machen, das Balumungeheuer darstellt, wird in Band 3 S. 297 berichtet.

Die Dorfanlage ist in den verschiedenen Landesteilen äußerst verschieden. Der Regel nach liegt das Dorf im Busch unter Kokospalmen, die man in Figur 148 links im Bilde sieht; die Palmen in der Mitte und rechts sind Betelpalmen, welche die für das Betelkauen notwendigen Betelnüsse liefern. Wo man an der Küste oder im Urwalde eine Gruppe von Kokospalmen bemerkt, kann man mit Sicherheit annehmen, daß hier ein Dorf steht oder früher gestanden hat. Die Hütten liegen zerstreut und schließen sich zumeist nur um den eigentlichen Dorfplatz, wo die Tänze und Festschmause stattfinden, etwas enger zusammen (Fig. 13 S. 42, Fig. 25 S. 63, Fig. 29 S. 67, Fig. 33 S. 72). Der Dorfplatz wird sauber gehalten. In den Lae-Womba-Dörfern fegt man ihn aufs sorgfältigste und entfernt das aufsprießende Gras. In einzelnen Küstendörfern, z. B. in Potsdamhafen, wird auf dem Dorfplatze weißer Sand hoch aufgeschüttet und oft erneuert, so daß Unkraut nicht aufschießen kann.

Je unsicherer die Gegend ist, um so mehr zerstreut stehen die Häuser, denn hierdurch verhindert man, daß bei Überfällen gleich das ganze Dorf von den Angreifern umzingelt wird. Der Angriff muß sich auf vereinzelte Hütten beschränken und die abseits wohnenden Männer sind imstande, ihren bedrängten Dorfgenossen zur Hilfe zu kommen und den Angreifern in den Rücken zu fallen.

Der Begriff „Dorf“ ist äußerst dehnbar. Man versteht darunter große Komplexe von Häusern (Fig. 30 S. 70) oder auch eine einzelne, elende Hütte (Fig. 11 S. 38). Wenn, wie bei den Hupe, Männer und Weiber getrennt wohnen und die Bevölkerung an sich ziemlich dünn ist, besitzt ein Dorf selten mehr als zwei Hütten.

Wo sich nahe der Küste kleine vorgelagerte Inseln befinden, siedelt sich die Bevölkerung gern auf denselben an, da sie hier vor Überfällen am besten gesichert sind (Fig. 30 S. 70). Wegen des beschränkten Raumes reiht sich hier Haus an Haus, und man findet ganze Straßenzüge (Fig. 1 S. 17). Das am meisten hervorstechende Beispiel für Besiedelung einer kleinen Insel mit einer zahlreichen Bevölkerung (ungefähr 1000 Seelen) ist die Dorfinsel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nordwestlich von Kap König Wilhelm. Auch die Laukanu (Huongolf) wohnten früher auf den kleinen, der Küste vorgelagerten Dot-Inseln.

Der Regel nach sind die Dörfer offen. Nur in der Umgebung von Kap König Wilhelm umgibt man sie, wofern sie nicht auf einer Insel liegen, mit einem Zaun (Quampu und Kelana); doch hat dies lediglich den Zweck, die Schweine im Dorfe zurückzuhalten, damit sie nicht die Felder verwüsten (vergl. S. 72).

Bei den Hupe, unmittelbar neben der Schlucht, in deren Tiefe der Kua rauscht, fand ich vor einem Dorfe einen Palisadenzaun mit verschließbarer Pforte, der zur Sicherung des Dorfes gegen Überfälle angelegt war. Aus demselben Grunde sind in den Rawlinsonbergen nördlich von Bukaua die Kai-Dörfer auf Bergkegeln erbaut und mit starken Zäunen umgeben. Keysser sah dort im Gehöft auf einem mächtigen Baume eine Plattform, die beim Ausspähen nach Feinden freien Ausblick nach allen Seiten gewährt. Daß in Nähe der englischen Grenze und am Waria die Dörfer auf steilen Höhen liegen, wurde schon mitgeteilt (Fig. 14 S. 44; vergl. auch S. 81).

Wo das Leben durch unaufhörliche Feindseligkeiten besonders gefährdet ist, zogen sich die Eingeborenen mit ihren Hütten in das Wasser zurück und errichteten Pfahlbauten, wie sie in grauer Vorzeit auch an verschiedenen Punkten Europas bestanden. Leitere in Nähe der holländischen Grenze und Dörfer der Labo in den Herzogseen (Fig. 15 u. 16 S. 45) unweit der Markham-Mündung (Huongolf) sind hierfür typische Beispiele. Bei den Labo kennen wir genau die Veranlassung, welche sie vor ungefähr dreißig bis vierzig Jahren in die schwer zugänglichen Sümpfe der Herzogseen trieb (S. 44).

Furcht vor den Feinden zwingt den Papua, gelegentlich auf Bäumen seine Zuflucht zu suchen. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte jedes Dorf in der Umgebung des Sattelberges eine Reihe von Baumhäusern, in welche sich die Dorfbewohner bei Angriffen flüchteten (Fig. 10 S. 37 u. Fig. 212). Meist befanden sich auf einem kräftigen Baume, welcher dem Beile genügenden Widerstand leistet, mehrere Häuser. Mit Vorliebe wählte man für den Bau von Baumhäusern die sogenannten Baumwürger, weil dieselben die größte Widerstandsfähigkeit gegen Stürme, Beil und Feuer gewährleisten (Fig. 326 u. 327). Durch den Einfluß der Missionare wurde es dort jetzt anders; ungefähr sechzig Kilometer in Luftlinie von der Küste entfernt traf ich das erste Baumhaus an (Fig. 10 S. 37). Vereinzelte Baumhäuser sieht man auch am Augustafluß.

Betrachten wir nunmehr die einzelnen Teile des Hauses etwas genauer. Zu den stützenden Pfeilern werden in der Regel kräftige Baumstämme genommen (Fig. 113, 114), wofern es sich nicht um Hütten handelt, die man alle ein bis zwei Jahre doch wieder verläßt, um sich anderweitig anzusiedeln. Am widerstandsfähigsten ist Afzelia-Holz, welches in der feuchten Erde nicht verfault. Das Zurechthauen dieser Pfähle bietet jetzt, wo die Eingeborenen reichlich europäisches Eisengerät besitzen, keine nennenswerten Schwierigkeiten, während früher, wo man auf Steinbeile angewiesen war,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder einzelne Pfahl tagelange Arbeit erforderte. Gleichwohl bleibt auch jetzt noch der Hausbau für den Einzelnen eine zu schwierige Arbeit, denn die schweren Stämme müssen aus dem Walde herbeigeschleppt werden. Aus diesem Grunde beteiligt sich immer die ganze Sippe oder gar die ganze männliche Dorfschaft an dem Hausbau. Natürlich müssen die Hilfskräfte durch eine Schmauserei entschädigt werden. Ein halbwegs gut gebautes Haus ist daher für den Papua ein großes Wertobjekt und man darf sich nicht einbilden, daß sich der Schwarze leicht darüber tröstet, wenn man ihm sein Dorf niederbrennt. Ein Blick unter die Hütten belehrt uns, daß zu einer solchen Behausung eine erhebliche Anzahl großer und dicker Balken nötig ist (Fig. 79, 124, 125, 146). Während der sechs Wochen, die ich mich in Sissanu aufhielt, wurde an dem in Figur 128 dargestellten Hause von mehreren Leuten fast täglich gearbeitet und doch rückte das Ganze nur langsam vorwärts. Da müssen zuerst die sechzig bis siebzig dicken, langen Stangen der Wände im Walde geschlagen und herbeigeschleppt werden. Auch die Konstruktion des Fußbodens benötigt kräftige Rundhölzer. Und nun die zahllosen, sorgfältig ausgeführten Bindungen!

Bei der in Kaiser-Wilhelmsland sehr verbreiteten Hauskonstruktion, wie wir sie in Fig. 115, 116 (S. 216) und 146 (S. 233) sehen, ruht das Dach auf vier (oder mehr) Eckpfählen, während der Fußboden des Wohnraumes von besonderen, kräftigen Stützen getragen wird, die man oben gabelförmig auskerbt, damit die horizontalen Balken sicherer auf ihnen ruhen. Mit Verzierungen schmückt man immer nur diese kurzen Stützen (Fig. 124 u. 125 S. 222), nicht die langen, welche lediglich das Dach tragen. Auf die horizontalen Querbalken werden Längsbalken gelegt (Fig. 116) und auf diese Rindenstücke der Arekapalme, auf denen man den eigentlichen Fußbodenbelag, breit geschlagenes Bambusrohr oder schmale Rindenstücke einer Palme aufbindet.

Daß man für das Dach besondere Stützen nimmt, hat seinen praktischen Grund in folgendem: das Dach ist leicht und erfordert nur dünne Hölzer; der Fußboden hat dagegen oft zwanzig Leute und mehr zu tragen; die Querbalken desselben müssen also oben auf kräftigen Stützen fest aufliegen; wären sie seitlich an den langen Dachstützen angeknüpft, würden sich die Bindungen bald lockern. Außerdem müßte man diese langen Stützen viel kräftiger wählen. Wo zahlreiche, das Dach bildende Rundhölzer vorhanden sind, welche auch für den Fußboden der Hütte genügende Tragfähigkeit besitzen (Fig. 128), spart man sich die besonderen Träger für letztere. Der Papua ist ein praktischer Mann, der sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen versteht und immer mit dem geringsten Aufwande von Mühe zum Ziele zu kommen sucht. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein irgend eines Holzes, einer Rindenart oder für die Bindung notwendigen Liane bedingt Abweichungen in der Bauart der Hütten, ganz zu schweigen von der flüchtigen Aufführung derselben in unsicheren Kriegszeiten. Es ist daher sinnlos, aus solchen Abweichungen wesentliche Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiede herauskonstruieren zu wollen. So ergibt sich z. B. ganz von selbst, daß die Hauswände auf Tami aus Brettern bestehen, d. h. aus den dort zahlreich vorhandenen, ausgedienten Planken der Boote, und die Leute würden sich nur unnötige Arbeit machen, wollten sie an Stelle dieses ihnen mühelos zur Verfügung stehenden Materials Rinde oder Atap vom Festlande herbeischleppen. Auch an den Küsten (Jabim, Bukaua usw.) wurden, wo alte Bootsplanken vorhanden sind, dieselben zu Hauswänden benutzt und bei den Junggesellenhäusern mit Schnitzerei und Bemalung reich verziert (Fig. 79 S. 168, Fig. 115 S. 216 und Fig. 235). Sehr verbreitet ist die Verwendung großer Rindenstücke für die Hauswände; wir sehen solche in den Figuren 29 (S. 67), 113 (S. 214), 118 (S. 219), 120 u. 121 (S. 220), 130 (S. 225), 137 (S. 229). Bei den Geisterhäusern werden die Rindenstücke der Niponpalme bunt bemalt (Fig. 141 u. 142 S. 231, Fig. 144 S. 232). Dann sind die aus wagerecht übereinander geschichteten oder senkrecht nebeneinander gestellten Rundhölzern gefertigten Wände zu erwähnen (Fig. 110 u. 111 S. 213, Fig. 112 S. 214, Fig. 127 S. 223) Fig. 131 S. 225). Alle diese Verschiedenheiten bleiben aber nicht an bestimmte Gegenden gebunden, und wir sehen z. B. in Ramo (Fig. 29 S. 67) ein Haus mit Wänden aus Rundhölzern neben einem solchen mit Rindenwand. Schließlich finden wir Wände aus sorgfältig genähtem Sagolaub (Atap), wobei man die länglichen Stücke senkrecht nebeneinander anbringt (Morobe, Fig. 41 S. 82 und Siassi, Fig. 35 S. 74). Aus Sagolaub bestehen auch die Wände der prächtigen Häuser am Augustafluß (Fig. 21 bis 23 S. 58 bis 60, Fig. 146 S. 233, Fig. 147 S. 234), doch sind hier die länglichen Stücke wagerecht übereinander geschichtet.

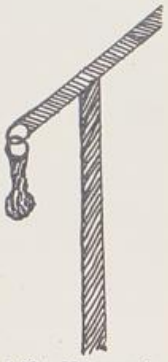
Außer diesen gut gearbeiteten Wänden, die gegen die Unbill der Witterung ausreichenden Schutz gewähren und die besonders dort, wo man doppelte Bekleidung anbringt (Sissanu u. Arup, Fig. 129 S. 224), gegen Sturm und Regen trefflich schützen, findet man allerwärts höchst mangelhafte Wände aus einem Stück Matte und einigen Palmwedeln (Fig. 1 S. 17, Fig. 117 S. 218), oder es fehlt überhaupt jegliche Wand.

Recht häufig ist eine besondere Wand deshalb nicht vorhanden, weil das Dach (Jabim u. Bukaua: salum. Tami: ndjalum. Sattelberg-Kai: pupu), bis zur Erde oder wenigstens bis zum Fußboden des Wohnraumes reicht (Fig. 10 S. 37, Fig. 12 S. 40, Fig. 109 S. 212, Fig. 122 u. 123 S. 221, Fig. 139 u. 140 S. 230 u. a. m).

Wo man Sagolaub zur Verfügung hat, wird dasselbe für die Dachbedeckung mit Vorliebe benutzt, da es dem Wetter für mehrere Jahre trotzt; doch werden hierfür nur die stachellosen Sorten verwendet, da die mit Stacheln besetzten für die Bearbeitung zu große Schwierigkeiten machen. Als typisches Beispiel einer frischen und sorgfältigen Bedeckung mit diesem Material kann Figur 137 (S. 229) gelten. Die Fiederungen der Blätter werden nach einer Seite geschlagen und, damit sie in dieser Lage verharren, mit Lianen unter Zuhilfenahme von 20 bis 30 cm langen Holznadeln ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

näht. Die Vernähung ist deutlich sichtbar bei dem kleinen Dache auf dem Grabe (Fig. 78 S. 168). Nicht genäht, sondern verflochten ist das Laubwerk bei dem Dache in Figur 38 (S. 78). Das Vernähen wird vorgenommen, wenn die Blätter noch grün sind; dann stapelt man sie übereinander auf, bis sie vollkommen getrocknet und braun geworden sind. Ein solcher Stapel, der einem Bretterstapel ähnelt, ist unter der vordersten Hütte in Figur 127 (S. 223) sichtbar. Erst nach gänzlichem Austrocknen werden die Blattrippen auf den Dachsparren festgebunden. Die Lae-Womba legen die Blattrippen so nahe nebeneinander, daß das Dach von innen den Eindruck macht, als bestehe es nur aus Stäben. Es kommen auch, besonders bei schnell errichteten Hütten und Schutzdächern, Deckungen mit den Blättern der Kokospalme vor, doch sind dieselben undicht und wenig widerstandsfähig.



149. Hängende Figur am Dachbalken.

Wo Sagopalmen nicht vorhanden sind oder man, wie im Kai-Inlande westlich vom Sattelberge, die Verwendung dieser Blätter nicht kennt, benutzt man als Deckmaterial Gras (Fig. 12 S. 40, Fig. 109 S. 212).

Während außer am Augustafluß (Fig. 21—22 S. 58—59; Fig. 146—147 S. 233—234) in Dach und Wänden fensterartige Öffnungen unbekannt sind, sah ich bei den Hupe wiederholt im Dach kleine, aufklappbare Luken (Fig. 13 S. 42), die aber nur als Ausguck und bei Überfällen als Schießscharten für Pfeil und Bogen dienen. Auf Siassi (Fig. 35 S. 74) hat das Dach, offenbar der besseren Ventilation wegen, oben einen besonderen Aufsatz mit seitlichen Öffnungen.

Als Verzierung der Giebel findet man, abgesehen von den Vögeln (Fig. 22 u. 23 S. 59 u. 60, Fig. 147 S. 234) auch geschnitzte menschliche Figuren (Astrolabebucht). Die unteren Enden der Dachbalken werden gelegentlich dadurch geschmückt, daß man eine menschliche Figur derartig herausarbeitet, daß sie meist mit dem Kopf nach unten in einer Öse an dem unteren Ende des Dachbalkens frei hängt (Berlinhafen u. Bukaua, Fig. 149). Bemerkenswert ist dabei, daß Figur und Dachbalken ein einziges Stück sind.

Die Türöffnung wird nachts und in Abwesenheit der Bewohner stets verschlossen gehalten. Die Tür besteht aus einer geflochtenen Matte (Fig. 137 S. 229, das kleine Geisterhaus links), aus einem Geflecht von spanischem Rohr oder aus Rindenstücken (Fig. 29 S. 67, Fig. 130 S. 225). Am Augustafluß kommen sorgfältig gearbeitete, hochklappbare Türen vor (Fig. 22 S. 59).

Um zu der hochgelegenen Tür zu gelangen, dienen Laufbalken oder Leitern. Glatte Laufbalken ohne Einkerbungen sehen wir in Figur 117 (S. 218). In der Regel aber bringt man Einkerbungen an, um ein Abgleiten des Fußes von dem beim Regen schlüpfrigen Balken zu verhüten (Fig. 35 S. 74). Das obere Ende des Balkens bildet nicht selten eine roh geschnitzte, nackte Figur, die auch bunt bemalt wird, wie diejenige, welche ich von dem Treppenbalken abschnitt, der zum Geisterhause in dem versunkenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dorfe der Warapu hinaufführte. Auch umgekehrte alte Bootströge werden als Laufbalken verwendet. Einen bequemeren Aufstieg zur Tür gewähren Leitern. Bei den Figuren 29 (S. 67), 141 (S. 231) und 143 (S. 232) sind, ebenso wie bei dem im Bau befindlichen Geisterhause am Augustafluß (Fig. 145 S. 233), die Sprossen an den Seitenstangen aufgebunden, während man bei den in den Figuren 120 und 121 (S. 220) sichtbaren Leitern die Sprossen durch Löcher hindurchsteckte. Um zu den Baumhäusern hinaufzugelangen, benutzt man Strickleitern aus Lianen oder aus sehr langen Bambusstangen hergestellte feste Leitern (Fig. 10 S. 37 u. Fig. 212).

Der ungeteilte Innenraum enthält so viele Feuerstellen, als Familien in der Hütte wohnen, und zwar der Regel nach in den Ecken. Wo, wie bei den Hupe, sehr viele Männer oder Weiber in derselben Hütte hausen, begnügt man sich mit einer mehrere Meter langen Feuerstelle in der Mitte. Damit das Feuer den Fußboden nicht durchbrennt, wird auf dem Bodenbelag eine mehrere Zentimeter starke Lehmschicht aufgeschüttet. Die Feuerstelle ist stets mit einem Ring aus einer besonderen, starken Liane eingefaßt. Über derselben wird unter dem Dache ein Geflecht befestigt, auf dem man Gegenstände verwahrt, welche stark austrocknen sollen, vor allem das Feuerholz. Der Rauch sucht sich seinen Ausweg durch die Tür oder die fast stets schadhaften Seitenwände; er hat wenigstens das Gute, daß man nachts in der Hütte von Moskitos verschont bleibt. Das in Figur 116 (S. 217) an der Seite des Daches sichtbare Gerüst dient zur Aufnahme von Töpfen und anderem Hausgerät.

Fernerhin ist das Dach ein Versteck für Gegenstände, welche unbefugte Augen nicht sehen sollen, z. B. für die bei Beschneidungsfesten verwendeten Balumhölzer.

Der Regel nach schläft der Papua auf dem Fußboden der Hütte, unter Zuhilfenahme einer kleinen Nackenstütze (Fig. 157), aber ohne sonst irgendwie für weiche Unterlage oder Schutz gegen Zugluft zu sorgen; höchstens breitet man eine aus Pandanus gefertigte Matte (Jabim: me. Bukaua: ma. Tami: mak. Sattelberg-Kai: fofo) auf dem Boden aus. In vereinzelten Gebieten, wie am Waria, bei den Jabim und Lae-Womba, benutzt man Schlafpritschen (Fig. 133 u. 134 S. 228), die aber weiter nichts sind als ein wenig erhöhtes, auf dem Fußboden ruhendes Gestell und höchstens dadurch einige Bequemlichkeit bieten, daß der Körper in etwas geneigter Lage ruht. Doch sind keineswegs alle Schlafpritschen abgeschrägt.

Nachts geht es im Hause ziemlich unruhig zu: wegen der erheblichen Abkühlung muß dauernd Feuer unterhalten werden, um welches die Leute in den ersten Nachtstunden schwatzend sitzen; dann sinkt einer nach dem anderen zum Schlafe nieder, aber sobald das Feuer zu erlöschen droht und die Abkühlung zunimmt, erwachen einige, legen Brennmaterial auf und blasen die Flammen von neuem an; dabei kann man nicht umhin, sich schnell noch einige Geschichten zu erzählen, zu deren Mitteilung man während des langen Tages keine Zeit fand. Der an lautlose Ruhe gewöhnte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Europäer, welcher gezwungen ist, in der Hütte zu übernachten, muß sich daher erst papuanische Begriffe von Ruhe aneignen, bevor er zur Befriedigung seines Schlafbedürfnisses kommt. Natürlich geht es ohne verschiedene Schnarcher nicht ab, und wenn man zu 20 bis 25 Mann in einer kleinen Hütte schläft, ist es unvermeidlich, daß ein Schwarzer im Traume Arm oder Bein auf dem Bauche des Europäers deponiert. Man gewöhnt sich an alles und bald bleibt auch das nächtliche Grunzen der Schweine unter der Hütte, das Geheul der Köter, nicht zu vergessen das Herumkrabbeln der zahllosen Flöhe ohne nachhaltigen Eindruck. Peinlich wird die Situation nur, wenn man in der Dunkelheit über die Leiber der Schlafenden hinweg dem Ausgange der Hütte zusteuern muß und am peinlichsten, wenn man dann beim Abstiege von der Haustreppe plötzlich in tiefes Wasser gerät, wie dies beim Übernachten in den Dörfern der Labo zu geschehen pflegt, sobald nachts die Flut die flache Insel unter Wasser gesetzt hat.

Da es jetzt Mode wird, daß der Reisende während der wenigen Stunden, wo der Dampfer im Hafen liegt, seine Nase in das nächsterreichbare Dorf steckt und dann Bücher über seine Forschungen schreibt, dürfte es nicht verwundern, wenn wir demnächst hören, daß das papuanische Haus mit Tür und Fenster ausgestattet ist und im Inneren aus mindestens einem halben Dutzend getrennter Räume besteht. In Nähe der europäischen Niederlassungen erbauten die Schwarzen tatsächlich Hütten dieser Art, aber alles ist selbstverständlich nur Nachahmung des Europäerhauses.

Nahe den Hütten werden etwa 1 m hohe, tischartige Gestelle errichtet (z. B. Fig. 110 S. 213; Fig. 121 S. 220 vorn rechts; Fig. 139 S. 230; Fig. 141 S. 231 vorn rechts), auf denen man Speisen und allerhand Dinge niederlegt, welche den Dorfschweinen unerreichbar bleiben sollen. Auch lange Balken sehen wir in etwa 30 cm Höhe über dem Erdboden befestigt (Fig. 79 S. 168). Sie dienen als Sitzgelegenheit bei Versammlungen und Beratungen, wenn bei sinkender Sonne es nicht mehr nötig ist, den Schatten des Versammlungshauses aufzusuchen.

Besondere Aborte gibt es nicht. Die Küstenbewohner entledigen sich ihrer Exkremente hart am Strande, wo sie von der See bald weggespült werden, wofern sie nicht sofort den hungrigen Dorfschweinen zum Opfer fallen. Die Inlandleute gehen abseits in den Busch (Bd. 3 S. 10).

Außer den Wohn- und Geisterhäusern findet man bei den Papua nur wenige Baulichkeiten. In erster Linie sind die Jams-Vorratshütten zu nennen (Fig. 150). Während die übrigen Knollengewächse, die in der Ernährung des Papua eine Rolle spielen: Taro und Süßkartoffeln, sich nicht zur längeren Aufbewahrung in Vorratshäusern eignen, sondern bis zur Benutzung im Erdboden bleiben, speichert man die Jamsknollen besonders im Kai-Inlande in eigens hierfür errichteten Hütten auf.

Kleine, hüttenartige Verschläge für Hühner traf ich ganz vereinzelt an, z. B. in Bukaua. Da nun der Papua im allgemeinen den Hühnern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



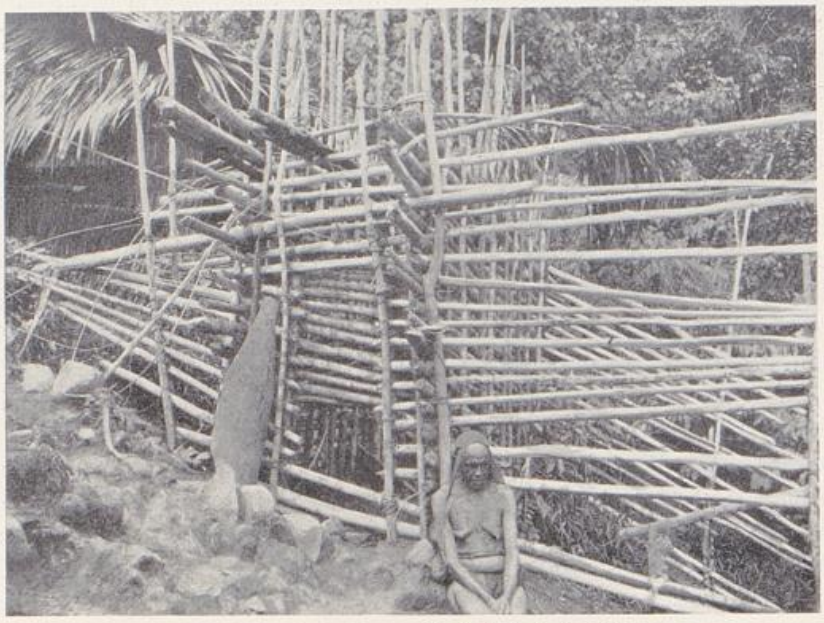
150. Vorratshütte für Jams. Hupe. Kai-Inland.

keinerlei Pflege angedeihen läßt, vermute ich, daß bei Anlage dieser sporadischen Ställe das Beispiel der Missionen anregend wirkte. Anders verhält es sich mit den Schweineställen. Abgesehen von den Stämmen, welche sich mit Schweinezucht und Schweinehandel hervorragend beschäftigen wie die Leute von Siassi und Bilibili, bekümmert man sich um die Schweine wenig. Nur für die Nacht sperrt man sie, aber auch nicht an allen Orten, in kleine Lattenverschläge unter den Häusern. In Figur 31 (S. 70) ist ein solcher Verschlag rechts neben der Zwergin sichtbar, ebenso unter dem Männerhause Figur 119 S. 219. Die Umfriedung des Gehöftes im Dorfe Uno am Waria (Fig. 42 S. 83) hat auch wohl nur den Zweck, die Schweine nachts festzuhalten. Besondere, abseits von den Hütten gelegene Schweineställe fand ich ausschließlich bei den Lae-Womba und am Waria. Bei den Lae-Womba handelt es sich um ganz kleine, rundliche Hütten, an denen sich unmittelbar unter dem Dache eine Türöffnung befindet (Fig. 151). Hier werden abends die Ferkel hineingesetzt und morgens wieder herausgenommen. Recht eigenartig sind die aus Rundhölzern hergestellten Schweineställe am Waria (Fig. 152). Durch Vorschieben der untersten Stangen schließt man die Türöffnung, wenn abends das Borstenvieh hineingetrieben ist. Am Waria kommen auch kleine, überdeckte Hütten als Schweinestall vor.

Schließlich hätten wir die Brückenanlagen zu besprechen. Der nackte Papua macht nicht viel Umstände, wenn er an einen Wasserlauf kommt: er watet oder, wenn dies nicht möglich ist, schwimmt hindurch. Nur wo bei größerer Tiefe die gar zu reißende Strömung jedes Hindurchkommen verhindert, wird eine primitive Brücke angelegt. Das einfachste bleibt ein mächtiger, am Ufer stehender Baumstamm, den man so fällt, daß er sich quer über den Flußlauf legt. Hierin besitzen die Schwarzen große Geschicklichkeit: sie kerben den Stamm soweit an, daß er noch eben seine aufrechte Stellung beibehält; dann fällen sie einen in der Nähe stehenden, dünneren Baum und richten es so ein, daß sein ganzes Gewicht auf den großen Baum stürzt und diesen in der gewünschten Richtung mit sich reißt. Ein Baumstamm als Steg ist für den beschuhten Europäer eine Marter, besonders wenn man auf demselben eine tiefe Schlucht überschreiten soll, in deren Grunde ein Gebirgsbach braust. Geländer gibt es nicht, denn



151. Stall für Ferkel bei den Lae-Womba.



152. Schweinestall am Waria (Herkulesfluß).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

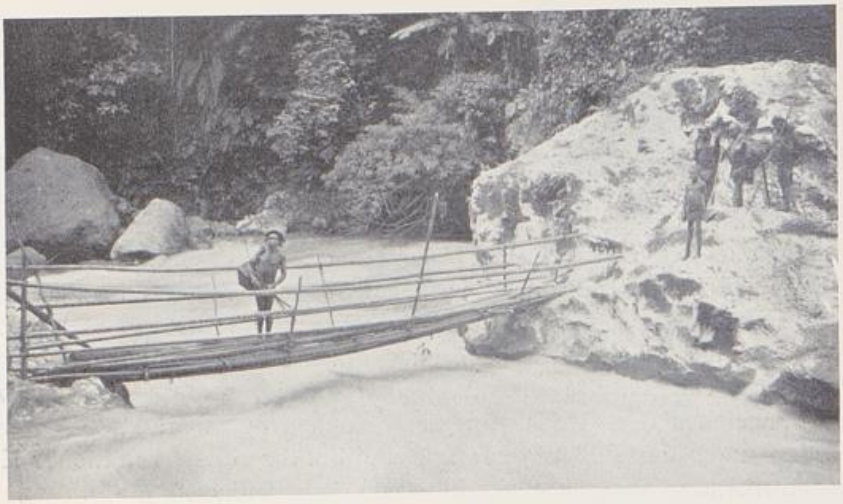
der Schwarze ist der geborene Seiltänzer und braucht sich nicht festzuhalten.

Ein noch primitiveres Mittel zum Überschreiten reißender Flußläufe ist das am Ufer von einem hohen Baume herabhängende Rotang- oder Lianenseil. Der Eingeborene, welcher über das Wasser will, faßt das untere Ende des Seiles und hat nun beim Vorwärtsschreiten die Gewißheit, daß ihn die heftige Strömung nicht mit sich reißen kann. Natürlich ist dies Hilfsmittel nur bei nicht sehr breiten und nicht besonders tiefen Flüssen verwendbar. Auch ohne den Halt am Seile besitzt der Papua erstaunliche Widerstandsfähigkeit gegen die Kraft der Strömung. Mit Beschämung mußte ich es wiederholt ansehen, wie mich beim Durchschreiten eines Baches, wo das Wasser bis an die Brust reichte, die Strömung glatt fortriß, während ein schwarzes Mädchen, welches das Gepäck auf dem Kopfe trug, nicht einen Augenblick den Boden unter den Füßen verlor. Dabei bot ihr voller, rundlicher Körper dem anstürmenden Wasser einen besseren Angriffspunkt.

Ein weiterer Fortschritt im Brückenbau ist das quer über den Fluß gespannte Rotangseil, an dem man sich beim Durchwaten festhalten kann. Eigentliche Brücken sind äußerst selten. Um so auffallender bleibt, daß man am Augustafluß selbst über ganz unbedeutende Wassergräben breite Brückenstege legt. Die erste wirkliche Hängebrücke sah ich auf der Inlandreise zu den Hupe, als wir an den mächtig brausenden Bulesom kamen (Fig. 154). Ein großer Steinblock in der Mitte des Flußlaufes bietet den von Ufer zu Ufer gespannten und mit Knüppeln belegten Lianen einen Stützpunkt. Man trug sogar für ein recht brauchbares Geländer Sorge. Die in Figur 153 dargestellte, ebenfalls über den Bulesom führende Brücke aus Bambusstäben war durch einen starken Regenguß kurz vor unserer Ankunft fortgespült; in kürzester Zeit hatten jedoch die Schwarzen den Steg wieder hergestellt. Auf der anderen Seite des mitten im Flußbette liegenden, großen Felsens befindet sich ein entsprechender Steg.

Diese beiden Brücken sind Kinderspiel gegen die großen Rotang-Hängebrücken, welche in einer einzigen Schwebung das 60 bis 80 m breite Bett des reißenden Waria überspannen (Fig. 155). In Figur 156 ist die Verankerung dieser Brücke auf dem linken Ufer dargestellt. Armstarke Rotangseile sind um dicke, gut bewurzelte Bäume geschlungen und von der Mitte der Brücke ab reichen Seile bis zu den Wipfeln der Bäume (bei der Reproduktion im weißen Himmel nicht erkennbar). Man spannte sogar wagerecht verlaufende Seile, um das seitliche Pendeln der Brücke einzuschränken. In Figur 156 sieht man die kunstgerechte Anrampung der Brücke. Die eigentliche Brückenbahn besteht aus einem vierfachen Rotangseile, auf dem man balanzieren muß, und einem Geländer aus zwei bis drei Rotangseilen zur Rechten und zur Linken. Man sieht, der Papua kann, wenn er will; meistens will er aber nicht. Dabei besteht die Bevölkerung am Waria nicht etwa aus eingewanderten Melanesiern, bei denen man an sich höhere Kunstfertigkeit voraussetzen darf, sondern aus echten Papua. Der Schwarze

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



153. Brücke aus Bambus über den Bulesom. Kai-Inland, westlich von Finschhafen.



154. Lianenbrücke über den Bulesom. Vergrößerung einer kinematographischen Aufnahme.

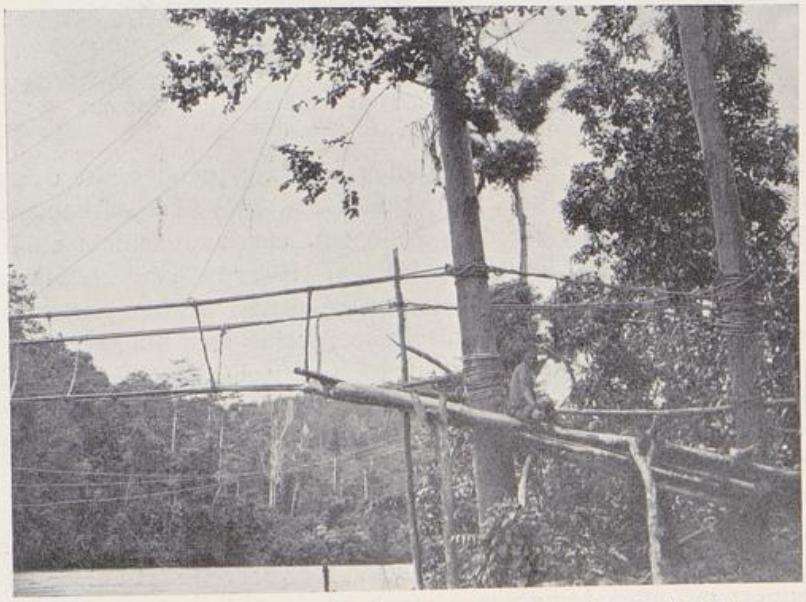
geht über diese Brücke wie über ebenen Boden. Wir empfindsameren Europäer werden besonders durch das unvermeidliche Schwanken verwirrt und durch den Umstand, daß man unter sich das wild dahinschießende Wasser sieht. Da man, um auf dem Seile keinen Fehltritt zu machen, stets nach unten blicken muß, bildet sich die Illusion, als ob das Wasser still steht und man mitsamt der Brücke in rasender Geschwindigkeit stromaufwärts gerissen wird.

Vom Dorfe Jaduna ab gibt es nach der Quelle zu eine ganze Reihe solcher Brücken und Prof. Leonhard Schultze berichtet, daß er im Oberlaufe des Augustaflusses ebenfalls mächtige Hängebrücken aus Rotangseilen antraf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



155. Hängebrücke aus Rotang über den Waria (Herkulesfluß) im Dorfe Jaduna.

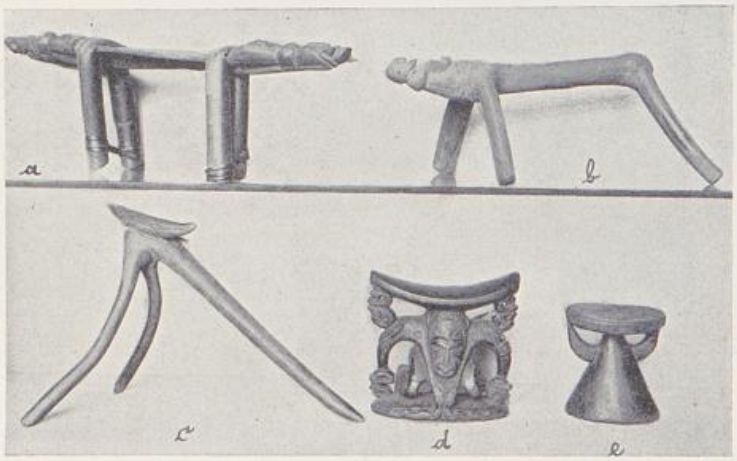


156. Verankerung der Hängebrücke über den Waria im Dorfe Jaduna.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 14.

HAUSGERÄT UND GEBRAUCHSGEGENSTÄNDE.



157. Nackenstützen (Schlafbänke) a: Berlinhafen; b: Sissanu; c: Lae-Womba; d: Tami; e: Kela (Samoahafen).

Das Hausgerät des Papua ist äußerst dürftig, denn er ist der genügsamste Mensch der Welt: kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl. Abends streckt er seinen nackten Körper auf dem Fußboden aus und schiebt eine kleine Nackenstütze (Schlafbank) unter den Hals. In Figur 157 sind die Haupttypen dieser Schlafbänke dargestellt (Jabim und Bukaua: qualik. Sattelberg-Kai: longang. Sissanu: galuk). Die einfachsten Formen sind b und c: man stutzt einen mit drei Verzweigungen versehenen Ast oder eine Wurzel so zurecht, daß drei Beine und ein mehr oder minder langes horizontales Stück, welches dem Nacken als Stütze dient, gebildet werden. Häufig sind diese Stücke ganz ohne Verzierung, mitunter aber wie 157 b mit den Anfängen einer solchen versehen; b stammt aus Sissanu, wo diese Form sehr häufig vorkommt; c ist typisch für die Schlafbänke der Lae-Womba. 157a ist an der ganzen Nordküste von Kaiser-Wilhelmsland die verbreitetste Form und findet sich verziert mit allen Abstufungen mehr oder minder reicher und gut ausgeführter Schnitzerei und Malerei. Charakteristisch für diese Form bleiben die beiden Beinpaare aus Rotang, welche das wagerechte Nackenbrett fest zwischen sich fassen.

In der Umgebung des Huongolfes herrscht die Form Nr. 157 d, welche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



a b c

158. a: Rührlöffel. Sissanu; b: Taromörser. Jabim; c: Gemüsestampfer. Sissanu.

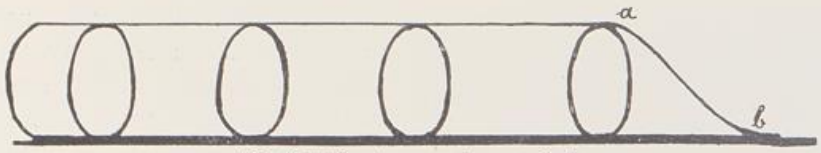
auf den Tami-Inseln ihren Ausgangspunkt hat. Ich sammelte weit über fünfzig Exemplare dieser Art, doch war es unmöglich, zwei völlig gleiche Stücke aufzutreiben. Die Verschiedenartigkeit der Schnitzerei ist geradezu erstaunlich, und es scheint jeder Künstler die genaue Nachahmung eines bereits vorhandenen Stückes ängstlich zu vermeiden. Von Tami aus wurden diese Bänke nach allen Küstenplätzen des Huongolfes und selbst weit ins Land hinein verhandelt und dort auch nachgeahmt; doch läßt sich jedes aus Tami stammende Original infolge seiner viel besseren und eleganteren Ausführung auf den ersten Blick von den Nachahmungen unterscheiden. Seit Einführung der Eisenwerkzeuge sind auch die Tami-Arbeiten degeneriert. Hier in Nr. 157d haben wir ein prächtiges altes Stück, welches in seinem Äußeren an eine chinesische Bronze erinnert. Die Geschichte dieser Stütze ist genau bekannt: ihr Verfertiger hieß Alisi; sein Sohn Goton hauste 1909 noch als sehr alter Mann auf Tami. Das Stück muß also um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wo die Leute noch tief in der Steinzeit lebten, geschnitzt sein; es kam frühzeitig nach der bei Deinzerhöhe auf dem Festlande gelegenen Tami-Kolonie Taminugetu, wo es sich mehrmals vererbte. Alte Stücke dieser Art werden von den jetzigen Besitzern hoch in Ehren gehalten, daher wollte der Eigentümer die Stütze, die ich in Taminugetu in einem Hause sah, durchaus nicht weggeben und ließ sich erst nach langem Zureden des Missionars bereden, für einen ungewöhnlich hohen Preis das kleine Kunstwerk zu verkaufen.



Figur 157e ist die im Dorfe Kela (Samoahafen, Huongolf) am meisten verbreitete Form. Es gibt auch zwei- und mehrschläfrige Schlafbänke. In Peihowa (Huongolf) erwarb ich eine zweischläfrige, die aus einem etwa 50 cm langen, schmalen, horizontalen Brett und vier kurzen Beinen besteht.

159. Einrühren des Taro-Kokosnuß-Kuchens. Aus einer kinematographischen Aufnahme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



160. Schlafsack vom Augustafluß.

Am Augustafluß sah ich Stützen, die für vier nebeneinander liegende Leute ausreichen.

Dem Schwarzen ist eine Nackenstütze beim Schlafen Bedürfnis; nur die Leute am Waria ruhen ohne dieselbe. Auf Wanderungen legt der Papua ein armdickes Rundholz unter den Nacken und in gleicher Lage verwendete ich hierfür eine runde Konservenbüchse. Es ist keine Frage, daß in Ermangelung eines Kopfkissens ein solches Hilfsmittel beim Schlafen gute Dienste leistet.

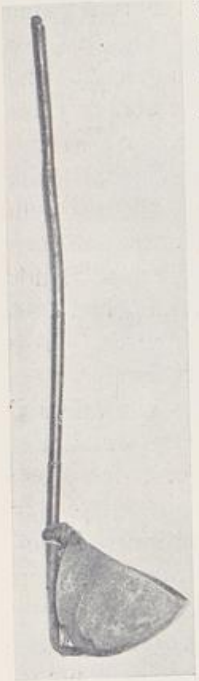
Ein weiterer Gebrauchsgegenstand beim Schlafen sind die großen aus Binsen geflochtenen und mit Rotangringen versteiften Säcke, in welche am Augustafluß abends die Familie hineinkriecht, um vor den entsetzlichen Moskitoschwärmen gesichert zu sein. Die Tür zum Sack bildet das schleppenartig herabhängende hintere Ende a b, welches beim Hineinkriechen bei b hochgehoben wird (Fig. 160).

In Ruhestellung pflegt der Papua mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde zu sitzen (Fig. 74 S. 165), oder er hockt in Kniebeuge (Fig. 113 S. 214; Fig. 114 S. 215; Fig. 128 S. 224) derart, daß das Gesäß den Boden nicht ganz berührt. Um sich in dieser Lage etwas mehr Bequemlichkeit zu schaffen, sah ich wiederholt, daß sich die Leute eine Nackenstütze unter das Gesäß schoben. Allgemein Sitte ist dies bei den Lae-Womba, doch benutzen sie hierbei nicht ihre gewöhnlichen Nackenstützen (Fig. 157 c), sondern besondere kleine Bänke, die ein verkleinertes Modell des in Figur 40 (S. 80) dargestellten großen Schemels sind. Richtige große, für eine Person berechnete Sitzschemel fand ich nur am Augustafluß und bei den Lae-Womba (Figur 40).

Bemerkenswert ist die Ruhestellung der Frauen in Sissanu, wie wir sie in Figur 178 abgebildet sehen. Der Unterschenkel wird derart unter den Oberschenkel geschlagen, daß der Fußrücken platt auf der Erde liegt und die Sohle das Gesäß berührt. Ein Europäer würde es in dieser Stellung nicht eine Minute aushalten.

Nun das Hausgerät, welches der Papua zum Herstellen und Aufbewahren seiner Nahrung benötigt. Eine Hauptrolle spielen die großen länglichen, meist reich verzierten Holzmulden, welche auf den Tami-Inseln gefertigt und weithin verhandelt werden (Fig. 217; Jabim und Bukaua: su. Tami: ndjul. Sattelberg-Kai: odo. Sissanu: tapel). In der Umgebung des Huongolfes findet man fast nur Tamimulden, in Morobe (Adolfhafen) und am Waria fertigen die Leute jedoch selbst solche, und zwar bis zu Backtroggröße, die aber in bezug auf Ausführung weit hinter den Tamimulden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



161. Schöpflöffel aus Kokosnuß. Augustafluß.

zurückstehen. In Sissanu fand ich von der dortigen Bevölkerung hergestellte, recht sauber gearbeitete Mulden, von denen eine mit Füßen versehene ein Schwein darstellt. Auch am Augustafluß ist die Muldenfabrikation einheimisch.

In den Mulden wird mit Stampfern (Fig. 158c; Jabim, Bukaua und Sattelberg-Kai: tongtong. Sissanu: aisebot) das Gemüse zerkleinert. Zum Zerstampfen von gekochtem Taro nimmt man auch große, meist reich verzierte Holzmörser (Fig. 158b). Der lange Rührlöffel (Fig. 158a; Jabim, Bukaua, Sattelberg-Kai: sagu. Tami: bagul. Sissanu: rives) wird zum Mischen von Kuchenteig benutzt, der aus Tarobrei und Rahm von Kokosnuß besteht. Am Huongolf verwendet man hierzu kräftige, etwas gebogene Holzlöffel (Fig. 159).

Die Schale der Kokosnuß findet im Haushalte des Papua mehrfach Verwendung. Halbierte Schalen werden mit einem Holzstiel zum Schöpflöffel gemacht (Fig. 161; Jabim und Bukaua: kasom. Sattelberg-Kai: kasong. Tami: kokol. Sissanu: karabun). Ferner dienen neben Muscheln kleine Stücke der Kokosschale als Eßlöffel oder Schaber. Ganze, ausgehöhlte Schalen benutzt man als Wasserflaschen, wobei das etwas vergrößerte Keimloch mit einem dütenförmig zusammengedrehten Blatt verschlossen wird. In Figur 217 steht eine solche Wasserflasche links neben der Tami-Mulde. Endlich verarbeitet man, besonders auf Tami, die Schale der Kokosnuß zu reich verzierten Behältern für allerhand Kleinigkeiten. Handelt es sich um Herbeischaffung und Aufbewahrung größerer Wassermengen, so werden Kürbisflaschen und dicke Bambusstäbe benutzt. In Dörfern, die weitab vom Flusse liegen, sieht man armstarke, 2 bis 3 m lange Bambusröhren, die mit Wasser gefüllt sind. Auch versteht man es, große Blätter korbartig so zusammen zu binden, daß sie einen wasserdichten Behälter bilden (Sattelberg-Kai: gomba). Überhaupt ist der Papua groß darin, aus Bast, Rinde und Blättern sich alle möglichen Hausgeräte zu improvisieren. Braucht er eine Tasche, so nimmt er ein Palmblatt, verflicht die Fiederungen desselben und hat in wenigen Minuten eine Tasche hergestellt, mit der auf den Markt zu gehen sich unsere Hausfrauen nicht zu schämen brauchten. Hat er keinen Topf zur Hand, so kann er auch in grünen Blättern und Bambusröhren kochen und dämpfen. Als Messer dienen zum Schaben, Schälen und Zerschneiden scharfe Muschelschalen; der Mann in Figur 84 trägt eine derselben auf der Brust. Gabeln sind überflüssig, da man mit den Fingern ißt. Die Lae-Womba spießen die gekochten Bananen und Taro beim Essen auf die etwa 15 cm langen, dünnen Flügelknochen von Fledermäusen.

Der Regel nach kocht der Papua in Tontöpfen (Jabim: ku. Bukaua: lung. Tami: kul. Sattelberg-Kai: kuzi große, hape kleine), die er aus den Töpferei-Dörfern bezieht, von denen es eine größere Reihe im Lande gibt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir werden in Abschnitt 20 hierauf zurückkommen. Weit verbreitet sind die in Kelana bei Kap König Wilhelm hergestellten Töpfe (Fig. 162 bis 164). Sie sind abgesehen von dem niedrigen Rande fast kugelrund und haben einen etwas abgeflachten Boden, so daß die meisten derselben ohne besondere Hilfsmittel auf dem Boden stehen können. Anders ist es mit den oben weit offenen Laukanu-Töpfen (fälschlich Kela-Töpfe genannt), die unten so spitz zulaufen, daß sie wohl in tiefer Asche, aber nicht auf dem freien Erdboden stehen. Wenn man sie vom Feuer herunternimmt, müssen sie daher in Ringe gesetzt werden, welche aus Pandanus geflochten sind; sonst würden sie umkippen. Die am Waria gebräuchlichen Töpfe (Fig. 168) haben einen flachen Boden und stehen ohne weiteres auf der Erde. Von den Lae-Womba gefertigte Töpfe sind in Figur 40 (S. 80) dargestellt.

Wenn der Papua kochen will, schichtet er zuerst trockenes Holz derart, daß er in die Mitte desselben den Topf hineinsetzen kann; dann entzündet er das Holz mit einem glimmenden Scheit und bringt nun erst den Topf auf das Holz.

Eigenartig ist das Kochgerät, in dem die Sissanu ihre dünnen Sagofladen backen; hierzu gehören zwei flache Tonschalen, die Suppentellern ähneln.

Welche Bestimmung die beiden prachtvollen Tongefäße vom Augustafluß haben, die in Figur 165 und 167 dargestellt sind, wissen wir nicht. Der Krug in Figur 167 ist auf den Kopf gestellt, um zu zeigen, daß die Verzierungen ein Gesicht bilden, in welchem der Henkel die Nase ist. Bis zu einem Meter hohe Krüge von der Form der Figur 165 stehen in den Geisterhäusern. Irgendwelchen Inhalt fand ich in keinem derselben. Wein und Bier gibt es dort nicht und Wasser braucht man sich nicht aufzubewahren, denn es findet sich dasselbe in reichlichster Fülle unmittelbar vor der Haustür.

In kleinen Töpfen fand ich wiederholt Öl, welches die Leute durch Auskochen von fein geschabtem Kokosnußfleisch herstellen. Man benutzt dasselbe aber nicht als Zusatz zu Speisen, sondern zum Vermischen mit roter Erde, um die Haare einzuröteln.

In keinem Papuahaushalt — wenigstens an der Küste — fehlt eine Schachtel schwedischer Streichhölzer. Allerdings war dies nicht immer so. Als die Weißen ins Land kamen (1885), machte man auch an der Küste allgemein nach den alten Reibemethoden Feuer. Heute findet man dies nur noch im Innern.

Die primitivste Methode ist diejenige, wo der Mann auf der Erde sitzt, mit beiden Händen ein hartes dünnes, trockenes Stück Holz faßt und mit demselben auf einem weicheren Holz schnell hin- und herreibt (Fig. 169b). Von letzterem werden hierbei feine Holzspänchen abgehobelt, die bald zu glimmen anfangen und dann durch Pusten zu offener Flamme angefacht werden. Diese Methode ist bei den Lae-Womba und der Küstenbevölkerung des Huongolfes im Gebrauch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



a 162 b



a 163 b



a 164 b

162—164. Kelana-Töpfe. 1/5 natürl. Größe.



165. Großer Tonkrug vom Augustafluß. 1/7 natürl. Größe.



a b

166. Töpfe der Laukanu. 1/6 natürl. Größe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

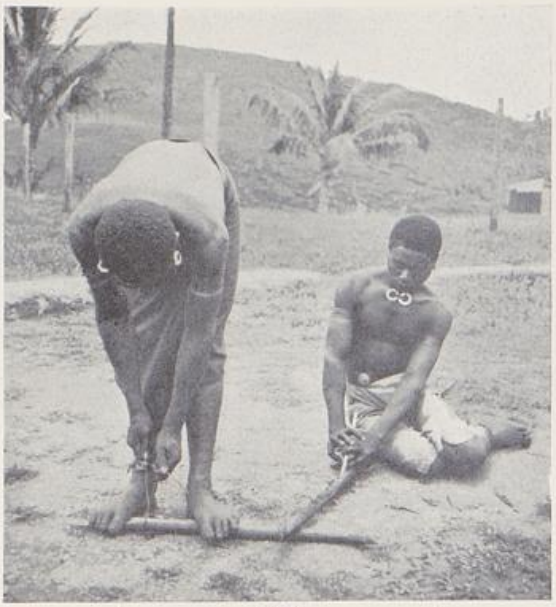


167. Henkelkrug vom Augustafluß. 1/2 natürl. Größe. 290 Kilometer von der Mündung.



168. Töpfe vom Waria (Jaduna). 1/6 natürl. Größe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



a 169 b

169. Zwei Methoden des Feuermachens.





170 171

170. Methode des Feuermachens bei den Hupe. Kai-Inland, westlich vom Sattelberge. 171 ist ein Ausschnitt aus einer kinematographischen Aufnahme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die zweite Methode (Fig. 169a), welche hauptsächlich von den Bewohnern des Hinterlandes von Samoahafen ausgeübt wird, besteht darin, daß der auf einem Stock stehende Mann ein Stück Rotang unter dem Stock hindurchführt und nun schnell damit hin- und hersägt. An der Sägestelle wird ein Büschel trockenen Grases in dem gespaltenen Stocke festgeklemmt, welches bald zu qualmen und dann durch Anblasen mit heller Flamme zu brennen anfängt.

Die vorzüglichste Methode haben die Hupe (Fig. 170), welche sich aus drei Knüppeln einen Bock zurechtbinden und nun mit einem Stück Rotang schnell über denselben hin- und hersägen; dies führen immer zwei Leute aus. An der Sägestelle befindet sich, in einem Spalt festgeklemmt, etwas Bast oder ein Büschel trockenen Grases. Dieser Spalt wird durch einen kleinen Keil offen gehalten. Da die Kraftleistung hier die beste ist, geschieht auch die Entflammung am schnellsten. Ich fertigte von diesen drei Methoden kinematographische Aufnahmen (vergl. die Fußnote auf S. 6). In Figur 171 ist ein Ausschnitt aus einer solchen wiedergegeben, wo schon nach einer Sägedauer von 10 Sekunden eine dicke Rauchwolke hervorquoll. Eine vierte Methode beschreibt Keysser in Band 3 S. 24. Dieselbe besteht darin, daß ein Holzstück auf einem anderen wie ein Quirl schnell mit den Händen gedreht wird.

Um zum Feuermachen stets das notwendige Rohr (Rotang) zur Hand zu haben, tragen die Hupe Rotang-Armbänder (Fig. 173n). Bei dem in Figur 170 links stehenden Manne ist am rechten Arm in Nähe des Ellenbogengelenkes ein solches Armband sichtbar.

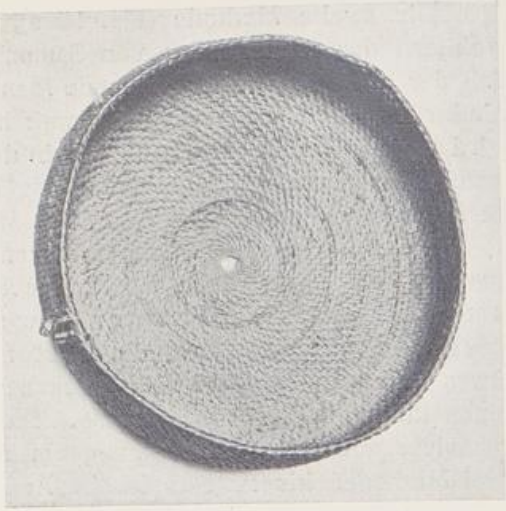
Als ich die Lae-Womba bat, sie möchten zeigen, wie sie Feuer machen, erklärten sie sich hierzu sofort bereit (Methode: Fig. 169b), trugen aber zuerst dafür Sorge, daß die Weiber aus dem Gesichtskreise entfernt wurden, da dieselben nichts davon sehen dürften. Jedenfalls liegt hier der Wunsch zugrunde, eine Kunstfertigkeit zu besitzen, von welcher die Frauen nichts verstehen, um auch in diesem Punkt das Übergewicht über die Weiber zu behalten. Übrigens kommt im heimatlichen Dorfe der Papua kaum je dazu, Feuer zu machen, da man Holzsorten besitzt, die viele Stunden lang fortglimmen und sich durch Pusten stets wieder zu heller Flamme anfachen lassen; das Feuer geht daher im Dorfe niemals aus.

Der alltäglichste Gebrauchsgegenstand der Frau ist der über den Kopf getragene Netzsack (Fig. 8 S. 31; Jabim: abelum. Bukaua: ha. Sattelberg-Kai: he. Tami: bagambe. Sissanu: seehl), in dem sie Nahrungsmittel vom Felde, Feuerholz aus dem Walde und mit Wasser gefüllte Kokosnüsse vom Bache heranschleppt. Neben den großen Netztaschen kommen auch kleinere, um den Hals gehängte (Taf. 52 Nr. 1d; Taf. 58; 78 usw.) oder über die Schulter getragene vor, in welch letzteren die Männer ihre Habseligkeiten herumzuschleppen pflegen (Taf. 90; 199 Nr. 1—2; Taf. 200 Nr. 2—3; Taf. 201 Nr. 2d; Taf. 254; 255 Nr. 3; Taf. 277 Nr. 1; Taf. 303).

In einem unter dem Arme getragenen Spankorbe (Bukaua: katu) holt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich der Witwer von anderen Familien sein Essen (Fig. 84 S. 173). An Stelle kleinerer Netztaschen benutzt man auch Binsentaschen, deren Bereitung Spezialität der Labo-Frauen in den Herzogseen ist.



172. Korb der Kai. Rawlinson-Gebirge. 1/8 natürl. Größe.

Während Körbe jeder möglichen Größe, die aus rohem Flechtwerk hergestellt sind, kaum in irgend einem Haushalt fehlen, sieht man feine, gut ausgeführte Flechtarbeit äußerst selten — natürlich abgesehen vom Augustafluß. Um so mehr war ich erstaunt, von den Kai in den Rawlinsonbergen nördlich von Bukaua zwei ziemlich große, vorzüglich gearbeitete Körbe zu erhalten, obgleich gerade diese Leute äußerst primitiv leben (Fig. 172).

Um die Netzsäcke in der Hütte aufzuhängen, benutzt man Haken, wie ein solcher in Figur 173o abgebildet ist. Es handelt sich hier aber um ein von den Kai roh gefertigtes Stück, und man findet Haken dieser Art, bei denen alle Körperteile, die Genitalien nicht ausgenommen, mit großer Sorgfalt und Naturtreue durchgearbeitet sind.

Zum Nähen verwendet man Holz- und Knochennadeln mit Öse; erstere zum Zusammennähen des Sagolaubes, welches für Dachdeckungen verwendet wird; letztere hauptsächlich zum Nähen der Pandanus-Matten (Fig. 103 S. 202). Zu Knochennadeln eignen sich vortrefflich die langen feinen Knochen aus den Schwingen von Fledermäusen und fliegenden Hunden. Als Faden dienen Pflanzenfasern verschiedener Art; einen besonders zugfesten Faden liefern die Gefäßbündel in den Luftwurzeln von Pandanus.

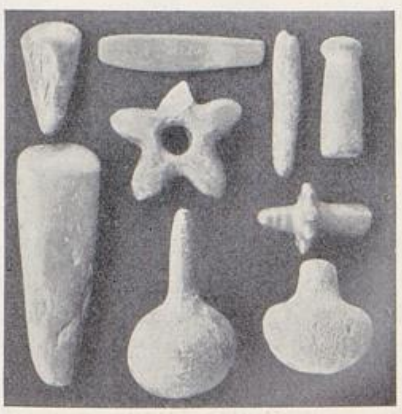
Ein vielseitig gebrauchtes Gerät, welches der Papua meist im Armband mit sich herumträgt (Taf. 200 Nr. 4), ist der aus Kasuarknochen gefertigte Spatel. Aus Knochen werden fernerhin spitze Pfriemen zum Bohren von Löchern hergestellt. Vereinzelt verwendet man hierfür Pfriemen aus Stein.

Zu den merkwürdigsten kleinen Geräten gehören die in Figur 173e und f dargestellten Stiele von der Größe eines Federhalters, in deren vorderes Ende große, kräftige Schneidezähne eines Nagers eingelassen sind (Bukaua: quanglu. Sattelberg-Kai: ngalingmi). Man benutzt das Werkzeug zu Ziselierarbeiten und zum Einkratzen von Verzierungen; der Zahn ähnelt dem Schneidezahn eines Baumbären, ist aber stärker und etwas anders geformt; er soll von einem Tier stammen, welches nach Art der Biber die Bäume in Nähe der Wurzel benagt. Trotz größter Bemühungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



173. a—d: Verzierte Holzstäbe für die Amringe (Hupe); e—f: Instrumente zum Bearbeiten von Holz; g: Maultrommel; h: Kleines Schwirrholz; i: Zigarettenspitze; k—m: Verzierte Behälter aus Bambus; n: Rotang-Armring; o: Haken zum Aufhängen von Netzen.



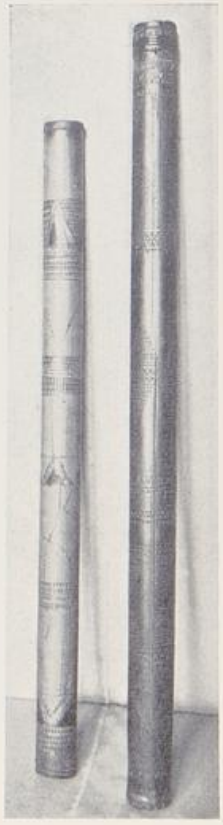
174. a: Steinmesser; b—c: Beilklingen; d—h: Steingeräte für Zauberei. In der Mitte: Stein einer Sternkeule.



175. oben: rituelles Steinbeil (Kai); unten: Tanztrommel von altertümlicher Form (Kai).

war es mir nicht möglich, das Tier von den Eingeborenen zu erhalten. Auch in der Umgebung von Kap König Wilhelm konnte ich verschiedene Exemplare dieses Werkzeugs einhandeln.

Ein äußerst seltenes Stück ist das in Figur 174a abgebildete Steinmesser. Steinbeile (Jabim: kiala. Bukaua: kiara. Sattelberg-Kai: kizu. Tami: mbalal) besitzt der Papua in jeder Art und Größe, vom zierlichen, für praktische Arbeit kaum verwendbaren, kleinen, rituellen Beile (Fig. 175) bis zur mächtigen Steinaxt, wo allein die Klinge mehrere Kilo wiegt. Die Form ist immer diejenige, wie wir sie in Figur 175 sehen: das sogenannte Kniebeil. Die Steinklinge, welche hoch oder quer stehen kann, steckt in einem gespaltenen Holze, in dem sie durch Rotanggeflecht festgeklemmt wird; dies Holz wird ebenfalls durch Rotanggeflecht an dem eigentlichen Holzgriff angebunden. Die Befestigungsweise ist unter Fortlassung der Geflechte in Figur 177 skizziert. Figur 174 (b u. c) zeigt zwei solcher Beilklingen. Außer aus Serpentin fertigt man dieselben auch aus Tridakna-Muschel, und zum Glätten von Kanus werden sogar Klingen aus hartem Holze benutzt.



176. Zwei Rauchrohre.

Die Kürbiskalebasse (Jabim und Bukaua: ngob. Tami: ka. Sattelberg-Kai: hu), welche den zum Betelkauen notwendigen Kalk enthält (Fig. 48 S. 113), wird vom Mann bei allen Wanderungen in der Netztasche mitgeführt. Meist ist die Kalebasse kunstvoll verziert, ebenso wie der zum Herausholen des Kalkes bestimmte kleine Spatel. Auch die Frauen sind dem Betelkauen nicht abhold. Auf Siassi handelte ich von einer alten Frau ein kleines Täschchen ein, in dem sie ihren Betelkalk mit sich führte. Alte Leute, welche wegen mangelnder Zähne die Betelnüsse nicht mehr zerkauen können, benutzen zum Zerstoßen derselben kleine Holzmörser (Sattelberg-Kai: gaga) etwa von der Größe eines Eierbechers.



177. Befestigung eines Kniebeils.

Zum Rauchen seiner kunstvoll gedrehten Zigarren bedient sich der Papua Spitzen aus Bambusrohr (Fig. 173 i; Jabim u. Bukaua: kasu. Sattelberg-Kai: quenqueng). Am Waria und in der Umgebung von Adolfhafen sind dagegen große Rauchrohre in Gebrauch (Fig. 176), über deren Verwendung im folgenden Abschnitt Genaueres mitgeteilt wird. Kurze, reich verzierte Bambusrohre (Fig. 173 k bis m) benutzt der Papua zum Aufbewahren von allerhand Kleinigkeiten, wie Zaubergerät, wohlriechendem Harz, roter Farbe zum Einröteln der Haare und schwarzer zum Beizen der Zähne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feuchten Tabak trocknen die Sissanu über dem Feuer auf kleinen, in der Hand zu haltenden Geflechten aus Rotang. Um kleine Fische zu räuchern, hängt man im Hinterlande von Sissanu dieselben über dem Feuer in Behältern auf, die in Form und Größe einem Kanarien-Vogelbauer ähneln.

Alle Gebrauchsgegenstände, welche zu Kleidung, Schmuck, Musik, Krieg, Tanz, Spiel, Fischfang, Jagd, Feldbestellung, Sagobereitung und Zauberei gehören, werden in besonderen Abschnitten behandelt.

ABSCHNITT 15.

HAUSTIERE. NAHRUNGS- UND GENUSSMITTEL.

Schwein, Hund und Huhn sind die einzigen Haustiere des Papua, und unter ihnen spielt das Schwein die Hauptrolle. Es ist kein ursprünglich im Lande einheimisches Tier, denn von Säugern brachte Neu-Guinea nur Beuteltiere hervor. Jedenfalls wurde dasselbe vom malayischen Archipel her eingeführt. Man stritt sich darüber, ob das Dorfschwein und Wildschwein verschiedene Rassen sind, ob ersteres von letzterem oder letzteres von ersterem abstammt. Die Sache liegt ungeheuer einfach: zwischen beiden besteht nicht der mindeste Unterschied, denn die Fortpflanzung der Dorfschweine geschieht lediglich mit Hilfe der Wildschweine. Das hängt folgendermaßen zusammen: der Papua merkte durch irgend einen Zufall, daß kastrierte Eber sich kräftiger entwickeln und fetter werden als unbeschnittene. Dies macht er sich zunutze und kastriert die Tiere im ersten Lebensjahre. Bei den Kai gibt es hierfür besondere Schweineschneider, welche die Hoden, die man sogleich verspeist, mit Obsidian wegschneiden. Die eintretende Blutung wird durch einen Feuerbrand gestillt. Bei den Jabim und Tami spaltet man den einen Hodensack und nimmt den Hoden heraus. Dann wird die Zwischenwand aufgeschnitten, um den anderen Hoden durch dieselbe Öffnung herauszuholen. In den leeren Hodensack stopft man pulverisierte Holzkohle und bestimmte Blätter, um die Blutung zu stillen.

Neben dem besseren Wachstum hat man bei kastrierten Ebern noch den Vorteil, daß sie nicht den Wildsauen im Walde nachjagen und auf diese Weise selbst verwildern.

Da sich die Dorfschweine überall herumtreiben und frei in den Wald laufen — nur in der Umgebung von Kap König Wilhelm hält man dieselben in den umzäunten Dörfern — übernehmen die Wildeber das Befruchtungsgeschäft bei den Dorfsauen.

Um auf der Jagd die Wildschweine von Dorfschweinen leicht unterscheiden zu können, hackt man letzteren den Schwanz ab; die Besitzer versehen sie außerdem mit Einkerbungen am Ohre, um die Familienzugehörigkeit der Tiere kenntlich zu machen. In Kelana sah ich auf den Leib aufgemalte Eigentumsmarken. Die Farbe der Tiere ist schwarzbraun (Fig. 34 S. 73); doch findet man vereinzelt mehr ins Graue spielende, niemals aber helle Tiere. Die dunkele Schutzfärbung, welche den Menschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vor der vernichtenden Wirkung der überreichen ultravioletten Strahlen schützt, erstreckt sich auch auf die Schweine. Es ist gewiß gut gemeint von der Regierung, daß sie zur Verbesserung der einheimischen Rasse Zuchtschweine einführt und sogar unentgeltlich an Eingeborene abgibt. Die hierfür verwendeten pigmentlosen Tiere, die ich in verschiedenen Gebieten bei den Eingeborenen vorfand, werden den gewünschten Zweck aber wenig erfüllen, da sie für die Akklimatisation ungeeignet sind.

Das Papuaschwein ist gänzlich entartet und gehört zu dem erbärmlichsten Borstenvieh der Welt. Nur auf Siassi, wo Schweinezucht und Schweinehandel in großer Blüte stehen und wegen der Kleinheit der Inseln die Tiere sich nicht überall herumtreiben können, sieht man Schweine von ansehnlicher Größe mit leidlichem Fettansatz.

Im allgemeinen wächst das Schwein ungeheuer langsam und es bedarf mehrerer Jahre, bis dasselbe so groß ist, daß man es zu einem Festessen schlachten kann. Verwunderlich bleibt dies nicht, denn Fütterung wird überhaupt nur bei Tieren angewendet, die für einen Festschmaus bestimmt sind, und auch hier beschränkt sie sich auf etwas Taro oder dergleichen, was man ihnen abends verabreicht. Im übrigen stochert das Dorfschwein mit der Schnauze im Boden herum, in dem schon hundert andere vor ihm herumstocherten; gierig verschlingt es eine fortgeworfene Bananenschale, kratzt die Überreste der Kokosnuß aus oder geht schnuppernd dem Duft menschlicher Exkremente nach, die dann mit wohlgefälligem Grunzen verschlungen werden.

Wenn die Frau — das Füttern der Schweine ist Sache der Weiber — abends dem zur Mast bestimmten Tiere die kleine Schale mit gekochtem Taro unter das Haus stellt, hat sie alle Hände voll zu tun, um diejenigen Tiere, welche den Vorzug baldiger Tötung nicht haben, von dem Troge fern zu halten. Am schlimmsten leiden die armen Tiere dort, wo sie im umzäunten Dorfe oder auf kleinen Inseln (z. B. Sialum) gehalten werden, unter dem Wassermangel. Unbarmherzig brennt tagsüber die Sonne hernieder, aber niemand denkt daran, den Tieren Wasser hinzustellen. Hier und da steht eine große Tridakna-Muschel, eine halb zerbrochene Holzmulde oder gar einer der vorgeschichtlichen Steintröge (Fig. 51 S. 137), worin sich bei Regen etwas Wasser ansammelt; aber gerade in genannten Gegenden ist die jährliche Regenmenge ungewöhnlich gering und mitunter fällt wochenlang kein Tropfen. Daß hier die Schweine so erbärmlich bleiben, ist mit auf mangelhafte Tränkung zurückzuführen.

Gegen ganz junge Tiere sind die Frauen von rührender Zärtlichkeit; sie legen sie sogar an die Brust, wenn ihnen Milchnahrung nötig ist und sie dieselbe vom Mutterschwein nicht erhalten können. Auf Wanderungen wird das der Pflege bedürftige Ferkel im Tragnetz mitgenommen.

In der Alltags-Speisekarte ist Schweinefleisch unbekannt und man genießt dasselbe ausschließlich bei Festlichkeiten. Allerdings werden manche Feste nur deshalb abgehalten, um mit gutem Grunde ein Schwein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlachten zu können. Das Töten des Tiers geschieht durch einen Speerstich ins Herz. Die Wunde verschließt man sofort mit einem Blätterpfropf, damit kein Blut verloren geht (vergl. Bd. 3 S. 17). Das zerlegte Fleisch wird in Töpfen gekocht, seltener in grünen Blättern gedämpft oder zwischen heißen Steinen geröstet. Nichts bleibt übrig; auch die Gedärme gelten als schmackhafte Bissen. Die Kiefer der verzehrten Schweine reiht man an den Männer- und Geisterhäusern auf (Fig. 121 S. 220; Fig. 137 S. 229).

Ist das Papuaschwein ein erbärmliches Tier, so gilt dies in noch weit höherem Grade von dem Hunde. An der Küste trifft man mitunter größere Köter, doch findet hier Mischung mit allen möglichen Rassen statt, welche die Europäer gelegentlich ins Land bringen.

Der Papuahund ist dem australischen Dingo verwandt und kann wie dieser nicht bellen, dafür aber um so unausstehlicher heulen. Er ist klein, mit dem Rücken selten über 30 cm hoch (Fig. 81 S. 170), dabei fast stets räudig und gleicht mehr einem mit Leder überzogenen Skelett als einem lebenden Wesen. Gefüttert wird er außer in erster Jugend, oder wenn es zur Jagd gehen soll, nicht; er kann sich mit dem begnügen, was die Schweine übrig lassen — und das ist nicht viel. Gleichwohl wird er dem Papua in doppelter Hinsicht nützlich: zur Jagd und zum Essen. In letzterer Beziehung ist er wenig ausgiebig und muß daher seltener für große Schmausereien als für ein kleines Gelegenheitsessen sein Leben lassen, z. B. wenn man einen im Dorfe eingetroffenen Gast ehren will.

Um den Hund für die Jagd scharf zu machen, verwendet der Papua allerhand Zaubermittel, die in Abschnitt 25 und in Band 3 beschrieben sind.

Besonders in der Umgebung von Samoahafen kommt es nicht selten vor, daß Frauen junge Hunde an ihren Brüsten aufziehen. Auf jeden Fall kauen sie die ihnen zu verabreichende Nahrung gehörig vor, wie sie es auch bei Ferkeln und ihren eigenen Kindern tun.

Als drittes und letztes Haustier ist das Huhn zu nennen, welches wohl vom malayischen Archipel her eingeführt wurde und dann in Neu-Guinea vollständig entartete. Allerdings hat es weniger unter Futtermangel zu leiden als Schwein und Hund, da ihm die allerwärts reichlich vorhandenen Kerfe und Insekten den Lebensunterhalt sichern; aber Mangel jeglicher Pflege und dauernde Inzucht ließen das Huhn zu einem erbärmlichen kleinen Geschöpfe herabsinken. Der Papua hat geringes Interesse für dasselbe; die Eier ißt er nicht, das Fleisch ist zu wenig ausgiebig; eigentlich hält er den Hühnerhof nur wegen der prächtigen Hahnenfedern, die im Tanzschmuck eine Rolle spielen. Da Schlangen, Hunde und Schweine den Eiern nachstellen, können die Hennen das Brutgeschäft nur selten zu Ende führen, und wenn es gar gelingt, ein Gelege zum Ausschlüpfen zu bringen, sind die kleinen Tiere allseitig gefährdet. Wiederholt sah ich in den Dörfern eine Glucke mit mehreren Küken; eines Tags waren dieselben verschwunden und die Frauen sagten so gleichgültig, als ob es sie überhaupt nichts anginge: „Die hat der Hund gefressen“. Auch war ich Zeuge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von erbitterten Kämpfen, die Glucken zum Schutze ihrer Kleinen mit Hunden ausfochten. Wenn die bedrängte Mutter von einem anderen Huhn Hilfe bekam, wurden die feigen Köter regelmäßig in die Flucht geschlagen. Zur Sicherung ihres Lebens wohnen die Hühner mehr auf den Bäumen als auf der Erde. Eine erfolgreiche Hühnerzucht kann dabei natürlich nie aufkommen.

Mitunter werden weiße Kakadu in den Dörfern gehalten, und zwar lediglich um ihnen im Bedarfsfalle den gelben Kopfschmuck auszurupfen, der als Tanzschmuck beliebt ist. Damit die Tiere nicht davonfliegen, zieht man die Zehen durch ein durchlöchertes Stück Kokosnußschale, so daß letzteres wie eine Manschette am Unterschenkel hängt. Diese Manschette wird dann mit einer Liane, noch besser mit einem Stück Draht, wo sich die Leute ein solches verschaffen können, irgendwo festgebunden. So sitzen die armen hungernden, durstenden und völlig verschmutzten Tiere in einem Winkel und starren in die Lüfte, wo ihre Artgenossen munter kreischend umherfliegen.

Als Fleischnahrung dient dem Papua alles Getier, welches ihm in die Hände fällt: Wildschwein, Wallabi (Känguruh), Baumbär, Baumkänguruh, Beutelmarder, Mäuse, Ratten, Igel, Fledermäuse, Flughörnchen, fliegende Hunde, Schlangen, Eidechsen, Krokodile, Kröten, Frösche, Kasuare, Vögel, Krebse, Krabben, Muscheln und sämtliche Arten Fische. Fernerhin werden verzehrt einige Arten von Raupen, Käfern, Heuschrecken, Spinnen und Larven. In den Herzogseen sah ich, wie ein Labo einen großen Holzklotz vor sich hatte, der halbverfault und mit fingerdicken, 20 bis 30 cm langen Maden durchsetzt war. Der Mann holte eine Made nach der anderen heraus, faßte die zappelnden Tiere an einem Ende mit den Fingern, genau so wie der Feinschmecker eine Spargelstange faßt, und ließ das andere Ende nach und nach im Munde verschwinden; dabei schmatzte er vor Behagen und als alle Gänge in dem Klotz ausgeleert waren, hatte sein Bauch an Umfang sichtlich zugenommen. Überhaupt sind die Schwarzen bei der einzigen Hauptmahlzeit, die sie gegen Abend einnehmen, ungeheuer starke Esser; was aufgetischt wird, verschwindet unter allen Umständen, selbst wenn ein Einzelner die mit Taro gefüllte Mulde leer essen müßte. Eine Kleinigkeit wird für den nächsten Morgen zurückgelegt, um nach dem Erwachen einen Imbiß zu haben. Tagsüber genießt man zu unregelmäßigen Zeiten nur Weniges, eine Banane, etwas Zuckerrohr oder dergleichen.

In der Umgebung von Kap König Wilhelm wandert an einem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde der Seewurm (Palolo-Wurm) in ungeheuren Mengen an die Küste (näheres in Abschnitt 22); derselbe gleicht einem dicken Regenwurm von 10 bis 15 cm Länge und kommt in zwei Arten vor, die sich durch Größe und Färbung unterscheiden. Die Leute gehen, wenn sie das Eintreffen des Wurmes erwarten, mit allem möglichen Fanggerät an den Strand, schöpfen Millionen dieser Würmer in ihre Töpfe und sonstigen Behälter und kochen oder rösten den reichen Fang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während meines Aufenthaltes in Samoahafen (Huongolf) kam eines Tags Fischbrut (von 3 bis 5 cm Länge) in ungeheuren Mengen zur Mündung des Franziskaflusses, so daß die Schwarzen alle vorhandenen Töpfe füllen konnten. Es gelang mir, eine kinematographische Aufnahme von der eigentümlichen Methode zu machen, in der man diese Speise kocht: ein bis zum Rande gefüllter großer Topf (Fig. 166a) wird auf ein Holzfeuer gesetzt; nun nimmt die Frau ein etwa ein Meter langes, handbreites Blatt und führt dasselbe an der einen Seite des Topfes langsam ein, so daß es über den Boden des Topfes hinweg schließlich an der gegenüberliegenden Seite wieder zum Vorschein kommt; dann faßt sie das Blatt an beiden Enden und hebt es unter schüttelnden Bewegungen vorsichtig in die Höhe. Hierdurch verhindert sie ein Ansetzen und Anbrennen der Fische am Boden des Topfes und rührt gleichzeitig den gesamten Inhalt vorsichtig um, indem sie die untersten Fischlagen nach oben befördert. Diese Prozedur wird bei demselben Topfe wohl 10 mal wiederholt. Durch Umrühren der zarten kleinen Fischchen mit einer Kelle hätte sie den ganzen Topfinhalt zweifellos zu Brei zerdrückt. Hier liegt ein kulinarisches Kunststück vor, welches man dem „Wilden" kaum zutrauen sollte. Überhaupt kocht der Papua oder vielmehr die Papuafrau äußerst sorgfältig und befleißigt sich hierbei größter Sauberkeit. Die Mulde, in welche die Mahlzeit hineinkommt, wird mit grünen Blättern ausgelegt und aus den Töpfen nimmt man die fertigen Stücke mit dünnen Hölzern, um sie in die Mulden zu befördern. Will man Fleisch braten, so wird es in Blätter oder Rinde gewickelt, so daß es sauber bleibt. Besonders appetitlich sind die Mahlzeiten der Sissanu, die aus Sagokuchen von der Größe und Gestalt eines Eierkuchens bestehen, den man mit frisch gekochtem Gemüse und kleinen Fischen ißt. Dem europäischen Gaumen behagt nur der Mangel an Gewürzen nicht, und Salz in Gestalt von Meerwasser ist auch kein sonderlicher Genuß.

Das Kochen ist der Regel nach, aber nicht immer, Sache der Frauen. Wo Männer und Frauen getrennt wohnen, übernehmen erstere für den eigenen Bedarf mitunter das Kochgeschäft, so z. B. in der Umgebung von Kap König Wilhelm. In Sissanu unweit der holländischen Grenze, wo die Männer ebenfalls in eigenen Hütten hausen, kochen ausschließlich die Frauen. Bei den Jabim und Tami kochen die Männer, wenn es gilt Fremde zu bewirten und die Frauen noch im Felde sind.

Während in den Lagunengebieten, also hauptsächlich zwischen der Mündung des Augustaflusses und der holländischen Grenze, Fische von der Größe unserer Kieler Sprotten die wesentlichste Ausbeute liefern, sind am Huongolf die zeitweis in großen Scharen auftretenden Thunfische (Ibano) ein stark ins Gewicht fallendes Volksnahrungsmittel. Mitunter sind die Fangergebnisse so reichlich, daß ein einzelnes Boot Dutzende derselben, die ein halbes Meter und darüber messen, heimbringt. Dann wird der Magen ordentlich vollgepfropft, aber an Aufbewahrung der Vorräte für Hungerzeiten denkt niemand. Auch dort wo man, wie in Sissanu und bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kap König Wilhelm, Fische räuchert, handelt es sich nur um Anräuchern, um sie für wenige Tage haltbar zu machen. Selbst das Räuchern des gekochten Fleisches bei den Hupe hat nur den Zweck, dasselbe so lange vor dem Verderben zu bewahren, bis die Jäger von ihren weiten Zügen in das Heimatdorf zurückgekehrt sind.

Was den Geschmack der verschiedenen Sorten von Fleisch, Fisch und sonstigem Getier anbelangt, so sind Schlangen gewiß ebenso wohlschmeckend wie Aale und auch unter den Larven und Maden dürfte sich vieles finden, was dem Feinschmecker behagt, wofern er sich entschließen könnte, einen Kostversuch zu machen. Papageien, Elstern und die ihnen verwandten Paradiesvögel stehen den Tauben im Geschmack nicht nach. Auch ein jugendlicher Kasuar ist wohlschmeckend; ein alter war allerdings nach vierstündigem Kochen noch hart wie Sohlenleder.

Bevor wir zur Besprechung der pflanzlichen Nahrungsmittel übergehen, noch einiges über den Kannibalismus. Nach der oben angeführten Speisekarte könnte es den Anschein haben, als ob dem Papua Fleisch oder gleichwertige Nahrung in reichlicher Fülle zur Verfügung steht. Das trifft aber nicht zu, denn erstens sind alle jagdbaren Tiere klein und zweitens kann man bei dem Mangel an Schußwaffen ihrer nicht so leicht habhaft werden.

Keysser erzählt (Bd. 3 S. 21), daß ein alter Kai so gierig auf Menschenfleisch war, daß er eines Tags sogar seinen eigenen kleinen Stiefsohn schlachtete. Zweifellos gehört ein solcher Fall zu den seltensten Ausnahmen und im allgemeinen denkt ein Papua niemals daran, seinen Nebenmenschen totzuschlagen, nur um sich eine Fleischmahlzeit zu verschaffen. Wenn man Felddiebe erschlägt und aufißt, so liegt folgender Gedanke zu Grunde: „Der Mann nahm meine Nahrung fort; zur Strafe soll er mir nun selbst als Nahrung dienen". Wenn man die erschlagenen Feinde verspeist, so spielen hier Fleischhunger und die günstige Gelegenheit, denselben in ausgiebigem Maße zu befriedigen, eine Rolle; doch ist auch die Hoffnung maßgebend, daß durch den Genuß seines Fleisches die Kraft des erschlagenen Feindes in den Esser übergeht. Ganz unrecht haben die Leute in diesem Punkte nicht, denn ein paar Pfund gutes Menschenfleisch geben mehr Kräfte als Bananen und Kokosnüsse. Man trachtet besonders darnach, Feinde in den Kochtopf zu bekommen, die wegen ihrer Kraft und ihres Mutes gefürchtet sind. Wenn der Mann von Arup Zersetzungsprodukte der Leiche seines verstorbenen Angehörigen unter den Sagokuchen mischt und etwas von seinem Fleische ißt, so beherrscht ihn die Vorstellung, daß an den Resten des Verstorbenen dessen Kraft hängt.

Man liest in nicht wenigen Reisebeschreibungen Schauergeschichten über Kannibalismus, die hauptsächlich in der Phantasie des Reisenden, zum mindesten aber in der Leichtgläubigkeit desselben ihren Ursprung haben. Weiße, die schon längere Zeit im Lande leben, machen sich häufig ein Vergnügen daraus, dem mit Notizbuch bewaffneten schreibseligen Ankömmlinge allerhand Geschichten aufzubinden, die sie selbstverständlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in eigener Person erlebten. Im allgemeinen fällt es ungeheuer schwer, authentische Nachrichten über den Kannibalismus zu erhalten, denn der Schwarze hat feines Gefühl dafür, daß in unseren Augen Menschenfresserei ein schrecklicher Greuel ist. Wenn man ihn ausfragt, hat sein eigener Stamm niemals Menschenfresserei getrieben, wohl aber derjenige des lieben Nachbarn. Kommt man zu letzterem, so ist derselbe engelsunschuldig, weiß aber zu erzählen, daß der Nachbar, der ihn verläumdete, so und so viele Kannibalenmahlzeiten auf dem Kerbholz hat. Im Grunde genommen sind sie sich alle gleich; nur trieb es der eine weniger heimlich und in noch größerem Umfange, als der andere. Zu den schlimmsten Kannibalen gehörten die Bukaua an der Nordküste des Huongolfs und die Leute von Samoahafen; ein alter Mann daselbst, der jetzt recht zivilisiert ist, versicherte, daß Menschenfleisch nicht so fade schmeckt, wie Schweinefleisch.

Über die noch heute bei den Hupe bestehenden Verhältnisse besitzen wir einwandsfreie Berichte von den dort lebenden schwarzen Missionsgehilfen: eine Dorfschaft hat aus irgendeiner Veranlassung vom Nachbardorfe ein Schwein zum Geschenk erhalten und muß nun der Landessitte gemäß ein gleiches Geschenk geben. Ein hinreichend großes Schwein ist leider nicht vorhanden, wohl aber ein Leichnam, der bei dem soeben beendeten Kriegszuge erbeutet wurde; man schlachtet denselben also aus und sendet die Fleischstücke den Gastfreunden, die das Geschenk hocherfreut annehmen. Auch wurde beobachtet, daß während eines Kampfes ein schwer verwundeter Krieger in die Hände seiner Feinde fiel. Man band denselben lebend an einer Stange fest und schleppte ihn mit Siegesgesang in das Heimatdorf. Der Gefangene kann froh sein, wenn man ihn vor dem Ausschlachten durch einen Keulenschlag ins Jenseits befördert; doch kommt es seinen Peinigern auch nicht darauf an, ihm ohne vorhergehenden Keulenschlag über dem Feuer die Haare vom Körper zu sengen, in derselben Weise, wie man dem gespeerten Schweine die Borsten absengt.

Auch die Sissanu leugnen hartnäckig, jemals Menschenfresserei getrieben zu haben. Ich sah aber dort zahlreiche Schädel, bei denen die Knochen um das Hinterhauptsloch ausgebrochen waren, offenbar in der Absicht, das Gehirn herauszuholen.

In den Sagen und Erzählungen, welche in Band 3 mitgeteilt werden, spielt Menschenfresserei eine nicht unbedeutende Rolle. Am merkwürdigsten bleibt, daß ein Mann, der seinen Arbeitern als Lohn eine gute Fleischmahlzeit versprach, dies Versprechen aber nicht halten konnte, sich schließlich von seinem Sohne erdrosseln läßt, damit die Leute ihn verspeisen und nicht um den ausbedungenen Lohn kommen (Bd. 3 S. 220).

Von den Papua erschlagene Weiße werden niemals gegessen; Fleischhunger ist also nie der Antrieb zu einem solchen Morde.

Unter pflanzlichen Nahrungsmitteln spielen Taro (Colocasia antiquorum. Jabim: mo. Bukaua: gu. Tami: mbe. Sattelberg-Kai: nana), Süßkartoffel (Ipomoea Batatas. Jabim und Kai: bogogo. Bukaua: bogo. Tami: mba) und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jams (Dioskorea papuana. Jabim: ami oder kipi. Bukaua: ambi. Tami: gamet. Sattelberg-Kai: gise oder quassao) die Hauptrolle. Alle drei sind Knollengewächse und können nur in gekochtem oder geröstetem Zustande genossen werden. Taro erfordert guten Boden und ziemlich viel Feuchtigkeit; Jams begnügt sich mit magerem Erdreich und wenig Regen, gedeiht daher besonders in der Umgebung von Kap König Wilhelm. Gute Taro sind faust- bis kindskopfgroß; sie werden vor dem Kochen oder Rösten mit einer scharfen Muschel geschält. Besonders in gekochtem Zustande sondert das Fleisch einen zähen Schleim ab. Bei Europäern ist die Knolle nicht sonderlich beliebt, dagegen gehört es für den Papua zum höchsten Lebensglück, wenn er zur Hauptmahlzeit ein Dutzend nicht zu kleiner Taro verzehren kann.

Die Süßkartoffeln (Bataten) haben die längliche Form und Größe unserer Nierenkartoffel. Sie besitzen denselben süßlichen Geschmack wie europäische Kartoffeln, welche etwas Frost abbekamen, und stehen daher beim Weißen ebenfalls nicht in besonderem Ansehen. Dagegen sind sie als Kartoffelsalat angerichtet ganz schmackhaft. Natürlich kennt der Papua derartig raffinierte Zubereitungen nicht und ist zufrieden, wenn er einen recht großen gekochten Haufen derselben vor sich hat.

Die länglichen Jamsknollen werden weit größer als Taro und Süßkartoffeln und können ein Gewicht von zwanzig bis dreißig Pfund erreichen, so daß mitunter eine einzige Knolle für eine ganze Familie ausreicht. Im Geschmack stehen Jams etwa in der Mitte zwischen Kohlrübe und Kartoffel. Übrigens gibt es, ebenso wie bei Taro und Süßkartoffeln, sehr viel verschiedene Arten, die auch im Geschmack stark voneinander abweichen. Bei Taro ist nicht nur der Geschmack, sondern auch die Farbe verschieden: man hat Knollen mit weißem, gelblichem, grünlichem, rötlichem und bläulichem Fleisch.

Demnächst sind für die Ernährung des Papua Kokosnuß (Jabim und Bukaua: nip. Tami: ning. Sattelberg-Kai: hamu. Sissanu: niu) und Banane (Musa sapientum) die wichtigsten Pflanzen. Man sagt, daß die Kokospalme nur dort gedeihe, wo die salzige Seeluft sie trifft. Tatsache ist, daß sie westlich vom Sattelberge im Inlande nicht mehr fortkommt, dagegen reicht sie in den großen Flußtälern bis sehr weit landeinwärts. Auf dem Augustafluß sah ich solche noch an dem Endpunkte der Reise (140 Kilometer in Luftlinie von der Mündung entfernt); nicht anders ist es auf dem Ramu, und im Quellgebiete des Markham fand Dammköhler reiche Bestände von Kokospalmen. Allerdings fegen die Seewinde bis weit hinauf in den Flußtälern. Die Mehrzahl der Nüsse wird in unreifem Zustande verzehrt. Um dieselben herunterzuholen, läuft der Schwarze auf allen Vieren den Stamm in die Höhe; anders kann man dies Klettern, bei dem kleine Vorsprünge des Stammes der großen Zehe als Stützpunkt dienen, nicht nennen. Ich habe dasselbe auf einem kinematographischen Film festgehalten. Manche umschlingen beide Unterschenkel dicht über dem Fußgelenk mit einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kräftigen Bastbinde; das zwischen den Füßen befindliche freie Stück dieser Binde legt sich an dem rauhen Stamm so fest an, daß der Körper einen guten Stützpunkt gewinnt; ruckweis zieht der Kletterer die Füße höher und umklammert dabei den Stamm mit den Armen.

Jede Palme enthält Trauben von Nüssen in verschiedenen Stadien der Reife. Der Kletterer wirft, wenn er oben angekommen ist, die notwendige Anzahl vom Baume und marschiert dann in derselben Weise, wie er hinaufkam, hinunter. Nunmehr muß zunächst die grüne Faserschale entfernt werden, wozu man einen zugespitzten Stab oder den Knochenspatel verwendet. Liegt die gelblich-weiße Nußschale, die sich an der Luft schnell bräunt, frei, so wird das Keimloch, welches so groß ist, daß man einen Finger hineinstecken kann, durchbohrt und nun läßt sich der wasserklare Inhalt austrinken. Derselbe ist aromatisch, erfrischend und von angenehmer Kühle, weil durch den in der dicken Schale vor sich gehenden Verdunstungsprozeß dauernd Wärme entzogen wird. Der Geschmack des Nußwassers wechselt mit dem Alter der Nuß: bei zu jungen ist er fade, bei zu alten scharf; es muß also richtige Auswahl getroffen werden.

Nach dem Austrinken des Wassers nimmt man die Nuß in die linke Hand und führt mit der rechten unter Zuhilfenahme eines Steines oder Stockes auf einer Kreislinie in der Mitte der Nuß einige kräftige Schläge aus. Hierdurch platzt die eiförmige Schale in zwei Hälften. Nunmehr läßt sich das bei jungen Nüssen sehr wohlschmeckende weiche Fleisch leicht herausschälen. Bei zu unreifen Nüssen ist das Fleisch weichlich und fade, bei zu alten hart und scharf.

Völlig ausgereifte Nüsse fallen von selbst vom Baume; der Schwarze benutzt sie aber der Regel nach nur zur Bereitung seiner Kuchen, über die wir später sprechen werden. Das getrocknete Fleisch ausgereifter Nüsse ist bekanntlich die Kopra, welche als Handelsartikel wegen ihres Fettgehalts eine bedeutsame Rolle in der Südsee spielt.

Milchig wird das Nußwasser nur, wenn reife Nüsse lange lagern, wobei ein Teil des Fetts aus dem Fleisch in das Wasser übergeht und sich hier emulgiert. Daher enthalten die in Europa zum Verkauf kommenden Nüsse „Milch". Früchte letzterer Art geben keine annähernde Vorstellung von dem Wohlgeschmack einer frischen, im richtigen Reifezustande gepflückten Nuß. Übrigens sind auch an Ort und Stelle die Nüsse in bezug auf Geschmack recht verschieden, da es zahlreiche Arten gibt. Beispielsweise ist die Hülle einzelner Nüsse goldgelb, anderer grasgrün; wieder andere schimmern ins Rötliche.

Die Kokosnuß ist niemals Hauptnahrungsmittel des Papua, sondern nur Beiwerk. Vorwiegend genießt er dieselbe außerhalb der Hauptmahlzeit, wenn er sich auf dem Boote, bei der Feldarbeit oder auf dem Marsche erfrischen will. Daher sind seine Bestände an Kokospalmen auch nie erheblich. Wäre er etwas mehr vorsorglich für die Zukunft, so würde er sich größere Bestände anlegen, um in Hungerzeiten, wenn infolge von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trockenheit die Feldfrüchte mißrieten, oder durch sinnlos verschwenderische Schmausereien die normalen Vorräte vorzeitig aufgezehrt sind, das Leben fristen zu können. Aber für einen acht Jahre später liegenden Zeitpunkt zu sorgen — die Palmen fangen nach ungefähr acht Jahren an zu tragen —, daran denkt der Papua nicht. Nur auf Tami und Siassi, wo der Raum nicht groß genug ist, um Felder anzulegen und die Leute daher gezwungen sind, sich vom Lande her zu verproviantieren, findet man größere Haine von Kokospalmen, denn während der schlechten Jahreszeit können die Bewohner mitunter monatelang nicht zum Festlande hinüber.

Bananen kommen fast überall wild vor; dieselben sind aber ungenießbar, da ihr Inneres ausschließlich aus Kernen besteht. Von eßbaren Bananen gibt es außerordentlich viele Sorten: solche die zuckersüß werden und wundervolles Aroma besitzen, andere, deren Geschmack fade bleibt, wieder andere, die selbst in reifem Zustande rohen Kartoffeln gleichen und überhaupt nur gekocht oder gebraten zu genießen sind. Bei den Sattelberg-Kai stehen die Bananen in geringem Ansehen, obwohl es hier sehr schmackhafte Sorten gibt. Anders bei den Lae-Womba, die fast ausschließlich von Bananen leben und die Kultur derselben zu hoher Blüte entfalteten.

In rohem Zustande genießt man Bananen nur ausnahmsweise, weil sie Magenverstimmungen und Durchfälle hervorrufen. Ausgezeichnet schmecken geröstete, die aber nicht ganz reif sein dürfen, weil sie sonst beim Rösten zu Brei zerfließen. Als ich mich in den Lae-Womba-Dörfern aufhielt, brachte man uns jeden Abend einen großen Topf mit gekochtem Bananenmus, der zuckersüß schmeckte und besonders mit Reis gemischt ein so ausgezeichnetes Essen abgab, daß ich immer mit Wehmut an diese Mahlzeiten zurückdenke.

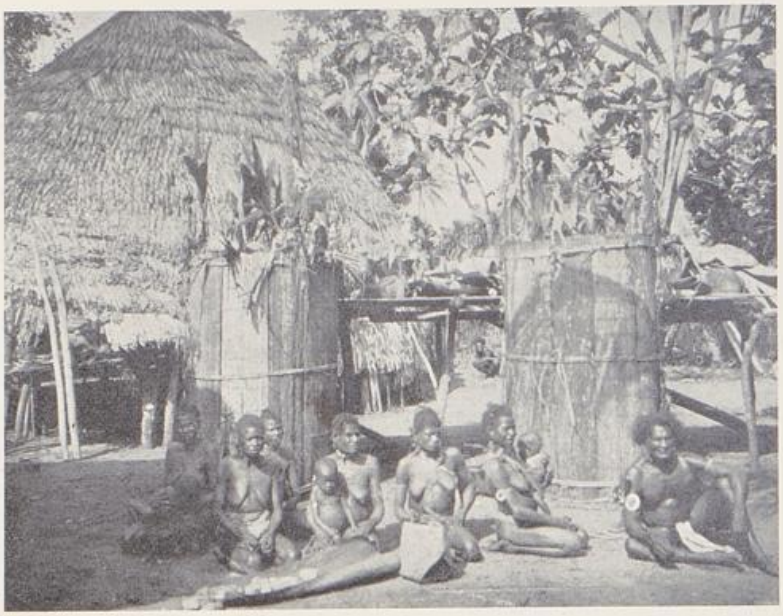
In Sissanu gibt es an der Küste wenig Bananen, die Inlandbevölkerung hat dagegen reichliche Vorräte.

Besonders in den Lagunengebieten zwischen Potsdamhafen und der holländischen Grenze spielt Sago (Jabim: labi. Bukaua: abi. Tami: lambi. Sattelberg-Kai: gai. Sissanu: lapi) in der Volksernährung eine äußerst wichtige Rolle. Über die Gewinnung desselben aus dem Marke der Sagopalme (Metroxylon Rumphii) soll im nächsten Abschnitte berichtet werden. Es gibt etwa ein halbes Dutzend verschiedener Sago liefernder Palmen, die sich schon äußerlich dadurch stark voneinander unterscheiden, daß die einen über und über mit den fürchterlichsten Stacheln besetzt sind, während letztere anderen Arten fehlen.

Am Huongolf wird Sago nur gelegentlich bereitet, als Aushilfe, wenn es weiter nichts zu essen gibt, oder zuweilen auch für Festlichkeiten. Man kocht denselben mit Wasser oder backt ihn in feuchtem Zustande.

In Sissanu ist die Zubereitungsmethode folgende: eine flache Tonschale etwa von der Größe eines Suppentellers wird auf dem Feuer heiß gemacht; unterdessen breitet die Frau in einer gleichen, aber kalten Schale etwas angefeuchteten Sago flach aus und bringt diese Schale aufs Feuer;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



178. Zwei große, säulenförmige Sagobehälter vor einem Weiberhause in Sissanu. Bemerkenswert ist die Ruhestellung der Frauen, wobei der Unterschenkel unter den Oberschenkel geschlagen wird.

auf den Sago setzt sie die mittlerweile erhitzte leere Schale, so daß also der Sagokuchen von oben und unten Hitze erhält und in wenigen Minuten gebacken ist. In die obere Schale kommt nun eine neue Lage Sago und sie wird direkt aufs Feuer gesetzt, sobald der erste Kuchen fertig ist. Auf diesen neuen Sagokuchen stülpt man die entleerte erste Schale. So backt die Frau in zwei Schalen hintereinander ein Dutzend Sagokuchen, in die man frisch gekochtes Gemüse oder geröstete kleine Fische hineinlegt; das Ganze verzehrt man wie einen gefüllten Eierkuchen. Der Name für diese Kuchen ist „lapi" (die allgemeine Bezeichnung für Sago). Als Mahlzeit für einen Erwachsenen genügen vier bis fünf gefüllte lapi.

Da die Sissanu, ebenso wie ihre Nachbarn, die Warapu, Arup und Malol, nur wenig Taro und andere Knollenfrüchte bauen, speichern sie für den täglichen Bedarf große Sagomengen in säulenförmigen Rindenbehältern auf, von denen in Figur 178 zwei abgebildet sind. Diese Behälter haben die Größe und Dicke einer Anschlagsäule und es dürfte jeder einzelne wohl fünfzig bis sechzig Zentner Sago enthalten. Da letzterer in feuchtem Zustande aufgestapelt wird, muß Zersetzung eintreten. Der Inhalt eines frisch geöffneten Behälters, den ich untersuchen konnte, roch stark sauer. Die Sissanu ziehen diesen sauren Sago dem frisch bereiteten vor.

In Samoahafen (Huongolf) macht man Sagoklöße, kocht dieselben und wälzt sie in geschabter Kokosnuß; auch vermischt man Sago mit geschabter Kokosnuß und kocht diese Mischung in Wasser (Tami; Jabim).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zuckerrohr (Jabim und Baukaua: de. Tami: to. Sattelberg-Kai: bo) wird im ganzen Lande gebaut, doch spielt dasselbe in der Volksernährung eine nur untergeordnete Rolle. Man setzt den ankommenden Gästen zuerst Zuckerrohr vor, damit dieselben etwas zu knabbern haben, bis die Hauptmahlzeit fertiggestellt ist. Auch auf Bootsfahrten und Wanderungen muß Zuckerrohr herhalten, um den knurrenden Magen zu beruhigen. Zuckerkulturen in größerem Maßstabe sah ich nur bei den Ka-iwa am Nassaufluß (Huongolf), wo die einzelnen Rohre ungeheuere Größe erreichen (Fig. 50 S. 125). Man wandert dort aber auch durch ausgedehnte Tarofelder, so daß der Zucker jedenfalls nicht Hauptnahrung ist.

Als Gemüse hat der Papua eine ganze Reihe von Kräutern, auch Blätter von Bäumen und Sträuchern, ferner die Schößlinge des Edelbambus, das Mark einer zwei- bis dreijährigen Kokospalme, dasjenige in der Spitze der Sagopalme, welches roh gegessen oder als Suppe den Wöchnerinnen verabreicht wird, und den Kern der keimenden Kokosnuß. Letzterer gibt mit Essig und Öl angerichtet auch für den Tisch des Europäers einen vortrefflichen Salat. Die Kai im Hinterlande von Samoahafen essen die jungen nicht entwickelten Triebe eines Farnbaumes, die sie in grünen Blättern dämpfen. Ferner sind zu nennen: Wassermelonen mit weißem und rosa gefärbtem Fleisch, die außerordentlich erfrischend sind, Kürbis (Jabim, Bukaua, Tami, Kai: waru), Gurken (Jabim, Bukaua, Tami: katim. Sattelberg-Kai: quaha oder helimung), Bohnen (Jabim u. Tami: kabab. Bukaua: abab. Sattelberg-Kai: basa), Brotfrucht (Arbocarpus incisivus. Jabim u. Bukaua: u. Tami: ngun. Sattelberg-Kai: hameng), Mango, Papaya. Letztere, die Frucht des Melonenbaumes (Carica Papaya), ist in Neu-Guinea nicht heimisch, sondern ungefähr vor 40 Jahren (angeblich durch Miklucho Maclay) eingeführt. Dank ihrer zahlreichen Kerne breitete sie sich außerordentlich schnell aus und wird jetzt an der ganzen Küste bis tief ins Innere hinein angetroffen.

Früchte von Pandanus (Pandanus tectorius), einige Nußarten, Rosenäpfel und eine Feigenart, die ich besonders reichlich in Sissanu vorfand, vervollständigen die Speisekarte des Schwarzen.

Recht beliebt sind Kuchen, die man in verschiedener Weise herstellt. In der Umgebung von Finschhafen und am Huongolf wird Taro und Kokosnuß hierfür folgendermaßen verwendet: schon am frühen Morgen beginnt man damit, Taro und das Fleisch ausgereifter Kokosnüsse zu zerreiben; bei ersteren geschieht dies an Rotang-Stäben, die mit Widerhaken dicht besetzt sind, bei letzteren mit ausgezahnten Muschelstücken. Da die Leute nicht nur an sich, sondern auch an die guten Freunde in den Nachbardörfern denken müssen, sind sehr große Mengen von beiden Substanzen nötig, und die ganze Dorfschaft muß stundenlang arbeiten, bis alles zerkleinert ist. Das zerriebene Kokosnußfleisch wird in Seihtüchern aus Bast ausgepreßt. Den herausquellenden Rahm fängt man in Schalen auf, während die im Seihtuch zurückbleibende Faser den Schweinen ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

willkommenes Futter ist. Nunmehr wird der Tarobrei mit dem Rahm gut untermischt (Fig. 159 S. 249) und das Ganze in Portionen zu etwa drei bis vier Kilo in Bananenblätter sorgfältig eingebündelt. Grüne Bananenblätter, welche man zum Einpacken von Lebensmitteln braucht, müssen erst weich und geschmeidig gemacht werden, da sie sonst wie Glas brechen. Dies geschieht dadurch, daß man sie ganz kurze Zeit auf Glut legt oder über ein Feuer hält.

Schon am Tage vorher hat man ein etwa 1 m tiefes und oben 2 m im Durchmesser messendes rundes Loch ausgehoben und die Wände sorgfältig mit Steinen verkleidet. In das Loch packt man Holzkloben und Steine und schichtet das Holz noch etwa 1 m hoch über dem Erdboden auf. Während Taro und Kokosnüsse gerieben werden, zündet man den Holzstoß an, der langsam niederbrennt und die Steine zur Rotglut erhitzt. Ist das Holz verbrannt, so geht man daran, das Loch von verkohlten Holzresten und Asche sorgfältig zu reinigen und die heißgewordenen Steine herauszuholen. Dies geschieht mit langen Stangen und zangenartigen Bambusschlingen; schließlich wird die Asche mit langen Besen und grünen Baumästen herausgefegt. Auffallend ist hierbei die Unempfindlichkeit der Schwarzen gegen die ungeheure Hitze: sie stehen hart am Rande der Grube, wo die Stiefelsohlen des Europäers versengen, ersticken glimmende Asche mit den nackten Füßen und schleudern durch einen Fußtritt glühende Steine bei Seite. Nachdem das heiße Loch mit grünen Blättern sorgfältig ausgekleidet ist, legt man die Kuchenpakete — im ganzen etwa 100 bis 150 — schichtweis hinein. Auf jede Schicht kommen heiße Steine und Zweige eines bestimmten Gewürzstrauches. Ist das Loch ganz gefüllt, so überdeckt man es mit dicker Blätterschicht, damit die Hitze sich gut hält und Regen nicht eindringt. Ein ungewöhnlich schwerer Guß kann durch einlaufendes Wasser den Erfolg der ganzen Arbeit in Frage stellen. Am nächsten Morgen wird der fertig durchgebackene Kuchen herausgenommen, und nunmehr beginnt die Verteilung an die Dorfgenossen und die Nachbarschaft. Der Geschmack desselben ist fade, da Zucker und Gewürze fehlen. Der Papua hat in dieser Beziehung jedoch keinen verwöhnten Gaumen und schätzt den Kuchen, weil er schwer im Magen liegt und gehörig sättigt.

Es gelang mir, im Dorfe Tagi am Abhange des Sattelberges alle Phasen dieses Kuchenbackens im kinematographischen Bilde (100 m) festzuhalten (vergl. die Fußnote S. 6).

Als Kuriosität sei erwähnt, daß die Sattelberg-Kai zum Kuchenbacken früher mit Sack und Pack und zentnerschweren Lasten von Taro und Kokosnuß an das Meer zu den Jabim hinunterzogen, von denen sie die Backkunst erlernt haben. Die Jabim redeten ihnen nämlich vor, daß die Kuchen nur dann geraten, wenn zur Erhitzung die am Strande liegenden Steine verwendet werden. Für diesen freundschaftlichen Rat erhoben sie einen Tribut in Gestalt von zahlreichen Kuchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Außer genannten Kuchen (lalabu) kommen bei den Tami und Jabim noch folgende Kuchensorten (bolom) vor:

1. Taro werden gebraten, geschält und zusammen mit geriebenem Kokosnußfleisch im Mörser gestoßen (Tami: woag).
2. Gebratene Taro werden mit ausgepreßtem Rahm von Kokosnüssen im Mörser zerstampft (Tami: gongong).
3. Taro werden roh gerieben, zu kleinen Paketen in Blättern eingebunden, gekocht und hierauf mit dem ausgepreßten Rahm von Kokosnüssen im Mörser vermischt (Tami: sapalang).
4. Taro werden klein geschnitten und mit Bananen zu Brei gekocht; dieser Brei wird mit Kokosnußrahm gemischt und noch einmal aufgekocht (Jabim u. Tami: lino).
5. Grüne Bananen werden gerieben, gekocht und mit Kokosnußrahm gemischt.
6. Gekochte Bananen werden mit geriebenen Kokosnüssen gemischt und zwischen heißen Steinen gebacken. Dann werden ausgepreßter Kokosnußrahm und Kokosnußwasser übergegossen.

In Sissanu spielt ein aus Sago und Kokosnuß gebackener Kuchen bei den Moll-Festen eine Rolle. Der Sago wird mit geriebener Kokosnuß vermischt, unter Gesang auf einem Rost von Holz und Sagoblättern in 5 cm dicker, 3 bis 4 m breiter und 7 bis 8 m langer Lage ausgebreitet und mit Blättern und Laub zugedeckt. Dann zündet man oben und unten Feuer an; wenn der Rost zusammenfällt, ist der Kuchen fertig.

Bei all diesen Kuchenrezepten werden die Schwarzen von dem instinktiven Gefühl geleitet, daß zur Ernährung stärkehaltige Körper (Sago, Taro) und Fette (Kokosnuß) nötig sind. Bei obigem Rezept Nr. 4 bringt man noch Zucker in Gestalt von Bananen hinein. Auffallend bleibt, daß in keinem der Rezepte zerriebenes Zuckerrohr benutzt wird, welches nicht nur den Nährwert erheblich erhöhen, sondern auch den Geschmack verbessern würde.

Überall in Kaiser-Wilhelmsland wird von den Schwarzen auch Erde gegessen, und zwar handelt es sich um äußerst feinkörniges graues, gelbes oder rötliches Material. In Bukaua stammt der grauweiße Ton von der Mündung des Bulesom; er wird ohne besondere Zubereitung hauptsächlich von schwangeren Frauen genossen; am Sattelberge ist es ein rötlicher, eisenschüssiger Ton, den man getrocknet zu sich nimmt. In Sissanu hat diese Delikatesse graugelbe Farbe und wird ohne weitere Zubereitung verschluckt. Irgendwelchen Nährwert haben diese Erden nicht, doch besitzen sie angenehmen Geschmack, besonders diejenige vom Sattelberge.

Salzlager gibt es nirgends; man ist also zur Befriedigung des Salzbedürfnisses auf Meerwasser angewiesen. Die Inlandleute steigen ab und zu zur Küste herunter, um sich an Meerwasser recht satt zu trinken und in Bambusröhren und sonstigen Behältern etwas davon mit in die Heimat zu nehmen. Natürlich sind sie den Küstenleuten hierfür tributpflichtig. Wo,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie in der Umgebung von Kap König Wilhelm, die starke Strömung Unmengen von Holz an die Küste treibt, benutzt man dasselbe zur Salzfabrikation: nach sorgfältigem Trocknen wird das Holz verbrannt; die Rückstände sind stark salzhaltig. Papuakinder lecken an Salz, welches man ihnen verabreicht, wie die unserigen am schönsten Fruchtbonbon, während sie Zucker häufig verschmähen.

Reis, Mais und Maniok ist neuerdings von den Europäern eingeführt und es wird Maniok und Mais in vereinzelten Gebietsteilen jetzt auch von den Schwarzen angebaut. Reis, die gewöhnliche Nahrung des schwarzen Arbeiters in den Plantagen, wird von demselben gern genommen. Auf Märschen sah ich häufig, daß ehemalige Plantagenarbeiter in ihren Dörfern unseren Schwarzen den Reis gegen einheimische Früchte (Jams, Taro) abkauften.

Das Trinkbedürfnis des Papua ist ungewöhnlich gering und derselbe hat daher keine Anlage, sich zum Säufer auszubilden, auch wenn die Abgabe von Spirituosen gestattet wäre. Meine Schwarzen schüttelten den Kopf, wenn ich auf dem Marsche halb verdurstet immer wieder die Wasserflasche füllen ließ. Ihr einziges Getränk bleibt Wasser und Kokosnußwasser; berauschende Stärkungsmittel irgendwelcher Art sind ihnen unbekannt. Nur an der Astrolabebucht wird das aus Piper methysticum bereitete Kawa in mäßigem Umfange genossen.

Die Reinlichkeit, welche dem Papua in allen Dingen eigen ist, die sich auf das Essen beziehen, äußert sich auch in dem Schöpfen seines Trinkwassers. Er vermeidet sorgfältig alle Stellen, welche durch Anwohner verunreinigt sein könnten und schöpft z. B. an kleinen Gießbächen immer oberhalb des Falls.

Da es besonders in Jabim und Bukaua vereinzelte Anklänge an Totemismus gibt, bestehen auch die hiermit verbundenen Speiseverbote; doch ist die Sache keineswegs so allgemein, wie im Bismarck-Archipel und läuft darauf hinaus, daß vereinzelte Familien behaupten, von gewissen Tieren abzustammen und infolgedessen diese Tiere nicht genießen. Das Nähere hierüber ist in Band 3 S. 310 u. 428 mitgeteilt. In Simbang bei Finschhafen wird sogar Trauer angelegt, als ob ein Angehöriger gestorben wäre, wenn ein Krokodil getötet ist. Die Tami essen bestimmte Schildkröten nicht.

In eine ganz andere Kategorie gehören diejenigen Speiseverbote, die an gewisse Beschäftigungen geknüpft sind. So pflegen die Zauberer diejenigen Tiere nicht zu verspeisen, für deren Fang sie einen besonders wirksamen Zauber besitzen (Bd. 3 S. 429). Dies beruht auf der Vorstellung, daß der Genuß des fraglichen Fleisches den Zauber unwirksam machen würde. Ähnliches in Band 3 S. 124.

Der Mann soll während der Schwangerschaft seiner Frau nichts vom Fleische des Ibano (Thunfisch) essen (Tami). Ferner meiden die Männer bisweilen verschiedene Gerichte, weil ihnen dieselben angeblich nicht bekommen, d. h. weil sie nach Genuß derselben keinen Erfolg auf der Jagd

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder beim Fischfange hatten. Man enthält sich also in Zukunft dieser Speisen, wenn es in den Wald oder auf das Boot geht. In Sialum essen Neuvermählte keine Bananen, weil sie sonst von Ausschlägen befallen werden.

Zahlreich sind die Speiseverbote für Kinder: sie sollen keine weißen Vögel essen, weil sie sonst frühzeitig weiße Haare bekommen; der Genuß von Baumbärenfleisch macht sie ungeschickt zum Klettern usw. Während des Beschneidungsfestes erhalten die jungen Leute noch besondere Speiseverbote, die erst beim Majorennitätsfest (Bd. 3 S. 40) aufgehoben werden. Ein reiches Material über Speiseverbote findet sich in Band 3 S. 33, 118, 124, 132, 257 u. 402.

Betelkauen und Rauchen sind die einzigen Genußmittel des Papua. Zum Betelkauen gehören außer der notwendigen Muße drei Dinge: Betelnuß, eine längliche Nuß, etwa doppelt so lang wie eine Eichel; dieselbe wächst auf der Betelpalme (Areca catecho. Fig. 148 S. 234), von der es verschiedene Sorten gibt. Zweitens Betelpfeffer und drittens Kalk, der aus Muschelschalen gebrannt wird. Letzteren bewahrt man in Kürbiskalebassen (Fig. 48 S. 113) auf und führt ihn mit einem Holzspatel zum Munde, nachdem die Nuß und das scharf schmeckende Blatt des Pfeffers zerkaut sind. Alte, zahnlose Leute, welche die harte Nuß nicht mehr zerkauen können, zerstampfen dieselbe in kleinen Holzmörsern. Durch Zusatz des Kalkes wird der farblose, zwischen den Zähnen befindliche Brei ziegelrot und färbt auch Zahnfleisch und Lippen intensiv rot. Während der betelkauende Mund nichts weniger als appetitlich aussieht, ist in den Augen des Papua die Rotfärbung und der rote Speichel etwas ungewöhnlich Schönes. Die Mischung hat leicht adstringierenden Geschmack und versetzt den Schwarzen in den Zustand behaglichster Ruhe. Wenn der Brei gehörig durchgekaut ist, spritzt man ihn von sich, wie dies auf der kinematographischen Aufnahme einer betelkauenden Gruppe, die ich in Bukaua fertigte, deutlich zu erkennen ist. Keysser gibt an (Bd. 3 S. 16), daß die Masse zuletzt hinuntergeschluckt wird. Es dürfte hier also der Brauch verschieden sein.

Während der Europäer bei gemütlichem Zusammensein und nach guter Mahlzeit sich seine Zigarre ansteckt, fängt der Papua in gleicher Lage an Betel zu kauen; dies gilt auch besonders als Ausdruck friedlicher Gesinnung. Wenn zwei Stämme zu Friedensverhandlungen zusammenkommen und die Sache sich dem erfolgreichen Abschlusse nähert, so holt man Betelnüsse und Kalkflasche hervor und kann dann sicher sein, daß alles ein gutes Ende nimmt. Als Lehner und ich zum ersten Male von den Lae-Womba am Ufer des Markham empfangen wurde, mußten wir im Kreise dieser wilden Gesellen als Zeichen des endgültigen Friedens Betel kauen, obgleich es nicht sehr verlockend ist, den Spatel, welchen der Schwarze soeben zwischen seinen rottriefenden Lippen hatte, nun gleichfalls zum Munde zu führen. Der Kalkspatel ist mit Rillen versehen, welche beim schnellen Auf- und Abbewegen desselben in dem Kürbis durch Reibung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an der Flaschenöffnung einen rasselnden Ton erzeugen. Letzterer scheint für das Ohr des Papua liebliche Musik zu sein, denn er vollführt sie mit Andacht und Ausdauer jedesmal, wenn er ein wenig Kalk aus der Flasche herausholt. Die Ersatzmittel für Betelnüsse und Betelpfeffer beschreibt Keysser in Band 3 S. 16. Die Akur im Torricelli-Gebirge bei Berlinhafen verwenden, wie mir P. Kirschbaum mitteilt, an Stelle von Betelkalk eine dunkele Erde. Den Hupe im Kai-Inlande ist Betelkauen unbekannt. Daß hieran lediglich Kalkmangel schuld ist, möchte ich bezweifeln, da derselbe durch Tauschhandel von der Küstenbevölkerung zu erhalten wäre und Muschelgerät bei ihnen nicht selten ist.

In bezug auf das Rauchen sagt Keysser (Bd. 3 S. 16), daß in der Umgebung des Sattelberges der Tabak früher unbekannt war und andere Blätter hierfür verwendet wurden. Für ganz Kaiser-Wilhelmsland trifft dies wohl nicht zu, denn man findet Tabak (Jabim und Bukaua: kasu. Sissanu: sobache, ein Wort, dem wahrscheinlich „Tabak" zugrunde liegt) bei Stämmen, z. B. am Augustafluß, die früher mit Europäern nicht in Berührung kamen. Dabei soll nicht behauptet werden, daß Tabak eine ursprünglich in Neu-Guinea einheimische Pflanze ist, doch kann die Einfuhr schon in sehr früher Zeit stattgefunden haben. Man trocknet die Blätter durch Aufhängen unter dem Dach der Hütte. Die Sissanu benutzen hierfür auch kleine, in der Hand gehaltene Geflechte aus Rotang, doch kommt diese Schnelltrocknung über dem Feuer wohl nur in Frage, wenn die bereits trockenen Blätter wieder feucht geworden sind. Als Deckblatt verwendet man ein bestimmtes Baumblatt, welches zuvor durch mäßige Erhitzung geschmeidig gemacht wird. Im Notfall erfüllt auch ein Bananenblatt diesen Zweck, besonders beliebt ist aber Zeitungspapier. Am Waria bildet letzteres einen der besten Tauschartikel und die Schwarzen bemühen sich, jede erdenkbare Menge von Zeitungspapier zu bekommen. Offenbar betreiben sie mit demselben einen schwunghaften Handel nach dem Inlande.

Die Zigarette wird stets frisch gedreht und nicht auf Lager gehalten; sie hat etwa die Dicke einer Zigarre (Taf. 150 Nr. 2; der Mann hat eine halb aufgerauchte Zigarette hinter dem Ohr; ferner Tafel 155) und wird besonders in der Umgebung des Sattelberges gern mit Hilfe einer langen Spitze aus Bambusrohr (Taf. 173i S. 259) geraucht. Auch der entsetzliche amerikanische Handelstabak in Stangenform bildet einen gut gehenden Tauschartikel. Zur Benutzung wird er zerkleinert und in ein Deckblatt gewickelt. Tonpfeifen gibt es in Kaiser-Wilhelmsland nicht; die jetzt dort gebräuchlichen sind von den Europäern eingeführt.

Der Papua ist kein starker Raucher; der Inbegriff aller Gemütlichkeit bleibt bei ihm das Betelkauen. Der Einzelne wird selten eine ganze Zigarette aufrauchen; vielmehr tut er nur einige Züge und verabreicht sie dann seinem Nachbar oder der Nachbarin, denn die Frauen rauchen vielleicht stärker als die Männer, während das Betelkauen bei ihnen mehr zurücktritt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am Waria und weiter nördlich bis Braunschweighafen sind 75 bis 100 cm lange, dicke Rauchrohre aus Bambus im Gebrauch, die man folgendermaßen benutzt (Fig. 176 S. 260): das eine Ende des reich verzierten Rohrs ist geschlossen; doch befindet sich hier seitlich eine Öffnung, so groß, daß man eine Zigarre hineinstecken kann (im Bilde nicht sichtbar). Die Öffnung am anderen Ende des Rohrs dient zum Anlegen des Mundes, welcher den Rauch in das Rohr saugt. Ist das ganze Rohr mit Rauch erfüllt, so nimmt man die Zigarette heraus und reicht das Rohr dem Nachbar, welcher, um den Rauch einzusaugen, den Mund dort anlegt, wo sich die Zigarette befand. Das Einsaugen besorgt niemals derjenige, welcher das Rohr mit Rauch anfüllte. Zweck der Vorrichtung ist, abgekühlten Rauch in den Mund zu bekommen.

Dies Wandern der Zigarette oder der Spitze von Mund zu Mund trägt viel zur Verbreitung von Krankheiten bei.

Bemerkenswert ist, daß die Lae-Womba bis zu unserer Ankunft Nichtraucher waren. Sie eigneten sich aber diesen Kulturfortschritt in erstaunlich kurzer Zeit an.

Kauen von Tabak und Schnupfen blieb in Kaiser-Wilhelmsland unbekannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 16.

FELD UND FELDBESTELLUNG. SAGOBEREITUNG.

Völlig irrig ist die Vorstellung, daß den Schwarzen in Neu-Guinea alles in den Mund wächst, was sie zum Lebensunterhalte brauchen, daß sie nur nach Kokosnüssen, Bananen und anderen köstlichen Gaben der Tropen zu greifen haben, um im übrigen das Leben schwatzend, betelkauend und sich gegenseitig totschlagend zuzubringen. Trotz der üppigen Vegetation bringt Neu-Guinea erstaunlich wenig Fruchtpflanzen hervor und alles, was zur Nahrung dienen soll, die Kokospalme nicht ausgenommen, muß angepflanzt werden.

Dazu kommt die mühevolle Arbeit des Waldrodens, der Mangel an geeigneten Werkzeugen und das Fehlen von Tieren, welche bei der Feldarbeit behilflich sein könnten. Daher ist es den Schwarzen weniger zu verargen als den Europäern, wenn sie die Kinderzahl freiwillig einschränken.

Um ein Feld herzurichten, ist zunächst der Urwald zu roden. Das bereitet in dem gebirgigen, dicht bewaldeten Lande große Schwierigkeiten. Jetzt, wo den Schwarzen fast überall europäische Äxte zur Verfügung stehen, fallen auch die gewaltigsten Baumriesen, und es ist eine wahre Lust zuzusehen, mit welcher Kraft und Ausdauer die Axt gegen das Holz geschwungen wird. Früher, als man noch mit Steinwerkzeugen arbeitete, mußte man sich bei den starken Stämmen darauf beschränken, den Baum durch Abschälen der Rinde zum Absterben zu bringen, und ihn im übrigen aufrecht stehen lassen, denn das Fällen würde die Arbeit mehrerer Tage erfordert haben.

Das Roden des Waldes ist ausschließlich Sache der Männer und zwar führt die ganze Dorfschaft oder wenigstens ein größerer Familienverband die Arbeit aus. Sind Stämme und Unterholz niedergeschlagen, so läßt man alles einige Monate zum Trocknen liegen (Fig. 179); dann wird Feuer angezündet, damit verbrennt, was brennen will (Fig. 183). Den dicken, nassen Stämmen kann das Feuer nichts anhaben; sie bleiben liegen und sind später der Schrecken des Wanderers, den der Weg durch den wieder aufgeschossenen Buschwald führt. Schließlich wird das Feld gesäubert, d. h. abgesehen von den großen, schweren Stämmen wird alles beiseite geschafft, was das Feuer übrig ließ. Ferner ist der große Platz zum Schutze gegen die Schweine mit einem Zaune zu umgeben, was ebenfalls erhebliche Arbeit verursacht.

Schließlich folgt als letzte Männerarbeit das Umbrechen des Bodens.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



179. Roden des Urwaldes. Bukaua.

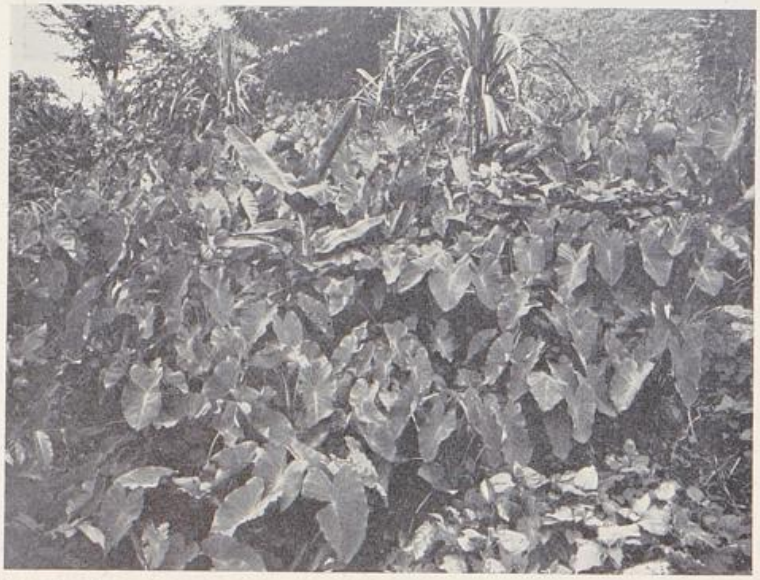
Zu diesem Zweck stellen sich drei bis vier Männer in einer Reihe auf (Fig. 180) und stoßen ihre langen, zugespitzten Stangen (Jabim: saquen. Bukaua: aquen. Tami: sil. Sattelberg-Kai: hudi. Sissanu: olen) einigemale kräftig in den Boden; ein anderer schiebt seine Stange darunter und nunmehr werden mit einem kurzen Ruck die Schollen umgebrochen. Die Arbeit geht schnell von statten und der Boden wird bis zu beträchtlicher Tiefe aufgelockert. Vergleichende Versuche mit europäischen Spaten ergaben, daß die papuanische Methode der europäischen mindestens gleichwertig ist. Hiermit haben die Männer ihre Schuldigkeit getan, und es beginnt nunmehr die Weiberarbeit, die zuerst darin besteht, die Schollen zu zerkleinern und von Unkraut zu säubern. In Sissanu, wo infolge der reichlichen Sagobestände die Feldbestellung stark in den Hintergrund tritt, besorgen die Weiber auch das Umbrechen des Bodens und benutzen hierfür ihre Holzschwerter (Taf. 320 Nr. 3), mit denen sie im Kriege sich ihrer Feinde erwehren.

Taro, welches feuchtes Klima erfordert, wird mit Vorliebe an steilen Berghängen kultiviert (Fig. 181); einzelne Arten bilden Wurzelschößlinge, die dann zum Bepflanzen des neuen Feldes benutzt werden. Im übrigen wird die abgeschnittene Spitze der alten Knolle, welche mit einem 20 bis 30 cm langen Ende des Stieles ihre Lebensfähigkeit lange bewahrt, als Setzling verwendet. Die Leute wissen sehr wohl, daß es für die Entwickelung der Pflanzen günstig ist, wenn sie nicht immer wieder Ableger der eigenen Felder für die neuen Kulturen benutzen. Aus diesem Grunde tauschen sie mit fern gelegenen Ortschaften die Setzlinge aus und vermeiden dadurch Inzucht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



180. Umbrechen des Bodens. Sialum.



181. Taro-Feld. Als Zwischenkultur Bananen und Zuckerrohr. Samoahafen. Huongolf.

Außer reichlichem Regen bleibt für das Gedeihen der Taro auch unbedingt ein kräftiger Zauberspruch notwendig, daher ist der Tarozauber vielseitig ausgebildet. Näheres hierüber in Abschnitt 25 und in Band 3 S. 123, 232, 433.

Geräte für den Tarozauber sind in Figur 55 S. 139 und 174 d und e S. 259 abgebildet. Es bleibt auffallend, daß derartige Steingeräte an anderen Orten der Südsee, nicht aber in Neu-Guinea zum Herrichten des Tarobreies Verwendung finden. Bei der Bevölkerung erhielt sich das Bewußtsein, daß diese Steine, welche wahrscheinlich schon von einer Vorbevölkerung eingeführt wurden, zu Taro in irgendwelcher Beziehung stehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Gedeihen der jungen Pflanzen ist Säuberung des Feldes von Unkraut notwendig, was von Frauen und Mädchen mit kleinen Holzspateln zweimal besorgt wird. Dann sind die Taropflanzen soweit gekräftigt, daß sie sich vom aufschießenden Unkraut nicht mehr ersticken lassen, sondern letzteres im Zaume halten. Zwischen den Taro werden als Zwischenkultur Bananen und Zuckerrohr (Fig. 181) gepflanzt.

Die Haltung der Felder ist in den verschiedenen Gebietsteilen recht verschieden: im Kai-Inlande sehen dieselben ziemlich wüst aus, doch mag dies mit der allgemeinen Unsicherheit zusammenhängen, welche die Leute nötigt, sich nicht lange fern vom Dorfe aufzuhalten, denn mitunter liegen die Felder stundenweit vom Dorfe entfernt. Am Waria und in der Nähe des Nassauflusses wanderte ich durch weite Tarofelder, die in bezug auf Sauberkeit an europäische Gartenkultur erinnern. Durch auf den Boden gelegte lange Stangen sind überall kleinere Felder abgeteilt, welche den Besitz der einzelnen Familie kennzeichnen. Während nämlich die von den Männern verrichtete Arbeit Kommunaleigentum ist, findet, sobald die Weiberarbeit beginnt, Zuteilung des Landes an die einzelnen Familien statt, welche auf ihrem Anteil das Pflanzen, Jäten und Ernten besorgen.

Die Taro sind reif, wenn die Blüte zum Vorschein kommt; dann ist die nie ausbleibende Hungerzeit vorüber, und das Schmausen beginnt von neuem. Die Taroknollen halten sich längere Zeit nur im Erdboden und können nicht wie unsere Kartoffeln auf Vorrat gebuddelt werden. Die Weiber stecken daher Setzlinge im Zwischenraum mehrerer Wochen, damit nicht alle Früchte auf einmal reifen. Das Ernten ist ausschließlich Sache der Weiber, und sie haben die schweren Früchte in ihren Netztaschen den stundenweiten Weg vom Felde bis zum Heimatdorfe zu schleppen (Fig. 8, S. 31), ohne daß ihnen die Männer dabei die geringste Hilfe leisten. Nur ganz schwere Lasten, die ein Einzelner nicht schleppen kann (Fig. 184), tragen die Männer.

Die Tami, welche Felder nicht haben, weil ihre Inseln hierfür zu klein sind und das Festland zu fern liegt, füllen Löcher im Korallenfelsen mit Humus aus und stecken hier Tarosetzlinge, damit sie in den Zeiten der Stürme, wo sie nicht nach dem Festlande fahren können, um Nahrungsmittel einzuhandeln, wenigstens etwas zu essen haben.

Im Gegensatze zu Taro begnügt sich Jams mit weniger Feuchtigkeit und wird daher besonders in den regenärmeren Gegenden um Kap König Wilhelm angebaut. Da es dort keinen Wald, sondern nur Alangsteppe gibt, gestaltet sich auch der Feldbau erheblich einfacher, denn die Arbeit der Männer beschränkt sich darauf, das Alanggras mit Bambusmessern und hölzernen Schwertern niederzuhauen, nach dem Trocknen zu verbrennen, den Boden in oben geschilderter Weise umzubrechen und einen Zaun zu errichten. Hierbei handelt es sich aber nicht um einen Schutzzaun gegen Schweine, denn letztere werden in den umzäunten Dörfern gehalten und Wildschweine kommen nur im Walde vor. Vielmehr errichtet man den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



182. Jams-Feld, durch einen Zaun gegen Wind geschützt. Sialum.

Zaun lediglich an der Windseite des Feldes, um die Pflanzen vor den über die Steppe fegenden, heftigen Stürmen zu schützen (Fig. 182). Die dortige Bodenbeschaffenheit zeitigte besondere soziale Verhältnisse: da das Zusammenarbeiten der ganzen Dorfschaft zum Waldroden nicht nötig ist, erfuhr der Kommunismus starke Einschränkung, und Grund und Boden ist nicht mehr Gemeingut, sondern Eigentum der einzelnen Familie. Die ungefähr 20 bis 25 verschiedenen Jamssorten tragen verschiedenartiges Laub und voneinander abweichende Blüten; wenn man mehrere dieser Sorten im Felde nebeneinander sieht, hält es niemand für möglich, daß es sich um dieselbe Pflanze handelt.

Jams sind Rankengewächse und werden wie Stangenbohnen oder Hopfen an Stäben und abgebrochenen Ästen in die Höhe geleitet. Wenn die Ranken auf der Erde liegen, verbrennen sie durch die Sonnenglut. Als Setzlinge benutzt man Stücke der abgeschnittenen Schale, welche wie unsere Kartoffel Augen besitzt, aus denen der junge Keimling hervorbricht. Natürlich würde ohne kräftigen Zauber kein Feld gut gedeihen. Die hierfür notwendigen Zaubermittel sind in Abschnitt 25 und in Band 3 S. 123, 125 und 253 beschrieben. Nicht selten sieht man in den Feldern kleine, aus Stäben zusammengebundene Gerüste, an denen einige Grasbüschel im Winde flattern; sie sind mit Zauberformeln besprochen und halten Schädlinge von den Pflanzen fern.

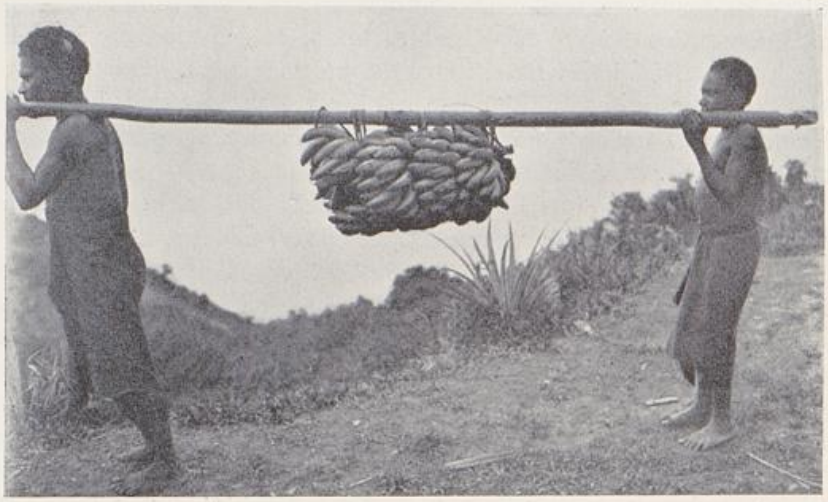
Sobald die Ranken gut entwickelt sind, müssen die Jams wie unsere Kartoffeln gehäufelt werden. Unter besonders günstigen Bedingungen werden die Knollen fast einen halben Zentner schwer. Sie sind reif, wenn das Laub anfängt zu welken, und können, da sie sich halten, in Gruben oder besonderen Vorratshütten (Fig. 150 S. 243) aufbewahrt werden.

Süßkartoffeln sind ebenfalls eine Rankenpflanze, doch bleiben die Ranken auf der Erde liegen. Zum Anbau steckt man in reihenförmiger Anordnung (Fig. 183) Ranken der alten Pflanzen in den Boden, murmelt die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



183. Im Vordergrunde Süßkartoffeln; hinten: Brennen des gerodeten Waldes. Sattelberg.



184. Tragen einer Bananentraube vom Felde zum Dorf. Samoahafen.

notwendigen Beschwörungsformeln und wartet auf den nächsten Regen, welcher die Setzlinge schnell zur Bewurzelung bringt.

In der Umgebung von Kap König Wilhelm bestellen die Männer die Jamsfelder, die Frauen diejenigen mit Süßkartoffeln.

Für die übrigen Produkte wie Bananen, Zuckerrohr, Wassermelonen, Gurken, Bohnen usw. werden der Regel nach keine eigenen Felder hergerichtet; man setzt dieselben vielmehr in die Jams-, Taro- und Kartoffelfelder. Nur bei den Ka-iwa am Nassaufluß (Huongolf) sah ich besondere, mit Zuckerrohr bestandene Felder (Fig. 50 S. 125). Hier erreicht das Rohr ungewöhnliche Stärke und Höhe und muß an langen Bambusstangen festgebunden werden. In Figur 50 sieht man auch den sorgfältig gearbeiteten Schweinezaun. Zuckerrohr wird in der Weise gepflanzt, daß man kurze Stücke desselben in die Erde steckt, welche sich schnell bewurzeln. Von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bananen pflanzt man Wurzelschößlinge. Die Lae-Womba, welche, wie bereits bemerkt, vorwiegend von Bananen leben, legen besondere Bananenfelder an. Zum Schutze gegen Papageien, und damit die Trauben besser ausreifen, umwickeln sie dieselben während der Reifezeit. Kokospalmen werden niemals auf besonderen Feldern gezogen; man pflanzt sie im Dorfe und in nächster Umgebung desselben. Wo im Urwalde oder an der Küste ein kleiner Hain von Kokospalmen sich findet, stand früher ein Dorf.

Der Ackerbau wird im Inlande genau so betrieben wie an der Küste und ob man an einzelnen Punkten mehr Taro oder mehr Jams oder mehr Süßkartoffeln kultiviert, hängt von den klimatischen, den Bodenverhältnissen und dem Geschmack der Leute ab. Manche, wie die Jabim, bevorzugen Taro. Die Sattelberg-Kai legen in der Regel drei Felder an: eins für Taro und zwei für Jams, während sie die Süßkartoffel nur als Zwischenfrucht behandeln. Im allgemeinen sind die Felder der Inlandstämme größer als diejenigen an der Küste, weil dort die reichliche Fischnahrung fehlt; man muß im Inlande auf den Kopf 1/2 ha Land rechnen, so daß also für jede Familie alljährlich ein erhebliches Stück Urwald zu roden ist. Da die genannten Knollengewächse rund neun Monate zu ihrer Entwickelung brauchen und die übrigen drei Monate für Herrichtung des Feldes erforderlich sind, entfällt auf jedes Jahr eine Haupternte.

Das abgeerntete Feld kann im nächsten Jahre nicht wieder benutzt werden, denn das Unkraut würde derart überwuchern, daß es die Feldfrüchte nicht aufkommen läßt. Überdies ist der Boden durch einmalige Kultur erschöpft, und der Ertrag des zweiten Jahres würde äußerst dürftig sein. Das hat seinen Grund in dem geringen Gehalt an Phosphaten und Kalisalzen. Bald schießt auf den verlassenen Feldern der Wald wieder kräftig in die Höhe, und nach einigen Jahren kann man nur noch an den zahlreichen, umgestürzten Stämmen und dem Fehlen starker Bäume merken, daß dort ein Feld war. Aus der Ferne gesehen, heben sich gegenwärtig bestandene und seit kurzer Zeit verlassene Felder immer durch hellere Färbung von dem umgebenden Urwalde ab. Man kann also von einem guten Aussichtspunkte aus einen sicheren Schluß auf die Dichtigkeit der Bevölkerung in den überblickten Länderstrecken ziehen.

In der Umgebung des Sattelberges pflegt nach einigen Jahren auf dem alten Felde Bambus aufzukommen, welcher das Unkraut erstickt. Man brennt denselben dann nieder und kann nun das Feld abermals in Benutzung nehmen, aber nicht mit derselben Pflanze, die es bei der letzten Bestellung trug. Man pflegt also Jams dort anzulegen, wo vorher Taro stand. Im allgemeinen läßt man neun bis zehn Jahre verstreichen, bis man denselben Platz zum Feldbau wieder in Angriff nimmt.

Die Zeit der Feldbestellung wechselt in den verschiedenen Teilen von Kaiser-Wilhelmsland und richtet sich in erster Linie nach den Regen- und Trockenperioden. Man rodet den Wald in der ersten Hälfte der Trockenzeit, damit die gefällten Bäume und Sträucher Zeit finden aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zudörren und dann gut brennen. Im Beginn der Regenzeit wird gepflanzt, doch gibt es hier viele örtliche Abweichungen, welche hauptsächlich durch die Menge der Niederschläge in der Trockenzeit bedingt werden. So pflanzt man in der Umgebung von Samoahafen schon in der zweiten Hälfte der Trockenzeit, weil dort genügend Regen fällt, um die Setzlinge nicht verdorren zu lassen. Sie wachsen dann anfangs nicht zu üppig, bilden aber kräftige, tiefgehende Wurzeln aus.

Da der Schwarze keinen Kalender hat, aus dem er ersehen kann, wann er den Wald roden und die Pflanzen setzen muß, auch irgendwelche genaue Zeitrechnung nicht kennt, richtet er sich nach dem Auf- und Untergange gewisser Gestirne, die ihm anzeigen, wann es Zeit wird, mit der Feldarbeit zu beginnen. Die Plejaden sind hier der am meisten beachtete Wegweiser (Bd. 3 S. 431).

Trotz sorgfältigster Herrichtung der Felder und bester Zaubersprüche kommen doch Mißernten vor, und zwar aus verschiedenen Gründen. Zu viel oder zu wenig Regen wird besonders dem Taro verderblich. Obgleich Neu-Guinea zu den regenreichsten Gebieten der Erde gehört, treten gelegentlich Trockenperioden ein, welche die Feldfrüchte vernichten. Als ich mich im Frühjahr 1910 am Waria aufhielt, war dort unerhörterweise seit mehreren Monaten kein Tropfen Regen gefallen, und die Tarofelder standen erbärmlich. Vor ungefähr hundert Jahren muß besonders am Nordufer des Huongolfes eine mehrere Jahre anhaltende Trockenheit geherrscht haben, die jede Feldbestellung unmöglich machte und selbst den Wald verdorren ließ. Die Erinnerung hieran erhielt sich vorwiegend bei der Bevölkerung in der Umgebung von Deinzerhöhe.

Neben ungünstigen Witterungsverhältnissen können auch die Schweine, wenn sie durch einen schadhaften Zaun in das Feld einbrechen, demselben ungeheueren Schaden zufügen. In den in Band 3 mitgeteilten Sagen und Erzählungen wird hierauf mehrfach hingewiesen. Endlich kommen durch Würmer und schädliche Insekten Mißernten vor, und der Papua glaubt dann, daß ihm die Mißernte von seinem Nachbar angezaubert sei (Bd. 3 S. 334 und 457).

In den Lagunengebieten und an den großen Strömen finden sich Sagopalmen in reichlicher Menge, und Sago bildet daselbst ein Hauptnahrungsmittel für die Schwarzen. Die Palme wird nicht angepflanzt, sondern samt sich selbst aus, bedarf aber zum Fortkommen sumpfigen Bodens. Es gibt fünf bis sechs verschiedene Arten Palmen, die Sago von verschiedener Farbe liefern. Die günstigste Zeit für die Bereitung des Sago ist ebenfalls sehr verschieden. Einzelne Arten müssen schon blühen, ehe man sie fällen darf; bei anderen hat man vor Eintritt der Blüte die Arbeit zu verrichten, anderenfalls würden die Reservestoffe des Stammes, die Stärke, für die Blüte aufgezehrt werden.

Der Sago, welcher unserer Kartoffelstärke vollständig entspricht, ist in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ungeheueren Mengen im Marke abgelagert; um denselben zu gewinnen, verfährt man folgendermaßen: schon in früher Morgenstunde wandert die ganze Dorfschaft zum Sagosumpf und sucht einen geeigneten Stamm aus, welcher ein Alter von zwölf bis sechzehn Jahren hat. Die beiden in Figur 185 abgebildeten Stämme sind noch nicht reif und haben höchstens die Hälfte des notwendigen Alters. Unter wuchtigen Beilhieben fällt der mächtige 50 bis 75 cm im Querschnitt messende Stamm krachend zu Boden. Nunmehr spaltet man die zweifingerdicke, holzige Rinde, die sich leicht loslösen läßt, in 10 cm breiten Latten ab. Letztere werden neben dem Baume auf die Erde gelegt und bilden mit Palmblättern bedeckt die Unterlage für das abzuraspelnde Mark, welches das ganze Innere des Stammes ausfüllt. Drei bis vier Schwarze setzen sich auf dieser Unterlage nahe vor dem Stamme nieder und schlagen mit stumpfen Steinbeilen das Mark herunter (Fig. 186), welches sich, im Aussehen nassen Sägespänen vergleichbar, in großen Haufen vor ihnen ansammelt. Unterdessen stellen andere für das Auswaschen des im abgeraspelten Marke enthaltenen Sago aus Rinde und großen Blättern ein geräumiges Becken (Fig. 187), ferner einige Rinnen, Schöpfeimer und Filter her. Diese Vorrichtungen zum Auswaschen werden stets in unmittelbarster Nähe von Wasser aufgebaut, um reichlich Waschwasser zur Hand zu haben.



185. Sagopalmen. Bukaua.

Frauen schleppen nun in Körben das abgeraspelte Mark zur Rinne (Fig. 187), damit es unter reichlichem Zusatz von Wasser von dem dort stehenden Manne gehörig durchgeknetet wird. Unterhalb dieser Knetstelle ist in der Rinne ein Seihtuch aus Bast aufgespannt, welches dem mit Sago beladenen Wasser den Durchtritt gewährt, aber die Holzteile des Markes zurückhält. Ein zweites Seihtuch wird unten an der Rinne, unmittelbar über dem Becken, angebracht.

In dem großen Becken schlägt sich Sago nieder, und das klare Wasser läuft über die Ränder ab. Ist alles abgeraspelte Mark verarbeitet, wozu bei einem starken Stamme sechs bis acht Stunden gehören, so entfernt man das Wasser aus dem Becken und kann nun den Sago, der sich in 10 bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



186. Abraspeln des Sagomarks. Bukaua.



187. Auswaschen des Sagomarks. Bukaua. Im Vordergrunde ein großes aus Rinde hergestelltes Becken, in dem sich der Sago aus dem Waschwasser niederschlägt.

15 cm hoher Schicht am Boden abgesetzt hat, herausholen. Er gleicht in Farbe und Konsistenz dem Kartoffelmehl, welches sich aus roh zerriebenen Kartoffeln beim Auswaschen niederschlägt.

Der nasse Sago wird zu acht bis zehn Kilo schweren Kuchen geformt, die man oberflächlich röstet. Die sich hierbei bildende glasige Haut zieht man ab, um sie sogleich zu essen. In Blättern eingebündelt, werden die Kuchen nach dem Dorfe getragen. Ein einzelner, großer Baum liefert mehrere Zentner Sago.

Wie schon bemerkt, bewähren die Sissanu den Sago in großen Behältern (Fig. 178 S. 272) feucht auf. Befreit man denselben durch abermaliges Waschen von den noch anhaftenden Holzpartikelchen und trocknet ihn vollständig, so gewinnt man ein gutes, dauernd haltbares Produkt.

Während am Huongolf die eigentliche Arbeit von Männern verrichtet wird und den Frauen lediglich das Herbeischaffen des abgeraspelten Markes zum Waschplatz obliegt, ist in Sissanu zwar das Abraspeln Sache der Männer; das Auswaschen des Markes besorgen aber die Weiber.

Die Bewohner der Inseln Seleo und Tumleo (Berlinhafen), welche auf ihren kleinen Eilanden nicht so viel anbauen können, als sie zum Lebensunterhalte brauchen, und daher auf die reichen Sagobestände des gegenüberliegenden Festlandes angewiesen sind, bleiben während eines Teiles der Zeit, wo der Südost weht, also während unserer Sommermonate,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf dem Festlande und bereiten sich dort große Sagovorräte, weil sie während des Winters, wo der heftige Nordwest an jenen Küsten eine wilde Brandung erzeugt, kaum zum Festlande gelangen können.

An Stelle der roh gearbeiteten, stumpfen Steinhämmer, die man am Huongolf zum Abraspeln des Markes benutzt (Fig. 186), verwenden die Sissanu an ihren hölzernen Kniebeilen sorgfältig gearbeitete, zylinderförmige Steine, die vorn eine Delle besitzen. Um die Ränder dieser Delle scharf zu erhalten, bohren sie dieselben mit eigens hierzu bestimmten Steinpfriemen aus. Daß sie an Stelle dieser zylinderförmigen Steine auch Granaten verwenden, welche ihnen die Regierung vor einigen Jahren auf dem Luftwege zukommen ließ, wurde auf Seite 63 erwähnt.

In Bukaua gelang es mir, von den Hauptphasen der Sagobereitung kinematographische Aufnahmen herzustellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 17.

JAGD UND FISCHFANG.

Der Papua ist ein trefflicher Schütze, der in ausgezeichneter Weise mit Schießwaffen umzugehen versteht. Zum Glück für den Europäer bekommt er aber nur als Jäger für den Weißen und als Polizeisoldat eine moderne Waffe in die Hand, sonst gäbe es in Neu-Guinea schon längst keine Weißen mehr. Für die eigene Jagd muß er sich auch heutigen Tags immer noch seiner primitiven Geräte bedienen. Der Speer kommt für ihn im wesentlichen bei der Schweinejagd in Frage, wenn das Schwein vom Hunde gestellt ist oder sich in den ausgespannten Netzen verstrickte. Pfeil und Bogen können demselben Zwecke dienen, werden aber auch zur Vogeljagd benutzt, allerdings nur bei günstiger Gelegenheit, denn die Aussicht, einen Vogel mit dem Pfeil zu treffen, der in den Kronen der riesenhohen Bäume sitzt, bleibt gering. Um die Treffsicherheit zu erhöhen, benutzen die Lae-Womba bei der Vogeljagd Pfeile mit drei Spitzen, welche den mehrspitzigen Fischharpunen gleichen. Um große Vögel von hohen Bäumen herunterzuholen, wird auch die Schleuder verwendet.

Da das Schwein das einzig ausgiebige Wildbret für den Papua ist, wird die Schweinejagd am intensivsten und mit den verschiedensten Mitteln betrieben, in erster Linie mit dem Hunde, welcher das Schwein aufspürt und stellt. Einzelne Hunde sind hierfür besonders befähigt und werden daher hoch geschätzt. Natürlich ist der Hund ohne kräftigen Zauber wertlos; der Leser findet hierüber Näheres in Abschnitt 25, ferner in Band 3 S. 130, 439 u. 453. Flinken Hunden bindet man Klapperketten (Sattelberg-Kai: wessi) um, damit man hört, wo sich dieselben im Walde aufhalten.

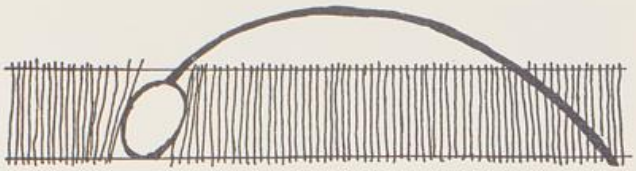
Ferner sucht man das Borstentier in Gruben zu fangen, die man in großer Anzahl im Walde anlegt. Dieselben sind etwa ein Meter im Geviert und bis anderthalb Meter tief. Am Boden befestigt man zugespitzte, harte Hölzer, damit sich das Tier beim Hineinfallen schwer verletzt. Die Gruben werden sorgfältig zugedeckt, so daß von denselben nichts zu sehen ist. Um Unglücksfälle zu vermeiden, wird das ganze Gebiet, in dem sich Schweinegruben finden, mit Stangen umzäunt, doch holten sich trotzdem schon viele in den Gruben ihren Tod, wenn durch einen umstürzenden Baum oder dergl. das Gehege unkenntlich wurde. Zwar kann sich ein Erwachsener wieder herausarbeiten, doch pflegen ihm die Spitzen schwere Fuß- und Beinverletzungen beizubringen. Ich sah einen Mann, dem eine Spitze das dicke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



188. Schweinefalle. 188a.

Fleisch des Oberschenkels vollständig durchbohrt hatte; dabei tritt leicht Verblutung ein. Keysser erzählt (Bd. 3 S. 128), daß die Leute nördlich vom Sattelberge nur deshalb keine Schweinegruben herstellten, weil sie keinen kräftigen Zauberspruch hierfür kannten, denn nach ihrer Auffassung geht ein Schwein überhaupt nur in die Grube, wenn dieselbe gehörig besprochen ist.



189. Schweinefalle.

Außerdem sind Schweinefallen verschiedener Konstruktion in Gebrauch. Bei Figur 188 baute man an einer Stelle den Schweinezaun türartig nur bis zu halber Höhe. Wenn das Schwein hier hinüberspringt, um zu den begehrten Taro zu gelangen, gerät es in einen dahinter angelegten, reusenartigen Verschlag (Fig. 188a), aus dem es nicht wieder entrinnen kann.

Die in Figur 189 skizzierte Falle sah ich im Kai-Inlande bei den Hupe: vor einer Öffnung im Schweinezaun hat man eine Schlinge angebracht, die an einem elastischen, nach unten gebogenen Baumstamme befestigt ist. Das Schwein, welches durch die Öffnung hindurch will, berührt eine Sperrklinke; der nunmehr emporschnellende Baum zieht die Schlinge zusammen und das Schwein wird erdrosselt. Am Mittellaufe des Markham fand sich eine dritte Art Schweinefalle, über deren Einzelheiten jedoch keine Aufklärung zu erlangen war. Es schien sich um einen Selbstschuß zu handeln. Von den uns begleitenden Schwarzen wollte keiner die Rolle des Schweines übernehmen, um Genaueres über die interessante Konstruktion zu ermitteln.

Endlich veranstaltet man unter Zuhilfenahme zahlreicher, 8 bis 10 m langer und ein Meter hoher Netze Treibjagden auf Schweine. Die starken Netze werden in kurzen, durch die Jäger besetzten Zwischenräumen so aufgestellt, daß sie einen möglichst weiten Raum begrenzen. Man treibt die Schweine auf die Netze zu, welche sich in den Maschen verwickeln und von den Jägern gespeert werden. Hier ist wiederum guter Zauber notwendig, um zu verhüten, daß die Schweine die Netze zerreißen. Vermutet man ein besonders starkes Tier, so stellt man Netze in doppelter und dreifacher Reihe auf. In Bukaua, wo ein Fabrikationszentrum für Schweinenetze ist, konnte ich ein solches von 30 m Länge erwerben und ein etwas schwächeres Netz zum Fangen der Baumbären sogar von 50 m Länge.

Die Leute von Sia, westlich von Sissanu, tragen einen menschlichen Unterarmknochen bei der Schweinejagd im Gürtel, um erfolgreich zu sein. Knochen von großen Jägern werden hierbei bevorzugt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Wallabi, eine kleine in Neu-Guinea vorkommende Känguruhart, werden ebenfalls durch Treiben in Netzen gefangen. Um den Baumbären, einen unschuldigen Nager (Beuteltier) zu erwischen, umstellt man den Baum mit einem Netze.

Wo es, wie in der Markham-Ebene und in der Umgebung von Kap König Wilhelm, weite Grasflächen gibt, zündet man sie in der Trockenzeit an, umstellt sie und macht nun reiche Beute an allem möglichen Getier, welches in seiner Todesangst dem Flammenmeer zu entkommen sucht. Hierbei werden auch Ratten, Mäuse und Schlangen erschlagen, die gleichfalls in den Kochtopf wandern.

Zur Vogeljagd bedient man sich hauptsächlich der Leimruten, die auf Fruchtbäumen angebracht werden, wo sich erfahrungsgemäß zahlreiche Vögel aufhalten. Bekanntlich erzeugen in Neu-Guinea viele Pflanzen Kautschuk- und Guttaperchamilch. Diese zumeist stark harzhaltigen Säfte bilden ein vortreffliches Material für Leimruten und kleben so stark, daß selbst die mächtigen Nashornvögel wehrlos werden. Die Ka-iwa am Huongolf bedienen sich zum Vogelfange auch sehr feiner, bis 10 m langer Netze, die sie folgendermaßen aufstellen: auf einem steilen Felsgrate wird ein Loch gegraben und nachts in demselben Feuer angezündet. In einiger Höhe über dem Feuer breitet man das Netz aus und versteift es mit Stäben. Der von dem Lichte geblendete Vogel stürzt sich auf das Netz, verwickelt sich in den Maschen und wird nun von dem Jäger, der sich in der Nähe versteckt hält, getötet. Wenn die Ka-iwa diese Netze nicht gebrauchen, wickeln sie dieselben um den Haarschopf. Über den Fang von Fledermäusen, fliegenden Hunden, Schlangen usw. berichtet Keysser in Bd. 3 S. 20 u. 24.

Krebse fängt man in feinen Netzen (Jabim: qua. Sattelberg-Kai: simemeng), in die man sie mit Käferlarven lockt. Die Flußfischerei wird mit Angeln, mehrspitzigen Pfeilen und Harpunen, ferner mit Netzen (Jabim, Bukaua, Kai: wasang. Tami: mbut. Sissanu: dirp) und Reusen (Jabim: taqua. Bukaua: jaqua. Sattelberg-Kai: taïqua) betrieben. Den Fang tötet man nicht sogleich, sondern bewahrt ihn unter Wasser durch Festklemmen unter einem Steine auf, weil sonst die Fische in der Hitze schnell verderben. In der Herstellung von Reusen besitzt der Papua große Geschicklichkeit; man findet solche in allen Größen, von 20 oder 30 cm bis zur Länge von mehreren Metern. In Figur 42 (S. 83) steht links eine fast mannshohe Reuse. Bei kleinen Reusen (Insel Angel) wird der Eingang auch mit Widerhaken besetzt, um den Fischen das Entweichen unmöglich zu machen. Zur Fischerei mit Angeln verwendet man verschiedene Formen von Angelhaken. In Figur 190 a sehen wir einen mächtigen, aus Knochen gearbeiteten Angelhaken der Lae-Womba; b besteht aus Schildpatt; c und d sind die am Huongolf für den Fang der Ibano (Boniten) allgemein gebräuchlichen, aus Muschel gearbeiteten Haken, welche ohne irgend welchen Köder benutzt werden. Die Ibano halten diese hellschimmernden, etwa fingerlangen Haken für kleine Fische, die sie verschlingen wollen. Die Haken sollen am wirksamsten sein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn die im Winkel kunstvoll festgebundene Spitze aus Schildpatt besteht. Zur Zeit, wo die bis fünf Kilo schweren, stets herdenweis auftretenden Ibano springen und sich hoch emporschnellen, kann ein einziges Boot täglich Dutzende derselben fangen. Da diese Angeln Widerhaken nicht besitzen, werden die Ibano, welche angebissen haben, langsam herangezogen und wenn sie nahe am Boote sind, mit kleinen Netzen in dasselbe hineingeworfen. Für kleine Fische verwendet man als Angelhaken auch die Stacheln der Sagopalme.



190. 1/2 natürl. Größe.
a: Angelhaken der Lae-Womba aus Knochen.
b: Angelhaken aus Schildpatt. (Lae-Womba.)
c u. d: Angelhaken aus Muschel, zum Fange von Ibano (Boniten). Huongolf.

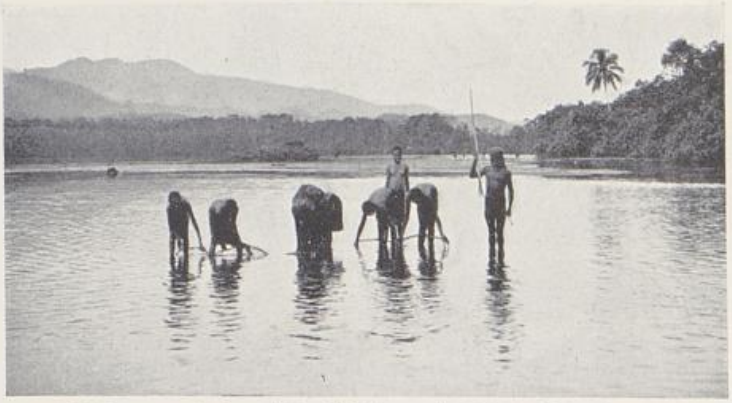
Für die Lagunenfischerei gibt es verschiedene Methoden: im ganz flachen Wasser schöpfen Frauen mit kleinen Netzen (Fig. 191), wobei aber nur Fische von Fingerlänge erbeutet werden. Auch kommen mehrspitzige Harpunen (Jabim u. Kai: sao. Bukaua: sop. Tami: sangalai) zur Verwendung, wobei sich die kleinen Fische zwischen den Spitzen festklemmen (Fig. 191 u. Fig. 197 h). Harpunen dieser Art werden auch sonst überall benutzt, in Flüssen und im offenen Meere. Am Strande pflegen sich die mit Harpunen ausgerüsteten Fischer in den Zweigen überhängender Bäume zu verbergen. In den Sissanu-Lagunen stehen Frauen mit ihren kleinen Schöpfnetzen bis zum Halse im Wasser.

Die zweite Art der Lagunenfischerei ist diejenige mit größerem Schöpfnetze in der Hand eines kräftigen Mannes (Fig. 192). In etwa ein Meter tiefem Lagunenwasser benutzt man in Bukaua größere Netze, die von ein bis zwei Dutzend Männern gehalten und auf den Grund versenkt werden. Auf der einen Seite hält man das Netz etwas höher; von der entgegengesetzten her treiben Knaben die Fische in das Netz, welches dann auf Kommando plötzlich aus dem Wasser gehoben wird (Fig. 193). Von den in Figur 191 bis 193 dargestellten Methoden fertigte ich in Bukaua kinematographische Aufnahmen, wobei ich mitsamt dem Apparate ebenfalls mitten im Wasser stehen mußte, denn ein Boot ist für den Kinematographen keine genügend feste Unterlage.

Eine andere sinnreiche Methode der Lagunenfischerei wird in Sissanu ausgeübt: man umgibt einen Teil der Lagune mit einem Zaun, in dem sich eine verschließbare Türöffnung befindet. Bei der Flut gelangen Fische in das Innere des abgegrenzten Raumes; bei eintretender Ebbe werden die Türen geschlossen und nun können die Fische mit Schöpfnetzen von den Weibern — das Fischen in der Lagune ist dort ausschließlich Weiberarbeit — leicht gefangen werden (Fig. 194). In Sissanu hat man besondere Körbe, um den Fang aufzubewahren und in das Heimatdorf zu transportieren.

Die Küstenfischerei wird mit Vorliebe nachts mit dem mehrspitzigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



191. Lagunenfischerei der Weiber mit kleinen Schöpfnetzen. Rechts ein Mann mit einem mehrspitzigen Fischspeer. Bukaua.



192. Lagunenfischerei mit einem großen Schöpfnetz. Bukaua.



193. Lagunenfischerei mit einem großen Netze, welches auf den Grund der Lagune versenkt und in die Höhe gezogen wird, nachdem andere wie bei einer Treibjagd die Fische herangetrieben haben. Bukaua.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



194. Lagunenfischerei in Sissanu. Ein Teil der Lagune ist mit einem Zaune umgeben, in dem sich eine türartige Öffnung befindet. Durch diese Tür, welche bei Eintritt der Ebbe geschlossen wird, gelangen während der Flut Fische in den abgegrenzten Raum.

Fischspeer bei Fackelschein betrieben. Es ist ein reizendes Bild, wenn im nächtlichen Dunkel zehn Lichter und mehr auf dem bewegten Wasser auf- und niederschaukeln. Als Fackeln dienen die trocknen Blätter der Kokospalme oder trocknes Bambusrohr.

Für die Küstenfischerei werden ferner sehr große Netze in derselben Weise wie in unseren Gewässern auf hoher See verwendet. Die Netze sind oben mit Schwimmern aus Holz und unten mit Beschwerungen aus Muschel oder Stein versehen, so daß sie sich im Wasser senkrecht stellen. Einzelne dieser aus starken Fäden hergestellten Netze erreichen eine Länge von 100 m und darüber. In der Nassaubucht sah ich ein solches auf zwei längsseit miteinander verkoppelten großen Booten liegen, welches einen Berg von 2 m Höhe bildete.

Flache, der Küste vorgelagerte Riffe werden zur Ebbezeit fleißig abgesucht und liefern gute Ausbeute an Krabben, Muscheln usw.

Es bleiben noch zwei eigenartige Methoden der Fischerei zu erwähnen, zuerst diejenige mit der Wurzel einer giftigen Liane, welche in Kaiser-Wilhelmsland von der holländischen Grenze bis zum Huongolf ausgeübt wird. Man zerklopft die Lianenwurzel und wirft sie ins Wasser. Alsbald werden alle daselbst vorhandenen Fische, Krebse usw. betäubt und können leicht gefangen werden. Am wirksamsten ist das Gift in kleinen, geschlossenen Gewässern, doch verwendet man es auch mit Erfolg an der Küste des offenen Meeres. In Sissanu legt man die zerstampfte Wurzel unter einen Stein in die großen Löcher eines koralligen Strandes. Fische, welche in diese Löcher schwimmen, werden sofort betäubt. Die Sissanu benutzen auch den Saft einer andern Liane, um Fische in der Lagune zu fangen. Eine größere Menge dieses Saftes wird in das Lagunenwasser geschüttet; dann treibt man in die Nähe dieser Stelle die Fische, die betäubt an die Oberfläche kommen. Derselbe giftige Lianensaft dient zum Selbstmorde.

Die zweite recht seltsame Fischereimethode ist diejenige mit einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

feinen Spinnengeflecht (Iso), welches in Bukaua zum Fang des Hornhechtes benutzt wird. Man bindet das Geflecht, von dem ich eine Probe mitbrachte, an die Angelschnur, ohne Angelhaken. Der Hecht verwickelt sich in demselben mit seiner spitzen Schnauze derart, daß er nicht wieder frei kommen kann.

Natürlich gehört zu jeder Fischerei ein bestimmter Zauber, ohne den der Papua beim Fange niemals vom Glück begünstigt sein würde. Näheres hierüber in Abschnitt 25 und in Bd. 3 S. 131, 440 u. 454. Der Mann einer schwangeren Frau darf nicht auf der See fischen, denn seine Gegenwart würde die Fische verscheuchen (Bukaua).

Sehr gewandt sind die Schwarzen in der von ihnen für die Europäer ausgeführten Fischerei mit Dynamit. Sie suchen mit dem Boot in einen Schwarm von Fischen hineinzufahren und schleudern dann die an der Zündschnur entzündete Patrone mitten in den Schwarm. Ein einziger gut gezielter Schuß kann mehrere Zentner Fische liefern. Allerdings kam es auch vor, daß der Mann in Unachtsamkeit seine glimmende Zigarre ins Wasser warf und die brennende Dynamitpatrone in der Hand behielt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 18.

WAFFEN UND KRIEG.

Die Angriffswaffen des Papua mit Fernwirkung sind Speer, Pfeil mit Bogen und Schleuder. Letztere (Jabim, Tami, Kai: tapang. Bukaua: apang) ist nicht allgemein in Gebrauch und kommt für den Kampf, der sich auf weite Entfernungen in der Regel nicht abzuspielen pflegt, weniger in Frage als bei der Jagd. Beim Angriff auf Baumhäuser leistet die Schleuder dagegen gute Dienste. Das Vorhandensein derselben konnte ich feststellen auf Tami, Siassi, bei den Jabim, Bukaua und im Quellgebiet des Markham. Unter den aus letzterem von Dammköhler mitgebrachten ethnographischen Gegenständen, welche ich für das Berliner Museum erwarb, befinden sich drei sauber gearbeitete Schleudern, von den dortigen Bewohnern „umpit" genannt (Fig. 195). Der zum Schleudern benutzte Stein oder die harte kleine Nuß wird in das handtellerförmige Baststück eingelegt. Der Mann faßt beide Enden der Schnur und schwingt die Schleuder mehrmals kräftig im Kreise; dann läßt er dasjenige Ende los, an dem sich der Knoten befindet, während er das andere, mit den Faserbüscheln verzierte Ende zwischen den Fingern behält; damit dasselbe nicht seinen Fingern entgleitet, ist hier eine kleine Muschel angebracht. Der Stein saust nun mit gewaltiger Kraft durch die Luft.

In Bukaua kam die Schleuder für Kriegszwecke schon vor einem Menschenalter außer Gebrauch.

Der Speer (Jabim und Bukaua: kim. Tami: it. Sattelberg-Kai: sondu oder tamu) ist vorwiegend Waffe der Küstenbevölkerung, was darin seinen Grund hat, daß die Palme (Fig. 330), aus deren Holz man dieselben fertigt, weiter im Inlande sich nicht findet. So sind z. B. die Bukaua, Jabim und Kai in der Umgebung des Sattelberges mit Speeren ausgerüstet. Etwa zwei Tagereisen westlich von Finschhafen tritt jedoch Pfeil und Bogen an die Stelle desselben. Auch am Unterlaufe des Waria ist der Speer heimisch, am Oberlaufe dagegen, von Piowaria an aufwärts, Pfeil und Bogen. Freilich gibt es Ausnahmen, denn die Leute an der Küste westlich von Berlinhafen führen Pfeil und Bogen, ebenso die Küstenleute in der Umgebung von Kap König Wilhelm.

Die Speere der Bukaua sind glatt; diejenigen mit Verzierungen und Widerhaken, welche man gelegentlich daselbst findet, rühren von den Kai im Hinterlande von Samoahafen her. In Figur 196 b ist die typische Lanzenspitze der Lae-Womba abgebildet; häufig sind die fürchterlichen Widerhaken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



195. Schleuder aus dem Quellgebiet des Markham.

auf beiden Seiten angeordnet (Fig. 209). Der Lae-Womba-Speer mit Doppelspitze (Fig. 196a) ist eine große Seltenheit. Jedenfalls handelt es sich bei diesem Stücke nicht um eine Fischharpune, da dieselben stets mindestens drei, mit Widerhaken versehene Spitzen haben. Während hier die beiden Spitzen durch Flechtwerk am Schaft befestigt sind, kommen am Mittellaufe des Augustaflusses zwei- bis vierspitzige Lanzen vor, wo Schaft und Spitzen aus einem Stück bestehen. Vereinzelt findet man Speere mit breiter Bambusspitze.

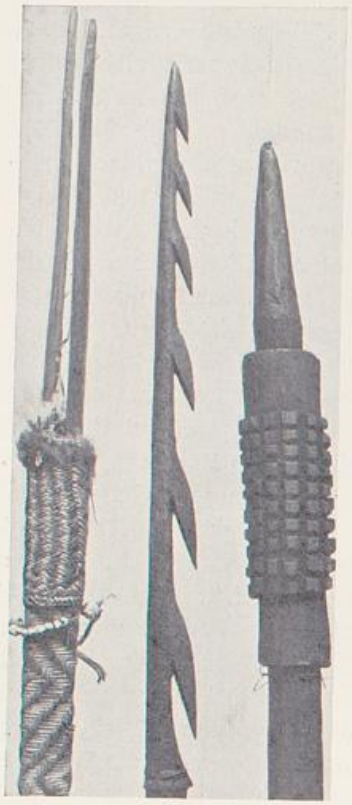
Neben vollkommen glatten Lanzen begegnet man solchen mit kunstvollen Verzierungen (Fig. 57b S. 141) und reichem Flechtwerk. Im Dorfe Uno am Waria erwarb ich einen am ganzen Schafte mit Federn umwickelten, ziemlich kurzen Speer, den man in der Hütte des Häuptlings unter dem Dache sorgfältig versteckt hatte. Er war nur durch längere mit reichen Trinkgeldern von Messern gespickte Überredungskunst erhältlich, da er in der Hand des Dorfhäuptlings bei Festlichkeiten als zeremonielle Waffe eine hervorragende Rolle spielte.

Den Übergang von den Lanzen zu den Pfeilen bilden die in weiter Umgebung der Mündung des Augustaflusses gebräuchlichen leichten, aus Bambus gefertigten Speere, welche mit Hilfe der Speerschleuder (Wurfstock; Fig. 198) geworfen werden. Der Schütze umfaßt die Mitte des Wurfstockes mit der rechten Hand dort, wo sich der nasenähnliche Fortsatz befindet, und gibt beim Wurf durch eine hebelnde Bewegung des Stocks dem Speer einen kräftigen Stoß, so daß derselbe ungewöhnlich weit fliegt.

Pfeil und Bogen sind in der Hand des Schwarzen eine gefährliche Waffe. In der Regel fertigt man die Pfeile, welche niemals gefiedert sind, aus Bambus; doch erhielt ich in Potsdamhafen auch einen solchen aus Hartholz. Die Spitze besteht aus Hartholz, Bambus oder Knochen. Figur 197 zeigt die hauptsächlichsten Formen: a und g sind mit breiten Bambusspitzen versehen; zu den gefährlichsten Pfeilen gehören b, e, i und k, denn auf der Spitze aus Hartholz ist eine besondere Knochenspitze lose aufgesteckt, welche in der Wunde zurückbleibt, wenn man den Pfeil herauszieht; c und d haben vierkantige Holzspitze; l, ein Pfeil der Wakaja aus dem Quellgebiete des Waria, ist mit besonders schlimmen Widerhaken ausgestattet; h ist ein mehrspitziger Fischpfeil.

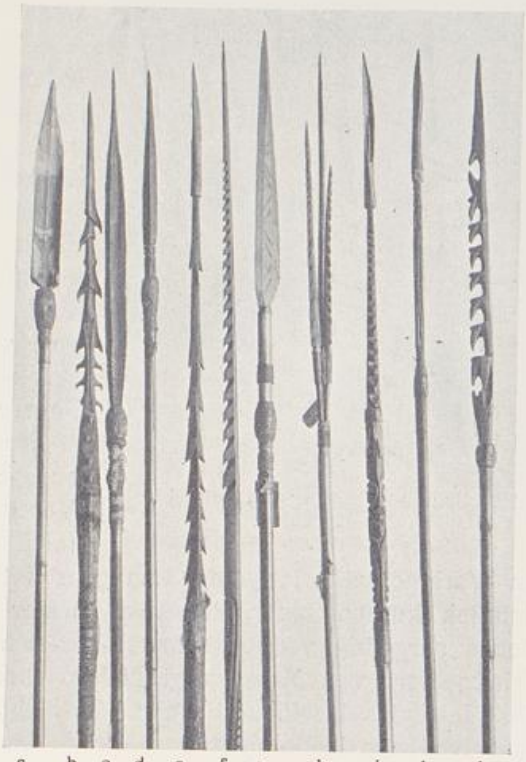
In allen Landesteilen hat jede Pfeilsorte einen besonderen Namen; nachfolgend einige Bezeichnungen in der Sialum-Sprache: Pfeil mit breiter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



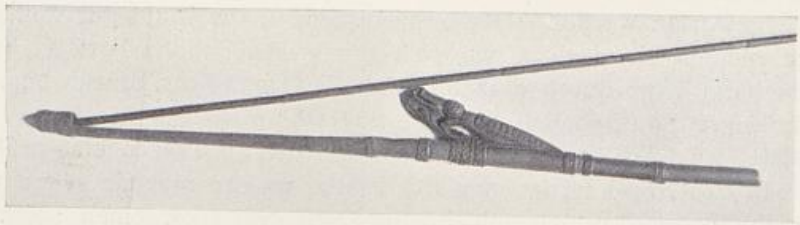
a b c

196. a u. b: Speer der Lae-Womba; c: Holz-Ananaskeule der Peihowa.



a b c d e f g h i k l

197. Verschiedene Formen der Pfeile. b, e, i, k: mit abnehmbarer Knochenspitze; h: dreispitziger Pfeil zum Fischen.



198. Speerschleuder (Wurfstock) vom Augustafluß. 110 Kilometer von der Mündung.

Bambusspitze (Fig. 197a): waragan; ist für die Spitze eine edle Bambusart verwendet: mirik; bei Benutzung einer noch anderen Bambusart: logo. Es sei bemerkt, daß es mir nicht möglich war, Unterschiede zwischen diesen Bambussorten herauszufinden. Verschiedene Eingeborene gaben aber die Namen immer wieder in gleicher Weise an, so daß für sie die Rohrsorten gut erkennbare Merkmale besitzen. Ist die Knochenspitze nur locker aufgesetzt, damit sie in der Wunde stecken bleibt, so heißt der Pfeil: katep (Fig. 197 b, e, i, k); Pfeil mit langer glatter Spitze: savit oder dorop; Pfeil mit vierkantiger Spitze und vier dazwischen liegenden Rinnen: dewikana

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



199. Sialum-Bogenschütze.

(Fig. 197c); Pfeil mit vierkantiger Spitze ohne Rinnen zwischen den Kanten: ontub (Fig 197d); Pfeil mit Widerhaken: wakinga (Fig. 197f).

In Sissanu heißen die Pfeile mit Widerhaken: tur tamben; diejenigen mit breiter, glatter Bambusspitze: tur gel; mit Bambusspitze und Widerhaken: tur gel tamben; die mehrspitzigen Fischpfeile: tur solpenbal.

Daß die sauber geschnitzten und bunt bemalten Pfeile lediglich als Schmuckstücke benutzt werden, trifft nur für diejenigen Gegenden zu, wo Pfeil und Bogen als Waffe überhaupt kaum noch eine Rolle spielen. Ich sah bei zahlreichen Leuten, die sich durchaus nicht auf einem Spaziergange befanden oder ihren Schönen imponieren wollten, Pfeile der verschiedensten Art, auch reich geschnitzte, die sie bereit waren, sofort dem Feinde in den Leib zu jagen.

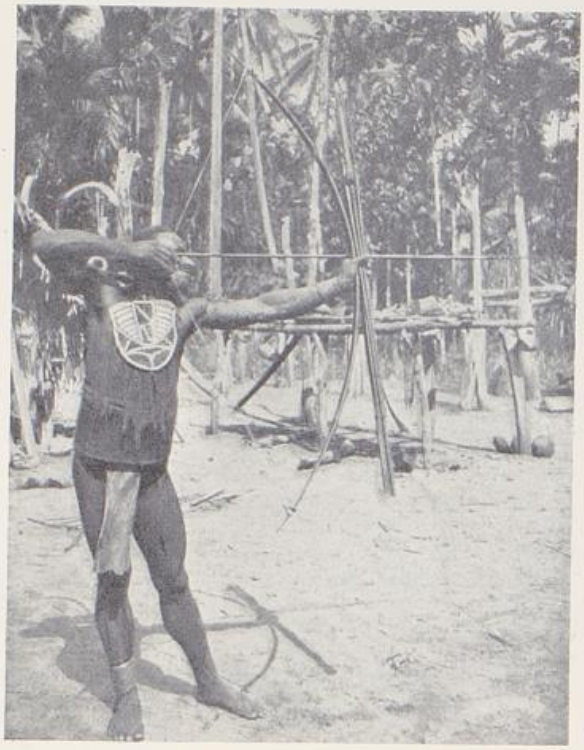
Es ist für den Bearbeiter einer reichen Museumssammlung sehr verlockend, die verschiedenen Pfeilformen und Verzierungen zu klassifizieren und daraus alle möglichen Schlüsse über Verbreitung, Herkunft usw. derselben zu ziehen. Das stimmt aber in Büchern besser als in der Wirklichkeit. Ich war erstaunt, von Sissanu bis zum Waria immer wieder denselben Pfeilformen zu begegnen. Abgesehen von den höchst leichtfertigen Ursprungsbestimmungen vieler Sammler ist ferner in Betracht zu ziehen, daß unter den Schwarzen die Pfeile durch Tauschhandel weit verschleppt werden. Nur in den seltensten Fällen sind Küstenbewohner, wo sie überhaupt Pfeil und Bogen führen, die Verfertiger der Pfeile. Letztere werden vorwiegend von der Inlandbevölkerung hergestellt.

Die Durchschlagskraft der Pfeile ist außerordentlich groß. Ein Hupe durchschoß vor meinen Augen ein anderthalb Zentimeter starkes, hartes Brett so weit, daß die Pfeilspitze noch ein Zentimeter auf der anderen Seite hervorragte.

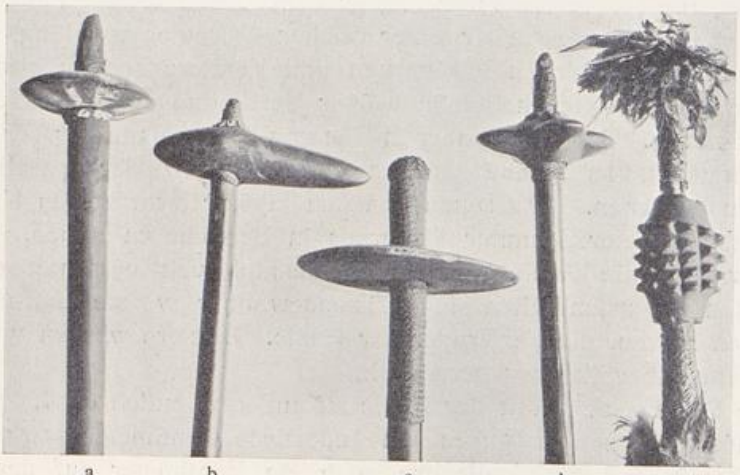
Pfeilgift wird in Kaiser-Wilhelmsland nirgends angewendet.

Die Haltung des Körpers und der Finger beim Bogenschießen ist in den Figuren 199 und 200 dargestellt. Einen Schutz der Finger vor der aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



200. Sissanu-Krieger mit Pfeil, Bogen, Bauchpanzer und Brustschild.



a b c d e

201. Steinkeulen. a: Keule aus der Umgebung des Cromwell-Gebirges; b: Spitzkeule aus der Umgebung des Sattelberges, sehr seltene Form; c: Flachkeule vom Waria; d: Sternkeule aus der Umgebung des Cromwell-Gebirges; e: Ananaskeule vom Waria.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rotang gefertigten, zurückschnellenden Sehne gibt es nicht. Die Befestigung der Sehne (Jabim: diko. Bukaua: mako. Tami: tik. Sattelberg-Kai: digone, masene oder gulutene) am Bogen (Jabim und Bukaua: talam. Tami: tun. Sattelberg-Kai: tepe-nengone. Sissanu: turen) ist verschieden und wird durch die Figuren 200, 211 und Bd. 2 Taf. 199 Nr. 1 veranschaulicht. Um dem Bogen seine Spannkraft zu erhalten, wird er bei Nichtbenutzung entspannt. Köcher für Pfeile sind unbekannt. Wenn der Krieger mit Pfeil und Bogen auszieht, trägt er dieselben, wie dies aus den Figuren 200, 211 und Taf. 199 ersichtlich ist.

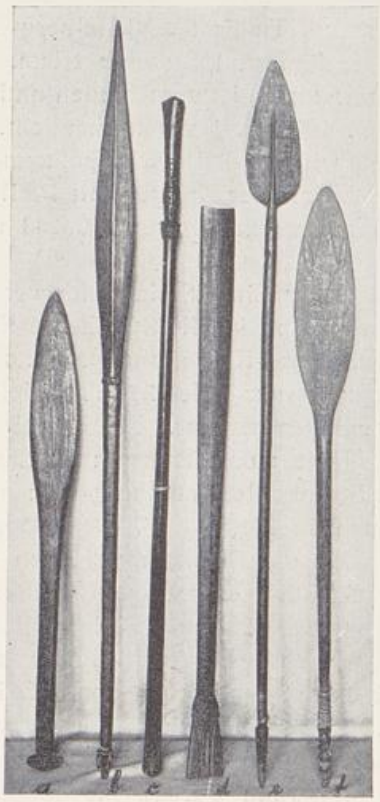
Für den Nahkampf kommen in erster Linie Steinkeulen verschiedenster Form in Betracht. Ein sehr seltenes Stück ist die Spitzkeule Fig. 201 b aus der Umgebung des Sattelberges (Sattelberg-Kai: mufung). B. Hagen bildet in seinem Buche: „Unter den Papuas" auf Tafel 27 eine gleiche ab, die ebenfalls aus der Gegend von Finschhafen stammt. Die am häufigsten vorhandenen Keulenformen sind 201 a (Jabim: oro. Bukaua: lo. Sattelberg-Kai: quanding) und 201 d, letzteres eine Sternkeule (Sattelberg-Kai: ngilipa). Den Stein einer solchen sehen wir auch in Fig. 174 (S. 259). Dort fehlt eine Zacke, weil der Besitzer, von dem ich das Stück erwarb, den Hauspfosten traf, als er seinem Feinde den Schädel einschlagen wollte. Ebenfalls ziemlich verbreitet ist die in Figur 201 nicht vorhandene Form, wo der Stein einem durchlöcherten Apfel gleicht (Sattelberg-Kai: wima). Keulen mit großem, flachem Stein (Fig. 201 c) finden sich besonders in Nähe der englischen Grenze am Huongolf. Dort ist auch das Hauptverbreitungsgebiet der morgensternartigen Ananaskeulen (Fig. 201 e).

Wer fertigt die Steinkeulen und wann wurden sie hergestellt? Niemand weiß es. Stets geben die Eingeborenen an, daß sie die Keulen von sehr weit her beziehen, wissen aber über den Ursprung keine Angaben zu machen. Daß die Keulen, deren Ursprungsgebiet die Umgebung des Huongolfes ist, auf weite Entfernungen hin verhandelt wurden, unterliegt keinem Zweifel; konnte ich doch eine Ananaskeule in der Umgebung von Friedrich-Wilhelmshafen erstehen und eine gewöhnliche Steinkeule sogar bei den Sissanu. Letztere gaben ausdrücklich an, daß Steinkeulen nicht ihre Waffen sind und daß das fragliche Stück aus weiter Ferne stammt.

In Kaiser-Wilhelmsland ist die Heimat der Steinkeulen gegenwärtig das Gebiet zwischen Kap König Wilhelm und dem Waria an der englischen Grenze. Besonders vom Cromwellgebirge bis zum Unterlaufe des Bulesom sind dieselben noch sehr zahlreich.

Eine ungemein auffallende Tatsache bleibt, daß man niemals ein Stück neueren Ursprungs findet; jeder Stein trägt unverkennbar die Spuren sehr hohen Alters. Wir wissen, daß Steinbeile bis in die Gegenwart hinein angefertigt wurden und kennen die Produktionsorte derselben. In bezug auf Keulen ließ sich nichts dergleichen ermitteln. Ich habe die Überzeugung, daß sämtliche Steinkeulen von einer Vorbevölkerung herstammen; bei den Ananaskeulen dürfte hierüber kaum ein Zweifel bestehen. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



202

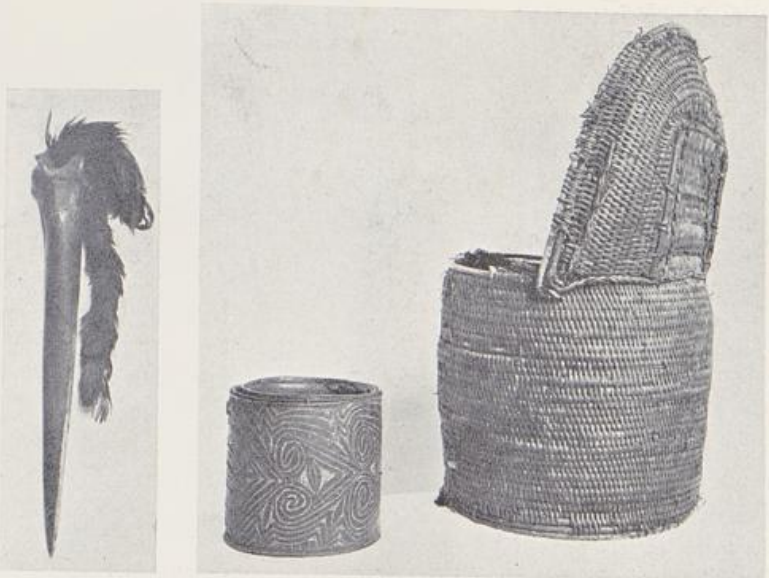


203

202. a: Holzschwert der Lae-Womba; b: Holzschwert vom Waria; c u. d: Holzschwerter der Kai (Sattelberg); e: Ruder der Morobe; f: Ruder der Sissanu.
203. Holzschwert vom Augustafluß. 260 Kilometer von der Mündung. 1/10 natürl. Größe.

Herstellung einer einzigen Ananaskeule muß jahrelange, angestrengte Arbeit erfordert haben; das vollführt kein Papua des heutigen Geschlechts. Nicht nur die zylinderförmige Durchbohrung des 10 bis 15 cm langen Steins nötigt uns größte Bewunderung ab; auch die beiden Enden (Fig. 201 e) sind wie auf der Drehbank abgedreht; und nun die einzelnen Buckel, von denen manches Stück fünfzig bis sechzig besitzt! Jeder Zweifler mache den Versuch, aus hartem Gestein (Serpentin) mit einem anderen Steine einen einzigen Buckel dieser Art herauszuarbeiten. Unter den Ananaskeulen ist durch die Raritätensammler in Kaiser-Wilhelmsland gründlich aufgeräumt, und es wurde behauptet, daß am Waria überhaupt nur noch zwei derselben vorhanden sind. Ich konnte dort vier erwerben; aber der Zeitpunkt liegt sicherlich nicht fern, wo die letzte Ananaskeule in die Museen abgewandert ist. Ein Kuriosum bleibt die in Figur 196 c abgebildete Holz-Ananaskeule, welche ich in Peihowa (Huongolf) erwarb. Die Leute gaben ihren alten Besitz längst fort und schnitzten nun, um sie für Tänze verwenden zu können, eine gleich geformte Keule aus Holz — ein Beweis, daß sie nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



204 a 205 b

204. Knochendolch vom Augustafluß. 185 Kilometer von der Mündung. 1/4 natürl. Größe.
205. a: Bauchpanzer; b: Küraß der Sissanu.

imstande sind, Steinkeulen herzustellen. Zur besseren Befestigung des Steins an dem Stiel wird eine wachsartige Klebemasse verwendet.

Neben den Steinkeulen dienen für den Nahkampf Holzschwerter (Jabim u. Bukaua: sing. Sattelberg-Kai: zika. Sissanu: olen) und Knüttel wie dieselben in Figur 202 a bis d abgebildet sind. 202 a ist das typische rot bemalte Holzschwert der Lae-Womba, welches aus besonders hartem Holze gefertigt wird und ausreicht, den dicksten Schädel zu spalten. Größer, aber sonst in der Form nicht sehr abweichend ist das Holzschwert vom Waria (Fig. 202 b). Figur 202 c und d sind Schwerter der Kai aus der Umgebung des Sattelberges; Figur 202 c hat die sehr verbreitete runde, knüttelförmige Gestalt (qualo). Dr. Pöch irrt, wenn er angibt (I Bericht an die Wiener Akademie S. 4), daß diese Schwerter tief aus dem Innern stammen und dann zum Verzieren nach Tami gebracht werden. Die Inlandbevölkerung besitzt keine Schwerter dieser Art, weil die das Holz derselben liefernde Palme — dieselbe, aus welcher die Kai ihre Speere fertigen — im Inlande nicht vorkommt. Das Verzieren der Schwerter besorgen die Kai selbst. Alle Küstenstämme des Huongolfes führen ähnliche Holzschwerter. Bei den Sissanu ist das Holzschwert Waffe der Frau (Taf. 320 Nr. 3), da sich dieselbe am Kampfe beteiligt. In Friedenszeiten benutzt sie ihr Schwert zum Umbrechen des Bodens.

Am Augustafluß kommen neben gewöhnlichen, reich verzierten Holzschwertern auch solche vor, die oben einen spitzen hakenförmigen Fortsatz besitzen (Fig. 203). Vielleicht dienen dieselben auch als Ackerbaugerät; sie erinnern in ihrer Form an die Hauwaffen der Matty-Insulaner.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



a 206 b 207

206. a: Schild von Sissanu; b: Schild von Karau (Prinz Adalbert-Hafen).
207. Bemalter Schild des Häuptlings Sane (Bd. 2 Taf. 168) aus dem Dorfe Wasa am Sattelberge.

Recht gefährliche Werkzeuge im Nahkampf sind die Dolche aus Kasuarknochen, die man im Armbande trägt. Sie finden sich am häufigsten in den westlichen Gebietsteilen, z. B. am Augustafluß (Fig. 204) und im Kai-Inlande, westlich vom Sattelberge (Sattelberg-Kai: salung).

Der Schutz des Körpers ist besonders bei den Sissanu gut ausgebildet. Der in Figur 200 dargestellte Krieger trägt zum Schutze des Bauches einen mit Schnitzereien reich verzierten, aus Rinde hergestellten Bauchpanzer (opon). Derselbe ist spiralig aufgerollt und legt sich daher fest am Bauche an (Fig. 205 a). Vor der Brust hängt der prächtige kleine, mit Eberzähnen, roten und schwarzen Buschperlen geschmückte Brustschild, der in seiner Eigenart in ganz Kaiser-Wilhelmsland kein Gegenstück findet.[1]) Ferner kommen hier, allerdings recht selten, kunstvoll geflochtene Brustpanzer (Kürasse) vor, von denen ich ein Exemplar für die Berliner Sammlung erwarb (Fig. 205 b); sie werden in den Gebieten nahe der holländischen Grenze hergestellt und gelegentlich nach Sissanu verhandelt. Endlich benutzt

[1]) Vier besonders schöne Brustschilde dieser Art sind u. a. in der ethnographischen Sammlung auf dem alten Schloß in Heidenheim (Württemberg).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



208. Kai-Krieger aus dem Dorfe Wasa. Sattelberg.

der Sissanu-Krieger große, bis 1½ m hohe, den ganzen Mann deckende Holzschilde (aieripin), welche sich durch kunstvolle Schnitzarbeit auszeichnen und in den Dörfern in außerordentlich großen Mengen vorhanden sind (Fig. 206a). Auf diesen Schilden wird der verwundete Krieger von den Frauen aus dem Kampfgetümmel getragen. Während des Angriffs schützt sich der Krieger nicht mit demselben, da ihn das schwere Gewicht im Gebrauche seines Bogens behindern würde. Vielmehr spielt der Schild als Waffe eine Hauptrolle bei Verteidigung des Dorfes.

Ferner haben die Sissanu-Leute Schilde aus Kasuarfell, die sie aber nur bei Tänzen verwenden. Die den Sissanu benachbarten Bewohner von Arup und Malol besitzen ebenfalls große Holzschilde, welche aber nicht geschnitzt, sondern bemalt sind. In Fig. 73 (S. 164) lehnt ein solcher Schild links neben dem Frauengrabe an der Hütte.

In der Umgebung des Huongolfes, aber nur im Bereiche der Speere (Sattelberg-Kai, Jabim, Bukaua, Labo, Kela, Laukanu) sind große, gebogene Schilde (Jabim: lautu. Bukaua und Tami: lau. Sattelberg-Kai: malo) gebräuchlich, welche dem Krieger vortreffliche Deckung geben (Fig. 207 u. 208). Über die Herstellung der eigenartigen Krümmung berichtet Keysser in Bd. 3 S. 22.

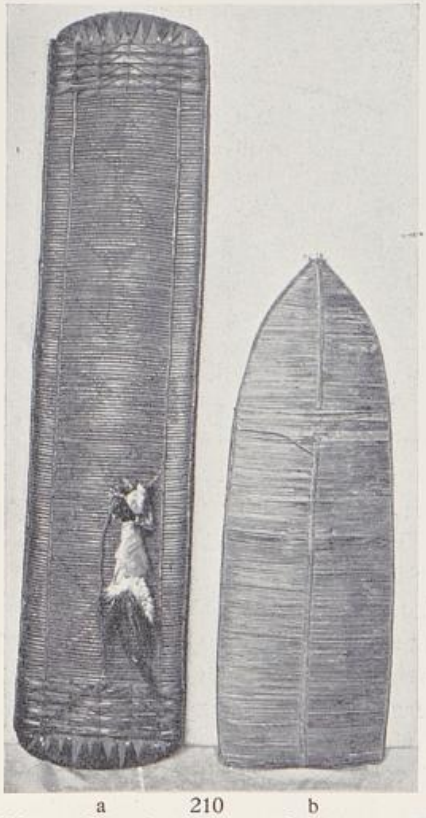
Am Sattelberge haben nur die Häuptlinge das Recht, die großen Schilde bunt zu bemalen (Fig. 207). Etwas schmaler, aber ebenfalls gekrümmt, sind die Schilde der Lae-Womba (Fig. 209). An der Küste zwischen Friedrich-Wilhelmshafen und Dallmannhafen und am Augustafluß findet man schmale, hohe, reich geschnitzte Schilde (Fig. 206b). Die runden Schilde an der Astrolabebucht werden aus Bretterwurzeln (Fig. 36 S. 75) hergestellt. Die Akur im Torricelli-Gebirge und die Kai am Abhange des Cromwell-Gebirges führen elende aus Rinde gefertigte Schilde.

Auf der Dampier-Insel werden Holzschilde gebraucht, die mit Rotang kunstvoll überflochten und mit Mustern verziert sind (Fig. 210a). Am Westufer des Huongolfes von Mayama ab südwärts und am Waria benutzt man ebenfalls mit Rotang überflochtene Holzschilde, die aber kleiner als die Dampier-Schilde und oben zugespitzt sind (Fig. 210b). Die Schilde haben innen einen Griff aus Rotang, die schmalen, geschnitzten auch einen solchen aus Holz.

Zu den merkwürdigsten Schutzvorrichtungen gehören die Bast-Panzerhemden der Hupe (Fig. 211; maluku), die in sechs- bis achtfacher Lage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG





209 a 210 b

209. Lae-Womba-Krieger. 210. a: Schild von Dampier-Insel; b: Schild vom Waria.

getragen werden. Der Hupe-Krieger auf Tafel 201 (Nr. 2b) führt seinen Panzer unter dem Arme bei sich. Trotz der außerordentlichen Durchschlagskraft der Pfeile vermögen dieselben einen Mann, der mit einem solchen Panzer angetan ist, nicht zu verletzen, wie denn überhaupt die Kraft der Pfeile schon durch dünnes Gewebe ungemein geschwächt wird. Das wurde dem Landwirt Oldörp, dem Begleiter Dammköhlers, zur Rettung, als die Schwarzen im Kraetke-Gebirge sie angriffen. Während Dammköhler durch einen die Brust durchbohrenden Pfeilschuß sein Leben verlor, gelang es Oldörp ein Stück Zeug zu ergreifen und schildartig vor sich zu halten. Sechs Pfeilschüsse, die seinen Körper trafen, wurden hierdurch so abgeschwächt, daß sie keinen erheblichen Schaden anrichteten; mehrere Pfeile blieben in dem Zeug stecken.

Im folgenden sei ein kurzer Überblick über die Bewaffnung in den verschiedenen Gebietsteilen gegeben, wobei die Knochendolche und die Schleudern, welch letztere in der Kriegführung des Papua keine nennenswerte Rolle spielen, nicht besonders aufgezählt sind.

Sia und Sissanu: Pfeil und Bogen; Bauchpanzer; kleiner Brust-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



211. Panzerhemd der Hupe.

schild; großer Holzschild; geflochtener Brustküraß (selten). Die Frauen führen Holzschwerter.

Arup und Malol: Pfeil und Bogen; große Holzschilde; Bauchpanzer und kleine Brustschilde.

Akur im Torricelli-Gebirge: Speere mit breiter Bambusspitze; kleine Rindenschilde.

Küste von Dallmannhafen bis Kap Croisilles: Speerschleuder (Wurfstock); Speer; hohe, schmale Holzschilde.

Unter- und Mittellauf des Augustaflusses: Speerschleuder; Speer; Holzschwerter; hohe, schmale Holzschilde.

Oberlauf des Augustaflusses: Pfeil und Bogen.

Dampier-Insel: Speer; hölzerne, mit Rotang überflochtene Schilde.

Astrolabe-Bucht: Speer; Pfeil und Bogen; runde Holzschilde.

Küste bei Kap König Wilhelm: Pfeil und Bogen; Steinkeulen; Holzschwerter (selten); ganz kleine Schilde aus Holz; Schutzhemd aus mehrfacher Bastlage (vergl. Bd. 3 S. 259).

Abhang des Cromwell-Gebirges: Speere; Pfeil und Bogen. Steinkeulen. Kleine Rindenschilde.

Poum und Hupe (Kai-Inland, nördlich und westlich vom Sattelberge): Pfeil und Bogen, Steinkeulen. Panzerhemden aus Bast.

Kai in der Umgebung des Sattelberges, ferner die Jabim, Bukaua, Kai im Rawlinsongebirge, Labo (Herzogsee) und die Bevölkerung an der Westküste des Huongolfes bis Laukanu: Speere; Holzschwerter; Steinkeulen; große Holzschilde.

Lae-Womba: Speere. Holzschwerter. Große Holzschilde.

Südlicher Teil der Westküste des Huongolfes: Speere; Steinkeulen (mit tellerförmigem Stein und Ananaskeulen); Holzschwerter; mit Rotang überflochtene kleine Holzschilde.

Unterlauf des Waria: Speere; tellerförmige Steinkeulen; Ananaskeulen; Holzschwerter; mit Rotang überflochtene kleine Holzschilde.

Oberlauf des Waria: Pfeil und Bogen.

Veranlassung zu Kriegszügen ist fast ausschließlich Zauberei. Im Dorfe stirbt jemand. Nur bei ganz alten Leuten kann dies mit rechten Dingen zugehen; sonst ist stets Verzauberung die Todesursache. Durch

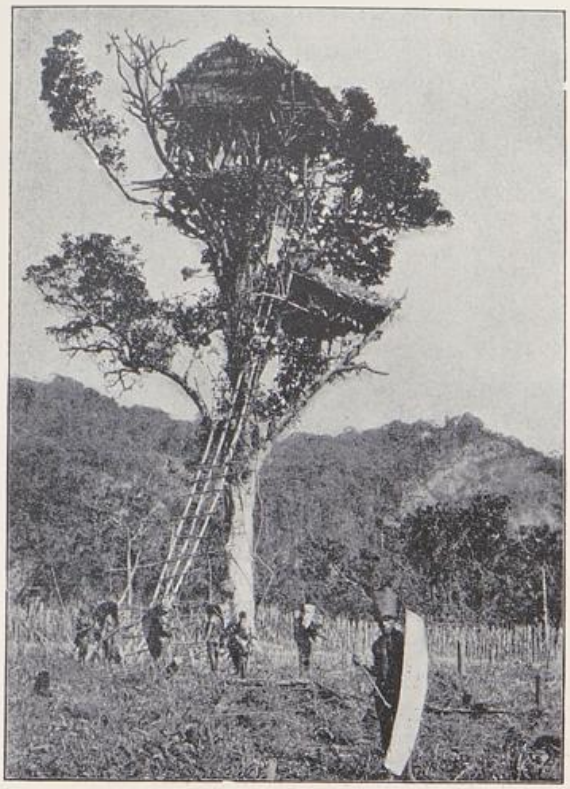
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allerhand Hokuspokus wird ausfindig gemacht, wo der Zauberer wohnt. Es ist der alte gefürchtete Mann, der im Nachbardorfe wohnt und nun endlich unschädlich gemacht werden soll. Aber seine Verwandten und seine Dorfschaft werden ihn schützen und die Sache könnte schief ablaufen. Man befragt also das Orakel über den Ausgang des zu unternehmenden Kriegszuges. Der Spruch fällt günstig aus; die Sache ist abgemacht und morgen in der Frühe soll mit dem alten Übeltäter abgerechnet werden. Um keine Vorsichtsmaßregel außer acht zu lassen, behängt man sich mit schützenden und den Kampfesmut erhöhenden Amuletten. Der Sissanu-Krieger benutzt hierfür menschliche Unterkiefer, die mit dem Haarschopf des Verstorbenen umwickelt sind oder gleichfalls mit Haaren umwickelte Unterarmknochen. Man macht sich den Umstand zunutze, daß gegen Morgen der Schlaf am festesten ist. Wenn sich im Osten der erste Lichtschimmer zeigt, stürmt man mit fürchterlichem Geschrei auf das Haus los, in dem der vermeintliche Zauberer wohnt. Schlaftrunken stürzen sich die Überfallenen aus den Hütten; aber wohlgezielte Speere und Pfeile erwarten sie, und wer nicht sogleich auf dem Platze bleibt, erhält mit einem kräftigen Keulenschlage den Rest. Siegesberauscht und reich mit Beute beladen ziehen die Leute in ihr Heimatdorf zurück. Der junge Lae-Krieger, welcher zum ersten Male einen Zug dieser Art mitmacht, erhält auf dem Heimwege noch eine besondere Weihe: das Gehirn eines Erschlagenen wird herausgenommen und im nächsten Bache zerkleinert; der junge Krieger muß nun das mit dem Hirnbrei talwärts fließende Wasser trinken; das macht ihn stark und schützt ihn vor unliebsamen Zwischenfällen bei späteren Zügen.

Aber nicht immer läuft die Sache so glatt ab. Der Handelsfreund hat die Dorfleute gewarnt und von dem beabsichtigten Überfalle benachrichtigt. Man bereitet also den herannahenden Feinden keinen liebevollen Empfang und mit blutigen Köpfen müssen dieselben zurückkehren. Oder das gewarnte Dorf steckt spitze Obsidiansplitter auf die Wege, an denen sich die Wanderer ihre Füße zerschneiden; auch bindet man, wo der Pfad recht eng ist, zu beiden Seiten hakenförmig gebogene Obsidiansplitter fest, welche dem im Dunkel der Nacht ahnungslos Vorübereilenden schlimme Wunden beibringen.

Haben die Leute kein gutes Gewissen, so verbringen sie in unruhigen Zeiten, auch ohne vorher besonders gewarnt zu sein, die Nächte in Baumhäusern, die in ihren Dörfern eigens zu diesem Zweck errichtet sind (Fig. 212); dorthin flüchten sie auch, wenn bei Tage unvermutet ein Überfall stattfinden sollte. Man ist dort oben reichlich mit Steinen, Speeren usw. versehen, und der Angreifer hütet sich, ungedeckt dem Baum zu nahe zu kommen. Wenn man ihnen in ihrer sicheren Zufluchtsstätte auch wenig anhaben kann, so sind die Angegriffenen doch übel daran; denn sobald sie sich nach Abzug der Feinde hinunterwagen, müssen sie jeden Augenblick gewärtig sein, von neuem überfallen zu werden, und können daher nicht ins Feld gehen, um sich Nahrung zu holen. Im Vordergrunde von Figur 212 steht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



212. Kampf um Baumhäuser.
Aufnahme von Missionar Keysser. Sattelberg.

ein Mann mit großem Schild und hohem Rindenzylinder auf dem Kopfe; es ist der Anführer der Angreifer, welcher sich nicht direkt am Kampfe beteiligt, sondern nur die Anweisungen gibt.

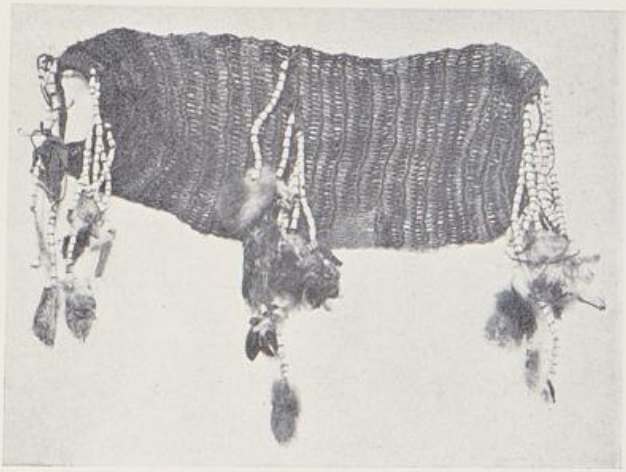
Mein Freund Schulz, dessen Lebensschicksale ich in Abschnitt 3 schilderte und der lange Jahre unter den Sissanu wohnte, konnte einmal von der Veranda seines Hauses den sich in unmittelbarster Nähe abspielenden, erbitterten Kampf zwischen Warapu und Sissanu mitansehen. Die mit Bauchpanzer und Brustschild versehenen Krieger (Fig. 200 S. 302) stecken in das Armband ein Kriegsamulett; ein anderes hängt an dem zierlichen Brustschilde. Dann geht es mit fürchterlichem Geschrei dem Feinde entgegen. Die Frauen ergreifen ihre Holzschwerter und die großen Schilde, und sobald ein Mann durch einen Pfeil kampfunfähig gemacht ist, wird er auf dem Schilde abseits getragen. Direkt beteiligen sich die Frauen nicht am Kampfe und benutzen ihre Holzschwerter nur, um sich zu verteidigen, wenn ein Feind ihnen zu nahe auf den Leib rückt; sie sammeln aber die abgeschossenen Pfeile, holen von der Hütte Reservepfeile und schneiden den Verletzten die Pfeile mit Bambusmessern aus den Wunden.

Das Fürchterlichste bei all diesen Kämpfen bleibt immer das Geschrei, und wenn ein paar Verwundungen vorgekommen sind oder gar ein Mann auf dem Platze blieb, verkrümelt sich die Sache. Jedenfalls würden viel mehr schwere Verletzungen vorkommen, wenn nicht die Leute mit affenartiger Geschwindigkeit herumsprängen, so daß sie kein festes Ziel bieten. Ich fertigte die kinematographische Aufnahme eines in dieser Weise herumspringenden Bogenschützen und hatte große Mühe, den einem hüpfenden Gummiballe gleichenden Mann im Gesichtsfelde des Apparates zu behalten.

Bei den bestehenden Geboten der Blutrache bleibt nach einem Überfalle die Vergeltung nicht aus, und das gegenseitige Morden währt eine gute Weile. Endlich sehnen sich alle Teile nach Frieden, und die durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Handelsfreund vorsichtig eingeleiteten Unterhandlungen enden mit gegenseitigen Geschenken, einem mit Tanz verbundenen gemeinsamen Schmause und freundschaftlichem Betelkauen. Ein eigenartiges, aus gestricktem Netz bestehendes Friedensgeschenk überreichten jüngst die Kai aus den Rawlinsonbergen den Bukaua (Fig. 213). Nun ist Friede im Lande — bis der nächste Mensch stirbt; dann beginnt die Geschichte von vorne.



213. Friedenszeichen der Kai aus den Rawlinsonbergen.

In der Regel wechseln Kriegs- und Friedenszeiten unaufhörlich ab; an einzelnen Orten bildete sich jedoch der Krieg zum Dauerzustande aus, so bei den Lae-Womba am unteren Markham, wo bis zu unserer 1909 ausgeführten ersten Markham-Reise in den letzten 35 Jahren das Morden nicht aufhörte. Ähnliche, wenn auch nicht ganz so schlimme Verhältnisse bestehen im Westen von Berlinhafen zwischen den Warapu und ihren Nachbarn, hauptsächlich den Sissanu. Hier spielt Rassenhaß mit eine Rolle: die Warapu sind ein echter ureingesessener Papuastamm, der den eingewanderten melanesischen Arup und Sissanu schon aus diesem Grunde feindlich gegenübersteht. Nachbarliche Reibereien taten dann das ihrige, um den alten Haß immer wieder von neuem anzufachen. In diesen ewigen Kämpfen verlor ein alter Sissanu-Häuptling seine fünf Söhne!

Als Erinnerung an Kriegszüge dienen bei den Lae-Womba gewisse Malereien auf ihren Bastmützen. Die sechs Männer auf der in Figur 18 (S. 50) dargestellten Mütze zeigen an, daß der Besitzer der letzteren sechs Feinde erschlagen hat. Auch bei den Bukaua wird bei Festlichkeiten und Tänzen ein Schmuck getragen, welcher das Gesicht des Erschlagenen darstellen soll (Fig. 214), und der Kai verziert zur Erinnerung an den getöteten Feind seine Nase mit einem Pflock, welcher aus dem Armknochen des Erschlagenen gearbeitet wurde.

Dies ist nur das Allgemeine in bezug auf Krieg und Frieden. Die genauen Einzelheiten und Zeremonien, die verschiedenartigen Zaubermethoden zur Ermittelung des Dorfes, in welchem der zu strafende Zauberer mit seinem Anhange wohnt, ferner die Zaubereien zur Herbeiführung eines günstigen Ausganges, sowie alles andere, was mit den Zügen, dem Friedensschluß usw. zusammenhängt, sind in Band 3 (S. 60, 101, 131, 317, 335, 442) aus berufenster Feder geschildert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



214. Erinnerungszeichen an einen erschlagenen Feind. Bukaua. 1/2 natürl. Größe.

Während noch vor zehn Jahren in der Umgebung des Sattelberges Baumhäuser ganz allgemein waren, sind sie jetzt durch den Einfluß der Missionare daselbst vollkommen verschwunden, ich traf auf meiner Inlandreise das erste derselben westlich vom Bulesom an. Dort passierten wir auch einen gegen die feindlichen Überfälle errichteten Palisadenzaun, wie er in der Nähe der Küste ebenfalls nicht mehr vorkommt. Bei den dort wohnenden Hupe legte, wie schon früher erwähnt, Missionar Keysser 1908 eine Gehilfenstation an. Kurz bevor die schwarzen christlichen Gehilfen dort eintrafen, erschlugen die Hupe noch schnell einen berüchtigten Zauberer und erklärten: wenn erst die Christen bei ihnen wären, dürften sie nicht mehr morden, sondern müßten dauernd in Frieden leben; das könnten sie aber nur tun, wenn jener Störenfried zuvor beseitigt ist.

Wie leicht zu leiten jene wilden Gesellen sind und wie man sie ohne Blutvergießen und kostspielige „Strafexpeditionen“ zu Ruhe und Frieden bringen kann, wofern man es nur richtig anfängt, beweist eine Nachricht, die ich kürzlich von Missionar Keysser erhielt. Letzterer schreibt: „Im Kai-Inlande wurde das gegenseitige Totschlagen und Auffressen immer ärger und die Erbitterung der Stämme immer größer. Um Ruhe zu stiften, ließ ich beide Parteien zu einem Tanz auf der Inlandstation einladen. Die eine Partei kam, die entfernter wohnende aber, wie vorauszusehen, nicht. Diese besuchte ich nun mit sechs meiner Schwarzen. Sie waren an diesem Tage wieder zum Kampfe ausgezogen, und wir trafen unterwegs mit ihnen zusammen. Bei unserem Anblick flohen sie, und wir konnten sie nur mit Mühe zurückbringen, doch hatten sie ihre Waffen versteckt. Da die Verhandlung ergebnislos verlief, führte ich kurzerhand ihren Häuptling mit fort in die Gefangenschaft. Nicht einmal ein Gewehr oder sonst eine Waffe hatte ich bei mir, der Streich gelang aber vollkommen. Meine Schwarzen griffen auch zu und nahmen einen zweiten Mann mit. Natürlich großes Geschrei, Drohen und Waffenholen. Wir zogen, von den übrigen gefolgt, mit den beiden ab, mitten durch das Dorf ihrer Feinde. War das ein Halloh! Auf der Station wurden die beiden beständig bewacht und die Friedensverhandlungen begannen. Wegen des großen Mißtrauens mußten drei Tage lang Boten beständig hin- und herlaufen. Endlich konnte am dritten Tage die Friedensfeier stattfinden. Da einer der wichtigsten Häuptlinge aber nicht kam, mußte ich den mißtrauischen Mann durch zwei meiner Leute herbeiholen lassen. Nun wurden die Geschenke ausgetauscht und damit der Frieden ratifiziert. Die Leute freuten sich wie die Kinder über das abgeschlossene Friedenswerk.“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 19.

SIGNALWESEN UND SONSTIGE METHODEN DER MITTEILUNG. ERSATZ FÜR SCHRIFT.

Das Signalwesen ist bei den Papua trefflich ausgebildet, und die Leute können sich auf weite Entfernungen hin über alle möglichen Dinge verständigen. Es gibt vier verschiedene Methoden: 1. Fernruf; 2. Signale auf der Tritonmuschel; 3. Signale auf den großen Trommeln; 4. Feuer- und Rauchsignale.

Der Fernruf wird besonders bei den Kai in der Umgebung des Sattelberges und im Inlande ausgeübt, wo man weder Tritonmuscheln noch die großen Signaltrommeln besitzt. Das wilde Bergland begünstigt den Ruf, der über die Täler hinweg von Bergrücken zu Bergrücken weitergegeben wird. Dabei entwickeln die Schwarzen ein ungeheuer kräftiges Organ und fuchteln während des Rufens mit flacher Hand und gespreizten Fingern dicht vor dem weitaufgerissenen Munde herum. Die Rufe werden in eigentümlich singendem Tone ausgestoßen und klingen jedesmal in ein langgezogenes o oder jo aus.

Mangfanangjo (Name des Angerufenen)! Bongbong walenggopiengo (die Weißen kommen)! Hae bapiangkeningo (räumt das Dorf auf)! oder:

Asangjo, Asangjo (Name des Angerufenen)! Mo wale bafinaponingo (Kommt und helft uns)!

Antwort: Fanggopenengo (Wir kommen)!

Als ich auf der Inlandreise mit Missionar Keysser bei den Hupe am Bulesom angekommen war, hallten die Täler bis spät in die Nacht hinein von den Rufen wieder, und am nächsten Morgen erschien denn auch die gesamte Bevölkerung aus weiter Umgebung auf der Station, um die Weißen anzustaunen.

So werden Nachrichten über weite Länderstrecken hin mit telegraphenmäßiger Geschwindigkeit verbreitet. Als z. B. 1904 in Friedrich-Wilhelmshafen der Anschlag auf die Weißen ausgeführt wurde, war man in Finschhafen hierüber schon nach einer Zeit unterrichtet, in der kein Bote oder kein Schiff den weiten Weg zurücklegen konnte.

Signale auf der Tritonmuschel (Jabim u. Bukaua: tau. Tami: tawul. Sattelberg-Kai: queng) sind besonders bei der Küstenbevölkerung des Huongolfes üblich. Nahe dem spitzen Ende der Muschel wird seitlich eine etwa zehnpfennigstückgroße Öffnung angebracht, auf welche der Bläser seine Lippen legt wie der Trompeter auf das Mundstück seines Instruments. Die Höhe des Tones schwankt mit der Größe der Muschel. Die tiefen Töne sind am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



215. Blashörner vom Augustafluß. 320—340 Kilometer von der Mündung. 1/6 natürl. Größe.

weitesten vernehmbar, aber auch am schwersten hervorzubringen. Bei ruhiger Luft wird der Schall auf unglaublich weite Strecken hin gehört. Hierbei handelt es sich stets um verabredete Signale. Wenn z. B. in Bukaua die Dorfbewohner zur Feldarbeit gehen, so bleibt im Dorfe ein alter Mann zurück, der eine Muschel neben sich liegen hat; naht sich Gefahr, so bläst er schnell hintereinander zahlreiche, kurze Töne: ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣. Dann wissen die Leute im Felde, daß sie so schnell wie möglich zurückeilen müssen. Ein auf den Schweinemarkt sich beziehendes Signal ist folgendes: ⌣ ⌣ — ⌣ ⌣ — ⌣ ⌣ —; dasselbe übermittelt die Nachricht, daß von den Verkäufern der Schweine bestimmten Leuten im Dorfe ein Schwein zugedacht ist (eine hohe Ehrung für diese Leute). Brechen nun diese Leute nach dem Dorfe hin auf, wo die Schweine verkauft werden, so melden sie ihre bevorstehende Ankunft durch das Signal: — — — — — — — — ———————.

Findet ein Überfall statt, so ruft man seine Freunde durch ein besonderes Signal zu Hilfe: ein Mann bläst einen langgezogenen Ton, während ein anderer gleichzeitig kurze, abgerissene Töne auf seiner Muschel hervorbringt. Mitunter werden die Muschelsignale mit kräftigen Juchzern oder laut gebrüllten Worten verbunden. In dieser Weise können Mitteilungen der verschiedensten Art schnell weitergegeben werden. Damit der Ruf des Horns schnell aufgenommen und der Mahnung willig Gehör gegeben wird, legt der Bukaua als Zaubermittel etwas von einem stark ausstäubenden Schwamm (tao) in die Muschel.

Am Mittellaufe des Augustaflusses benutzt man zur Signalgebung hölzerne, 50 bis 100 cm lange Blashörner, bei denen die für den Mund bestimmte Öffnung — wie bei der Tritonmuschel — an der Seite in Nähe der Spitze angebracht ist (Fig. 215). Man hüte sich aber, aus dem Vorkommen dieser Hörner in jenen Gegenden auf irgendwelchen Zusammenhang mit weit entfernt wohnenden Völkern zu schließen, die ebenfalls Blashörner benutzen. Die Entstehungsgeschichte dieser Hörner liegt am Augustafluß ganz klar: wenn wir auch über die Sprache jener Leute noch nichts Genaueres wissen, so deutet doch alles darauf hin, daß sie eingewanderte Melanesier sind, denen die Benutzung der Tritonmuschel in Fleisch und Blut überging. Dort am Augustafluß gibt es keine Muscheln dieser Art.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



216. Signaltrommel von der Insel Tumleo (Berlinhafen).

Was liegt nun also näher, als daß sich diese Leute aus Holz ein Instrument schneiden, welches die Tritonmuschel ersetzt!

Am vielseitigsten bildete der Papua die Signalgebung mit Hilfe der großen Holztrommeln (Jabim u. Bukaua: gerom. Sissanu: bogir) aus. Das Hauptverbreitungsgebiet dieser Trommeln und der damit verbundenen Trommelsprache ist die Strecke zwischen der Astrolabebucht und Berlinhafen. Auch am Huongolf und westlich von Berlinhafen kommen Signaltrommeln vor; doch spielen sie hier keine so hervorragende Rolle und sind weit roher gearbeitet. Am Huongolf trat erst vor einem Menschenalter die Trommelsprache mehr in den Hintergrund.

Wir sehen eine solche Signaltrommel in Figur 141 (S. 231), wo links im Vordergrund der Mann mit dem Klöppel in der Hand gegen dieselbe lehnt. Im allgemeinen ähneln die Trommeln einem großen Schweinetroge, nur ist bei den meisten derselben oben die Öffnung schmal, während sich das Innere ausbaucht. Am Mittel- und Unterlaufe des Augustaflusses findet man die herrlichsten Stücke dieser Art, die über und über mit kunstvollen Schnitzereien bedeckt sind und oben seitlich zwei verzierte Griffe haben. Dort stehen sie unter den Geisterhäusern reihenweis in Nischen. Ein recht gutes Stück ist auch die mächtige in Figur 216 dargestellte Trommel, welche von der Insel Tumleo (Berlinhafen) stammt.

Auf der Insel Ragetta bei Friedrich-Wilhelmshafen war es mir möglich durch gütige Unterstützung des Missionars Helmich, welcher die Sprache der dortigen Bevölkerung spricht, einen tieferen Einblick in die Trommelsprache zu tun und eine Reihe phonographischer Aufnahmen derselben zu fertigen. Hierbei stellte es sich heraus, daß es sich durchweg um verabredete Signale handelt, und daß nicht, etwa in der Art des Morse-Alphabets, einzelne Worte telegraphiert werden. Die Sache ist besonders dadurch interessant, daß man jeden Mann aus dem Dorfe auf weite Entfernungen hin bezeichnen und anrufen kann. Jeder hat nämlich seinen eigenen Tanztakt, und wenn letzterer getrommelt wird, weiß die Bevölkerung, wem die fragliche Mitteilung gilt. Dabei bleibt nur merkwürdig, daß in einer großen Dorfschaft so viele verschiedene Tanztakte vorhanden sind, daß jeder männliche Bewohner einen solchen als Familieneigentum besitzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beim Signalgeben stößt man mit einem keulenartigen Knüttel gegen eine bestimmte Stelle der Trommel; in Fig. 216 ist dieselbe in der Mitte nahe dem oberen Rande durch starke Abnutzung des Holzes kenntlich. Es handelt sich stets um kurze, kräftige Stöße; abänderungsfähig sind nur die Pausen zwischen diesen Stößen und nur diese werden in den nachfolgenden Diagrammen durch die üblichen Bezeichnungen für lang und kurz (— ⌣) ausgedrückt; die Punkte bedeuten: ganz kurz.

Den Anfang macht stets das Signal „Aufpassen“:

— — — — —
⌣ ⌣ ⌣ ⌣ — ⌣ — ⌣ — ⌣ — . . . . . — . . . . . — ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣

Ein Mann im Dorfe ist plötzlich gestorben, und man will dies seiner Frau, die mit vielen anderen Frauen und einigen Männern weitab auf dem Felde arbeitet, mitteilen: es folgt also das Signal, daß eine Frau gemeint ist:

— — — — ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ — ⌣ ⌣ — ⌣ — ⌣ — — ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ — ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣

Nun der Tanztakt des Mannes:

— — . . . . . — — . . . . . — ⌣ ⌣ — ⌣ — — — — — — . . . . . — ⌣ ⌣

Endlich das Todessignal:

——— ——— ——— ——— ——— ——— ———

Nunmehr weiß also die Frau, welche den Tanztakt ihres Mannes hörte, daß letzterer gestorben ist.

Wird obiges Signal gegeben ohne das Todessignal, so bedeutet dies, daß die Frau desjenigen Mannes, dessen Tanztakt signalisiert wurde, nach Hause kommen soll, z. B. um für eingetroffene Gäste Essen zu bereiten.

Als Herausforderung zum Kampfe gilt folgendes:

. . . . . — . . . . . — . . . . . — . . . . . —

Das Kriegssignal ist:

— — — ⌣ ⌣ ⌣ — — — — — . . . . . — — — ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ——— ———
— ⌣ — ⌣ ——— — — ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ — ⌣ — — ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ ⌣

Ein besonderes Signal ist der Ruf zu gemeinschaftlichem Essen, z. B. bei Festlichkeiten:

— — — ⌣ ⌣ ⌣ ⌣ — — — . . . — — — . . . . — . . . . . — — — ⌣ ⌣ ⌣
— — — . . . . — — — . . . . . — ⌣ ⌣ — . . . . . — — —

Dabei pflegt man auch die Speisekarte zu trommeln. Schweinefleisch:

— — . . . . . — — — . . . . — — ⌣ ⌣ . . — — . . . . . — — — — —

Hundefleisch:

— — . . . . . — — ⌣ ⌣ — . . — — . . . . . — ⌣ — ⌣ ⌣ ⌣

Auf den verschiedenen von mir aufgenommenen Walzen zeigen die einzelnen Signale, besonders der Anruf, Abweichungen, die jedenfalls mit Besonderheiten der Mitteilung zusammenhängen. Im allgemeinen sind die Signale sehr kompliziert und haben keine regelmäßigen Wiederholungen, abgesehen von dem Todessignal, welches aus Stößen mit gleichmäßig langen Pausen besteht, und von der Herausforderung zum Kampfe, welche aus einer Reihe ganz kurzer, schnell sich folgender Stöße zusammengesetzt ist, die immer durch eine etwas längere Pause unterbrochen werden. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß die einzelnen Signale örtlich stark voneinander abweichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn die Bewohner der Tami-Inseln sich am gegenüberliegenden Festlande bei den Jabim oder Bukaua befinden, können sie wegen zu weiter Entfernung sich mit der Heimat nicht durch Schallsignale verständigen und greifen daher zu Feuer- und Rauchsignalen. Zum Unterschiede von anderem Rauch wird hier ein kräftig loderndes Feuer angemacht, und dann Gras darauf geworfen, so daß plötzlich starke Rauchentwickelung eintritt. Es handelt sich hierbei stets um die Aufforderung zu schneller Rückkehr.

Nahe am Endpunkte der zweiten Markhamreise bemerkten wir auf einer Anhöhe dicht am Flusse eine lange Stange, an der ein Büschel Gras angebunden war, in derselben Weise, wie man bei uns auf dem Felde und an verbotenen Wegen als Warnungszeichen Strohwische aufstellt. Offenbar hatte man uns auf dem Flusse bemerkt und wollte den umliegenden Ortschaften ein Zeichen geben.

Schriftzeichen irgendwelcher Art kennt der Papua nicht, doch sind die allerersten Anfänge schriftlicher Aufzeichnungen und Mitteilungen vorhanden. Hierher gehören die Knoten in Grasbüscheln und Blättern, welche der Liebende am Wege anbringt, um seine Auserwählte zu einem Stelldichein einzuladen. Ein am Palmstamme festgebundenes Palmblatt ist die Warnungstafel, daß die Früchte des Baumes nicht gepflückt werden dürfen.

In Bukaua überbringt ein Angehöriger des heiratsfähigen Mädchens der Sippe des jungen Mannes einen Palmwedel, dessen Blätter verschiedenartig verknotet sind. Jeder dieser Knoten bedeutet die bestimmte Forderung eines Bruders, Onkels usw. des Mädchens, die beglichen werden muß, will der junge Mann das Mädchen heiraten (Bd. 3 S. 421). Um den Zeitpunkt eines herannahenden Festes nicht zu übersehen, knüpft der Bukaua Knoten in eine Schlingpflanze, die er an seiner Netztasche befestigt: je einen Knoten für das jedesmalige Erscheinen des Mondes. Andere machen Kerbschnitte in weiches Holz oder Merkzeichen an Kokosnüssen (Bd. 3 S. 431). Noch schriftmäßiger sind die dem Käufer gegebenen Anweisungen auf ein Schwein beim Schweinemarkt, die in einem Stückchen Sagoblattrippe bestehen. Gleiche Blattrippen hat der Veranstalter des Schweinemarktes zur Kontrolle auf einem langen Kokosnußblatt der Reihe nach aufgesteckt.

Wenn der Lae-Womba die Zahl der erschlagenen Feinde auf seiner Bastmütze aufmalt, so ist dies auch nur die schriftliche Mitteilung seiner Heldentaten an die übrige Welt. Der „Strich mit der Kohle“ und der „Stab auf dem Dorfplatz“, wovon uns Zahn in Band 3 (S. 314 u. 316) erzählt, sind ebenfalls schriftliche Notizen. Gewissermaßen als schriftliche Mitteilung hat auch zu gelten, wenn jemand, der in Abwesenheit der anderen fortgehen muß, seinen Fuß in der Asche des Feuerplatzes abdrückt und durch Ausstreuen von Kalk die Richtung anzeigt, in der er fortgegangen ist (Bd. 3 S. 553 u. 566).

All diese Dinge sind die ersten Anfänge einer Bilderschrift, aus der sich dann viel später die Buchstabenschrift entwickelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 20.

INDUSTRIE UND KUNST.

Man sollte meinen, daß der Papua infolge der ewigen Feindseligkeiten das Bestreben hat, sich von seinem Nebenmenschen möglichst unabhängig zu machen und alles, was er irgend kann, selbst herzustellen. Aber nichts davon; jeder Bezirk hat seine eigene Industrie und wird es sich niemals einfallen lassen, dem Nachbar ins Handwerk zu pfuschen. Das ist recht gut für die Leute, denn wenn sie nicht auf die Lieferungen der anderen angewiesen wären und schon aus diesem Grunde ab und zu Frieden schließen müßten, würden die Totschlägereien überhaupt kein Ende nehmen. Alles ist auf bestimmte Gebiete beschränkt: Töpferei, Herstellung von Tragnetzen, Binsentaschen, Pfeilen, Bogen, Armbändern, Lendentüchern, Steinbeilen, Fischreusen, großen Fangnetzen usw.[1])

Eins der Hauptzentren für Töpferei ist Laukanu am Huongolf unweit der Mündung des Franziskaflusses. Der hierfür verwendete grünliche Ton wird nur auf einer kleinen Insel gefunden, welche Braunschweighafen gegenüberliegt, und zwar befindet sich die Fundstätte an der Westküste der Insel, auf einem schmalen Uferstreifen, welcher den steil ansteigenden Felsen vorgelagert ist. Wahrscheinlich endete hier einstmals die Zunge eines Gletschers, welcher von den hohen Gebirgen herabsteigend den gewaltigen Fjord Braunschweighafen ausmeißelte und den Grünschiefer hierher trug, dessen Zersetzungsprodukt der Ton ist.

Bei dem sehr seltenen Vorkommen von brauchbarem Töpferton ist diese Fundstelle schon seit unvordenklichen Zeiten ausgenutzt, denn man findet längs der Küste Gruben in langer Reihe. Das Herbeischaffen des Tons bleibt Sache der Laukanu-Männer, welche nach der von ihrem Heimatdorfe ziemlich weit entfernten Toninsel Bootfahrten unternehmen und den grünlichen Ton in runden, kopfgroßen Klumpen heimbringen. Alles Weitere ist Frauenarbeit.

Sollen Töpfe fabriziert werden, so zerkleinert man zuerst die trockenen Klumpen und sucht die gröberen Steine heraus; dann weicht man den Ton in einer Holzmulde ein, und nun machen sich die Frauen daran, bei fort-

[1]) Die nachfolgende Beschreibung der verschiedenen Industriezentren soll keine erschöpfende Darstellung geben. Vielmehr handelt es sich hier, wie durchweg in vorliegendem Buche, lediglich um die eigenen Erkundungen und Beobachtungen des Verfassers. Es wäre wünschenswert, wenn weitere diesen Gegenstand berührende Mitteilungen in die Öffentlichkeit kommen und unsere Kenntnis der Industriezentren dadurch vermehrt wird. Sicherlich ergeben sich hier manche Anhaltspunkte für die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Stämme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



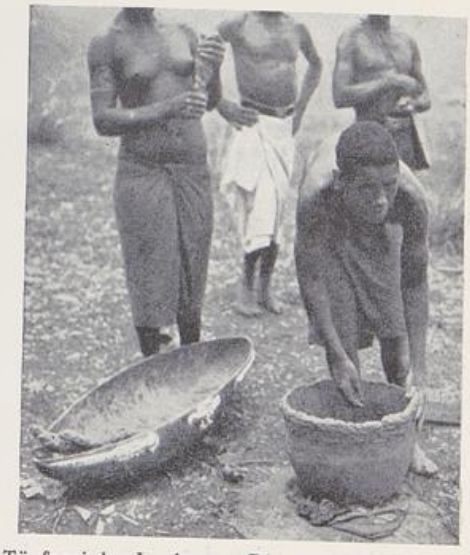
217. Töpferei der Laukanu. Die Frauen befreien durch fortgesetztes Kneten den eingeweichten Tonklumpen von den kleinen Steinen.



218. Töpferei der Laukanu. Nachdem der Ton von den kleinen Steinen befreit ist, dreht man aus demselben 20 bis 30 cm lange Würste (s. die links sitzende Frau; am rechten Rande des Bildes ist ein halbes Dutzend solcher Würste aufgestapelt). Diese Würste werden übereinandergeschichtet, wodurch die erste Form des Topfes entsteht.

gesetztem Kneten denselben von den darin befindlichen kleinen Steinchen zu befreien (Fig. 217). Das ist eine äußerst mühsame, mehrere Stunden erfordernde Arbeit. Aus dem gereinigten Ton formt man nun 20 bis 30 cm lange Würste (Fig. 218), die man übereinander schichtet. In diesem Stadium gleicht das Fabrikat mehr einer Zipfelmütze als einem Topfe. Durch sorgfältiges Glätten der Außen- und Innenseite, durch Fortnehmen, wo zu viel, und Zufügen, wo zu wenig Ton ist, bekommt das Ganze nach und nach das Aussehen eines Topfes; die unten befindliche Spitze macht allmählich einer sanften Rundung Platz. In Figur 219 hat die Frau den schon halbfertigen Topf auf eine ringförmige Unterlage gesetzt und ist nun damit beschäftigt, teils durch Auflegen von Tonwürsten den Rand immer noch zu erhöhen, teils die Außen- und Innenseite mit der Hand sorgfältig zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



219. Töpferei der Laukanu. Die links stehende Frau dreht eine Tonwurst, deren drei in der Holzmulde liegen. Der Topf wird durch Auflegen dieser Würste auf den oberen Rand noch erhöht.



220. Töpferei der Laukanu. Brennen des getrockneten Topfes.

glätten. Hier, wie überall in Kaiser - Wilhelmsland, wird lediglich mit der Hand, niemals mit der Drehscheibe gearbeitet. Bei dem Glätten entwickelt die Frau außerordentliche Fingerfertigkeit. Die Drehscheibe ersetzt sie dadurch, daß sie im Kreise um den werdenden Topf herumgeht und dabei die Finger wie auf einem Klavier spielen läßt. Ist der obere Rand fertig, so läßt man den Topf zwei Tage antrocknen und dreht ihn dann vorsichtig um, damit auch dem durch die Last des Topfes breit gedrückten Boden die richtige Form und letzte Glättung gegeben werden kann. Hierbei, aber niemals in den früheren Stadien der Topfbereitung, benutzen die Frauen kleine flache Holzstücke oder glatte Knochen von Schildkröte, mit denen sie die Außenseite des Topfes klopfend bearbeiten.

Schließlich wird unter Zuhilfenahme eines dicken, aus Pandanus geflochtenen Ringes der Topf wieder auf seinen Boden gestellt, um oben am Rande die Verzierungen einkratzen und auftragen zu können (Fig. 166 S. 254). Diese Verzierungen sind Eigentum bestimmter Familien und gelten als gesetzlich geschützte Fabrikmarken. Nie wird es jemand einfallen, die Marken nachzuahmen; es würde ihm zweifellos sehr schlecht bekommen. Fragt man die Leute, weshalb jede Familie ihr eigenes Abzeichen hat, so antworten sie: damit man erkennen kann, welche Frau diesen oder jenen Topf hergestellt hat, auch wenn sie schon längst tot ist.

Bevor der Topf gebrannt wird, muß er vierzehn Tage trocknen. Zu dem Zwecke wird er in der Hütte über dem Feuer auf einem Trocken-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestell unter dem Dach angebracht. Wenn der Topf so trocken ist, daß er beim Anschlagen klingt, setzt man ihn mit dem oberen Rande nach unten auf einen kleinen Holzhaufen (Fig. 220), bedeckt ihn rings mit Holzscheiten und zündet das Ganze an. Nach dem Niederbrennen des Holzes, was etwa 15 Minuten beansprucht, ist der rotglühend gewordene Topf fertig. Man kehrt ihn hierauf mit hölzernen Zangen um, gießt sofort Wasser hinein und gibt etwas Sago hinzu, so daß dünner Sagokleister entsteht. Mit Zangen dreht und wendet man nun den Topf nach allen Seiten, so daß der Inhalt jeden Teil der Innenwand benetzt und kleine Poren sowie Risse zustopft. Dies ist der erste Anfang einer Glasur.



221. Töpferei in Kelana. Formen des auf einem Ringe ruhenden Topfes mit Stein und Kelle. In der Muschel Wasser zum Anfeuchten.

Alle Hauptphasen der Laukanu-Töpferei hielt ich in einer 102 m langen kinematographischen Aufnahme fest (vergl. die Fußnote S. 6).

Jedes Töpfereizentrum hat seine besonderen Topfformen. In Laukanu fertigt man der Regel nach große, nur ausnahmsweise kleinere Töpfe (Fig. 166 S. 254); stets sind sie oben weit offen und besitzen keinen eingeschnürten Hals.

An der südlich von Laukanu gelegenen Nassaubucht wird die Töpferei in gleicher Weise betrieben. Wahrscheinlich ist durch Heirat von Laukanu-Frauen diese Kunstfertigkeit dorthin verpflanzt.

Im Dorfe Jaduna am Waria, etwa anderthalb Tagereisen von der Mündung entfernt, fand ich eine sattenförmige Topfform mit verdicktem oberen Rande und flachem Boden, so daß die Töpfe ohne besondere Unterlage auf der Erde stehen können (Fig. 168 S. 255). Dieselben sollen dort in der Nähe fabriziert werden.

Auch in vereinzelten Lae-Womba-Dörfern ist Topffabrikation heimisch. Hier handelt es sich stets um kleine und mittelgroße, mit kräftigen Verzierungen und umgebogenem Rande versehene Erzeugnisse (Fig. 40 S. 80; Fig. 82 S. 171).

Ein Hauptzentrum der Töpferei ist ferner das Dorf Kelana bei Kap König Wilhelm, in dessen Nähe sich ein größeres Tonlager befindet. Die ebenfalls durch die Frauen ausgeübte Fabrikationsweise weicht vollkommen ab von derjenigen in Laukanu. Die Frau nimmt einen gut gereinigten grauen Tonkloß, dessen Umfang sich nach der Größe des zu formenden Topfes richtet. Für ein Gefäß, wie wir es in Figur 221 sehen, ist ein kopfgroßer Klumpen notwendig. Neben sich hat sie eine Muschel mit Wasser. Ihr Handwerkszeug besteht fernerhin aus einer hölzernen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



222. Töpferei in Kelana. Die Verzierungen werden in den auf einem Pandanus-Ringe ruhenden Topf eingekratzt.

Kelle, einem faustgroßen runden Stein und einem dicken, aus Pandanus geflochtenen Ringe, wie er unter dem Topfe in Figur 222 deutlich sichtbar ist. Mit dem in der linken Hand gehaltenen Steine drückt sie ein Loch in den Tonklumpen, während sie mit der in der Rechten geführten Kelle von außen auf den Tonklumpen schlägt. Immer tiefer dringt der runde Stein in das Innere des Klumpens ein, und unter den unausgesetzten Kellenschlägen bildet sich die Außenfläche des Topfes heraus. Es wird nicht wie in Laukanu frischer Ton aufgesetzt und überschüssiger fortgenommen; vielmehr wird aus dem vorhandenen Klumpen alles heraus- und zurechtgedrückt, von innen mit dem Stein, von außen mit der Kelle. Dabei muß mit dem bereitgehaltenen Wasser der Ton häufig befeuchtet werden.



223. Töpferei in Kelana. Brennen des Topfes.

In Figur 221 ist das Gefäß seiner Vollendung nahe: innen drückt und glättet die Frau mit dem Stein, außen werden die Eindrücke der Kelle durch Streichen und Klopfen ausgeglichen, wobei der Topf, welcher auf dem Ringe ruht, nach und nach immer dünnwandiger wird. Das Einkratzen der Verzierungen geschieht mit einem kleinen Holzspan (Fig. 222); auch werden Buckel aufgesetzt (Fig. 163b und 164a S. 253).

Das Brennen vollzieht sich ganz anders wie in Laukanu, denn der gut getrocknete Topf wird auf ein offenes Holzfeuer gelegt und mit einem Stabe wiederholt umgedreht, damit alle Seiten gleichmäßig Hitze abbekommen (Fig. 223).

In Kelana fertigt man hauptsächlich mittelgroße Töpfe, und es sind die beiden in Figur 221 und 223 sichtbaren schon ungewöhnlich große Exemplare. Stets ist zwischen dem kugelförmigen Bauch und dem Rande ein Hals vorhanden (Fig. 162 bis 164 S. 253), der bei den Laukanu-Töpfen fehlt. Die Vielseitigkeit der Verzierungen, die auch hier Privilegium der einzelnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Familien sind, wird aus den Figuren 162 bis 164 ersichtlich. Nur Figur 164 b besitzt keinerlei Schmuck.

Die verschiedenen Fabrikationsmethoden und Topfgrößen sind wohl durch das verschiedenartige Material bedingt. Der grünliche Ton von der Insel bei Braunschweighafen hat vortreffliche Bindekraft, und ich sah nie ein Reißen des in Arbeit befindlichen Topfes; anders in Kelana: immerwährend bildeten sich Risse, die durch Anfeuchten und Klopfen wieder geschlossen wurden. Deswegen hält man sich hier an mittelgroße Formate. Ich glaube nicht, daß es überhaupt möglich ist, mit dem Kelana-Ton einen Topf herzustellen, wie wir ihn in Figur 220 sehen.

Die nächsten Töpfereizentren sind Mediseh an der Ray-Küste (Pommernbucht) und die kleine Insel Bilibili in der Astrolabebucht. Der Ton für Bilibili wird gegenüber der Insel auf dem Festlande in Nähe der Küste gefunden. Form und Fabrikationsweise sind in Mediseh und Bilibili dieselben wie in Kelana, doch zeichnen sich die Bilibili-Töpfe durch rote Farbe und ganz leichte Glasur aus, welche dort Fabrikationsgeheimnis ist.

Im Hinterlande der Astrolabebucht werden Töpfe gefertigt, deren längliche Form an Flaschenkürbis erinnert. Auch auf dem Festlande gegenüber der Dampier-Insel ist Topffabrikation heimisch.

Am höchsten ist in Kaiser-Wilhelmsland die Töpferei auf dem Augustaflusse entwickelt, wo man nicht nur die täglichen Gebrauchstöpfe, sondern auch prächtige Ziertöpfe zu formen versteht (Fig. 165 S. 254 und Fig. 167 S. 255). Wozu letztere dienen, wissen wir nicht; vielleicht haben sie religiöse Bedeutung. Hier finden sich auch in reichlicher Menge die verzierten schalenförmigen Topfdeckel (Fig. 229 b). Die Keramik steht am Augustafluß ebenso hoch wie alle übrigen industriellen Betätigungen. Besondere Kunstwerke sind die mit Ton übermodellierten und dann gebrannten und bemalten Schädel, über die auf S. 167 berichtet ist (Fig. 76 und 77).

In der Umgebung von Dallmannhafen blüht im Dorfe Ulol die Töpferei. Fernerhin werden auf den Inseln Seleo und Tumleo (Berlinhafen) Töpfe hergestellt, wie überall ausschließlich von den Weibern und immer nur in vereinzelten Dörfern. Auch in Sissanu, wo acht Dörfer nahe beieinander liegen, ist nur in einem derselben Töpferei heimisch, und zwar nach derselben Methode wie in Laukanu, d. h. wurstförmige Tonstücke werden übereinander geschichtet, während man die Innen- und Außenseite des Topfes mit der Hand glättet. Im Gegensatze zu Laukanu, wo die Frau die Würste mit beiden Händen in entgegengesetzter Richtung dreht und ihnen hierdurch kannellierte Oberfläche gibt, walzt sie in Sissanu dieselben auf harter Unterlage, so daß sie ganz glatt werden.

Noch weiter im Westen finden wir Töpfereizentren in Sia (Ssera) am Goßlerfluß, wo man die flachen Schalen herstellt, in denen die Sissanu ihre Sagofladen (lapi) backen, und in Angriffshafen. In Tumleo und Angriffshafen ist die Kelana-Methode mit Stein und Kelle üblich.

Die Töpferei wird nicht das ganze Jahr hindurch betrieben, vielmehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gibt es Ferienpausen, und vor allen Dingen ruht die Arbeit zur Zeit der großen Feste, besonders während des Beschneidungsfestes, auf Monate vollständig.

Recht bezeichnend für die Gewissenhaftigkeit des Papua ist der Umstand, daß er immer nur gebrauchte Töpfe an andere verhandelt. Ein neuer Topf könnte springen, wenn er auf das Feuer kommt, und dann wäre der Handel null und nichtig. Hat der Topf erst mehrere Male seinem Zwecke gedient und dabei ordentliche Glut abbekommen, so kann man sicher sein, daß er auch dem Käufer nicht so bald unangenehme Überraschungen bereitet. Daher die große Erbitterung des Papua gegen den Weißen, der ihm erbärmlichste Schundware verkauft, für ein beim ersten Gebrauche zerbrochenes Stück aber niemals Ersatz liefert.

Wir kommen nun zu den aus Holz gefertigten Geräten, zu deren Herstellung dem Papua folgende Hilfsmittel zur Verfügung stehen: Beile mit Steinklinge und aus Tridakna gefertigter Muschelklinge in den verschiedensten Größen; Schaber aus scharfen Muscheln; Pfriemen aus Knochen; Bohrer aus Stein und Haifischzähnen; Bambusmesser; Eberhauer zum Einkratzen von Verzierungen (Augustafluß); ebenfalls zu letzterem Zwecke aus Rohr bestehende Griffel, an deren Spitze der Zahn eines Nagers befestigt ist (Fig. 173 e u. f S. 259). Zur Glättung der Oberfläche dienen in Bukaua Wucherungen am Treibholz, welche durch ihre rauhe, harte Oberfläche vorzüglichen Ersatz für feines Sandpapier bilden; auch benutzt man hierfür rauhe Blätter (vergl. Bd. 3 S. 437). Um an Kanus, Mulden, Signaltrommeln usw. die großen Höhlungen herzustellen, nimmt der Papua zuweilen Feuer zu Hilfe; doch sind über das Ausbrennen vielfach irrige Vorstellungen verbreitet, und manche glauben, daß man mit der Fackel einen Baumstamm zu einem Kanu aushöhlen kann, etwa in derselben Weise, wie man mit einem erhitzten Metallstabe Vertiefungen in eine Siegellackstange einschmilzt. In Wirklichkeit bleibt das Ausbrennen eine mühselige Arbeit, denn es handelt sich im wesentlichen darum, die mit den Steinwerkzeugen abgeraspelten Späne unter Zuhilfenahme von Gras und trockenem Holz im Troge anzuzünden und hierbei die Wände durch oberflächliches Verkohlen des Holzes für das Steinbeil angriffsfähiger zu machen. Den in der Bearbeitung von Holz überaus geschickten Tami ist das Ausbrennen unbekannt.

Das Hauptzentrum für Fabrikation von Holzmulden sind die Tami-Inseln. Dort werden dieselben in allen Größen hergestellt, vom zierlichen Nippschälchen bis zum Troge, der fünf Eimer Wasser und mehr faßt. In Fig. 217 (S. 320) steht eine mittelgroße Tamimulde auf der Erde. Sie haben immer dieselbe gefällige Form und sind am oberen Rande mit weiß bemalten Verzierungen versehen; außerdem befindet sich auf der Außenseite am Boden die Fabrikmarke des Verfertigers.

Die Tamimulden zeichnen sich durch ebenholzschwarze Färbung aus, welche ihnen durch ein besonderes Beizverfahren verliehen wird. Man benutzt hierfür eine Erde — dieselbe, welche zum Schwarzfärben der Zähne dient —, die auf der Insel Rook und auf Logaueng vorkommt; sie wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum Beizen des Holzes mit dem Wurzelsafte der Strandmandel vermischt. Die Eingeborenen von Rook sagen, daß der vulkanische Schlamm, welcher diese schwarze Erde liefert, so scharf sei, daß er die Kokosnüsse, mit denen sie denselben schöpfen, zerfrißt. Dies läßt einen Gehalt an freier Schwefelsäure vermuten.



224. Holzschale vom Augustafluß. 230 Kilometer von der Mündung. 1/3 natürl. Größe

Die Tamimulden werden am Huongolf bis in die Nähe der englischen Grenze und im Westen bis zur Astrolabebucht verhandelt. Die Bukaua verfertigen besondere Doppelmulden für ihre Zaubereien (vergl. Bd. 3 S. 449). Dieselben sind aus einem Stück hergestellt und stoßen mit den Breitseiten unmittelbar aneinander. In der Umgebung von Adolfhafen und am Waria findet man Mulden bis zu Backtroggröße, welche von der dortigen Bevölkerung geschnitzt sind, aber in bezug auf Ausführung hinter den Tamimulden weit zurückstehen und auch nicht die schöne Schwarzfärbung besitzen. Ferner ist die Umgebung von Stephansort (Astrolabebucht) ein Zentrum für Herstellung von Holzschüsseln. Am Augustafluß entfaltete sich auch diese Kunstfertigkeit zur höchsten Blüte; man findet daselbst neben großen Schüsseln sorgfältig gearbeitete kleine Näpfe, welche zum Mischen und Aufbewahren von Farbe, Kalk und ähnlichen Dingen dienen (Fig. 224).

Auch die Sissanu schneiden Holzmulden und geben denselben zuweilen eigenartige Formen, z. B. diejenige eines Schweins.

Große Holzmörser zum Zerstampfen des Taro (Fig. 158 S. 249) werden von den Jabim und auf Siassi gefertigt.

Ein Hauptfabrikationszentrum für die schön verzierten Signaltrommeln ist der Augustafluß, aus dessen Mündungsgebiet sie weithin verhandelt werden. Die in Figur 216 (S. 316) dargestellte Trommel ist ein Produkt der Insel Tumleo. Am Huongolf und an der Küste zwischen Berlinhafen und der holländischen Grenze trifft man Trommeln seltener an und nur roh gearbeitete.

Die Erzeugung der im ganzen Lande verbreiteten Tanztrommeln (Jabim und Bukaua: ong. Tami: kam. Sattelberg-Kai: wongang. Sissanu: moti) scheint an keine besonderen Bezirke gebunden zu sein, oder es müßte deren sehr viele geben. Was Form und Größe anbelangt, so ist dieselbe keineswegs einheitlich. Die jetzt am meisten verbreitete Form ist diejenige, wo die beiden trichterförmigen Hälften mit dem Handgriff in der Mitte symmetrisch gebildet sind (Fig. 316). Die Urform der Trommel ist aber die in Figur 225 abgebildete Bierkruggestalt. Das Trommelfell wird über das untere, weitere Ende gespannt. Den Übergang von dieser Form zu der modernen bildet die in Fig. 175 S. 259 dar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



225. Sehr alte Holztrommel der Kai aus dem Rawlinson-Gebirge. 1/3 natürl. Größe.

gestellte, wo das Schalloch (oben) schon trichterförmig in die Breite geht. Diese beiden sehr alten Stücke stammen von den Inland-Kai nördlich von Bukaua. Die Inlandleute, denen nicht so gute Werkzeuge zur Verfügung stehen wie den Küstenleuten, gehen mit ihren Sachen sparsamer um und konservieren sie länger. Im allgemeinen ist es üblich, den Besitz des Mannes bei seinem Tode zu zertrümmern oder an seinem Grabe aufzuhängen (Fig. 81 S. 170), wo dann durch die feuchte Witterung alles bald zugrunde geht. An den Küsten fällt es daher überaus schwer, gute alte Stücke zu erwerben, weil solche kaum noch vorhanden sind. Nur im Inlande erhielten sich einige derselben. Diese alten Formen sind durchweg viel kleiner als die modernen. Übrigens werden letztere, je weiter man an der Küste des Huongolfes nach Süden, also nach der englischen Grenze hin, kommt, immer größer, und man findet dort Exemplare von mehr als einem Meter Länge.

Die Herstellung einer Trommel mit Steinwerkzeugen ist eine außerordentliche Leistung; Faser für Faser muß aus dem harten Holze ausgeschabt werden, und bei den ziemlich dünnen Wandungen, welche die Trommel besitzt, kann unvorsichtiges Arbeiten Löcher erzeugen.

Als Trommelfell benutzt man die Haut des Leguan, welche mit Wachs aufgeklebt und gelegentlich auch durch einen umgelegten Rotangring befestigt wird (Fig. 175 S. 259). Mitten auf das Trommelfell setzt man einige erbsen- bis bohnengroße Wachsstücke.

Die Geschicklichkeit in der Holzbearbeitung ist äußerst verschieden. Alles was die Kai in der Umgebung des Sattelberges produzieren, bleibt roh; auch die Bukaua und Jabim sind nur mäßige Künstler, ganz hervorragende dagegen die Tami, die Bewohner der Umgegend von Dallmannhafen und vor allen Dingen die Anwohner des Augustaflusses.

An dem großen Tarostampfer Fig. 226 tritt die allgemein übliche realistische Darstellung der Geschlechtsteile besonders deutlich in die Erscheinung. Bei den weiblichen Genitalien vergißt man es nie, die Unterbauchgegend vorzuwölben, damit die Geschlechtsteile wie auf dem Präsentierteller liegen (Fig. 227 a u. 228 a).

Eine recht auffallende Erscheinung an manchen Holzfiguren ist die rüsselförmige Nase (Fig. 227 b u. 228 c), die mitunter bis zu den Beinen verlängert wird und durch Einrollung der Spitze nicht selten einem Elefantenrüssel gleicht wie ein Ei dem anderen. Man muß allerdings be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denken, daß eine lange spitze Nase zu den Schönheitsidealen des Papua gehört, daß ferner in Neu-Guinea Vögel mit sehr langen, kräftigen Schnäbeln wie die Königsfischer und Nashornvögel zu den alltäglichen Erscheinungen gehören, daß endlich in dem Papageischnabel ein Vorbild für die hakenartige Krümmung gegeben ist, doch reicht all dies nicht aus, um die mächtigen Elefantenrüssel zu erklären. Zu berücksichtigen bleibt auch, daß diese Nasendarstellungen gerade in denjenigen Teilen von Kaiser-Wilhelmsland heimisch sind, welche dem indonesischen Archipel am nächsten liegen. Am Huongolf, wo es großschnäblige Königsfischer und Nashornvögel in überreicher Fülle gibt, wird man diese Rüssel an den Holzfiguren vergeblich suchen, und wenn der Papua große Vogelschnäbel darstellen will, macht er es in einer Weise, wie wir es in Fig. 312 bei der geflochtenen Tanzmaske vom Augustafluß sehen.

Bei der kleinen Ahnenfigur 227 a erinnert die Kopfbedeckung an den Witwerhut des Lae-Womba (Bd. 2 Taf. 93 Nr. 3—4). Man könnte einwenden, daß diese Dinge rein zufällig und solche Vergleiche an den Haaren herbeigezogen sind. Ich möchte aber daran erinnern, daß z. B. größere Holzschemel zum Sitzen (Fig. 40 S. 80) nur am Augustafluß und bei den Lae-Womba am Markham in Gebrauch sind und daß Panflöten, wie sie am Augustafluß vorkommen, in den südöstlichen Teilen von Kaiser-Wilhelmsland ebenfalls nur bei den Lae-Womba gefunden werden. Wir müssen also auch unbedeutende Nebensächlichkeiten berücksichtigen, um zu einem Urteil über die Zusammengehörigkeit weit getrennt wohnender Papuastämme zu gelangen.



226. Tarostampfer von Koffeh, gegenüber der Insel Muschu.

Die Anwohner des Augustaflusses sind die einzigen Papua, welche Kunstindustrie besitzen; sie allein erhoben sich über die plumpen Anfänge einer Ausschmückung der Gebrauchsgegenstände und brachten Sachen von künstlerischem Werte hervor. Hierher gehören in erster Linie die in Figur 231 b und c abgebildeten Holzschnitzereien, denen niemand künstlerischen Schwung absprechen wird. Auch der in Figur 167 (S. 255) dargestellte Henkelkrug steht künstlerisch hoch über allen Erzeugnissen papuanischer Keramik, und es tritt hier das Bestreben zu stilisieren zu Tage, dem wir auch auf dem schüsselförmigen, mit zwei stilisierten Gesichtern geschmückten Topfdeckel Figur 229 b begegnen. Die Holzschale Fig. 229 c mutet an wie ein modernes europäisches Erzeugnis.

Wo am Augustafluß dem Papua ein Stück Ton in die Hand kommt, wird daraus ein kleines Kunstwerk geformt. Es sei an den prächtigen kleinen, im Berliner Museum befindlichen Schweinskopf erinnert, den Herr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



a b

227. Ahnenfiguren vom Augustafluß. 1/3 natürl. Größe.



a b c

228. Ahnenfiguren vom Augustafluß. 1/4 natürl. Größe.



a b c

229. a: Holzmaske vom Augustafluß. 55 Kilometer von der Mündung;
b: Topfdeckel aus Ton vom Augustafluß. 290 Kilometer von der Mündung;
c: Holzschale vom Augustafluß. 55 Kilometer von der Mündung.
1/5 natürl. Größe.

Heine während meiner Augustaflußreise erwarb und den Prof. v. Luschan im Baessler-Archiv (Bd. 1 Heft 2 S. 108) abbildet. Der Ton am Flußufer regt die Kinder an, ein kleines Dorf aufzubauen, und die Erwachsenen formen aus demselben Material allerhand Getier und menschliche Leiber (Fig. 24 S. 60); ein Stück Holz von der Größe einer Kegelkugel wird zu einem menschlichen Kopfe verarbeitet, lange Bretter sind mit durchbrochenen Schnitzereien völlig überdeckt, und die Schnäbel der Kanus zeigen Tierdarstellungen, welche durch Naturtreue Bewunderung erregen. Man hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die althergebrachte steife Form abgestreift und sich sogar an einer lebensgroßen Holzfigur in sitzender Stellung versucht. [1])

Industrie und Kunst tragen aber am Augustafluß durchaus keinen einheitlichen Charakter. Zwar sind unsere Kenntnisse noch viel zu geringfügig, um ein abschließendes Urteil abgeben zu können, doch lassen sich bis zum Mittellauf des Stromes drei Kulturzonen bereits deutlich unterscheiden, denen wahrscheinlich ebenso viele Stämme entsprechen. Ich bin der Meinung, daß es sich hier überall um Melanesier, nicht um echte Papua, handelt; dieselben können trotzdem recht verschieden sein und verschiedenen Perioden der Einwanderung angehören. Wie bereits früher bemerkt, mußten wir bei weiterem Vordringen auf dem Flusse mehrmals neue Dolmetscher nehmen, und es scheinen die Sprachgrenzen den Kulturgrenzen zu entsprechen.

Die Kultur des Mündungsgebietes reicht ungefähr bis zu einem Punkte, welcher von der Mündung dreißig Kilometer in Luftlinie [2]) entfernt ist. Hier tragen die Bewohner ihr Haar in Röhren aus Rohrgeflecht, wie wir dies in Band 2 auf Tafel 277 (Nr. 3) sehen.

Die zweite Kulturzone reicht bis zu einem Punkte, welcher von der Mündung ungefähr 90 bis 100 Kilometer in Luftlinie (also etwa 220 bis 250 Kilometer in Wasserlinie) entfernt ist. Die großen Haarschöpfe sind verschwunden, die Kanus zeichnen sich durch die vorzüglichen Holzschnitzereien aus und herrliche Flechtarbeiten treten auf (Fig. 104 S. 202; Fig. 246, 247 u. 312).

Über die obere Grenze der dritten Kulturzone lassen sich genauere Angaben noch nicht machen. Es hat den Anschein, als ob hier die Kunstfertigkeit am höchsten steht; nur die Boote sind schmucklos (Fig. 20 S. 56). Die Holzschnitzerei ist zur höchsten Blüte entwickelt (Fig. 230 u. 231) und der Ton wird mit staunenswertem Geschick behandelt (Fig. 167 S. 255). Hier kommen auch die mit Ton übermodellierten Schädel in reichlichster Menge vor (Fig. 76 u. 77 S. 166) und allerwärts finden sich prächtige, tempelartige Geisterhäuser (Fig. 21 bis 23 S. 58—60).

Natürlich lassen sich die Grenzen dieser Kulturzonen vorläufig nur schätzungsweise ziehen, da erst genaueste Durchforschung des Gebietes endgültigen Aufschluß bringen kann. Fernerhin ist zu berücksichtigen, daß durch den Handel die Grenzen der einzelnen Zonen vielfach verwischt werden. Beispielsweise hat es den Anschein, als ob das eigentliche Töpfereizentrum noch weiter stromaufwärts liegt, denn je weiter man hinaufkommt, um so häufiger trifft man die ganz großen Tonkrüge (Fig. 165 S. 254) an.

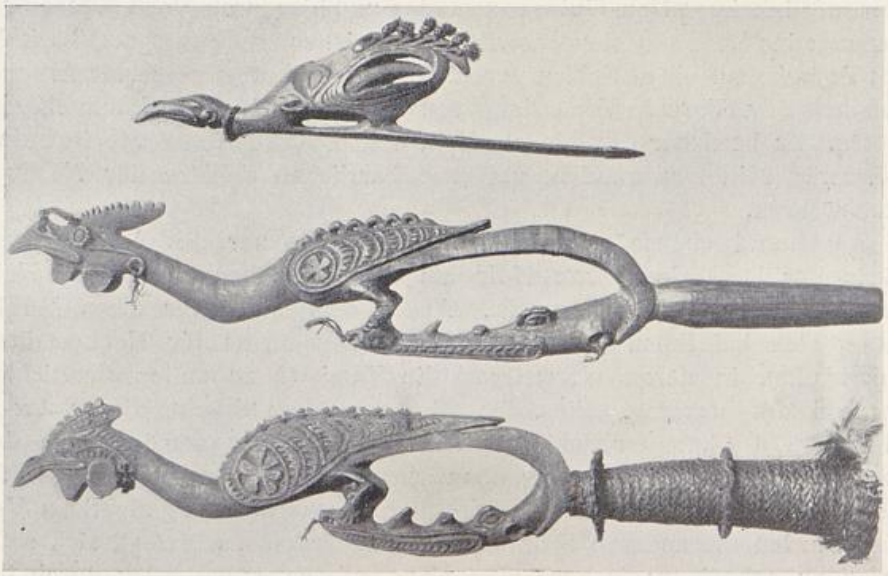
[1]) Dieselbe befindet sich im Linden-Museum zu Stuttgart und ist ebenfalls während meiner Augustaflußreise erworben.

[2]) Wegen der sehr starken Krümmungen des Flußlaufes sind am Augustafluß die Entfernungen auf der Wasserlinie durchschnittlich etwa zweieinhalb mal so groß wie diejenigen in Luftlinie. Die unter den Bildern angegebenen Entfernungen beziehen sich stets auf die Wasserlinie. Für die Umrechnung in Seemeilen sei bemerkt, daß eine Seemeile 1,855 Kilometer beträgt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



230. Holzschnitzerei vom Augustafluß. 310 Kilometer von der Mündung.
1/3 natürl. Größe.



231. Holzschnitzerei vom Augustafluß. a: Tanzschmuck; b: Verschlußstück für einen Betelkalk-Behälter. 330 Kilometer von der Mündung; c: Verschlußstück für einen Betelkalk-Behälter. 250 Kilometer von der Mündung.
1/4 natürl. Größe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das offenbar sehr alte, vorzüglich ausgearbeitete Schnitzwerk Fig. 230 gibt besondere Rätsel auf, denn hier sind unverkennbare Anklänge an neuseeländische Kunstformen vorhanden. Auch die mit Ton übermodellierten bemalten Schädel (Fig. 76 u. 77 S. 166) kann man nicht betrachten, ohne an die Tätowierungen der Maori zu denken.

In eine besondere Kategorie der Augustafluß - Holzschnitzerei gehören die bemalten Masken aus korkartig leichtem Erythrinaholz (Fig. 232), die bei Tänzen als Haarschmuck verwendet werden (dritte Kulturzone).



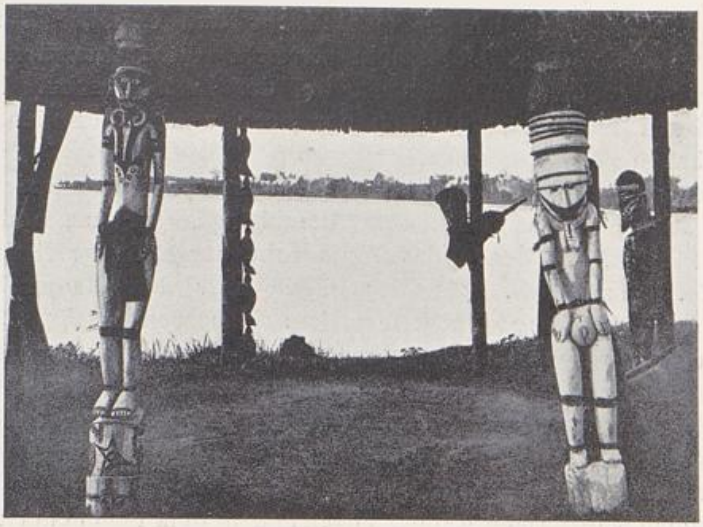
232. Haarschmuck aus bemaltem Erythrinaholz. Augustafluß. 260 Kilometer von der Mündung. 1/2 natürl. Größe.

Gegenwärtig sind wir in bezug auf den Augustafluß noch in der glücklichen Lage, Holzarbeiten vor uns zu haben, die mit Stein- und Knochenwerkzeugen in der wundervollen alten Technik ausgeführt sind. Das wird in kürzester Zeit anders werden, da die Plantagengesellschaften mit der Arbeiteranwerbung sich jetzt auch diesem bisher völlig vergessenen Winkel von Neu-Guinea zuwenden und hierdurch große Mengen von Eisengerät ins Land geschleppt werden. Dann ist es erfahrungsgemäß mit der guten Technik auf einen Schlag vorbei, und die rohen, verlotterten Arbeiten geben keine annähernde Vorstellung von dem, was dieselben Leute ehemals leisteten. Es ist daher die höchste Zeit, daß unsere Museen alle irgendwie verfügbaren Mittel aufwenden, um jene herrlichen Schätze der Nachwelt aufzubewahren.

Annähernd ebenso geschickt wie die Anwohner des Augustaflusses sind in der Bearbeitung von Holz die Tami-Insulaner, von deren Holzmulden bereits gesprochen wurde. Außer demjenigen für diese Mulden befindet sich bei ihnen auch das Fabrikationszentrum für Nackenstützen (Schlafbänke), in deren Herstellung die Tami es zu außerordentlichster Kunstfertigkeit brachten. Eins der schönsten alten Stücke dieser Art ist in Figur 157d (S. 248) abgebildet. Die Nackenstützen werden nach dem ganzen Küstengebiete des Huongolfes verhandelt, und man findet dort in den entlegensten Winkeln die besten Exemplare. Durch diese prächtigen Vorbilder wurden die anderen Stämme, z. B. die Bukaua, angeregt, sich selbst Stützen zu schneiden; letztere sind aber auf den ersten Blick durch ihre plumpe Ausführung von den Arbeiten der Tami zu unterscheiden.

Von den in größeren Mengen nach dem Festlande hin verhandelten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



233. Ahnenfiguren aus der Umgebung von Friedrich-Wilhelmshafen.

Schnitzarbeiten der Tami bleiben endlich noch die verzierten Kokosschalen zu nennen. Natürlich ist auch hier die alte Steintechnik längst durch Eisentechnik ersetzt, und an Stelle ihrer alten Muster benutzen die geschickten Leute mit Vorliebe Jugendstil-Vorlagen und Zierleisten von europäischen Katalogen. Da es nun immer mehr in Mode kommt, ein Land in der Art zu erforschen, daß man die Küsten hastig abgrast, könnte es nicht Wunder nehmen, wenn ein Ethnograph die Entdeckung machte, daß diejenigen Künstler, welche uns mit den modernen und übermodernen Stilformen beschenkten, lediglich die Kunst der Tami-Insulaner nachahmten.

Überlebensgroße, aus Holz geschnitzte Ahnenfiguren findet man besonders in der Umgebung von Friedrich-Wilhelmshafen (Fig. 233), wo sie vor den Hütten angesehener Männer aufgestellt sind. Jede Dorfschaft hat ihre eigenen Figuren und dieselben scheinen gewissermaßen Dorfheilige zu sein.

Im Westen unserer Kolonie, bei den Sissanu, blüht neben der Fabrikation großer Holzschilde (Fig. 206a S. 306) als Spezialität diejenige von Rührlöffeln und Tarostampfern (Fig. 158 S. 249). Während der Handgriff des Stampfers, welcher in dem Taromörser steht, eine menschliche Figur darstellt — wieder eine solche mit ungewöhnlich großen Geschlechtsteilen —, ist das Motiv in Fig. 158c ein Känguruh. Reisende, die nach mir nach Sissanu kommen, werden dort kaum noch alte gute Stücke dieser Art vorfinden, da meine Sissanu-Freunde sie ziemlich vollzählig für je ein Küchenmesser auslieferten.

Die künstlerische Durcharbeitung des für den Hausbau verwendeten Holzes ist am Huongolf nach anderer Richtung hin ausgebildet als an dem Küstenstrich zwischen Astrolabebucht und holländischer Grenze. An letzterem werden Pfeiler geschnitzt, Giebelfiguren angebracht, und an den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Enden der Dachbalken hängen menschliche und tierische Darstellungen (Fig. 149 S. 240). Den Höhepunkt erreicht diese künstlerische Ausschmückung bei einem Männerhause auf der Insel Muschu. Freilich ist von all diesen Herrlichkeiten jetzt nur noch wenig zu finden, denn die Sammler haben gründlich aufgeräumt.

An den Häusern in der Umgebung des Huongolfes findet man gelegentlich auch eine vom Dachbalken herabhängende Figur, und vereinzelt sind die Pfosten, auf denen das Haus ruht, sorgfältig geschnitzt (Fig. 68 S. 157; Fig. 124 u. 125 S. 222); hier bilden aber den Hauptschmuck die großen geschnitzten und reich bemalten Hausbretter (Fig. 115 S. 216), welche sich vorwiegend an den Junggesellen- und Versammlungshäusern finden. Auch hiervon sind nur noch äußerst wenige vorhanden; doch konnte ich sieben große Bretter für das Berliner Museum erwerben (Fig. 235 a bis g).

Jeder fragt: „Was sollen diese Darstellungen bedeuten?“ Wir sind hier bei einem schwierigen Kapitel angelangt, in dem ungeheuer viel Unsinn zur Welt kam. Die Verhältnisse liegen folgendermaßen: der Papua hat viel angeborenen Kunstsinn, und es geht ihm gegen die Natur, irgend einen Gebrauchsgegenstand, vor allen Dingen einen solchen mit größerer Fläche, unverziert zu lassen. Dazu kommt die Sitte, dem Erzeugnisse das Familienabzeichen zu geben, von dem bei der Töpferei bereits gesprochen wurde. Viele Muster haben zweifellos sehr hohes Alter und erbten sich bei der konservativen Gesinnung, die allen Naturvölkern eigen ist, durch Jahrhunderte fort; sie geben uns deutliche Fingerzeige für den Zusammenhang räumlich weit getrennt wohnender Völker (z. B. Augustafluß und Neuseeland), und wenn erst alle in den Museen aufgestapelten reichen Schätze besser durchgearbeitet sind, wird sich manche jetzt dunkle Sache aufklären.

Außer diesen uralten, sorgfältig gepflegten Traditionen zeigt sich beim Papua auch der Drang, neue Dinge, die auf ihn Eindruck machen, im Bilde zu verewigen. Wie oft sah ich an den Hütten mit Kohle das Dampfschiff abgemalt, welches in der Ferne mit rauchendem Schlot vorüberzog! Naturereignisse irgend welcher Art: Flutwellen, Bergstürze, Kometen, Verfinsterungen, das Stranden eines Wales, das Versinken von Landstrichen und Emporsteigen neuer Inseln gaben für den phantasievollen Schwarzen stets neue Motive zu symbolischer Darstellung. Ganz gewiß liegt jeder Verzierung ursprünglich ein bestimmter Gedanke zugrunde, aber das allermeiste hiervon geriet im Laufe der Jahre in Vergessenheit. Der Sohn bringt eine bestimmte Verzierung auf der Holzkelle an, weil sein Vater und sein Großvater dieselbe anbrachten, und schon bei seinem Urahn spielte sich der gleiche Vorgang ab. Der Schwarze denkt sich auch irgend etwas dabei, wenn er eine Mäanderlinie, einen Zickzack, eine Reihe kleiner Buckel schnitzt, denn sein Geist ist viel zu rege, als daß er nur stumpf nachahmen könnte. Ob er sich aber dasselbe vorstellt wie der ursprüngliche Verfertiger, weiß niemand — oder vielmehr wir wissen ganz genau, daß er sich etwas anderes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denkt, denn wenn man 100 Schwarze nach der Bedeutung einer bestimmten Verzierung fragt, erhält man 110 verschiedene Antworten.

In welcher Weise sucht man der Papuakunst auf den Grund zu kommen? Der Reisende geht vom Schiff auf den nächsten Dorfplatz, nimmt einen am Versammlungshause lehnenden Schild oder ein ähnliches Stück und läßt sich die Erklärung der Verzierungen geben. Von der Landessprache versteht er kein Wort und muß mit den Leuten Pidjin radebrechen, welches nur die Jüngeren erlernten, die lange Zeit auf den Plantagen oder als Regierungssoldaten tätig waren. Diese junge Generation ist den altväterischen Anschauungen vollständig entfremdet und kennt nichts mehr von den Überlieferungen. Zwar leben noch allerwärts alte Leute, welchen die Geheimnisse ihrer Vorfahren nicht unbekannt sind, aber sie bewahren dieselben treu im Busen und halten es nicht der Mühe für wert, dem jungen, modernisierten Nachwuchs hiervon irgendetwas mitzuteilen. Sie verstehen auch kein Pidjin, können sich daher mit dem Fremden in Auseinandersetzungen überhaupt nicht einlassen.

Unser wissensdurstiger Forscher steht also mit seinem Notizbuch im Kreise der schwarzen Jünglinge, die bei keiner Frage um eine Antwort verlegen sind und im Hinblick auf die zu erwartende Stange Tabak hervorragende Kenntnisse entwickeln. Er läßt sich erklären, daß eine Verzierung, die offenkundig eine Muschel ist, Wetterleuchten darstellt (wie hoch stehen doch diese Papua; denn welcher europäische Künstler würde sich an die Darstellung von Wetterleuchten heranwagen!). „Was bedeutet jenes wunderliche Gesicht mit den langen Fortsätzen oben am Kopfe und dem Bart, der beinahe bis auf die Füße reicht?“ „Das ist der böse Geist, der nachts durch die Wälder fliegt und jeden tötet, der ihm begegnet“. (Die schwarzen Bengel wußten ganz genau, daß der Künstler in jenem Bilde lediglich einen Ziegenbock verewigte, der aus dem Stalle der Plantage ausgebrochen war und sich einige Monate im Walde herumtrieb). So geht es weiter, bis schließlich die Dampfpfeife des Schiffes zum Rückzuge mahnt und unser Reisender mit gefülltem Notizbuche hochbefriedigt das Forschen an diesem Platze beendet. Bei der nächsten Anlegestelle wiederholt sich dieselbe Komödie.

Wenn ich im folgenden einige Erklärungen von Figuren und Verzierungen veröffentliche, so sei bemerkt, daß ich dieselben den Missionaren verdanke, welche sich — natürlich in der Landessprache — die redlichste Mühe gaben, herauszubekommen, was sich überhaupt herausbekommen läßt. Stets wurden ausschließlich alte Leute herangezogen, und mehr als ein Mal kam es vor, daß einer derselben sagte: hierüber weiß ich nichts, doch kann ein anderer Mann im Nachbardorfe Auskunft geben. Der „Andere“ wurde also herangeholt, zumeist mit dem Erfolge, daß er erklärte: „Niemand kennt diese Dinge, nur der Gumba lanqua hat davon gewußt“. Der alte Gumba liegt aber seit 30 Jahren unter der Erde.

Auch wenn die Leute versicherten, genau Bescheid zu wissen, konnte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übereinstimmung nicht immer erzielt werden. So erklärte ein alter Bukaua eine Verzierung für den Querschnitt einer Baumfrucht, während sein Kollege dieselbe Verzierung beharrlich für die Holzspäne ausgab, welche ein Bohrkäfer hervorbringt (Fig. 234). Derart verwickelt liegen die Verhältnisse in einem Lande, welches soeben erst anfängt, für die Kultur erschlossen zu werden. Man kann sich also vorstellen, was bei den Erklärungen herauskommt, welche man im Fluge in Gegenden sammelt, wo europäischer Einfluß schon seit einem halben Jahrhundert zersetzend wirkt.

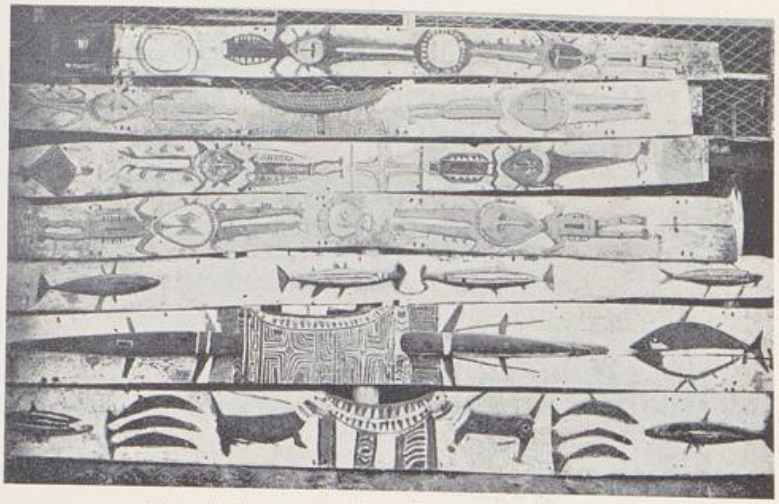


234. Eine häufig vorkommende Verzierung, welche von den Schwarzen teils als Querschnitt einer Baumfrucht gedeutet wird, teils als die vom Bohrkäfer erzeugten Holzspäne.

In Figur 235 sollen die beiden oberen Bretter (a u. b) Leute darstellen, welche für den Krieg geschmückt sind. Verfertiger derselben ist der Bukaua Nano, welcher 1909, als ich die Bretter erwarb, schon tot war. Bei Brett c ist ganz links die Roche (obolaun) dargestellt; dann folgt ein Mann im Tanzschmuck, in der Mitte ein Stern und rechts ein Mann mit Paradiesvogelschmuck. Auf Brett d sehen wir in der Mitte den Mond, rechts und links Männer mit Schmuck von Hahnenfedern; e zeigt vier Fische (isop), die nach dem Glauben der Eingeborenen Steine fressen; c, d und e sind von Nomgo, einem alten Bukaua geschnitzt, der 1909 noch lebte. Auf f sehen wir zwei Haifische, von denen der eine mit einem gedrehten Strick, der andere mit Schlingpflanzen ans Land gezogen wurde. Verfertiger: Putop aus Bukaua. Auf g sind am rechten und linken Ende Hornhechte dargestellt; dann kommen nach der Mitte hin zwei Gruppen kleiner Fische (ikuli), die sich unter Steinen halten; schließlich in der Mitte je ein Hund, links mit Namen Kiamgamu, rechts mit Namen Kiamseng. Verfertiger ist der Bukaua Gamagang. Die sichelförmigen Gebilde in der Mitte des oberen Randes von Brett b, f und g, unter denen sich Arabesken in Form von Mäanderlinien, Sternen usw. befinden, bezeichnen diejenige Stelle, wo sich an der Hauswand der Eingang befindet. Der Grund der Bretter ist weißer Kalkanstrich; die Figuren sind bunt, hauptsächlich rot und blau bemalt. Außer am Augustafluß hat der Papua aber kein gutes leuchtendes Blau und er verwendet daher seit der Anwesenheit der Europäer zum Bepinseln dieser Bretter Berliner Blau. Obige sieben Hausbretter sind deshalb lehrreich, weil über die Bedeutung der Figuren kein Zweifel obwalten kann; die Verfertiger leben noch oder sind erst kürzlich gestorben. Gleichzeitig zeigen diese Schnitzereien, daß es kaum angebracht ist, in die papuanische Kunst viel hineinzugeheimnissen. Wir sehen Darstellungen des täglichen Lebens: ein paar Haifische, die man mit Mühe und Not ans Land gezogen hat, ein paar Köter, die dem Besitzer lieb und wert waren, einige zum Tanz geschmückte Nachbarn und allerhand Seegetier, von dem sich jeder Papua täglich recht viel in seinen Kochtopf wünscht.

An einem Hause auf der Kela-Halbinsel (Samoahafen) bemerkte ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



235. Sieben geschnitzte Hausbretter. Bukaua.



236. Geschnitztes Hausbrett aus dem Dorfe Wasa am Sattelberge.

einen großen Fisch mit zwei Schwänzen. Das gab Veranlassung, an allerlei mythische Ungetüme zu denken, die im Seelenleben des Papua eine Rolle spielen. Die Sache klärte sich aber recht prosaisch auf: man fing dort vor nicht allzulanger Zeit einen großen Hai mit zwei Schwänzen (eine nicht gar zu seltene embryonale Hemmungsbildung) und verewigte dies Vorkommnis auf der Bretterwand des Versammlungshauses.

Auf hoher Stufe steht die künstlerische Ausführung all dieser Dinge nicht. Freilich, in einigen Jahren werden wir wohl auf unseren sezessionistischen Ausstellungen ungefähr dieselben Darstellungen zu sehen bekommen, wo sie dann als Ausdruck höchster künstlerischer Potenz gepriesen werden.

In Figur 236 ist ein geschnitztes Hausbrett aus dem Dorfe Wasa am Sattelberge abgebildet. Die Kai jener Gegend sind künstlerisch recht indifferent und bemühen sich nicht damit, ihr Heim auszuschmücken. Hier wirkte jedoch die Nachbarschaft der Jabim anregend, wo geschnitzte Hausbretter sehr verbreitet sind. Man könnte über den merkwürdigen Kopf in der Mitte allerhand Vermutungen aufstellen. Ich glaube aber, er bildet ein Gegenstück zu dem oben erwähnten Ziegenbock. Als die Weißen 1885/6 nach dem benachbarten Finschhafen und Simbang kamen, brachten sie Kühe ins Land. Der Anblick eines solchen gehörnten Ungetüms bewog den Kai-Künstler, den empfangenen Eindruck in Plastik umzusetzen. Einer ganz ähnlichen Darstellung begegnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



237. Abzeichen der Tami-Familie Mbalalam.



238. Abzeichen der Tami-Familie Moyongal.



239. Qualle. Abzeichen einer Tami-Familie, die von der Long-Insel stammt.

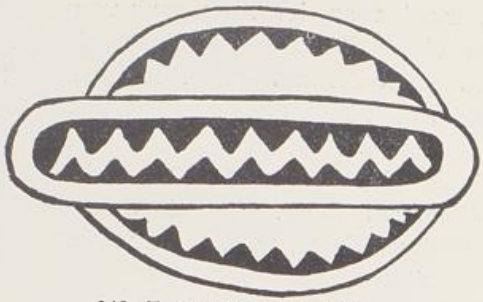
wir auf dem bemalten Häuptlingsschilde aus demselben Dorfe Wasa (Fig. 207 S. 306).

Wir wollen uns also daran gewöhnen, die papuanische Kunst als den Ausdruck augenblicklicher Stimmungen und Eindrücke aufzufassen. Im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte, wo Epigonen dieselbe Kunstform immer wieder kopierten, ist manches stilisiert, vieles bis zur Unkenntlichkeit umgemodelt, und heutigen Tags denkt sich darunter jeder dasjenige, was ihm das Nächstliegende zu sein scheint. So kommen wir vom Durchschnitt der Baumfrucht zum Holzmulm des Bohrkäfers (Fig. 234).

In den Figuren 237 bis 239 sind drei Hausbretter von Tami dargestellt, auf welchen man das Familienzeichen des Hausbesitzers sieht. Fig. 239 soll eine Qualle sein, welche eine von der Long-Insel stammende Tami-Familie als Wappen wählte. Wenn durch Heiraten Familienmitglieder an einen anderen Ort verpflanzt werden, führen sie dort das Familienwappen weiter, und man kann auf diese Weise nach langen Jahren feststellen, woher die Familie stammt. Einen bemerkenswerten Fall dieser Art erzählt Bamler in Band 3 S. 524.

Am meisten Aussicht zu richtiger Deutung der Verzierungen zu gelangen, haben wir bei den großen Balumhölzern, welche von den Dorfältesten mit Sorgfalt behütet werden und deren Geheimnisse sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Missionar Lehner in Bukaua, der Verfasser von Abhandlung 4 in Band 3, erhielt durch unermüdliche Arbeit manche Aufklärung. Für diejenigen, welche meine obigen Schilderungen betreffend die Schwierigkeiten bei Deutung der Verzierungen für übertrieben halten, mögen Lehners Worte noch einmal zum Abdruck gelangen (Bd. 3 S. 412): „Bedeutung und Sinn der Verzierungen auf den Balumhölzern ist dem Volksbewußtsein im großen und ganzen abhanden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



240. Tausendfuß (ali dipu).



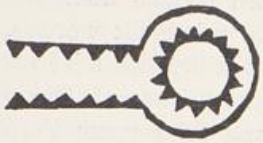
241. Schmetterling.



242. Weg des Bockkäfers im Stamme.



243. Seestern.



244. Blitz.

gekommen. Nach langer, mühsamer Forschung mit etlichen alten Bukaua, ehemaligen Hütern des Balumgeheimnisses und Meistern der Schnitzerei, konnte ich jedoch manchen Aufschluß erhalten, wenigstens über die hervorstechendsten Zeichnungen."

Daß der Papua ein geborener Impressionist ist, wird recht augenfällig bei diesen Hölzern. Der alte Gumba, zu dessen Andenken ein Schwirrholz gefertigt wurde, hatte stark hervortretende Hüftknochen; also bringt man an dem Holz, welches sein Andenken verewigt, zwei seitliche Höcker an (Bd. 3 S. 411 Fig. 2).

Zu den Erklärungen der Figuren, welche Lehner in Band 3 S. 412 u. 413 veröffentlicht, kann ich noch einiges Wenige hinzufügen, welches aus derselben Quelle stammt (Fig. 240—244). Der Schmetterling (Fig. 241) ist eine auf den Balumhölzern in mannigfachen Abänderungen wiederkehrende Darstellung; er bringt die Botschaft des Balum in alle Lande. Ein ähnliches Bild wie Figur 242 (Weg des Bockkäfers im Stamm) veröffentlicht Lehner in Band 3 S. 412, wo dies aber eine Seeschlange bedeutet. Das Mittelstück von Fig. 240 hat einige Ähnlichkeit mit dem mächtigen, in Neu-Guinea vorkommenden Tausendfuß, doch ist bei allen diesen Darstellungen der Phantasie freiester Spielraum gelassen. Im folgenden Abschnitte, welcher das Kanu behandelt, werden wir auf diese Dinge zurückkommen.

Ein Fabrikationszentrum für Bogen ist Sissanu, Arup und Malol. Die zugehörigen Pfeile werden aber nicht dort, sondern von der Inlandbevölkerung, z. B. im Buschdorf Niol hinter Malol, hergestellt. Überhaupt ist in ganz Kaiser-Wilhelmsland die Pfeilfabrikation Privileg der Inlandleute,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und soviel ich ermitteln konnte, werden an der Küste nur von den Dorfinsulanern (nordwestlich von Kap König Wilhelm) Pfeile geschnitzt. Den Bedarf an Speeren scheint sich jeder Stamm selbst herzustellen; die meisten haben ihre eigenen Formen, an denen man die Herkunft leicht erkennen kann. So sind die Speere der Lae-Womba mit mächtigen Widerhaken versehen (Fig. 196 b S. 300), diejenigen der Bukaua dagegen ganz glatt. Zwischen den einzelnen Stämmen findet auch in Speeren Handel statt, denn die Bukaua führen vielfach verzierte, welche sie von den Kai aus dem Hinterland von Samoahafen beziehen.

Die kleinen mit Buschperlen und Eberhauern reich verzierten Brustschilde (Fig. 200 S. 302) werden von den Leuten in Malol, Arup, Sissanu, Sia (Ssera) und Ramo im Hinterlande von Sissanu gefertigt und bis nach Angriffshafen verhandelt.

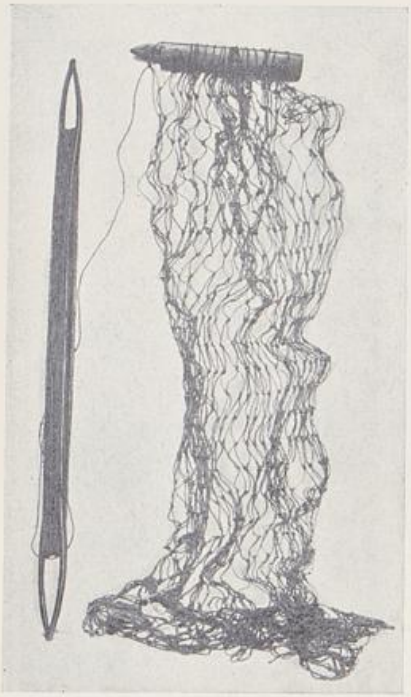
Bevor wir zu den Flechtarbeiten, Taschen, Netztaschen und für den Fang bestimmten Netzen übergehen, mögen in Bukaua-Sprache die Namen einiger Pflanzen mitgeteilt werden, welche das Material für diese Arbeiten liefern. Von allen brachte ich Proben mit, welche sich im Berliner Museum für Völkerkunde befinden. Die Pflanzenwelt in Neu-Guinea stellt Fäden jeglicher Art und Stärke zur Verfügung. Da aber die Beanspruchung sehr verschieden ist, muß der Papua sorgfältige Auswahl treffen.

„Dipi" und „kwasi" geben das Material zum Flechten der Armringe. Aus „gam" wird das Rohmaterial für Angelschnüre gewonnen. Der Bast von „lisu warlo" ist besonders haltbar und dient daher zu Fäden für Schweinenetze. Für Fischnetze benutzt man den Bast von „etu sapu" (Jabim: du sepi). Der Bast von „bia", „soa" und „kaobo" liefert Fäden für Tragnetze. Das Blatt von kaobo ist außerdem beliebtes Deckblatt für Zigaretten. Der Bast von „kwoati" wird zu Schnur für die großen Witwennetze und für die Netzsäcke zum Transport von Taro verarbeitet. Dicke Stricke gibt der Bast der Schlingpflanze „angom" (Jabim: gengom). Aus den herausgeschälten Blattrippen von „kwang" wird das Geflecht für Fischkescher hergestellt. Einige weitere Mitteilungen hierüber in Band 3 S. 436. Sehr haltbares, dickes Fadenmaterial, dessen Verwendung ich besonders am Waria und westlich von Berlinhafen beobachtete, sind die Gefäßbündel in den Luftwurzeln von Pandanus.

Die feinen Fasern werden durch Rollen derselben mit der flachen Hand auf dem Oberschenkel zu Fäden gedreht. Über das Färben finden sich genaue Angaben in Band 3 S. 23 und 437. Als Ergänzung für die Färbetechnik der Bukaua noch folgendes: gelbe Farbe wird auch aus einem Zwiebelgewächs (gale) bereitet. Um größere Basttücher rot zu färben, wird kawarra-Rinde, lanip-Rinde und ein bestimmtes Blatt zu Brei gekocht, den man auf das zu färbende Stück aufträgt.

Als Nadeln benutzt man bei der Netzfabrikation die feinen langen Knochen in den Flughäuten der Fledermäuse und fliegenden Hunde. Zu Netzarbeiten werden auch Filetnadeln verwendet; um immer gleiche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



245. Filetnadel von Siassi.

Maschengröße zu erzielen, knüpft man die Maschen über einem kurzen flachen Holze, wie dasselbe in nebenstehender Figur 245 sichtbar ist. Genau die gleichen Filetnadeln sah ich am Waria.

Flechtarbeit und Herstellung von Netzen ist teils Sache der Männer, teils diejenige der Weiber.

Ein Fabrikationszentrum für die großen Netztaschen (abelum) ist die Umgebung des Sattelberges und westlich davon das Kai-Inland. Die Netze werden dort von den Frauen geknüpft, die an denselben befindlichen Tragbänder jedoch von den Männern. Ebenso wird am Waria, ferner von den Lae-Womba und in den Küstendörfern bei Kap König Wilhelm die Herstellung von Tragnetzen als Hausindustrie von den Frauen betrieben. Ferner exportieren die Ramo (Hinterland von Sissanu) Umhängetaschen.

Am nördlichen Huongolf hat Bukaua das Monopol für Herstellung der großen Netze zum Fang von Schweinen, Känguruh, Baumbären usw., und zwar ist dies Männerarbeit. Auch am Waria fertigen die Männer diese großen Netze.

Große Fischnetze haben ihren Ursprung in Bukaua, in den Küstendörfern bei Kap König Wilhelm und in der Umgebung von Berlinhafen. Die zum Fischfang benutzten Reusen werden im Inlande (für Flußfischerei) und an verschiedenen Orten der Küste in jeder möglichen Größe gefertigt. Am Unterlaufe des Waria fabriziert man hauptsächlich die mannshohen, kegelförmigen Reusen, von denen ein Exemplar in Figur 42 (S. 83) sichtbar ist.

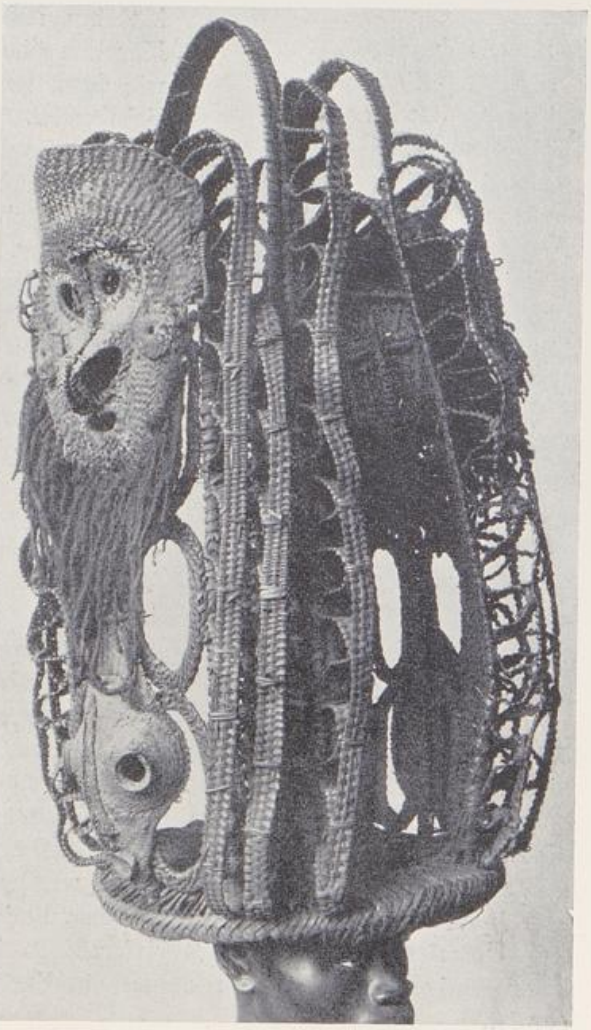
Binsentaschen werden von den Labo-Frauen (Herzogsee) in großen Mengen gefertigt und bis über Finschhafen hinaus verhandelt. An der Küste in der Umgebung der Mündung des Augustaflusses sowie des Ramu und in den Sissanu-Dörfern fabriziert man ähnliche Taschen.

Während der Papua es trefflich versteht, sich aus irgend einem Palmblatt ein Körbchen zurechtzuflechten, gehören gute Korbflechtereien (Fig. 172 S. 258) doch zu den Seltenheiten. Auch der in Figur 205 (S. 305) dargestellte, geflochtene Brustpanzer ist eine für den Papua ungewöhnliche Leistung. Nur am Augustafluß findet man Korbflechtereien verschiedenster Art und von wunderbarster Ausführung. Das in Figur 246 dargestellte Stück, dessen Bestimmung rätselhaft ist, zeigt besonders in den geflochtenen Gesichtern ein ungewöhnliches Können. Auch die geflochtene Tanzmaske (Fig. 312) verrät vollständigste Beherrschung der Technik. Gleichfalls

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf hoher Entwickelungsstufe steht dort die Kunstflechterei, von der in Fig. 247 eine Probe gegeben ist. Durch aufgenähte kleine Muscheln versuchte man ein Gesicht darzustellen. Am Mittellaufe des Flusses sah ich eine kleine Maske ähnlicher Art, an der durch zierlichste Miniaturflechterei ein Gesicht herausgearbeitet ist.

Ein Fabrikationszentrum für die in derselben Flechttechnik wie Fig. 247 hergestellten und mit kleinen Muscheln besetzten Flügelarmbänder und ähnliche Schmuckstücke (z. B. Bd. 2 Taf. 38 Ohrringe; Taf. 53 Nr. 1b und 2b; Taf. 169 Nr. 1 Brustschmuck; Taf. 205 Stirnband und Ohrring; Taf. 214 Flügelarmband usw.) sind die Tami- und Siassi-Inseln, die mit diesen Dingen schwunghaften Handel nach weit entlegenen Gegenden treiben. Bei dem Stirnbande auf Tafel 205 sind auch zahlreiche Hundezähne aufgenäht, wodurch das Stück äußerst wertvoll wird. Um die Hundezähne — es handelt sich hierbei ausschließlich um die langen Reißzähne, von denen jeder Hund vier besitzt — auf der Unterlage befestigen zu können, durchbohrt man die Wurzel derselben mit einem Pfriem aus Haifischzahn. Hierbei wird der Stab, in welchen der Haifischzahn eingelassen ist, mit den Händen gequirlt.

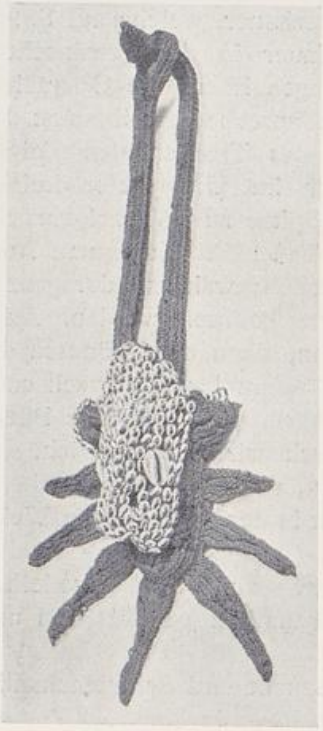


246. Große Flechtarbeit vom Augustafluß; 120 Kilometer von der Mündung. 1/4 natürl. Größe.

Die gewöhnlichen geflochtenen, nicht mit Perlen besetzten Armringe werden überall gefertigt, doch besitzen einige Stämme, z. B. die Kai im Hinterlande von Samoahafen, hierin besonderen Ruf.

Bei den Tami-Insulanern, welche in Ermangelung eigener Felder darauf angewiesen sind, sich die gesamten Lebensmittel von der Küstenbevölkerung einzuhandeln, blühen noch einige weitere Fabrikationszweige, unter denen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



247. Geflochtener Brustschmuck vom Augustafluß; 250 Kilometer von der Mündung. Durchdie aufgenähten Muscheln ist ein Gesicht dargestellt. 1/4 natürl. Größe.

in erster Linie die großen, aus Pandanusblättern zusammengenähten Matten zu nennen sind. Da auf Tami eine hierfür besonders geeignete Pandanusart wächst, sind diese Matten beinahe konkurrenzlos und bilden einen begehrten Tauschartikel. Die Blätter müssen zu bestimmter Zeit abgeschnitten und dann sorgfältig getrocknet werden. Man näht die schmalen Streifen mit Knochennadeln zusammen. Wenn der Europäer, welcher in einer Eingebornenhütte übernachten muß, das Glück hat, dort eine Tamimatte vorzufinden, braucht er sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es zweckmäßiger ist, sich in Längsrichtung oder quer auf die harten Bambusstäbe des Fußbodens zu legen, da eine solche Matte die Unebenheiten des Bodens gut ausgleicht. Außerdem schützt sie den Schwarzen nachts in ausreichender Weise vor dem Luftzuge von unten. Eine Abart der Tamimatten sind die von den Tami gefertigten Regenkappen (Fig. 103 S. 202), welche ebenfalls einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Fernerhin haben die Tami guten Ruf wegen ihrer geflochtenen Mattensegel; endlich versorgen sie die ganze Umgegend mit den großen Arm- und Ohrringen aus Schildpatt (Taf. 42), in welche geschmackvolle Verzierungen eingekratzt sind. Nach Anbringung der letzteren werden die Platten in heißes Wasser gebracht und lassen sich nun in jede beliebige Form biegen.

Die kleinen ringförmigen Ohrgehänge, von denen man eine große Anzahl im Ohrläppchen trägt (z. B. Bd. 2 Taf. 153), werden von den Tami als viereckige Stücke aus Schildpatt ausgeschnitten und mit einem Muschelbohrer durchlöchert. Dann werden sie abgerundet, abgeschliffen und schließlich auf einer Seite durchgeschnitten, um sie in das Ohrläppchen einbringen zu können.

Die Handelskonkurrenten der Tami, die Leute von Siassi, welche wegen der Kleinheit ihrer Inseln ebenfalls gezwungen sind, sich alle Lebensmittel, ausgenommen die Kokosnüsse, am Festlande einzuhandeln, haben außer den bereits erwähnten noch einige andere Fabrikationszweige: alle bemalten Lendenschurze aus Bast, welche man in der Umgebung des Huongolfs antrifft, stammen von Siassi. In Band 3 beschreibt Keysser auf S. 23 ausführlich, wie der Bast gewonnen wird. Ferner stammen aus Siassi die feinen Weiberschürzen, während die gewöhnlicheren Sorten von den einzelnen Stämmen selbst hergestellt werden. Die Siassi-Inseln sind endlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Hauptproduktionsort der hochgeschätzten Eberhauer, welche auf S. 206 ausführlich beschrieben wurden. Damit die Hauer in der gewünschten Weise kreisförmig wachsen, schlägt man den jungen Ebern die Oberzähne aus. Hierbei sind besondere Zauberformeln zu sprechen, weil sonst der beabsichtigte Erfolg nicht erreicht wird oder das Tier an den Folgen der Operation stirbt. Da nunmehr die Hauer im Unterkiefer keinen Gegenzahn haben, wachsen sie derart, daß die Spitze zur Wurzel zurückkehrt und das Ganze einen Kreis bildet (Bd. 2 Taf. 152). Zur guten Ausbildung eines Zahns sind mehrere Jahre erforderlich; während der ganzen Zeit muß das Tier mit weicher gekochter Nahrung gefüttert werden. Auch dürfen diese Schweine nicht in den Wald laufen, denn dort könnten die weit vorstehenden Hauer abbrechen. Die zur Wurzel zurückwachsende Spitze erzeugt zuweilen unangenehme Entzündungen, die sorgfältige Pflege und kräftige Zaubersprüche erfordern. Hierdurch wird verständlich, daß gute Zähne dieser Art einen hohen Wert darstellen, denn trotz aller Zauberei und Pflege entwickeln sich viele Hauer doch nicht in der gewünschten Weise und sind schließlich ziemlich wertlos.

Die gute Pflege, welche man den Schweinen auf Siassi angedeihen läßt, hat zur Folge, daß die Tiere dort außerordentlich gut wachsen und einen begehrten Handelsartikel bilden.

Außer auf Siassi steht in Bukaua Schweinezucht und Schweinehandel in hoher Blüte.

Die eigenartigen Bastmützen der Lae-Womba (Fig. 18 S. 50 u. Bd. 2 Taf. 90) werden in folgender Weise hergestellt: der Mann zerquetscht einen etwa daumendicken grünen Stengel, welcher unserem Kalmus gleicht, vorsichtig zwischen den Zähnen. Hierbei werden allmählich die Weichteile entfernt, und es bleibt eine zylinderförmige Basthülle übrig, die unter fortgesetztem Kauen und langsamem Dehnen sich ausweiten läßt wie ein Stück Gummi. Nach etwa 15 bis 20 Minuten ist dieser Bastschlauch so geweitet, daß man ihn über eine aus trockenen Blättern und Fasern gebildete Hutform überziehen kann. Beim Trocknen erhärtet der Bast und behält die ihm gegebene Form. Jede Mütze besteht aus mehreren Bastlagen, von denen die oberen bemalt werden. Die Mützen sind nämlich das illustrierte Notizbuch des Lae-Womba, in dem er jedes bemerkenswerte Ereignis seines Lebens, wie z. B. die Tötung eines Feindes, registriert. Behufs Aufzeichnung neuer Ereignisse wird über die alte eine neue Bastlage gezogen. Zum Bemalen der Mütze hat der Lae-Womba gelbe, rote und schwarze Farbe; die gelbe (truk) wird aus einer gelben Wurzel gewonnen, die man auf der reibeisenförmigen Luftwurzel von Pandanus zu Brei verreibt; der ausgepreßte Saft des letzteren wird mit Speichel versetzt. Um den roten Farbstoff (metzek) zu gewinnen, zerkaut man eine rote Rinde. Schwarz wird erzielt, indem man die rote Farbe mit pulverisierter Holzkohle versetzt. Als Pinsel dienen dünne Halme.

Ein Fabrikationszentrum der Muschelringe, welche als Schmuck eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

große Rolle spielen, sind die Inseln Seleo, Angel und Ali (Berlinhafen). Die Ausbohrung geschieht dadurch, daß man ein großes Bambusrohr unter Zuhilfenahme von nassem Sand auf dem flachen Muschelstück in drehende Bewegung versetzt. Das Bambusrohr schneidet in dieser Weise ein kreisrundes Stück aus der Muschel aus. Wenn man nun aus demselben durch Aufsetzen eines kleineren Bambusrohres in der Mitte wiederum ein rundes Stück ausschneidet, ist der Ring fertig.

Die zum Aufbewahren von Betelkalk benutzten Kürbiskalebassen, ferner die Rauchrohre (Fig. 176 S. 260), Zigarrenspitzen (Fig. 173i S. 259) und kleinen Behälter aus Bambusrohr (Fig. 173k bis m) sind ausnahmslos mit eingekratzten und eingebrannten Verzierungen bedeckt. Brandmalerei führen die Sattelberg-Kai mit dünnen, glühenden Stückchen des Farnbaumes aus. Andere verwenden hierfür glühende Stücke von Kokosnußschale. Brandmalerei ist besonders am Waria und Augustafluß zu hoher Vollkommenheit ausgebildet.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Jabim bis 10 cm lange Nasenpflöcke aus Muschel lediglich für die Kai-Inlandleute herstellen, von denen sie ihrerseits den Tabak beziehen.

Was die Steingeräte anbelangt, so wissen wir Genaueres nur über die Steinbeile, von denen sich ein Fabrikationszentrum auf der Kela-Halbinsel (Kap Parsi. Samoahafen) befindet, oder vielmehr früher befand, denn heutigen Tags denkt man nicht mehr daran, Steinbeile herzustellen. Dort auf der Kela-Halbinsel liegen an zwei Stellen unmittelbar am Meere nebst anderen gewaltigen erratischen Blöcken (Fig. 2 S. 20) zahlreiche Blöcke von Serpentin, welches sich zur Herstellung von Steinbeilen trefflich eignet. Wahrscheinlich sind diese Blöcke einst durch Eismassen vom Gebirge herabgetragen (vergl. Nachtrag 1 in diesem Bande).

Die Herstellung der Steinbeile geschieht folgendermaßen: man schleudert die Blöcke aus beträchtlicher Höhe auf andere hinab, so daß sie im Anprall in Stücke zersplittern. Nunmehr werden diejenigen Stücke, welche ungefähr die Form eines Steinbeils haben, herausgesucht, nach Möglichkeit durch Abschlagen zurechtgestutzt und auf den dort zahlreich herumliegenden erratischen Blöcken zur endgültigen Form, unter Zuhilfenahme von Sand nud Wasser, abgeschliffen. Zahllose Schleiftiegel an den großen Blöcken, die mit den durch Eis herbeigeführten Rinnen und Schrammen nicht zu verwechseln sind, beweisen, daß hier jahrhundertelang der Bedarf an Steinbeilen für eine weite Umgebung gedeckt wurde. Beim Gebrauch stumpfen sich die Beile bald ab und müssen dann auf irgend einem Stein am nächsten Bache wieder geschärft werden.

Ein anderes Zentrum für die Fabrikation von Steinbeilen ist die Umgebung von Angriffshafen. Die von dort stammenden Beile zeichnen sich durch erheblich dunklere Färbung aus.

Über die Herstellung der Steinkeulen wissen wir ebensowenig wie über diejenige der Steintröge (Fig. 51—53 S. 137), der Zaubergeräte aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stein (Fig. 55 S. 139; Fig. 174 d, e, f, g, h S. 259) und der kleinen Steinfiguren (Fig. 57—61 S. 141—143). Das Material, aus dem letztere gefertigt sind, stammt offenkundig ebenfalls von der Kela-Halbinsel. Wahrscheinlich sind all diese Dinge Zeugen einer längst verschwundenen Kulturperiode. Die Lava, aus welcher ein Teil der Tröge und Zaubergeräte besteht, läßt auf Import von der Inselwelt her schließen, wofern nicht, wofür manches spricht (s. S. 138), an vereinzelten Stellen im Innern sich Lava finden sollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 21.

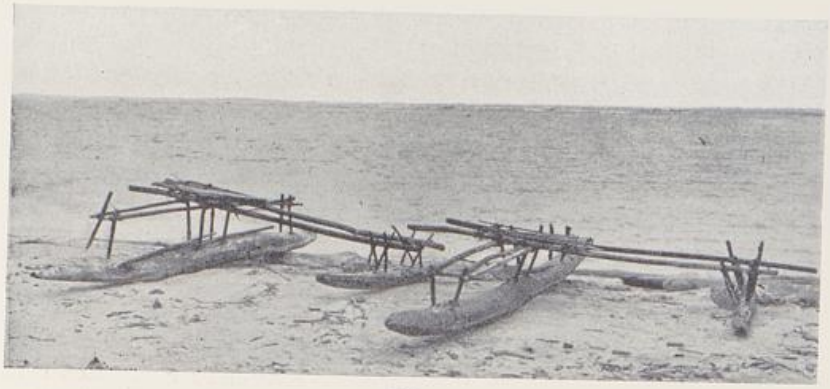
DAS KANU.

In Kaiser-Wilhelmsland kann man die Entwicklung des Kanus von den allerersten Anfängen bis zum prächtigen Hochseefahrzeug verfolgen. Wenn der Anwohner des Markham auf die gegenüberliegende Seite des reißenden Stromes gelangen will, nimmt er ein Stück Treibholz unter den Arm und arbeitet sich mühsam hinüber; will er dagegen stromabwärts eine weitere Fahrt unternehmen, bindet er einige Rundhölzer nebeneinander, errichtet mit demselben primitiven Material eine kleine Plattform und hat nun ein Fahrzeug, welches drei oder vier Menschen zu tragen vermag (Fig. 19 S. 53). Etwas höher in der Entwicklung stehen die aus Treibholz gefertigten Boote in Sialum bei Kap König Wilhelm (Fig. 32 S. 71 u. Fig. 248—249). Man hat dort keinen Hochwald und ist daher auf die Baumstämme angewiesen, welche die Meeresströmung ans Ufer spült. Aushöhlen lassen sich dieselben nicht, und es bleibt daher die Tragfähigkeit gering. Damit sie nicht umkippen, werden sie mit Auslegern versehen. Sie dienen lediglich zum Verkehr zwischen dem Festlande und der nahe gelegenen kleinen Insel, auf welcher das Dorf Sialum liegt, ferner zur Fischerei nahe der Küste.

Bei Herstellung von Booten mit ausgehöhltem Trog muß zuerst der Baumstamm im Walde ausgesucht und gefällt werden. Dabei ist darauf zu achten, daß das Holz sich nicht im Safte befindet. Bei weitem nicht jedes Holz ist brauchbar, denn nicht wenige Sorten würden beim Trocknen aufreißen und niemals einen wasserdichten Trog liefern. Das Fällen eines so starken Stamms mit Steinbeilen erfordert für den Einzelnen eine Arbeit mehrerer Tage; deshalb beteiligen sich hieran immer zahlreiche Leute; auch wäre der Transport des Stammes nach der Küste sonst unmöglich. Die Mithelfer müssen aber für ihre Arbeit durch reichliches Essen und zum Schluß durch ein Festmahl mit Schweinefleisch belohnt werden, so daß ein größeres Boot dem Eigentümer ziemlich teuer zu stehen kommt.

Der zum Ufer transportierte Stamm wird nahe der Küste bis zum Dorfe geflößt, wo man ihn ans Land zieht und zur weiteren Bearbeitung unter schattigen Bäumen niederlegt. Nun glättet man zuerst die Außenfläche und gibt dem Ganzen durch Zuspitzen der Enden die Bootform (Fig. 250). Nach Ebenung der Oberseite geht es an das Aushöhlen, wobei ein Schwarzer an jedem Ende und zwei oder drei in der Mitte arbeiten. Mit den alten Steinäxten war dies eine mühselige Sache, und man nahm mitunter Feuer zu Hilfe, um die Arbeit etwas zu beschleunigen und zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

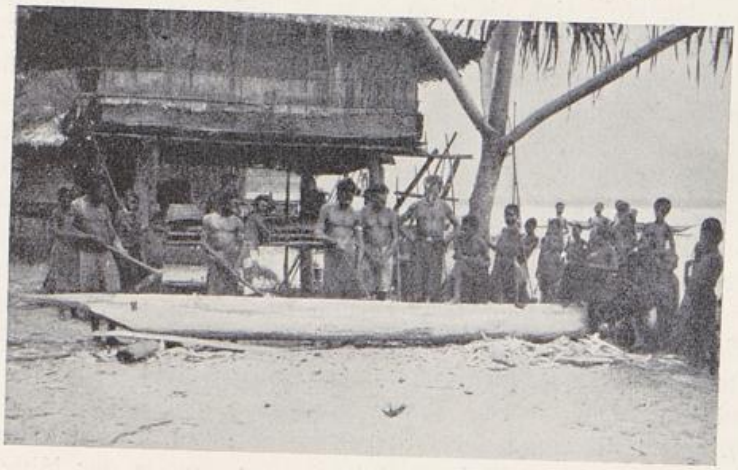


248



249

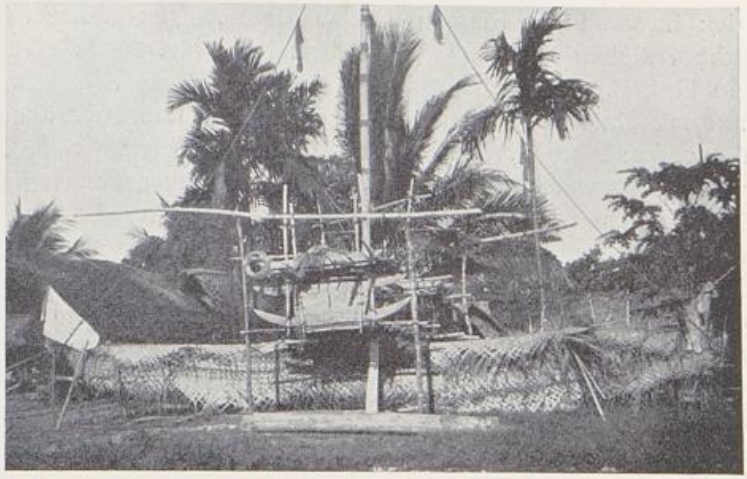
248 u. 249: Aus Treibholz gefertigte Boote in Sialum.



250

Aushöhlung eines Bootstroges. Samoahafen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



251. Ein in Arbeit befindliches großes Boot, welches zum Schutz gegen die Sonne mit Matten zugedeckt ist.

erleichtern; doch handelte es sich hierbei, wie bereits bemerkt, lediglich um Ansengen der Innenwände.

Die Fertigstellung eines großen Bootstroges, der bis zu 15 m lang ist, erfordert mehrere Monate bis zu einem Jahre, weil man nicht schnell hintereinander arbeiten darf, um das Holz vor plötzlicher Austrocknung zu bewahren. Je langsamer das Austrocknen vor sich geht, um so größer bleibt die Lebensdauer des Bootes. Deshalb läßt man bei dem Aushöhlen immer längere Pausen eintreten und schützt während dieser Zeit den Stamm vor den Sonnenstrahlen durch sorgfältiges Zudecken mit Blättern und Matten (Fig. 251), feuchtet ihn auch gelegentlich an, was ohnehin die häufigen Regenschauer besorgen. Kleinere Tröge erfordern entsprechend kürzere Bauzeit. Es straft sich aber immer durch vorzeitiges Reißen des Holzes, wenn man das Boot zu früh — bei den großen vor Ablauf eines Jahres — in Gebrauch nimmt.

Die seitlichen Auskehlungen des Troges werden auch jetzt noch mit den alten Steingeräten ausgeführt, weil dann die Gefahr geringer ist, daß man die Bootswand durchschlägt. Der Schwarze benutzt hierbei die in einem kurzen hölzernen Handgriffe befestigte Beilklinge, ohne den sonst dazugehörigen knieförmigen Stiel (Fig. 177 S. 260). Das endgültige Glätten geschieht mit einem Kniebeil, dessen Steinklinge durch eine solche aus hartem Holz ersetzt ist. Die Bewohner von Tami und Siassi, welche auf ihren kleinen Inseln kein für Bootsbau geeignetes Baummaterial haben, müssen sich letzteres aus den Wäldern des Festlandes holen. Natürlich machen sie sich hierdurch den Eigentümern jener Wälder, deren Hilfe sie überdies beim Fällen und Transportieren der Bäume beanspruchen, tributpflichtig. Sie bearbeiten dann die Tröge an Ort und Stelle soweit, daß sie mit denselben bei günstiger Witterung zur Heimat zurückfahren können, und nehmen die sorgfältige Ausarbeitung erst auf ihren Inseln vor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den Lagunen von Sissanu und auf dem Augustafluß werden Boote benutzt, die lediglich aus dem Troge bestehen (Fig. 20 S. 56 u. Fig. 26 S. 64). In Figur 26 liegt eine ganze Reihe derselben nebeneinander, an die ich nur mit einigem Herzklopfen zurückdenken kann. Es handelte sich darum, das versunkene Warapu-Dorf zu besuchen (Fig. 28 S. 65), zu dem man nur über eine weite, recht bewegte Wasserfläche gelangen kann. Das große, links stehende Boot sah am meisten vertrauenerweckend für diese Fahrt aus, wurde also ins Wasser geschoben, kenterte aber sofort beim Einsteigen. Die umstehenden Weiber lachten und meinten, so mache es das Boot immer. Für den nackten Schwarzen ist dies kein aufregender Zwischenfall; der bekleidete Europäer jedoch und sein photographischer Apparat sind mit einem unfreiwilligen Bade weniger einverstanden. Auf den Rat der Frauen ließen wir das zweite Boot rechts zu Wasser, dessen linke Bordwand ein wenig schief ist. Auf diesem Fahrzeuge verlief die Reise ohne besonderen Zwischenfall, doch bleibt eine solche Fahrt so ungemütlich wie möglich. Um den Schwerpunkt möglichst tief zu legen und dadurch die Gefahr des Kenterns zu vermindern, muß man sich unmittelbar auf den Boden setzen, auf dem stets einige Zentimeter Sickerwasser stehen. Schon nach 10 Minuten weiß man in dieser Lage nicht recht wohin mit den Beinen, und wenn man eine mehrstündige Reise hinter sich hat, ist das Kreuz wie durchgebrochen. Wie es die Augustafluß-Leute fertig bekommen, zu sechs Mann aufrecht in einem solchen Boot zu stehen, ohne zu kentern (Fig. 20 S. 56), ist für einen Nichtakrobaten schwer verständlich.

Alle für die offene See bestimmten Boote müssen einen Ausleger haben, da sie sonst sofort umschlagen würden; zweiseitige Ausleger, wie sie in den holländischen Gebietsteilen vorkommen, findet man in Kaiser-Wilhelmsland nicht. Das Holz der Auslegerbalken muß von besonderer Beschaffenheit: elastisch und von großer Bruchfestigkeit sein. Der Papua verwendet deshalb hierfür Stangen von Calophyllum. Die Befestigung derselben in der Mitte des Bootstroges geschieht durch Binden; Nagelung, auch solche mit Holznägeln, wird nirgends angewendet. Zum Binden sind aber nur bestimmte Schlingpflanzen geeignet, welche in der Hitze nicht brüchig werden und die ewige Durchnässung vertragen. Die Befestigung der Auslegehölzer an dem Schwimmer ist aus den Figuren 253 und 257 ersichtlich; in den Schwimmer, der aus leichtem, weichem Holze besteht, treibt man kreuzweis einige Stäbe ein, an denen die Auslegerhölzer festgebunden werden. Die kreuzweise Stellung dieser Stäbe bewirkt ungewöhnliche Festigkeit. Von der soliden Bauart des Auslegers hängt das Wohl und Wehe der Bootsbesatzung ab; bricht der Ausleger im Sturm, so ist alles rettungslos verloren, während bei guter Beschaffenheit des Ganzen die Sicherheit bei schwerer See größer ist als bei einem Europäerboot.

Bei kleineren Fahrzeugen genügen für den Ausleger zwei Rundhölzer (Fig. 256), während bei größeren bis vier nebeneinander angeordnet werden (Fig 253). Das recht stattliche Ragettaboot (Fig. 258) hat nur zwei, noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



252. Boote der Labo (Herzogsee). Da hier keine Gelegenheit ist, dieselben ans Land zu ziehen, werden sie auf kleine, wenig aus dem Wasser hervorragende Holzgabeln gesetzt.



253. Boot aus der Umgebung von Berlinhafen, welches durch Sturm und Meeresströmungen nach dem Tamifluß an der deutsch-holländischen Grenze verschlagen wurde.

dazu recht schwache Auslegerhölzer, die bei der ersten schweren Sturzwelle sicherlich abknicken. Auch im übrigen ist dies Fahrzeug mehr für den Schein als für die Hochsee berechnet, denn die unverhältnismäßig kleinen Segel und der drei Stockwerk hohe Aufbau in der Mitte machen das Ganze wenig seetüchtig.

Wo es sich vorwiegend um die Fahrt in ruhigen Gewässern wie in Lagunen und Flußläufen handelt, ist der einfache, mit Ausleger versehene Bootstrog (Fig. 17 S. 48 u. Fig. 252) vollkommen ausreichend. Kanus dieser Art führen in der Bukaua-Sprache den Namen belamo. Sollen die Fahrzeuge jedoch in bewegtes Wasser oder gar auf die Hochsee hinaus, so würden die niedrigen Tröge bald voll Wasser schlagen. Man muß also durch aufgebundene Bretter die Bordwände erhöhen. Die Herstellung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Bootsplanken ist recht mühsam, denn sie müssen beinahe die volle Länge der Kanus haben und werden aus einem ganzen Stamm herausgeschlagen. Das Befestigen am Bootstroge geschieht durch Bindungen, wie dies in Figur 260 bis 264 zu sehen ist. Die Bindungen sind alljährlich zu erneuern. Der Oberbau wird noch durch Kniehölzer, die man dem Troge aufsetzt, versteift. Vorn und hinten wird ein kleines schmales Brett angebracht, welches etwa 30 cm über die Seitenplanken hinausragt. Das Verpichen der Fugen geschieht mit frischem Bast, welcher ein an der Luft schnell erhärtendes Harz enthält und daher die Fugen gut verschließt. Im Gegensatz zu „belamo" heißt ein solches Fahrzeug „wonkaba" (Bukaua). Für kleinere und mittelgroße Boote (Fig. 253 u. 256) genügt zur Erhöhung der Bordwand eine einzige Planke auf jeder Seite; für große Hochseeboote (Fig. 257—259) werden zwei Planken übereinander gesetzt. Ein solcher Trog hat dann eine Tiefe von ein bis anderthalb Metern und vermag eine Belastung von 20 bis 30 Zentnern zu tragen. Die Befrachtung geschieht ausschließlich in der Mitte auf der Plattform. Bei den belamo (Fig. 252) besteht letztere aus mehreren nebeneinander gebundenen Brettern. Bei den größeren Fahrzeugen werden aus Brettern und Flechtwerk Seitenwände errichtet, und es besitzt die Plattform zwei oder gar drei übereinander liegende Stockwerke (Fig. 257 u. 258).

Die Fortbewegung geschieht durch Ruder und Segel. Am meisten verbreitet sind die Ruder mit schmalem länglichem Blatt (Fig. 202 f S. 304), deren Größe je nach der Größe der Fahrzeuge wechselt. Nur in den südlichen Teilen des Huongolfes findet man die in Figur 202 e dargestellte Form, wo das Blatt im Verhältnis zur Breite recht kurz ist. Kleinere Ruder werden frei in den Händen gehalten; bei größeren zieht man den Stiel durch eine Schlinge. Ein besonderes Steuer besitzen die Boote nicht, vielmehr steuert ein hinten sitzender Mann mit einem Ruder.

Für kleine und mittelgroße Kanus genügt ein Mast, welcher stets an derjenigen Seite der Plattform befestigt wird, welche sich in der Fahrtrichtung vorn befindet. Während der Fahrt steht der Ausleger auf der Wetterseite, das Segel auf der entgegengesetzten, damit nicht der Ausleger durch eine plötzlich einsetzende Bö unter Wasser gedrückt wird. Um nun zu verhüten, daß der Schwimmer sich aus dem Wasser hebt, setzt sich bei böigem Winde ein Schwarzer auf denselben. Außerdem hat diese Anordnung, welche freilich das Kreuzen ungemein erschwert, den Vorteil, daß die heranrollenden Wogen durch den Ausleger einen Teil ihrer Kraft verlieren und das Boot nicht so leicht voll Wasser schlägt. Ändert man die Fahrtrichtung, so wird daher nicht einfach gewendet, sondern der Mast auf die andere Seite der Plattform gesetzt. Bei Zweimastern (Fig. 257) sind die Bäume symmetrisch angeordnet und brauchen daher beim Wechsel der Fahrtrichtung nicht umgesetzt zu werden. Die Segel bestehen aus geflochtenen Matten, welche an Stangen befestigt sind, deren Ende in eine Gabel ausläuft (Fig. 259). Diese Gabel spielt während der Fahrt frei um den Mastbaum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



254

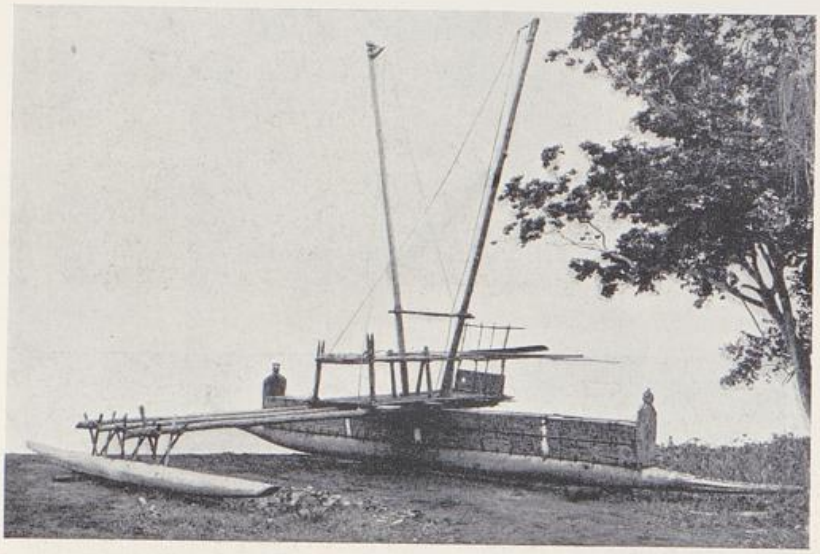


255

254 u. 255: Verzierungen an dem in Figur 253 dargestellten Boote.



256. Boot von Biliao bei Friedrich-Wilhelmshafen.

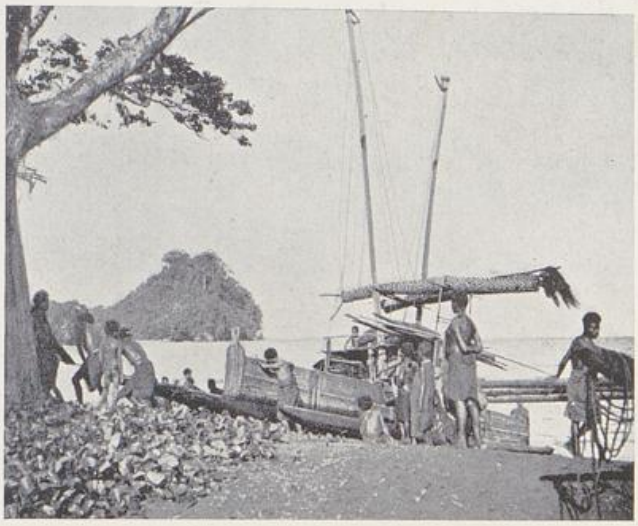


257. Zweimaster von Bukaua.

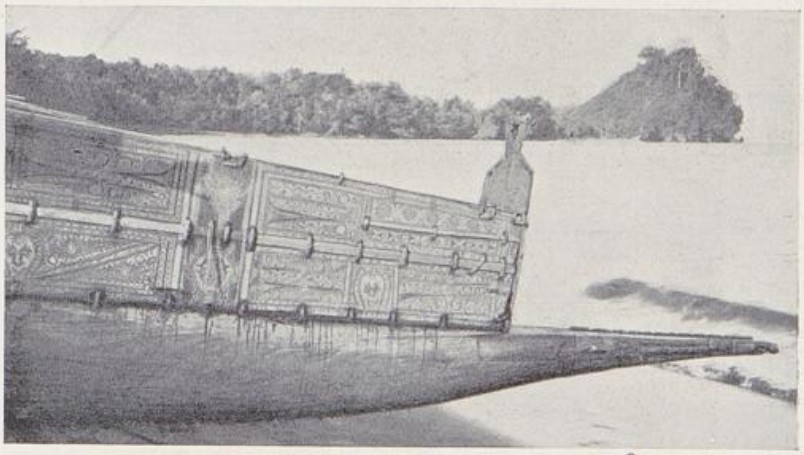


258. Zweimaster von Ragetta bei Friedrich-Wilhelmshafen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



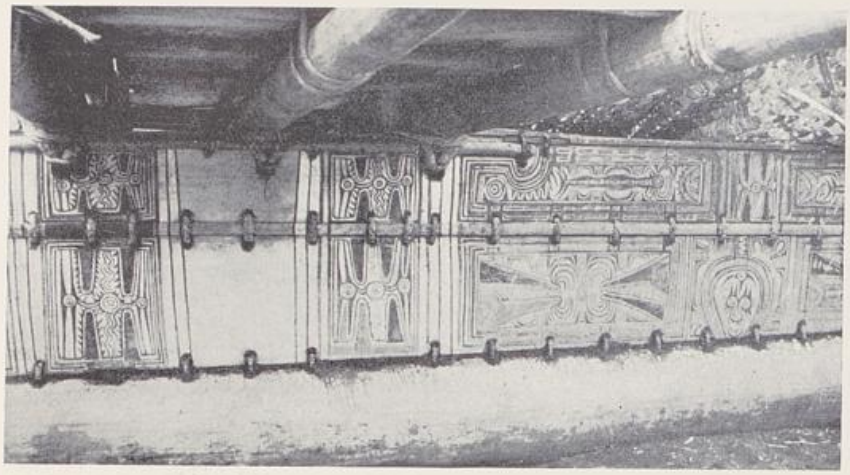
259. Ein großer Tami-Zweimaster wird nach glücklich beendeter Fahrt ans Land gezogen. Die geflochtenen Segel sind aufgerollt.



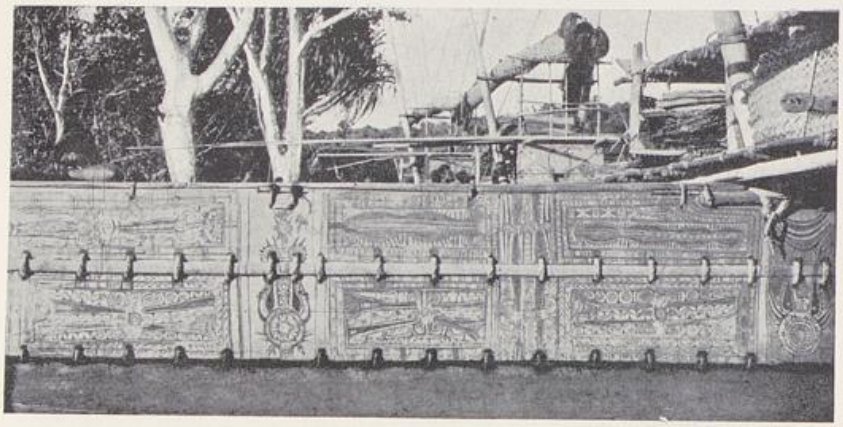
260. Verzierungen eines großen Tami-Zweimasters. Auf dem Bootstroge sind, um die Seitenwände zu erhöhen, jederseits zwei breite Bretter aufgebunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

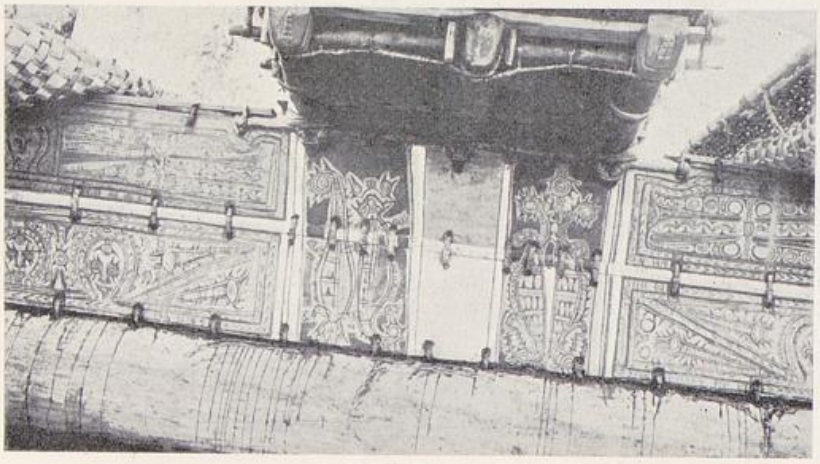
DFG



261



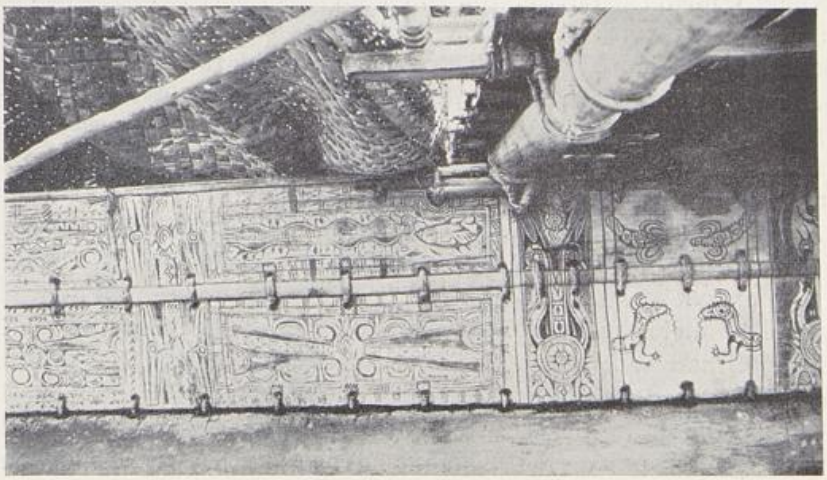
262



263

261—263: Verzierungen eines Tami-Zweimasters.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



264. Verzierungen eines Tami-Zweimasters. Links oben ist als Schutz gegen die Sonne das geflochtene Segel ausgebreitet.



265. Reich verzierte Spitze eines großen Bootes von Siassi. Die Nautilus-Muschel ist das Familienabzeichen des Bootsbesitzers.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Undichte Fugen, kleine Risse und hineinschlagende Wogen sorgen stets für reichliches Wasser im Bootstroge, welches mit kurzen Schöpfkellen wieder entfernt wird.

Die Reise auf einem kleinen Fahrzeuge dieser Art kann sich recht ungemütlich gestalten, wenn man, wie es mir zwischen Finschhafen und Kap König Wilhelm passierte, von einem plötzlich hereinbrechenden Sturmwinde überrascht wird. Pfeilschnell saust das Fahrzeug dahin, alles bebt und kracht und eine Woge nach der anderen schlägt über die Bordwand, so daß zwei Schwarze kaum imstande sind, das eindringende Wasser zu entfernen. Der einzige Gedanke ist: wenn nur die Ausleger halten! Ein Schwarzer setzt sich auf den Schwimmer und verfestigt die sich lockernden Verbindungen; wir fliegen dem Lande zu, aber die dortige Steilküste gewährt nur an ganz vereinzelten Punkten Unterschlupf. In gefährlicher Nähe der Brandung werden die Segel heruntergerissen, und mit aller Gewalt hält man durch Ruderkraft das Fahrzeug von den Klippen fern. Endlich ist ein Schlupfwinkel mit flachem sandigem Strande erreicht, die Schwarzen springen, sobald sie Grund haben, aus dem Boot und schieben dasselbe mit Leibeskräften vorwärts; ein tüchtiger Brecher, welcher den Trog bis zum Rande mit Wasser füllt, hilft hierbei nach, und im nächsten Augenblicke haben wir festen Boden unter den Füßen. Es war die höchste Zeit, denn bei genauerer Untersuchung stellt sich heraus, daß der eine Auslegerbaum gebrochen ist und die Verbindungen des anderen sich bedenklich lockerten. In diesen kritischen Lagen bewahrt der Papua vollkommene Ruhe. Die Befehle des Schiffsführers werden aufs Wort befolgt, und man ist in schwerem Wetter bei den Schwarzen gut aufgehoben.

Nach beendeter Reise läßt man das Kanu niemals im Wasser, sondern zieht es sofort an Land, was bei den großen Fahrzeugen ein schwieriges Stück Arbeit ist (Fig. 259). Die Leute helfen sich aber hierbei gegenseitig in aufopferndster Weise. Wofern man das Boot nicht bereits ankommen sah, genügt ein Signal auf der Tritonmuschel, um die Bewohner der nächsten Ortschaft herbeizuholen. Man geht dem Fahrzeug im Wasser soweit entgegen, als es die Tiefenverhältnisse zulassen und schiebt dasselbe mit kräftigen Armen den Strand hinauf; vorn werden ein paar Rundhölzer in den Sand gelegt, damit der Bootstrog auf denselben rollt, sobald er nicht mehr schwimmt. Befindet sich auf dem Boote ein angesehener Mann, so läßt es sich der Dorfhäuptling nicht nehmen, eigenhändig ein solches Rundholz unter den Kiel zu schieben. Geht der Strand ein wenig steil in die Höhe, so befestigt man ein langes Rotangseil vorn am Fahrzeuge und zieht an demselben mit vereinten Kräften.

Das Nahen der Boote, Heraufziehen derselben und Hinablassen in das Wasser habe ich auf einem kinematographischen Film von 53 m Länge festgehalten.

Am Strande wird das Fahrzeug sorgfältig mit Matten und Blättern bedeckt, um dasselbe vor zu schneller Austrocknung zu schützen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Labo haben in ihren Lagunen (Herzogsee) keinen Strand, an dem sie die Boote in die Höhe ziehen könnten. Sie heben letztere also auf kleine, im seichten Wasser eingerammte Böcke, welche bei der Flut nur wenige Zentimeter über der Oberfläche hervorragen (Fig. 252).

Selbst bei sorgfältigster Pflege hat ein Kanu nur eine Lebensdauer von fünf bis sechs Jahren, in Ausnahmefällen von zehn Jahren. Aus diesem Grunde ist auch niemals ein großer Bestand von Fahrzeugen vorhanden.

Die Enden des Bootstroges und die großen Flächen der Planken bieten dem Papua reichlich Gelegenheit zur Betätigung seines Kunstsinnes. Der Anwohner des Augustaflusses verziert die Enden seines Einbaums mit den prächtigsten Schnitzereien, bei denen besonders das Krokodil eine Rolle spielt, denn einerseits ist dasselbe ein häufiger Gast in jenem Strome, andererseits eignet sich die langgestreckte Form des Schiffsschnabels ganz besonders für das Bildnis dieses Reptils. Aus letzterem Grunde kehrt das Krokodil auf dem Schiffsschnabel immer wieder, und wir finden dasselbe sowohl an dem Boote aus Berlinhafen (Fig. 255), wie in der trefflichen Schnitzarbeit von Siassi (Fig. 265; Insel Mandok). Fast regelmäßig hat das Reptil irgend etwas im geöffneten Rachen, in Figur 265 einen Menschenkopf.

Bei dem aus Berlinhafen stammenden Boote (Fig. 253—255) ist auch die Planke mit reicher Schnitzarbeit versehen, und man kann aus dem Flechtwerk erkennen, mit welcher Sorgfalt die Schiffbauer zu Werke gehen. Dies Fahrzeug liefert einen Beweis dafür, daß die Papua nicht selten unfreiwillig weite Reisen machen. Ich traf dasselbe am Tamifluß, welcher die deutsch-holländische Grenze bildet. Dorthin, also in Luftlinie etwa 180 Kilometer von Berlinhafen entfernt, war dasselbe durch Wind und Strömungen verschlagen.

Auch die Planken der Zweimaster von Bukaua und Ragetta (Fig. 257 und 258) sind reich bemalt, halten aber den Vergleich mit den Malereien der Tami-Insulaner, welche neben den Siassi die geschicktesten Bootsbauer sind, nicht aus (Fig. 260—264). Fische, Seepferdchen, Krabben, Skorpione, anderes Getier und kunstvoll geschwungene Linien bedecken die ausgedehnten Flächen der Bretter.

Bamler, der Verfasser von Abschnitt 5 in Band 3, der einzige genaue Kenner der Tami-Kultur, gab sich die erdenklichste Mühe, der Bedeutung der Schnitzereien und Malereien an den Tamibooten auf den Grund zu kommen. Ich lasse einen in dieser Angelegenheit an mich gerichteten Brief im Auszuge folgen, weil man aus demselben eine Vorstellung davon erhält, mit welchen Schwierigkeiten Forschungen dieser Art verknüpft sind, selbst für einen Mann, der die Sprache der Leute vollkommen beherrscht und infolge eines langjährigen Zusammenlebens mit jedem Einzelnen auf freundschaftlichem Fuße steht.

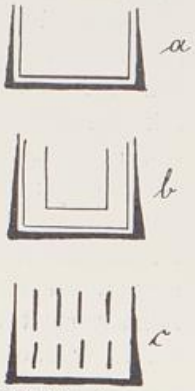
Bamler berichtet: „Etwas Ganzes über die Malereien und Schnitzereien der Tami zu liefern, ist mir nicht möglich, es ging mir bei diesen Nachforschungen ebenso wie früher, als ich in die Geheimnisse der Tami-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Musik eindringen wollte, ich merkte, daß dies ein Studium von Monaten erfordert. Ich ließ die Leute die Zeichnungen selbst anfertigen und glaube, dies ist der einzig zuverlässige Weg, um die Kunstfertigkeit der Eingeborenen zu fixieren. Man muß aber unausgesetzt dabei sein, um sogleich die nötigen Bemerkungen anfügen zu können; sonst findet sich niemand zurecht. Bei den Erklärungen wird man von Pontius zu Pilatus geschickt. Jede Familie hat ihre eigenen Zeichen und Muster, doch wird dieses Grundgesetz eingeschränkt durch die Tatsache, daß die Familienzeichen durch Heirat und Kauf auf andere Familien übergehen können. Dadurch entstehen sehr verwickelte Verhältnisse. Den eigentlichen Ursprung der Zeichnungen und diese Übergänge festzulegen, kostet viel Zeit. Eine weitere Schwierigkeit ist, daß nie ganz feste Muster bestanden. Wenn auch die Grundidee dieselbe blieb, so war doch dem Geschick und der Vorliebe des Einzelnen freier Spielraum gelassen. Endlich besteht die Neigung, die Ornamente anderer Stämme ohne viele Umstände sich anzueignen. So besitzt ein großes Tamiboot ein Schmuckstück, welches nach einem von den Admiralitätsinseln angetriebenen Muster geschnitzt ist. Die Bedeutung hiervon kennt natürlich niemand. Manche Zeichnungen sind Allgemeingut und namenlos. Jeder denkt sich darunter, was er will."



266. Ameisenlauf-Leisten.



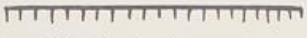
267. Verzierungen auf Tami-Booten.

Nach Bamlers Ermittelungen ist auf Tami die Schnitzerei ursprünglich mehr zu Hause als die Malerei, welch letztere besonders auf Siassi gepflegt wird. Anfänglich war die Tami-Malerei eine rohe Nachahmung der Schnitzerei und bestand in der Hauptsache aus Bogenlinien und Zacken (uliniu); erst später übernahm man von Siassi her zusammengesetzte Muster. Die Farben werden durch bestimmte Pflanzensäfte haltbar gemacht.

Die Planken der Tami-Boote sind in fünf Felder eingeteilt, deren erstes vom Stirnbrett bis etwa zur Mitte der einen Hälfte reicht (Fig. 259 bis 264); dann kommt das zweite Feld bis an die erste Auslegerstange. Nunmehr folgt das Feld unter den Auslegerstangen, welches häufig geteilt ist und besonderen figürlichen Schmuck besitzt (Fig. 263). Auf der anderen Seite der Auslegerstangen entspricht Feld 4 und 5 dem Felde 1 und 2. Die Felder der beiden übereinander liegenden Planken, von denen die untere malapú, die obere tétel heißt, weisen immer verschiedene Zeichnungen auf.

Als Umränderung der Felder spielt die Ameisenlauf-Leiste (Fig. 266) eine Rolle, die in Figur 263 gut erkennbar ist. Der Ameisenlauf (nggimang-nggim-a-we) wird in drei verschiedenen Formen (Fig. 266 a-c) dargestellt. Es handelt sich um eine besondere Ameisenart (ngimanggim), die immer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



268. Fischgrätenmuster.



269. Ohrläppchenmuster.

zu drei bis fünf nebeneinander in schmalen Streifen wandert. Durch Fig. 266 b und c soll das Vor- und Zurücklaufen der kleinen Tiere dargestellt werden; eine Reihe läuft vorwärts, eine andere kehrt um.

Häufig wiederkehrend, auch auf Segeln, Hausplanken und Mulden, sind die Figuren 267 a bis c. Die Bedeutung derselben konnte Bamler nicht ermitteln. Fig. 268 erklären einige als Fischgrätenmuster, andere als „bloßen Schmuck". Fig. 269 stellt ein Ohrläppchen dar, Fig. 270 einen Hahn. Über die Richtigkeit letzterer Deutung kann ein Zweifel nicht bestehen, denn hier herrscht bei allen schwarzen Gewährsmännern völlige Übereinstimmung.

Man wird sich unwillkürlich fragen, was an dieser Figur überhaupt an einen Hahn erinnert? Vielleicht könnte man bei den spiralig gewundenen Linien an Hahnenfedern denken. Damit wäre aber auch die Hahnenähnlichkeit erschöpft. Einzelne deuten aber diesen spiralförmigen Anhang als Nautilusmuschel (qodjam), so daß für den Hahn nur die obere und mittlere Partie übrig bleibt. Kaum weniger stilisiert ist der Skorpion (kaping-kaping) Figur 271, der in verschiedenen Variationen immer wiederkehrt und nicht selten noch mit einer besonderen Zeichnung (Fig. 272) in Verbindung gebracht wird. Man kennt wohl den Namen dieser Figur (kanlaing), weiß aber nicht, was sie bedeutet.

Ich möchte dem Einwande entgegentreten, daß die Schwarzen dem Missionar gegenüber sich dummer stellen, als sie sind, und daß sie vieles wissen, was sie dem Missionar zu sagen sich nicht getrauen; es brauche nur der Herr X oder Y zu kommen, um sofort alles zu erfahren, womit der Papua hinter dem Berge hält. Dieser Einwand ist kindisch. Gewiß wird der Herr X oder Y außerordentlich vieles zu hören bekommen, denn eine Stange Tabak macht den Eingeborenen redselig. Eine andere Frage bleibt, ob der Wissenschaft damit gedient ist. Der Schwarze hat volles Vertrauen zum Missionar und weiß, daß er ihn nicht nach ungehörigen Dingen fragen wird. Für ein besonders ängstliches Gemüt genügt die Versicherung, daß die Leute in Europa wissen wollen, was man früher in Neu-Guinea für dummes Zeug trieb.

Wer recht viel Phantasie hat, mag, wie die Papua dies tun, in Fig. 273 das Abbild eines Kakadu erblicken. Die Erklärung bleibt völlig gesichert. Fig. 274 stellt ein menschliches Gesicht dar; unerklärt ist dagegen Fig. 275. Zwei Darstellungen, die auf den Bootsplanken mehrmals wiederkehren (vergl. Fig. 260 u. 263), sind Fig. 276 und 277. Erstere bedeutet ein Fischskelett, letztere ist das Gesicht des Gidjing und Gimuling, welche in der in Band 3 (S. 540) mitgeteilten gleichnamigen Erzählung eine Rolle spielen. Eine Variante des Fischskeletts, die wir mit einigen weiteren Abweichungen auch in den Figuren 262 und 264 (obere Reihe) sehen, ist Figur 278. Die kleinen Troddeln b in Figur 279 (nggulu-ma wasuwat) sollen die der auf-

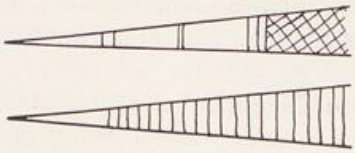
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



270. Hahn. Verzierung an Bootsplanken.



271. Skorpion. Verzierung an Bootsplanken.



272. Kanlaing. Verzierung an Bootsplanken.



273. Kakadu. Verzierung an Bootsplanken.

gehenden Sonne vorausgehenden Strahlen sein, nach anderen Erklärern dagegen Wolkenbildungen in der Morgenröte.

Die ankerartige Figur 280 ist das Familienzeichen auf einem Tami-Segel. Die beiderseitigen Hörner stellen einen Kometenschweif vor, dem man in den Malereien der Tami häufig begegnet. Zumeist ist er mit kleinen Zacken besetzt. Dieser Schweif hat in der Tamisprache seltsamer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



274. Menschliches Gesicht. Verzierung an Bootsplanken.



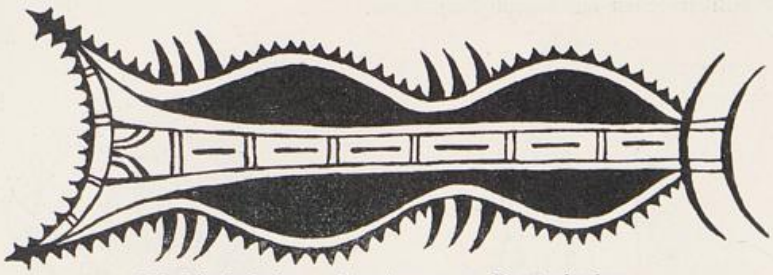
275. Verzierung an Bootsplanken.



276. Fischskelett. Verzierung an Bootsplanken.



277. Gesicht des Gidjing und Gimuling. Verzierung an Bootsplanken.



278. Fischskelett. Verzierung an Bootsplanken.



279. a: Fischgräten; b: nggulu-ma-wasuwat. Verzierung an Bootsplanken.

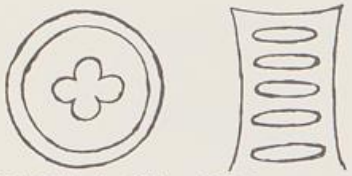
weise den Namen „Nichtsnutz“ (sumosum). Die ovalen Gebilde in der Mittelleiste sind Schildkröteneier (pon katol) im Darm; an dem Kopfe fehlen nicht die Ohrgehänge.

Eine andere Familie hat als Abzeichen auf dem Segel den Regenbogen (gulualu), der aus drei übereinander liegenden, bogenförmigen Reihen von je einem roten und einem schwarzen Bande besteht. Auch Schnitzereien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



280. Familienzeichen auf einem Tami-Segel.



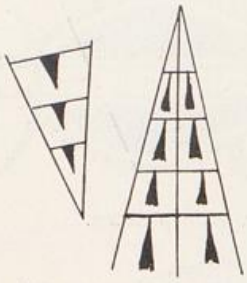
281. Hibiskusblüte. 282. Langustenschwanz.



283. Blatt der Weinpalme.



284. Abendstern.



285. Kaimbul-Blume.



286. Qualle.



287. Krabbenmuster. a: Eberzahn; b: Nasenflügel; c: Schlange; d: Krabbenfüße.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an den Spitzen des Bootstroges oder an den Auslegerstangen, ein geschnitzter Vogel an der Mastspitze, einige hängende Figuren oder an den Segelstangen angebrachte Bänder und Troddeln sind Familienzeichen.

Die Figuren 281 bis 286 veranschaulichen noch einige kleinere Tami-Ornamente. 281 ist die Hibiskusblüte (kakanal mbul), 282 der Langustenschwanz (mbul kayau nggiau), 283 das Blatt der Weinpalme, 284 der Abendstern, 285 die Kaimbul-Blume und 286 die Qualle (moipa).

Erfinder neuer Verzierungen, so z. B. derjenige des in Figur 287 dargestellten Krabbenmusters (Eckverzierung auf Mulden), stehen in Ansehen und werden lange genannt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich bei allen papuanischen Verzierungen um anspruchslose Darstellungen aus der umgebenden Welt und um Niederschrift von Augenblickseindrücken handelt. Es wäre grundfalsch, in die phantastischen und durch Freude an der geschwungenen Linie stark stilisierten Bilder religiöse Vorstellungen hineinzudeuteln.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 22.

VERKEHR UND HANDEL. MASSE UND GEWICHTE. ZEITRECHNUNG.

Infolge des allgemein verbreiteten, gegenseitigen Mißtrauens ist der Verkehr unter den Papua recht geringfügig und beschränkt sich fast ausschließlich auf den Handel. Nur wenn infolge des bevorstehenden Beschneidungsfestes Landfriede angesagt ist, findet ausgedehnter freundschaftlicher Verkehr zwischen den einzelnen Dorfschaften statt. Außerhalb dieser Festzeiten ist es immer nur der Handelsfreund, der sich in eine entferntere Ortschaft wagt; denn er weiß, daß sein dort wohnender Freund für seine Sicherheit einsteht. Überdies hat der Handelsfreund gewissermaßen Bürgerrecht im fremden Orte, denn man gab ihn als Kind für längere Jahre dorthin, damit er die Sprache erlernt, um später bei Handelsgeschäften als Dolmetscher dienen zu können.

Die furchtsame Zurückhaltung brachte es mit sich, daß sich besondere, zum Teil ziemlich seltsame Begrüßungsformalitäten herausbildeten, durch welche man sich gegenseitig den Wunsch ausdrückt, in Frieden und Freundschaft zu leben.

Leider verschwindet nichts schneller vor der andringenden Zivilisation als die ursprüngliche Bewillkommnung. An der Küste reicht jetzt fast überall der Schwarze dem Ankömmling seine Hand, und wenn man ein Dorf verläßt, welches auf guten Ton hält, pflanzt sich die ganze Bewohnerschaft am Wege auf, um dem Scheidenden zum letzten Händedruck die schweißige Rechte entgegenzustrecken. Nur in völlig unberührten Gebieten wird man mit der landesüblichen Begrüßung empfangen.

Als Missionar Keysser vom Kai-Inlande her als erster Weißer die Rawlinsonberge überschritt, riefen die Eingeborenen ununterbrochen: „Nemu kazawi“, was offenbar heißen soll: „Der Nemu (Urmensch) kommt.“ Beim Betreten des Dorfes trampelten alle mit den Füssen und schrieen mit eigentümlichem Meckern: ha-ha-ha-ha-ha-ha; dann legten sie dem Ankömmling ihre Gaben zu Füßen, die in Zuckerrohr, Bananen und Schweinefleisch bestanden.

Die Leute der Bulung-Gegend in den Rawlinsonbergen haben die Sitte, als Zeichen besonderer Wohlgeneigtheit den ankommenden Fremden bei den Geschlechtsteilen zu fassen.

Am Mittellaufe des Augustaflusses ist das Zeichen friedlicher Begrüßung ein umgehängtes grünes Blatt und Beklopfen des Nabels und des Penis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einzelne Leute beschmieren sich bei Annäherung ihrer Bote an das Schiff mit grauem Ton, was offenbar ebenfalls als Akt der Begrüßung gilt.

Auf Tami gibt es keine besondere Bewillkommnung; naht sich jedoch ein angesehener Mann der Insel, so geht ihm der Häuptling entgegen, legt ein Rundholz an den Strand, damit sich das Boot leichter heraufziehen läßt, rollt dem Fremden eigenhändig die Segel auf und nimmt ihm sein Gepäck, selbst seine Umhängetasche, ab.

Der Lae-Womba zerreibt bei der Begrüßung ein grünes Blatt mit den Händen, und der Ankömmling muß sich mit demselben den Schweiß von Stirn und Armen wischen.

Als Dammköhler am Oberlaufe des Markham zu den Karamburu im Krätke-Gebirge kam, überreichten ihm die Bewohner als Begrüßung eine Muschel.

Zweifellos würde in Neu-Guinea überhaupt jeder Verkehr stocken, wenn die Leute nicht auf Austausch von Waren angewiesen wären; denn wie wir in Abschnitt 20 sahen, werden die verschiedenen Gebrauchsgegenstände von verschiedenen Stämmen hergestellt. Handelsbeziehungen sind also nötig.

An der Küste besitzen hauptsächlich die Bewohner der kleinen vorgelagerten Inseln das Handelsmonopol und damit einen Freibrief für allgemeineren freien Verkehr. Diese Insulaner haben keine eigenen Felder und müssen sich die Lebensmittel einhandeln. In der Umgebung des Huongolfes sind die Tami und Siassi das kaufmännische Element, an der Astrolabebucht die Bewohner von Bilibili und im Westen unserer Kolonie diejenigen der Inseln von Berlinhafen.

Auch die Leute von Laukanu südlich von der Mündung des Franziskaflusses am Huongolf unternehmen weite Handelsfahrten, um die von ihren Frauen hergestellten Töpfe gegen Matten, Mulden usw. einzutauschen.

Den bedeutendsten Handel am Huongolf haben die Tami, welche nicht nur ihre eigenen Erzeugnisse, wie Mulden, Matten, Muschelschmuck und dergl. unter die Leute bringen, sondern auch als Verkaufsvermittler von Erzeugnissen anderer Stämme eine Rolle spielen. Man führt die Handelsexpeditionen in der Regel gemeinschaftlich aus. Wenn die Nahrungsmittel anfangen knapp zu werden, beladet man die Kanus mit den Produkten der Hausindustrie und steuert dem Festlande zu. Als ich mich in Bukaua aufhielt, kamen unvermutet sechs große Tamiboote angesegelt und sofort entwickelte sich ein lebhafter Handel. In langen Reihen schleppten die Bukaua-Weiber mit Taro vollgestopfte Tragnetze herbei und handelten dafür Mulden und Matten ein. Man hätte es nicht für möglich halten sollen, daß so riesige Vorräte sich auf den Booten unterbringen lassen; in wenigen Stunden war alles auf den prächtigen Fahrzeugen verstaut und schon am nächsten Tage konnte die Heimreise angetreten werden. Beim Verkehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwischen den Tami und Siassi, wo es sich nicht um Einkauf von Lebensmitteln handelt, wird mit dem eigentlichen Bargelde des Papua, Hundezähnen und Eberhauern, bezahlt.

Interessante Einzelheiten über den Handel teilt Zahn in Band 3 S. 314—316 mit. Ein höchst bemerkenswertes Symbol für die bestellten Waren ist der auf dem Dorfplatze in die Erde gesteckte Stab als Abzeichen dafür, daß in dem Dorfe nur für den Besteller gearbeitet werden darf. Wir haben hier den allerersten Anfang eines schriftlichen Kaufvertrages.

Auch die Siassi pflegen wie die Tami scharenweis auf den Handel zu ziehen. Als ich von Kap König Wilhelm nach den Siassi-Inseln hinüberfuhr, begegnete uns eine Flotte von zehn großen Siassi-Booten, welche auf einer Handelsfahrt nach der Dorfinsel und der Ray-Küste begriffen waren. Wegen der starken Strömung und der ungünstigen Windverhältnisse bei Siassi können Fahrten dieser Art in der Regel nur zweimal im Jahre ausgeführt werden, nämlich zur Zeit des Monsumwechsels. In dieser Zeit pflegt der Wind häufig umzuspringen, und wenn die Leute heute mit Südwind nach Norden abfahren, können sie darauf rechnen, in einigen Tagen Nordwind zur Rückkehr zu erhalten. Anderenfalls könnte es sich ereignen, daß sie monatelang fern von der Heimat festsitzen.

Die Siassi versorgen das Festland hauptsächlich mit Schweinen, Eberhauern, bemalten Basttüchern, Weiberschürzen, muschelbesetzten Flechtarbeiten, schwarzer Farbe, welche sie von Rook holen, und Obsidian. In letzter Zeit ging der Handel mit Obsidian, dessen Splitter zum Rasieren, Beschneiden usw. benutzt werden, sehr zurück, da die Schwarzen hierfür jetzt allgemein Glassplitter verwenden und das notwendige Glas in Finschhafen durch bergmännischen Abbau gewinnen. Dort lagern nämlich ungeheuere Mengen von zerschlagenen Bier-, Wein- und Champagnerflaschen, deren Inhalt in der Jugendzeit unserer Kolonie (1885—1891) über die Trübseligkeiten des Koloniallebens hinweg- und die viele zur Verfügung stehende Zeit ausfüllen half. Obgleich seit 1891, wo infolge der schrecklichen Malaria-Epidemie alles davonlief, was nicht starb, keine Flasche mehr hinzukam, wird der dortige Glasvorrat kaum früher erschöpft sein als die Steinkohlen in England.

Die Leute von Tumleo fahren mit ganzen Bootsladungen von Töpfen bis Sissanu und handeln dafür Sago ein. Wegen der schweren Brandung an jenen Küsten können sie die Reisen aber nur zur Zeit des Südostwindes, also in unseren Sommermonaten, ausführen. Nicht selten bleiben sie dann monatelang an der Küste, um während dieser Zeit dort ihre Kanus zu bauen.

Die Abhängigkeit vom Wetter ist bei dem fast völligen Mangel an Häfen für alle handeltreibenden Stämme in Neu-Guinea eine schwere Sorge. Auch auf Tami sind die Leute mitunter wochenlang von der Küste abgeschnitten, und der Hunger hält seinen Einzug.

Wesentlich anders als an der Küste gestaltet sich der Handel nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Innern des Landes. Karawanen, welche die Erzeugnisse ins Land hinein- und die Gegenwerte zur Küste zurücktragen, sind unbekannt und wegen der unsicheren Verhältnisse unmöglich. Vielmehr vollzieht sich hier der Handel von Nachbar zu Nachbar, von Dorf zu Dorf und unter Vermittelung des Handelsfreundes von Stamm zu Stamm. In dieser Weise finden die Erzeugnisse der Küste, neuerdings auch die europäischen Waren, ihren Weg tief ins Land hinein, und man ist erstaunt, im Innern allerwärts Gegenstände anzutreffen, über deren Herkunft von der Küste kein Zweifel besteht.

In einzelnen Landesteilen haben sich Verhältnisse herausgebildet, welche den ersten Anfang zu Märkten darstellen. Wenn in diesem Bande und besonders auch in Band 3 wiederholt von Schweinemärkten die Rede ist, so besteht hier nur sehr entfernte Ähnlichkeit mit europäischen Märkten, denn im wesentlichen handelt es sich um Festlichkeiten, bei denen eine vorher genau verabredete Verteilung von Schweinen stattfindet. Es fehlt vor allem der freie Wille des Käufers, denn letzterer hat die Ehrenpflicht, das für ihn bestimmte Schwein anzunehmen und dafür eine entsprechende Gegenleistung zu machen.

Aber es gibt beispielsweise in der Umgebung von Kap König Wilhelm auch freien Marktverkehr. Diese Märkte werden vorher angesagt, und bei der großen Entfernung der Dörfer pflegen sich Käufer und Verkäufer auf halbem Wege entgegen zu kommen. Man sieht dann am frühen Morgen lange Reihen schwer bepackter Frauen zum Markt ziehen; in ihrer Begleitung befindet sich etwa ein Dutzend Männer, die außer ihren Waffen nichts tragen.

Mit der Maß- und Wertbestimmung liegt es bei dem Papua sehr im Argen, und es ist hier der Willkür Tor und Tür geöffnet. Aber infolge der noblen Gesinnung, die ein hervorstechender Charakterzug bleibt, kommt es selten zu Übervorteilungen. Bei den in Band 3 geschilderten Schweinemärkten und Erwerbungen verschiedener Art (z. B. beim Kauf der Frau) sehen wir immer wieder, daß der Käufer den Wunsch hat, als nobler Mann zu erscheinen. Auch der Verkäufer macht zwar vorher allerhand Zauberei, um möglichst viel Wertsachen für seine Waren zu erhalten. Im entscheidenden Augenblick wird er aber niemals feilschen, und sollte sich gar die Ware als fehlerhaft oder unbrauchbar erweisen, so zahlt er den Kaufpreis anstandslos zurück oder liefert neue Ware.

Die ungewöhnlich geringfügige Begabung des Papua für Zahlen und Rechnen ließ einen geordneten kaufmännischen Betrieb nicht aufkommen. Mit der Zahl von 10 Fingern + 10 Zehen ist er an der Grenze seines Auffassungsvermögens angelangt; trotzdem weiß er sich bei höheren Zahlen zu helfen: soll er beispielsweise 60 Hundezähne geben, so nimmt er drei Personen zu Hilfe und erlegt für jeden Finger und jede Zehe einen Zahn. Bei noch höheren Werten muß er aber die auf einer Schnur aufgereihten Zähne klaftern (Bd. 3 S. 114).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Klafterung, d. h. die Entfernung der Fingerspitzen bei ausgestreckten Armen, ist das allgemein übliche Längenmaß. Hier gibt es vier Unterabteilungen:

1. Fingerspitze bis zur Handwurzel.
2. „ „ zum Ellenbogen.
3. „ „ zur Schulter.
4. „ „ zur anderen Schulter.

Die Jabim haben ein Hohlmaß für Taro, welches sie aber ausschließlich im Tauschhandel mit den Tamileuten benutzen: es ist ein Kasten mit 20 cm hoher Wandung, dessen Boden ungefähr 75 cm im Quadrat hat. Doch unterliegen diese Maße erheblichen Schwankungen, denn ein angesehener Mann hält etwas darauf, daß sein Scheffel größer ist als derjenige eines unbegüterten. Ein Kasten dieser Art voll Taro gilt als Tauschwert für eine Holzmulde der Tami.

Gewichte fehlen vollständig.

Die Abhängigkeit der seefahrenden Küstenleute von den herrschenden Winden und der Ackerbauer von den Regen- und Trockenzeiten brachte es mit sich, daß man nach gewissen Anhaltspunkten für die Jahreszeiten suchte. Da der Wechsel von Sommer und Winter so nahe dem Äquator vollständig fehlt und auch die wenig veränderliche Länge der Tage und die kaum merklichen Unterschiede im Hochstande der Sonne keinerlei sichere Merkmale bieten, mußte man zu den Sternen seine Zuflucht nehmen und hielt sich in erster Linie an den Auf- und Untergang der Plejaden. Für die Siassi ist auch der Aufgang einiger anderer Sterne das Merkmal für den bevorstehenden Wechsel der herrschenden Windrichtung. Für kürzere Perioden, z. B. wenn es sich um die Bestimmung eines Termins für den Beginn einer Festlichkeit handelt, nimmt man den Mond zu Hilfe, knüpft für jeden Monat einen Knoten in einer Schlingpflanze oder macht Kerbschnitte in weiches Holz. Den Monat rechnet man immer vom Erscheinen der ersten Mondsichel an, die allerwärts mit freudigem Halloh begrüßt wird.

Das abgeerntete Feld bedeutet für den Papua den Jahresabschluß, aber alles, was mehr als drei abgeerntete Felder beträgt, ist für ihn „sehr lange". Daher kann man nur das Alter von Kindern bis zu drei Jahren mit einiger Sicherheit ermitteln.

Lediglich in der Umgebung von Kap König Wilhelm gibt es eine genaue Zeitrechnung, die mit dem Kommen des Seewurms (Palolowurm) zusammenhängt. Dort erscheint dieser Wurm am Strande alljährlich in ungeheuren Mengen einen Tag nach Vollmond in einer Zeit, die zwischen Mitte Oktober und Mitte November fällt, und zwar unmittelbar nach Sonnenuntergang. Wenn dann ungefähr eine Stunde später der Mond aufgeht, ist alles vorbei.

Da für die Eingeborenen der Wurm ein großer Leckerbissen ist, den sie sich auf keinen Fall entgehen lassen, müssen sie bei dem kurzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erscheinen desselben mit ihren Schöpfgeräten zur Stelle sein. Daraus entwickelte sich ihre nach Monden zählende Zeitrechnung. Sie haben für jeden Monat einen besonderen Namen (Bd. 3 S. 260), auch für den Schaltmonat, der gelegentlich einzufügen ist.

Blieb der Wurm in der Mitte des Oktober an jenem Tage, wo man ihn erwartete, aus, so wissen die Leute, daß der Schaltmonat an der Reihe ist und daß nach Ablauf desselben, also Mitte November, der Wurm mit Sicherheit kommt (vergl. S. 265).

Das Auftreten des Seewurms ist ein klassisches Beispiel dafür, wie durch regelmäßig wiederkehrende Naturereignisse, welche in das Leben eingreifen, der Naturmensch aus seiner Lethargie aufgerüttelt, zum Naturstudium angeregt und dadurch geistig gehoben wird. Der Wurm brachte jenen Leuten nicht nur einen zuverlässigen Kalender, sondern regte sie auch zu weiterer Zeiteinteilung an: wie uns Stolz in Band 3 S. 259 mitteilt, sind die Tageszeiten genau bestimmt und mit besonderen Namen belegt.

Zwar kommt der Seewurm bis zu den Tami-Inseln hin vor, doch erscheint er daselbst nicht so regelmäßig und nicht in so großen Mengen, daß es sich um seinetwillen verlohnte, den Kopf mit Zeitberechnungen zu beschweren.

Das fast gänzliche Fehlen von Zeitrechnung war auch die Veranlassung, daß die Rückerinnerung der Papua äußerst mangelhaft blieb. Was über die Zeiten des Großvaters hinausliegt, ist ein Buch mit sieben Siegeln. Vereinzelte Vorkommnisse, wie die große Hungersnot am Huongolf, die ungefähr 100 Jahre zurückliegt, hielten sich etwas länger im Gedächtnis, doch fehlt hier den Leuten jegliche klare Vorstellung über die Länge der dazwischenliegenden Periode.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

ABSCHNITT 23.

SPIELZEUG UND SPIELE.

Der Papua bleibt bis zu seinem Lebensende ein Kind und spielt daher, so lange seine Knochen noch halbwegs gelenkig sind. Da er selbst Freude am Spiel hat, unterstützt er hierin nach Kräften seine Kinder, indem er ihnen allerhand Spielzeug wie Bogen, Pfeil, Trommeln, Kanus usw. schnitzt. In den Sissanu-Dörfern findet man sogar kunstvoll geschnitzte kleine Kinderschilde, die in Form und Verzierungen den Schilden der Erwachsenen gleichen (Fig. 206 a S. 306); auch kleine, verzierte Bauchpanzer (Fig. 205 a S. 305) erhalten die Kinder von ihren Vätern und mit Auslegern versehene Kanus, auf denen sie munter durch die Brandung fahren.

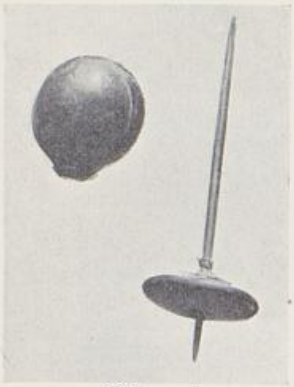
Allerwärts sind Kriegsspiele bei der Jugend beliebt. Wo die Eltern Pfeil und Bogen tragen, wird auch von den Kleinen diese Waffe verwendet, und wo der Speer heimisch ist, bearbeitet man sich gegenseitig mit Speeren aus weichem Material.[1]) Dabei geht es nicht ohne starke Püffe und Knüffe ab, und die verhältnismäßig große Zahl der Einäugigen verdankt dies Gebrechen einem in das Auge gedrungenen Geschoß. Auch die Schleuder, welche als Waffe bei den Erwachsenen mehr in den Hintergrund tritt, wird von den Kindern fleißig gebraucht.

Im flachen Wasser fischen die Knaben mit Pfeil und Bogen und kleinen, eigens für sie hergestellten Netzen.

Auf Tami wird das Speerwerfen mit langen Halmen oder Stöcken von den Kindern systematisch betrieben. Es bilden sich zwei Parteien: A und B; als Ziel dienen Bananenstämme. A hat alle Speere und wirft nach dem Ziele bei B. Die Geschosse, welche ihr Ziel verfehlen, werden von der Partei B aufgenommen und nach dem Ziel bei A geworfen. Jeder Teilnehmer von B, der das Ziel A trifft, darf einen Speer aus Ziel B herausziehen und nach Ziel A schleudern. Trifft er wieder, so darf er noch einen weiteren Speer herausziehen, und so fort, bis er fehlschießt. Hat nun B alle Speere bis auf diejenigen, welche im Ziel B stecken und die nur nehmen darf, wer Ziel A traf, verschossen, so sammelt die Partei A die von B fehlgeschossenen Speere und schleudert sie nach dem Ziel B. Wiederum darf für jeden Speer, der letzteres Ziel traf, ein Speer aus dem Ziel B herausgezogen werden. Das geht so lange fort, bis es einer Partei gelungen ist, sämtliche Speere auf dem anderen Ziele aufzuspießen. Der verlierenden Partei wird ein Stück Holz oder ein Stein zugeworfen, den

[1]) Verfasser fertigte hiervon eine kinematographische Aufnahme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



a 288 b
a: Kreisel der Sattelberg-Kai; b: Kreisel der Lae-Womba. 1/3 natürl. Größe.

sie behalten muß, bis sie wieder gewinnt; oder man schreibt die Zahl der gewonnenen Partien durch Striche im Sande an.

Auf Siar bei Friedrich-Wilhelmshafen wird ein Holzdiskus nach einem in die Erde gesteckten Stabe geworfen.

Auch Versteckspiel und Springen über eine von zwei anderen Kindern im Kreise herumgeschwungene Rotang-Leine sind beliebt. Natürlich fehlt nicht die Kinderklapper, bei der trockene, aneinander schlagende Früchte den klappernden Ton geben. Vor allem aber hat der Kreisel (Jabim: jalu. Sattelberg-Kai: zakoro) weiteste Verbreitung.

In der Umgebung des Sattelberges verwendet man als Kreisel eine sehr harte, nur dort vorkommende Frucht (Fig. 288 a), welche eine seitliche Öffnung besitzt und daher bei schneller Umdrehung einen brummenden Ton gibt. Der Faden wird um die mit einem kurzen Fortsatze versehene Seite gewickelt, welche in der Abbildung nach unten steht. Der Schwarze schleudert, indem er das eine Ende des Fadens in der Hand behält, den Kreisel mit großer Geschicklichkeit ab, der nun summend auf dem Boden herumhüpft. Hierbei kommt es darauf an, daß ein später geworfener Kreisel den früher abgelassenen trifft und zur Seite schleudert. Auch hiervon fertigte ich eine kinematographische Aufnahme.

Der Kreisel der Lae-Womba, welcher in einer mit einem Stabe durchbohrten, flachen Frucht besteht (Fig. 288 b), wird durch quirlende Bewegung der beiden Hände in Tätigkeit gesetzt. An anderen Orten (z. B. Bukaua, Tami) verwendet man auch halbierte Kokosnüsse als Kreisel.

Wie zum Tanze, so regt der Vollmond auch zu Spielen besonders an. Beispielsweise setzen sich mehrere auf die Erde, während ein anderer von hinten heranschleicht und mit den Armen einige Bewegungen macht. Erkennen die Sitzenden aus dem Schatten dieser Bewegungen den Heranschleichenden, so tritt Personenwechsel ein, und das Spiel beginnt von neuem. In Bukaua nennt man diese Unterhaltung: daki katukatung, d. h. „das Schattenbild geben."

Bei Mondenschein wird noch eine Reihe anderer Spiele ausgeführt, von denen ich in Samoahafen (Huongolf) Augenblicksaufnahmen fertigte (Fig. 289 bis 294).

In Figur 289 sehen wir eine Reihe von Knaben mit auf dem Rücken verschlungenen Armen. Es ist nun die Aufgabe eines Knaben, mit möglichster Behendigkeit auf diesen Armen die ganze Reihe zu durchlaufen. Sehr originell ist das in Figur 290 dargestellte Spiel: ein Knabe legt sich lang auf die Erde und markiert einen Toten; die anderen knieen um ihn im Kreise, singen ein Trauerlied und bedecken seinen Körper mit gelb-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



289



290



291

289—291: Spiele. Samoahafen. Huongolf.

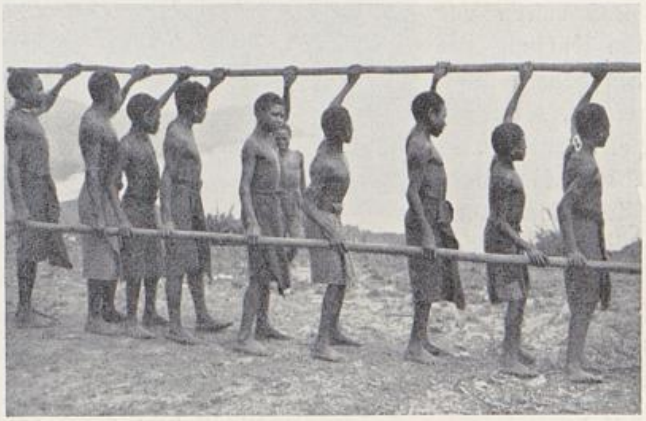
lichen Blättern. Hierauf nimmt man den Toten auf die Arme und schnellt ihn unter fortgesetztem Singen ein paarmal hoch in die Luft; dadurch wird der Tote wieder lebendig und das Spiel beginnt mit einem anderen von vorn.

Das Spiel in Figur 291 erfordert erhebliche Kraft und Geschicklichkeit: ein junger Mann faßt den einen Fuß eines Knaben, während letzterer den anderen Fuß gegen den Unterschenkel des Mannes stemmt. Nun schwenkt der Mann den Knaben mehrmals im Kreise schnell herum. Um sich bei dem möglicherweise eintretenden Abrutschen nicht das Gesicht zu verletzen, bedeckt der Knabe dasselbe mit den Händen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



292. Goldene Brücke.



293



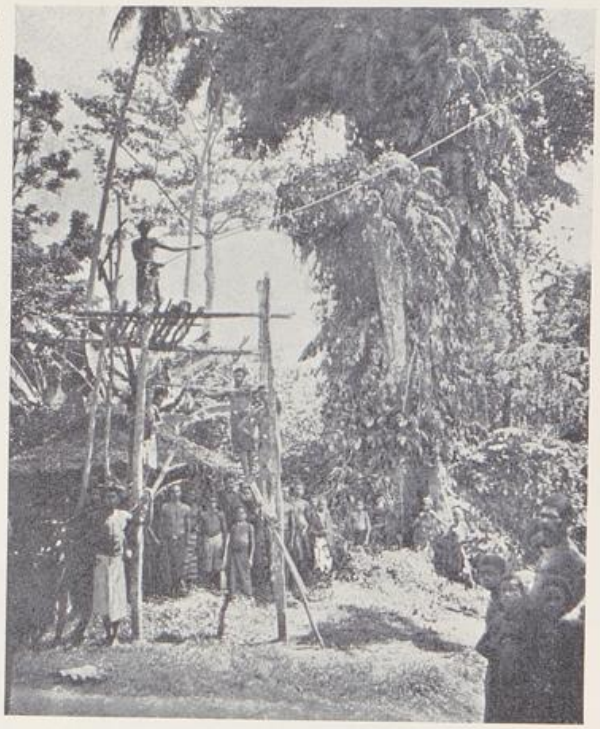
294

292—294: Spiele. Samoahafen. Huongolf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Figur 292 veranschaulicht die auch bei europäischen Kindern wohlbekannte „goldene Brücke", die fast in allen Teilen von Kaiser-Wilhelmsland gespielt wird: zwei Kinder stellen sich gegenüber und schlagen unter fortwährendem Singen mit den Händen gegeneinander. Unter ihren Armen hindurch kriechen die anderen, von denen der letzte abgeschlagen wird und sich neben den beiden auf die Erde setzen muß.

In Figur 293 sehen wir eine Reihe von Knaben, die zwei lange Stangen in den Händen halten, welche sie unter Gesang abwechselnd in die Höhe heben. Nachdem dies einige Zeit fortgesetzt ist, kriecht der letzte der Reihe zwischen den Beinen seiner Vordermänner hindurch.



295. Schaukel der Bukaua.

Figur 294: eine lange Reihe faßt sich an den Händen und unter Absingen eines Gesanges windet sich der Zug schlangenförmig unter den emporgehobenen Armen eines jeden Paares hindurch.

Noch zwei Spiele, von denen Abbildungen hier nicht vorhanden sind: die Knaben stellen sich in langer Reihe paarweise gegenüber. Auf die verschlungenen Arme wird ein Knabe gelegt und unter Absingen eines rhythmischen Gesanges in die Höhe und vorwärts geschnellt, so daß er nach und nach die ganze Reihe passiert. Ferner: zahlreiche Knaben fassen sich an den Händen und bilden einen nur an einer Stelle offenen Kreis. Hier stürmt ein Knabe hinein und sucht nun den Kreis an irgend einer Stelle zu durchbrechen.

Bei Kindern und Erwachsenen ungemein beliebt ist das Schaukeln. Man bindet zu diesem Zwecke ein langes Rotangseil möglichst hoch in einer Baumkrone fest und knüpft am unteren Ende des Seiles eine Schlinge, in die man mit den Füßen hineintritt. Um gut abzukommen, errichtet man ein hohes Holzgerüst (Fig. 295). Mit großer Behendigkeit wird während des Schaukelns abgesprungen oder ein zweiter klettert auf das Gerüst und schwingt sich, ohne daß der andere sein Schaukeln unterbricht, mit auf das Seil, so daß nun zwei durch die Lüfte sausen. All diese Vorgänge konnte ich im kinematographischen Bilde festhalten.[1])

[1]) Vergl. die Fußnote S. 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In einzelnen Gebieten wird nur zu bestimmten Jahreszeiten geschaukelt, hauptsächlich nach der Bestellung der Jamsfelder, während das Kreiseln zur Zeit der Taro-Aussaat stattfindet. Näheres hierüber in Band 3 S. 125.

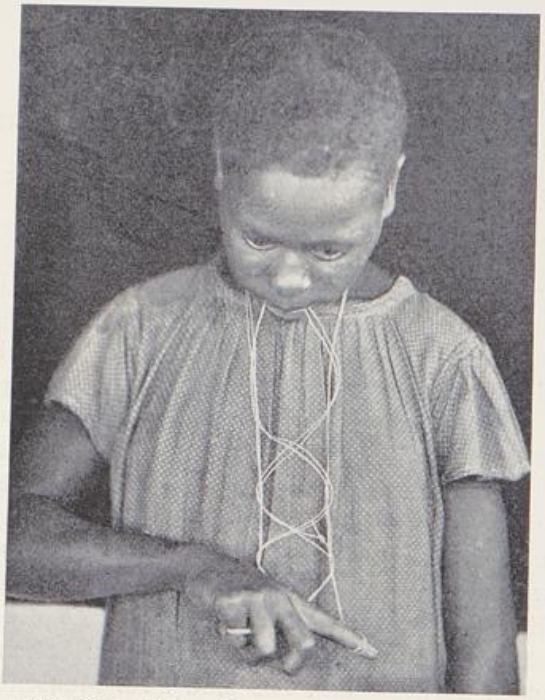
Auch im Wasser haben die Kinder ihre Spiele: ein Knabe stellt sich mit gespreizten Beinen auf; ein anderer muß aus beträchtlicher Entfernung unter Wasser auf ihn zuschwimmen und durch seine Beine hindurchzukommen suchen. Daß die Kinder am Augustafluß am Ufer aus Ton Miniaturdörfer aufbauen, wurde bereits erwähnt.

Das Abnehmen von Fäden ist in Kaiser-Wilhelmsland bei Jung und Alt verbreitet, und man erwartet hiervon ebenfalls günstige Wirkung auf das Wachstum gewisser Kulturpflanzen. Jede Fadenfigur hat ihren besonderen Namen, und wenn es bei den meisten auch recht vieler Phantasie bedarf, um den dargestellten Gegenstand zu erkennen, z. B. bei Figur 301, so sind wiederum andere, z. B. das Witwennetz (Fig. 296), der Kokosnußschaber (Fig. 297), der Fischspeer (Fig. 298) und der Schmetterling (Fig. 302) leicht zu deuten. Die Mannigfaltigkeit der Figuren ist außerordentlich groß, und Kinder wie Erwachsene können sich hiermit stundenlang unterhalten. Die Figuren 304 und 305, von deren Herstellung ich einen 20 m langen kinematographischen Film fertigte, sind besonders kompliziert, und beim Nachprüfen an diesem Film ist man erstaunt über die große Menge kunstvoller Griffe, welche erforderlich werden, um die Figur fertigzustellen. Sogar um den Kopf müssen sich die Leute zeitweis die Fäden schlingen, um ihre Hände für die notwendigen Griffe frei zu bekommen. Zur Herstellung der Figuren 297, 304 und 305 sind zwei Menschen nötig, während für die übrigen ein einzelner ausreicht. Natürlich gelingen die Figuren nicht immer, und ich konnte bei der kinematographischen Aufnahme von Glück sagen, daß diese beiden sehr verwickelten Figuren glatt herauskamen. Figur 300 soll dasselbe darstellen wie 299, ist aber bei weitem nicht so gut gelungen.

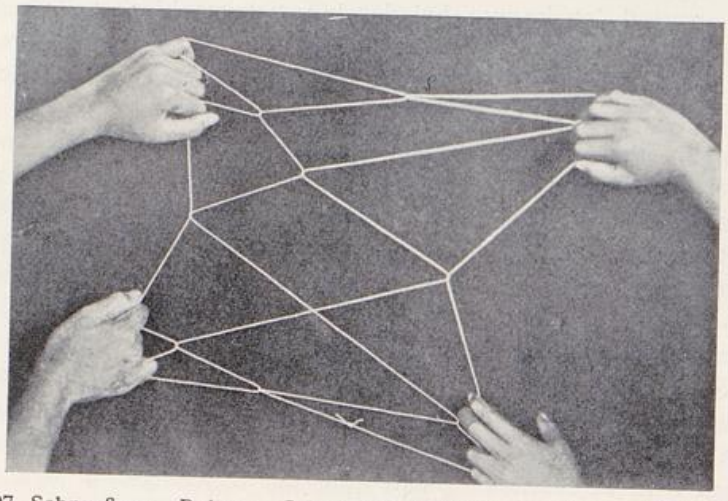
Weniger harmlos als die beschriebenen Spiele ist das Familienspiel der Kinder, wo sie auch den Koitus getreulich nachahmen. Weitere Angaben über Spiele finden sich in Band 3 S. 31 bis 33, 125 u. 255.

In keinen anderen Dingen tritt die Übereinstimmung papuanischen Lebens mit demjenigen weit entfernt wohnender Völker so verblüffend in die Erscheinung wie bei den Spielen. Bei einer großen Reihe derselben möchte man an direkten Import von Europa denken, wenn es nicht mit völliger Sicherheit feststände, daß die Papua sie kannten, lange bevor die Weißen ins Land kamen. Es wäre durchaus falsch, aus diesen Verhältnissen irgend welche Beziehungen zu anderen Völkern herzuleiten, denn gegen eine autochthone Entstehung der Spiele lassen sich zwingende Gründe nicht anführen. Die Phantasie der Naturkinder ist lebhaft; sie wollen sich beschäftigen, und zufällige Ereignisse geben die Grundlage zur Herausbildung des Spiels. Da mag ein Mann gelegentlich eine vom Baume herabhängende Liane ergriffen haben, um sich über einen Abgrund

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

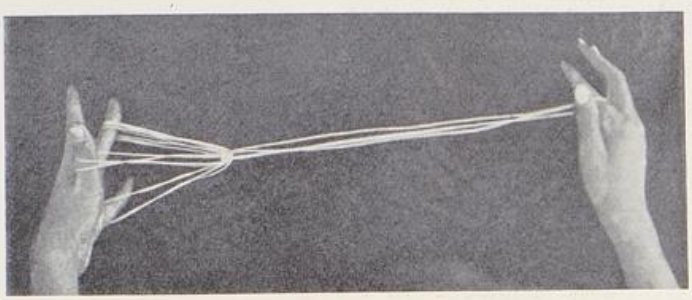


296. Schnurfigur. Bukaua. Witwennetz (asu).

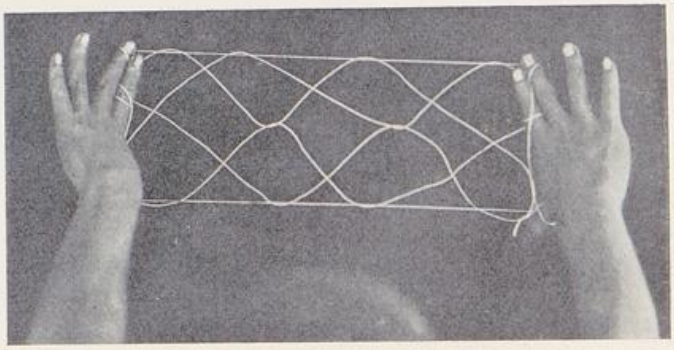


297. Schnurfigur. Bukaua. Schale zum Schaben der Kokosnuß (keke).

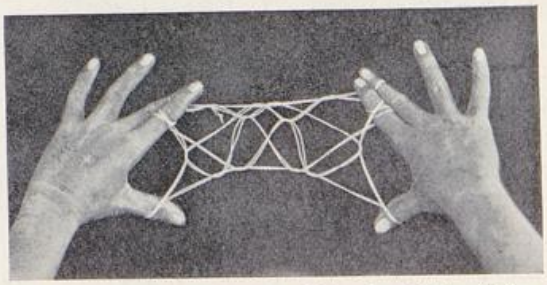
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



298. Schnurfigur. Bukaua. Fischspeer (sao).

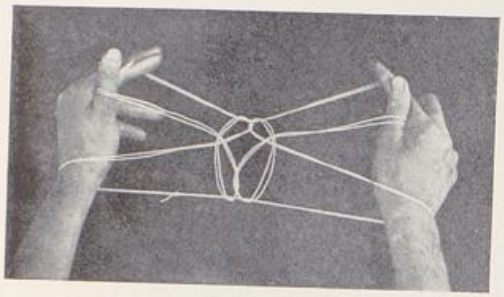


299. Schnurfigur. Bukaua. Blatt der Balim-Palme.

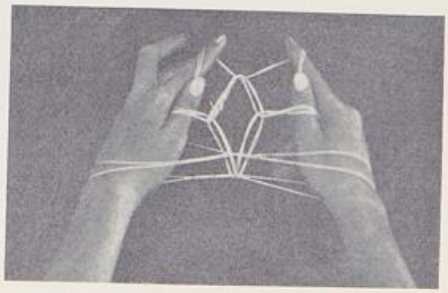


300. Schnurfigur. Bukaua. Blatt der Balim-Palme.

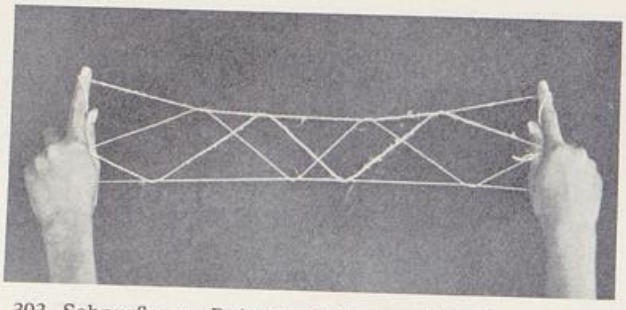
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



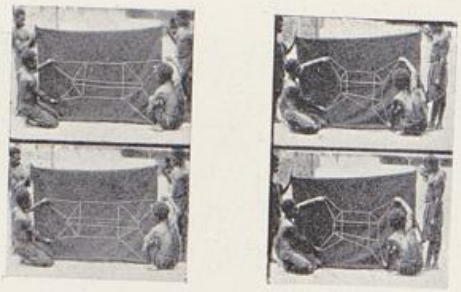
301. Schnurfigur. Bukaua.
Federkiel des Kasuars.



302. Schnurfigur. Bukaua.
Schmetterling (molelip).



303. Schnurfigur. Bukaua. Blatt des wilden Jams (kapu).



304 305

304 u. 305: Schnurfiguren der Kai (Sattelberg).
Aus einer kinematographischen Aufnahme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu schwingen; die pendelnde Bewegung verursachte ihm ein Gefühl des Wohlbehagens; was lag also näher, als das Schwingen in systematischer Weise auszubilden?

Für das Abnehmen von Fäden finden sich im Lianengewirr des Urwaldes die Vorbilder. Wie häufig sieht man dort zufällige Bildungen, die an Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, z. B. an den Fischspeer, erinnern! Das Kind reißt eine Liane herunter und versucht dies Gebilde mit den Fingern nachzuformen. Ist auf diesem Gebiete erst der bescheidenste Anfang gemacht, so muß bei der vielen freien Zeit, welche der Papua auszufüllen hat, die Sache sich schnell fortentwickeln. Daß die Reigenspiele (Fig. 289 bis 294) dem Bedürfnis entsprangen, sich in kühlen, mondhellen Nächten zu tummeln, wird niemand bezweifeln. Jeder Mensch fängt an zu laufen, wenn er friert, und da ergibt sich das zielbewußte Laufen beim Spiel ganz von selbst.

Das Schwirrholz soll nach Angabe der Schwarzen dadurch erfunden sein, daß ein beim Zerkleinern von Holz absplitternder Span surrend durch die Luft flog (Bd. 3 S. 414 u. 495). In ähnlicher Weise wurde man durch eine fortgeschleuderte Baumfrucht zuerst auf den Kreisel aufmerksam. Wie das Erscheinen des Seewurms rein örtlich die Veranlassung gab, eine Zeitrechnung herauszubilden, müssen auch zufällige Ereignisse, die sich allerwärts in der Welt in gleicher oder sehr ähnlicher Weise abspielen, örtlich zur Entstehung derselben Gebräuche geführt haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 24.

FESTE. MUSIK. GESANG. TANZ.

Da der Papua einen feststehenden Kalender mit den üblichen Sonn- und Feiertagen nicht hat, schließlich aber jeder Mensch, auch der Nichtstuer, das Bedürfnis fühlt, sich einmal auszuruhen und etwas besonders Gutes zu essen, so müssen in Neu-Guinea kleine Ereignisse des täglichen Lebens die Gelegenheit geben zum Abhalten von Festen, die außer mit Schmauserei fast ausnahmslos mit Gesang und Tanz verbunden sind. Man feiert die Beendigung eines Hausbaues und der Feldbestellung, den Beginn der Ernte, die Geschlechtsreife der Knaben und Mädchen, die Fertigstellung eines Kanus, den Abschluß einer Trauerzeit, die Namengebung eines Kindes, die erste Bootsfahrt des Jünglings, den Sieg über Feinde, den Friedensschluß und hundert andere Dinge, die auf das Gemüt des Schwarzen irgend welchen Eindruck machen. Nur die Verheiratung pflegt ganz festlos vorüberzugehen. Sie ist lediglich ein Kaufgeschäft, und was sonst mit ihr zusammenhängt, sind für beide Teile keine ungewohnten Neuigkeiten, die man wie bei uns durch einen Festschmaus besonders markieren müßte.

In Band 3 sind von den verschiedenen Mitarbeitern zahlreiche Feste, wie das große Beschneidungsfest, ausführlich beschrieben. Hier mögen daher nur einige Ergänzungen folgen.

Daß ich in Sissanu, westlich von Berlinhafen, das Glück hatte, Beschneidungskandidaten und einiges, was zur Beschneidung gehört, selbst zu sehen, wurde bereits erwähnt. In den Figuren 69 bis 71 (S. 158—159) sind diese Kandidaten nebst ihren Behausungen abgebildet. An den übrigen Küstenstrichen, besonders am Huongolf, gehört dies Fest schon seit anderthalb Jahrzehnten der Vergangenheit an. Von dem Hügel in Nähe der Sissanu-Dörfer, wo die Knaben wohnten, schallten unausgesetzt unharmonische Flötentöne in die Nacht hinaus, und gearbeitet wurde von den Männern während mehrerer Monate überhaupt nicht. Um so häufiger sah man lange Reihen mit Schweinefleisch gefüllter Töpfe im Feuer brodeln, und die großen säulenförmigen Sagobehälter (Fig. 178 S. 272) wurden entleert. Auch die Frauen des einen Dorfes, welche sich sonst mit Töpferei beschäftigten, ließen diese Arbeit während der Festzeit ruhen.

Dieselben Sissanu feiern ein Bekleidungsfest (Mollfest), wo Mädchen im Alter von ungefähr sechs bis acht Jahren von ihren Namenspaten bemalte Rindengürtel und einen Lendenschurz aus Bast erhalten. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Familienvater ladet hierzu sämtliche Namenspaten ein. Da das Kind mehrere Namen hat, besitzt es auch mehrere Paten (kakak). Letztere schmücken das Mädchen mit Gürtel und Schurz, bemalen dasselbe festlich und bringen es mit Gesang und Tanz zu den Eltern, welche schon vorher aus Kokosnuß und Sago einen Riesenkuchen gebacken haben, der etwa 5 cm dick, 3 bis 4 m breit und 7 bis 8 m lang ist (s. S. 275). Die Frauen verkleiden sich nunmehr als Männer, setzen Perrücken auf, legen Brustschilde und Bauchpanzer an und schwärzen das Gesicht. Plötzlich erscheinen sie in diesem Aufzuge mit Zitronen bewaffnet aus dem Busch und bewerfen die Männer, welche dies erwidern. Das Ganze dauert nur wenige Minuten; dann ziehen sich die Weiber zurück und legen die Verkleidung ab. Unterdessen sind die geschmückten Mädchen von den Paten zurückgebracht, und es beginnt von seiten des Hausvaters das Austeilen des Kuchens und anderer Lebensmittel. Jeder Pate erhält hiervon vier bis fünf Traglasten. Auch alle Helfer bei den Vorbereitungen müssen bewirtet werden. Eine solche Schmauserei bringt den Gastgeber natürlich an den Rand des wirtschaftlichen Ruins; hierüber läßt sich der Papua aber keine grauen Haare wachsen. So lange etwas vorhanden ist, wird lustig gelebt.

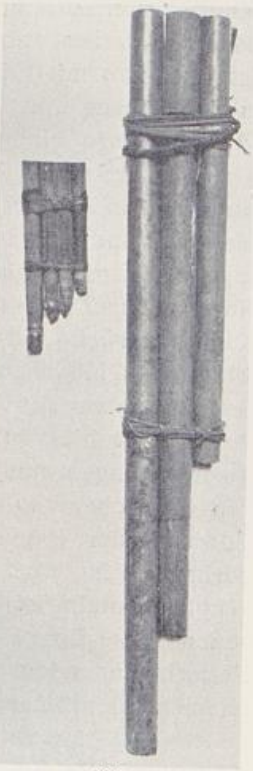
Allgemein ist es üblich, daß, wenn man die Hungermonate vor der neuen Ernte überwunden hat und das Feld seine frischen Gaben bietet, die Festschmausereien beginnen, zu denen man ganze Dorfschaften einladet. Niemand denkt daran, daß hierdurch die Vorräte vorzeitig erschöpft werden.

Noch kurz sei des Trommelfestes der Jabim Erwähnung getan, welches zuletzt 1898 in Suam bei Finschhafen gefeiert wurde. Etwa 700 Teilnehmer kamen aus den umliegenden Dörfern zusammen. Innerhalb einer Einfriedung lagen sechzehn in Stücke zerlegte, fette Schweine, welche unter die Festteilnehmer verteilt wurden. Außerdem schlachtete man noch zwanzig kleinere Schweine und sechs Hunde. Die Menge des an den Einzelnen verteilten Fleisches richtete sich nach seinem Ansehen. Nach der Verteilung hielt der Dorfhäuptling eine Ansprache, in der er zum Frieden mahnte. Dann ging jeder nach Hause. Den Namen hat das Fest wahrscheinlich davon, daß nachher in allen daran beteiligten Dörfern längere Zeit Tanzlustbarkeiten stattfinden, bei denen viel getrommelt wird.

Musik in europäischem Sinne gibt es bei dem Papua nicht. Alles läuft auf wüsten Lärm und unmelodisches Getute hinaus. Melodien, wenn auch nur im bescheidensten Sinne des Wortes, lassen sich lediglich auf der mit mehreren Löchern versehenen Rohrflöte und auf der Panflöte (Fig. 306) hervorbringen; beide Instrumente, die im Bismarck-Archipel eine große Rolle spielen, sind aber in Kaiser-Wilhelmsland ursprünglich wohl nicht einheimisch. Die mehrlöcherige Rohrflöte findet man jetzt an verschiedenen Orten der Küste, z. B. in Jabim. An vereinzelten Punkten ist sie nachweislich erst in den letzten Jahren durch Arbeiter, die aus dem Bismarck-Archipel stammen, eingeführt. Wo sie bereits früher vorhanden war, dürfte Übertragung von Neu-Pommern her, etwa durch Vermittelung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Siassi, höchst wahrscheinlich sein. Panflöten fand ich nur bei den Lae-Womba am unteren Markham (Fig. 306a) und am Mittellaufe des Augustaflusses (Fig. 306b). Die Lae-Womba sind zweifellos, die Anwohner des Augustaflusses wahrscheinlich eingewanderte Melanesier; also dürften auch die Panflöten, welche die denkbar elendsten Instrumente dieser Art sind, da sie nur drei und vier Töne haben, eingeführt sein. Die Röhren der Augustaflußflöte (Fig. 306b) sind unten offen.



a 306 b
a: Panflöte der Lae-Womba;
b: Panflöte vom Augustafluß, 300 Kilometer von der Mündung.
1/4 natürl. Größe.

Die bei den Beschneidungsfesten in Jabim und Bukaua gebrauchten Flöten sind dreierlei Art. 1. Stempelflöte (auwi kakueng „die reife Frau"), mit der ein ungeheuerer Lärm vollführt wird. Durch Auf- und Abbewegen des Stempels lassen sich verschiedene Töne hervorbringen. Doch verzichtet man bei Benutzung des Instruments auf jegliche Melodie und läßt die Flöte nur heulen, da sie, wie die beiden übrigen Balumflöten, lediglich den Zweck hat, den Weibern die Vorstellung beizubringen, daß sich ein brüllendes Ungetüm in Nähe ihrer Kinder aufhält.

2. Querflöte (ding „langer Geist"), auf der sich aber nur ein einziger Ton hervorbringen läßt. Eine mit Schnitzerei verzierte, ungefähr 2 m lange Querflöte dieser Art erwarb ich am Augustafluß (330 Kilometer von der Mündung). Dort werden dieselben paarweise mit Tonunterschied geblasen, und es erhöht der Akkord den Eindruck, daß es sich um das Heulen eines Tieres handelt. Bei dem nächtlichen Radau der Beschneidungsfestlichkeiten in Sissanu spielten diese Flöten, die in verschiedenen Längen gleichzeitig geblasen wurden, eine Hauptrolle.

Als drittes flötenartiges Musikinstrument ist die etwa 15 bis 20 cm lange Gelao zu nennen, welche unseren Papen ähnelt und einen mehr quakenden als flötenden Ton gibt.

Von Blasinstrumenten haben wir ferner die Tritonmuschel, welche aber lediglich zur Signalgebung verwendet wird. Am Augustafluß ist diese Muschel durch Blashörner ersetzt (Fig. 215 S. 315). [1])

Ein ganz eigenartiges Musikinstrument besitzen die Lae-Womba am

[1]) B. Hagen spricht in seinem Werke: „Unter den Papuas" S. 189 von Blashörnern, die aus ausgehöhlten langen Kürbissen mit Löchern an beiden Enden bestehen und in welche mit Gutturallauten hineingeheult wird. Bei den echten Blashörnern entsteht der Ton genau so wie bei unseren Trompeten und ist von einem Hineinheulen keine Rede. Wir können also diese langen Kürbisse nicht als Musikinstrumente, sondern nur als Rohre zur Verstärkung des Schalles ansprechen; ich bekam dieselben ebenso wie die von Hagen beschriebenen Ocarinas nicht zu Gesicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



307. Brummrohr der Lae-Womba.

unteren Markham. Dasselbe besteht aus einer etwa ein halbes Meter langen, dicken Bambusröhre, welche an der einen Seite geschlossen, an der anderen, abgeschrägt offenen, mit einem zungenförmigen Fortsatze versehen ist. Am Ende dieser Zunge ist ein kleines Stück Wachs befestigt (Fig. 307). Der Mann faßt in sitzender Stellung das Rohr an dem geschlossenen Ende und schlägt mit dem anderen rhythmisch auf sein Knie. Hierbei gibt das Rohr einen brummenden Ton, welcher durch Schwingungen des zungenförmigen Fortsatzes erzeugt wird. Das übrige Rohr dient hierbei als Resonanzboden.

Zu den Musikinstrumenten könnte man auch die bei den Beschneidungsfesten verwendeten Schwirrhölzer rechnen (Fig. 173 h S. 259. Bd. 3 S. 411 Fig. 1 bis 3 u. S. 412 Fig. 5 bis 9). Dieselben werden an einer mehrere Meter langen Schnur befestigt, welche oben an einer Stange angebunden ist. Beim Herumschwingen gibt das Holz einen lauten, brummenden Ton.

Sehr verbreitet ist in Kaiser-Wilhelmsland die aus Bambusrohr gefertigte Maultrommel (Fig. 173 g S. 259. Jabim, Tami, Sattelberg-Kai: galinquang. Bukaua: quanting), welche, wenn sie richtig angeschlagen wird (was nebenbei bemerkt recht schwierig ist), einen mit zahlreichen Obertönen durchsetzten, in der Klangfarbe stark wechselnden, brummenden Ton hören läßt. Zweifellos ist es das am meisten melodische — oder vorsichtiger ausgedrückt: das am wenigsten unmelodische Instrument des Papua.

Am geschicktesten sind die Lae-Womba in der Herstellung von Maultrommeln; sie bringen in Nähe der Spitze der schwingenden Zunge durch Aufbinden eines kleinen Holzspanes eine Verstärkung an, wodurch der Ton lauter und tiefer wird.

Das einzige Saiteninstrument, welches aus Kaiser-Wilhelmsland bekannt wurde, fand sich während meiner Augustaflußreise am Mittellaufe des Stromes in einem Dorfe, welches 330 Kilometer von der Mündung entfernt liegt. Dasselbe besteht aus einer über zwei Meter langen Sagoblattrippe, bei der ein aus der Rinde der Rückseite herausgeschnittenes Band wie die Sehne bei einem Bogen als Saite gespannt ist. In der Mitte ist die Saite durch einen Steg (Fig. 308) gestützt und hierdurch in zwei ungleiche Hälften geteilt, welche beim Anschlagen mit einem Hölzchen zwei verschiedene Töne geben. Da ein Resonanzboden fehlt, sind die Töne außerordentlich schwach. Das Stück befindet sich gegenwärtig in der ethnographischen Sammlung zu Dresden.

Auch die allerersten Anfänge des Xylophons sind in Kaiser-Wilhelmsland vorhanden, und zwar auf den Tami-Inseln. Wenn sich nämlich zur Zeit des Beschneidungsfestes die Weiber abseits vom Dorfe halten müssen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ihnen unter keinen Umständen einer der Beschneidungskandidaten zu Gesicht kommen darf, legen sie, um ihre Anwesenheit anzukündigen, in sitzender Stellung zwei trockene Hölzer auf den Oberschenkel und bearbeiten sie wie ein Xylophon mit einem Klöppel.



308. Saiteninstrument vom Augustafluß. 330 Kilometer von der Mündung.

Während die großen Signaltrommeln ausschließlich zur Signalgebung dienen, müssen wir die Handtrommeln wegen ihres Gebrauches bei Gesängen und Tänzen zu den Musikinstrumenten rechnen. Die ursprüngliche Form der Tanztrommel wird durch Fig. 225 (S. 327) veranschaulicht; etwas weiter entwickelt ist die Trommel in Figur 175 (S. 259). Die jetzt allgemein gebräuchliche Form wird aus Figur 316 ersichtlich. Hier sind die beiden Hälften symmetrisch gebaut, was bei den älteren Formen nicht zutrifft. Die eine Seite der Trommel bleibt offen, die andere wird unter Zuhilfenahme einer Klebemasse mit einem Leguanfell bespannt, in dessen Mitte man einige Wachsstücke befestigt. Das Anschlagen geschieht mit den Fingern. Die Größe der Trommeln ist recht verschieden, die größten sah ich in der Umgebung von Adolfhafen.

Der Gesang des Papua blieb auf der allerniedrigsten Stufe der Entwickelung stehen und sagt durch seine Eintönigkeit und die schlecht ausgeprägten Intervalle unserem Ohr wenig zu. Mehrstimmige Gesänge kennt man nicht. Jede Übertragung in Noten gibt nur eine höchst unvollkommene Vorstellung, und man bleibt daher auf den Phonographen angewiesen.

Ich fertigte in den verschiedensten Teilen von Kaiser-Wilhelmsland über hundert phonographische Aufnahmen der Gesänge, welche in den Besitz des Phonogramm-Archivs der Berliner Universität übergingen. Durch Vermittelung sprachkundiger Missionare wurden bei fast sämtlichen die Texte derselben niedergeschrieben und, wo dies überhaupt möglich war, Übersetzungen gegeben. Beide finden sich im Anhange dieses Bandes.

Der Papua singt, wenn er fröhlich und wenn er traurig ist. Wenn ihm der Weiße sein Dorf niederbrennt oder wenn man mit hochgeschätzten ethnographischen Gegenständen, besonders mit großen, geschnitzten Holzfiguren von dannen zieht, stimmen die Weiber einen Trauergesang an; sie singen in dumpfem Schmerze, wenn der Sohn für längere Zeit in die Ferne geht, und in freudiger Rührung, wenn er nach mehrjähriger Abwesenheit wohlbehalten heimkommt. Auf der Rückkehr nach einem erfolgreichen Überfalle singen die Krieger ein Siegeslied, und wenn der Tote in der Hütte liegt, stimmt man Klagegesänge an. Auch bei den Spielen geht es ohne Gesang nicht ab, Hauptveranlassung zum Singen bilden aber die Tänze, bei denen der Gesang mit Trommeln begleitet wird. Hier ergibt sich Mannigfaltigkeit in bezug auf Melodie, besonders aber auf den Text. Am meisten melodiös sind die Gesänge der Kai westlich von Finschhafen, wo man Melodien begegnet, welche auch dem europäischen Ohre gefallen;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einige derselben, welche von den Missionaren in geschickter Weise zu Kirchenliedern umgestaltet wurden, können den Vergleich mit unseren besten Kirchengesängen aufnehmen. Allerdings bilden die Kai eine rühmliche Ausnahme, denn fast alle anderen Gesänge, die ich anzuhören und aufzunehmen Gelegenheit fand, sind von ertötender Eintönigkeit. Genießbar werden dieselben erst durch die übrigen Begleitumstände: die aufgeputzten, dunkelen Gesellen, die bei Trommelschlag im Mondschein sich teils in wilden Sprüngen bewegen, teils Reigen aufführen, die in bezug auf Eleganz und treffliches Ineinandergreifen nur mit einem guten Ballett zu vergleichen sind. Vereinzelte ansprechende Melodien hörte ich auch in Berlinhafen und bei den Tänzen der Ka-iwa und Laukanu am Huongolf.

Ebenso dürftig wie die Melodie pflegt der Text zu sein. Beispielsweise werden bei einem Liede aus Bukaua immer mit derselben Eintönigkeit die Worte wiederholt: „Das Sträuchlein kama duftet stark, ja sehr stark". Zur Abwechselung wird dann in den folgenden Versen an Stelle von „kama" der Name irgend eines anderen Strauches gesetzt. Mitunter, besonders bei den Kai, findet man inhaltreichere Texte, und das von Keysser in Band 3 S. 25 mitgeteilte Klagelied eines kranken Vaters, dessen Tochter in ein anderes Dorf heiratete, wird niemand ohne Rührung lesen.

Der Wortlaut mancher Gesänge auf den Walzen stimmt nicht ganz überein mit dem unmittelbar nach Aufnahme der Walzen von denselben Leuten gegebenen Diktat. Dies hängt damit zusammen, daß die Schwarzen den Text eines Verses niemals genau wiederholen. Fordert man sie hierzu auf, so geben sie regelmäßig den Text des folgenden Verses, der allerdings von dem vorhergehenden häufig genug nur in einem einzigen Worte abweicht. Die Hartnäckigkeit ist hierin so groß, daß z. B. die Laukanu nicht zu bewegen waren, ein neues Lied vorzutragen, bevor sie nicht das alte bis auf den letzten Vers heruntergetanzt und -gesungen hatten.

Nicht wenige Gesänge geben einen guten Einblick in das Gemütsleben des Papua, und es sind nach dieser Richtung hin insbesondere die den Kai-Gesängen beigefügten Erklärungen bemerkenswert (s. den Anhang). Im übrigen bilden die Gesänge ein würdiges Seitenstück zur papuanischen Malerei und Schnitzkunst: überall handelt es sich um den Ausdruck augenblicklicher Stimmungen, und es bleibt vergebliches Bemühen, einen tieferen Sinn hineinzugeheimnissen. Einem Manne entläuft die Frau; das veranlaßt ihn, einen Klagegesang anzustimmen, der bald Allgemeingut wird (Anhang. Nr. 23). Eine Verrückte redet allerhand verkehrtes Zeug; man ahmt dies in einem Gesange nach (Anhang. Nr. 25). Das erste Dampfschiff erscheint am Horizonte; auch dies Ereignis wird, ebenso wie die Niederlassung der ersten Weißen, durch einen Gesang verewigt (Anhang. Nr. 50 u. 51). In derselben Weise wurde mein Besuch bei den Lae-Womba Veranlassung zur Komposition eines Tanzliedes (Anhang. Nr. 57). Auch die den Knaben beim Beschneidungsfeste gegebenen Speiseverbote werden in die Form eines Gesanges eingekleidet (Anhang. Nr. 14 u. 37), und wenn gedungene Mörder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

ihren Auftrag ausgeführt haben, treten sie singend vor ihren Auftraggeber, um ihren vereinbarten Lohn zu fordern (Anhang. Nr. 24).

Entsprechend den industriellen Erzeugnissen, die in bestimmten Landesteilen gefertigt werden, gibt es auch bestimmte Fabrikationszentren für Tänze und Gesänge. Wie bei uns die höhere Tochter nach Lausanne geht, um sich in der Hochkultur der französischen Sprache und in allen übrigen Dingen, die zum Leben unerläßlich sind, auszubilden, reist der Papuajüngling — Jungfrauen, so weit es solche überhaupt gibt, bleiben züchtig zu Hause — nach der nächsten Hochschule für Gesang und Tanz, um sich daselbst zu vervollkommnen und dann im eigenen Dorfe als Tanzmeister zu wirken. Den besten Ruf in bezug auf Gesang und Tanz genießen die Siassi. Auch die Ka-iwa am Huongolf nehmen in dieser Beziehung eine hervorragende Stellung ein. Fernerhin ist die Umgebung von Dallmannhafen ein Zentrum für Gesang- und Tanzkunst. In dieser Weise erklärt es sich, daß sehr viele Leute die Sprache ihrer eigenen Gesänge nicht verstehen. Der Papua, welcher bei den Ka-iwa seinen Gesang erlernte, singt auch fernerhin in der Ka-iwa-Sprache, die ihm im übrigen vollkommen unbekannt ist. Natürlich kann es nicht ausbleiben, daß er einzelne Worte verdreht, andere vergißt und durch willkürlich gebildete ersetzt. Schon nach wenigen Jahren ist von der Originalsprache des Gesanges in demselben so gut wie nichts mehr vorhanden, und es bleibt daher völlig vergebliches Bemühen, nachzuforschen, um welche unbekannte Sprache es sich bei dem Gesange handelt. Die meisten der dort vorhandenen Sprachen gibt es überhaupt nicht; es sind bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Brocken irgend einer anderen Sprache. Wie sich der Papua in seinen Malereien und Schnitzereien Seitensprünge gestattet, tut er dies auch in seinen Gesängen. Wiederholt ließ ich mir zu verschiedenen Zeiten dasselbe Lied vom ersten bis zum letzten Verse vorsingen und konnte dann durch Vergleichung mit dem vorhandenen Phonogramm stets feststellen, daß der Text in kürzester Zeit wesentlich abgeändert wird.

Eingestreut in die Melodie finden sich nicht selten laute Juchzer, gesprochene Worte oder Worte mit ganz anderem Tonfall. Sind z. B. bei einem Kampf sechs Feinde erschlagen, so werden in ein bestimmtes Siegeslied sechs laute Juchzer eingeflochten, bei mehr getöteten Feinden entsprechend mehr. Als ich auf dem Sattelberge mein Quartier aufschlug und die Schwarzen die schweren Gepäckstücke hinaufschleppten, stimmten sie vor dem Ziele ihr Siegeslied an, und wir konnten oben auf der Station so viele Juchzer aus der Ferne hören, wie sie Koffer glücklich befördert hatten. Hier waren also die Gepäckstücke die überwundenen Feinde.

Die Melodien der Gesänge geben wertvolle Anhaltspunkte für frühere Beziehungen der Völker untereinander. So besitzen einige meiner in Berlinhafen aufgenommenen Walzen Anklänge an Gesänge der Admiralitätsinsulaner und seltsamerweise auch an alte samoanische Gesänge.

Außer dem Nichtstun ist das einzige Vergnügen des Papua der Tanz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



309. Tanz der Laukanu und Ka-iwa.

Fast jede Festlichkeit wird mit Tanz verbunden und der sonst so indifferente Schwarze entwickelt hierbei staunenswerte Ausdauer. Die Haupttanzzeit sind die Beschneidungsfeierlichkeiten; dann gibt auch die beginnende Ernte willkommene Gelegenheit zu Schmausereien und Tänzen. Natürlich geht es bei Sieges- und Friedensfesten nicht ohne Tanz ab, und der Abschluß einer Trauerzeit wird mit Tanz gefeiert. Auch das Einrichten eines neuen Hauses, das Durchbrechen des ersten Zahns, das Durchbohren des Ohrläppchens und die erste Bekleidung des Kindes müssen betanzt werden.

Der Regel nach tanzt man hauptsächlich in mondhellen Nächten, von einbrechender Dunkelheit bis zum Morgengrauen, also fast ununterbrochen zwölf Stunden. Nach Mitternacht findet kurze Eßpause statt. Rundtänze sind unbekannt; stets handelt es sich um Reigentänze, an denen sich vorwiegend die männliche Bevölkerung beteiligt. Die Weiber stehen als Zuschauer im Kreise oder nehmen außerhalb der Reigen mit trippelnden Bewegungen teil (Fig. 309). Doch gibt es auch Weibertänze. Selbst dort, wo sie sich aktiv nicht beteiligen, sind die Weiber wie elektrisiert und folgen mit größter Spannung den Bewegungen der Männer, besonders der jungen. Selbst das alte Mütterchen wird wieder beweglich, wenn sie dem Tanze zuschaut; sie wiegt den Oberkörper hin und her, und alle Muskeln ihres Leibes sind gespannt, als ob sie jeden Augenblick in das Getümmel eingreifen müßte. Was nicht mittanzt, singt wenigstens und schlägt die Trommel, die nur bei vereinzelten Tänzen nicht in Wirksamkeit tritt (Bd. 3 S. 13). Die Leute tanzen sich förmlich in die Begeisterung hinein; alles stürmt, springt, singt, trommelt, doch stets in vollkommenster Ordnung; wie bei einem wohleinstudierten Ballett lösen sich die verwickeltsten Figuren glatt auf.

Der Papuajüngling weiß recht wohl, wie hoch die Tanzkunst von der Damenwelt eingeschätzt wird und daß schon mancher die Gegenliebe seiner Angebeteten lediglich durch geschicktes Tanzen erwarb. Wenn er es ermöglichen kann, geht er daher zu einem Stamme in die Lehre, der besonderen Ruf in der Tanz- und Gesangeskunst genießt. Außerdem ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

absäumt er es niemals, seine Glieder vor dem Tanz durch allerhand Zaubermittel geschmeidig zu machen und die Augen seiner Angebeteten auf sich zu lenken (Näheres hierüber in Band 3). Der Fall kommt nicht selten vor, daß eine Frau ihrem Manne wegläuft und sich einem anderen an den Hals wirft, weil der andere ein besserer Tänzer ist, ferner daß ein junges Mädchen den ihr zugedachten Mann verschmäht, weil er schlecht tanzt. Auch aus nicht wenigen in Band 3 mitgeteilten Erzählungen geht hervor, wie großen Eindruck das Geschick des Tänzers auf das weibliche Gemüt macht. Der Tanzboden ist also nicht nur bei weißen Rassen das Heiratsbüro.

Die gewöhnliche photographische Augenblicksaufnahme gibt eine höchst mangelhafte Vorstellung von dem überaus wechselnden, bunten Getriebe des papuanischen Tanzes, bei dem wie bei einem Kaleidoskop dasselbe Bild niemals wiederkehrt. Ich fertigte daher eine größere Reihe kinematographischer Aufnahmen (im ganzen 180 m), die freilich nur eine kleine Auslese aus dem bunten Allerlei geben, denn ein Film, der ganz Neu-Guinea umspannt, würde kaum genügen, um alle papuanischen Tänze festzuhalten. Eine meiner Aufnahmen zeigt den Knietanz, wo sich die Teilnehmer in hockender Stellung bewegen. Dies erfordert, wovon sich jeder durch praktische Versuche überzeugen kann, ungewöhnliche Muskelkraft. Wenn es aber aufs Tanzen ankommt, leistet selbst der Schwächlichste Unglaubliches. Eine ebenso originelle, wie schwierige Tanzbewegung ist diejenige, welche die Lae-Womba zum Besten gaben, als ich mit Missionar Lehner zum ersten Male unter ihnen weilte. Die Freude darüber, daß nun die jahrzehntelangen Raufereien ihr Ende erreichten, machte die Leute in ihren Tänzen besonders beweglich, und sie schlugen mit den Fußsohlen gegen das eigene Gesäß, daß es laut klatschte.

In Samoahafen am Huongolf, wo ich Gelegenheit fand, zahlreiche gemeinschaftliche Tänze der Laukanu und ihrer Tanzmeister, der Ka-iwa, mitanzusehen, war es interessant zu beobachten, wie die Ka-iwa die Reigenführer und Vortänzer abgaben. Bei verwickelten Figuren waren sie stets an der Spitze und wußten es geschickt einzurichten, daß Unbeholfene und Ungeübte keine Unordnung in das Bild brachten.

Jedem Tanze liegt eine bestimmte Idee zu Grunde. Die Kai am Sattelberge haben beispielsweise einen Leguantanz. Die beiden geschicktesten Tänzer stellen den Leguan und den Hund dar, die übrigen bewegen sich als Jäger um sie im Kreise. Der Leguan, eine große Eidechsenart, hat sich aus der schützenden Höhe des Baumes auf den Boden hinabbegeben; der Hund folgt seiner Spur und macht ihm schließlich den Garaus (kinematographische Aufnahme). Der begleitende Gesang lautet:

Baniwe baniwe io, baniwe io.
Bani laona baniwe.
Juko juko juko, janenggo,
o bani laona janenggo.

Bei dem von Siassi stammenden Nashorntanz wird veranschaulicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie der alte Nashornvogel den jungen füttert (kinematographische Aufnahme). Der Gesang lautet:

So so so, bea,
bani lalona sa sa sa,
so so so laea.

Schweinejagdtanz: Die Tänzer bilden einen Kreis, in dem sich der das Schwein Darstellende befindet. Ein Jäger hält den Speer zum Wurf bereit; er hört das Schwein im Dickicht, sieht es aber noch nicht. Vorsichtig schleicht er näher, bis er den Speer schleudern kann. Durch die geschickten schleichenden und hüpfenden Bewegungen ist die Szene außerordentlich lebensvoll. Der Tanz stammt ebenfalls aus Siassi (kinematographische Aufnahme). Der immer wiederholte Gesang lautet:

Emalu emalu ja, o susu
emalu emalu emalu.

Die häufigsten Tänze bei den Kai sind die Sia-Tänze, welche ohne besondere Veranlassungen getanzt werden. Abseits vom Dorfe ordnen sich die Tänzer und beginnen den Einführungstanz. Unter Gesang und Trommelschlag hüpfen sie immer näher ans Dorf heran, bis sie auf dem eigentlichen Tanzplatze angelangt sind. Es ist eine wahre Freude, die Leute hierbei zu beobachten, wie sie wie die Gummibälle hüpfen, sich drehen, springen, alles in so geordneter Weise, als ob sie Ballettänzer von Profession wären. Nun beginnt erst der eigentliche Tanz, dessen zugehöriger Gesang, weil er aus Siassi stammt, den Leuten unverständlich ist:

E molo molo ikalule o,
molo ao, molo ao.

(kinematographische Aufnahme).

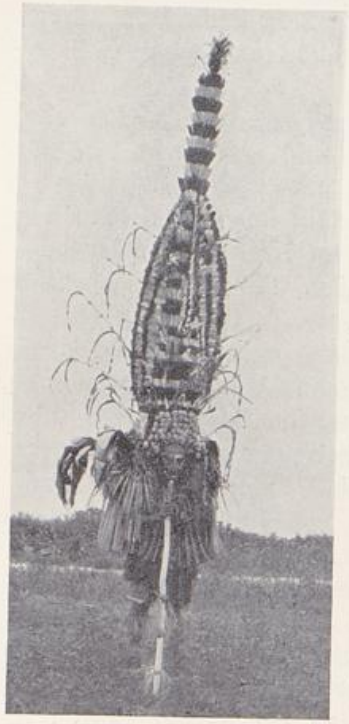
Ziemlich einförmig sind die Tänze der Sissanu: im wesentlichen bewegen sich die Männer trippelnd und hüpfend im Kreise um einen aufgepflanzten Stab, während die Weiber es außen in entgegengesetzter Richtung tun.

Im Bismarck-Archipel gehören obscöne Darstellungen bei den Tänzen an die Tagesordnung. In Kaiser-Wilhelmsland kommt dies nur ausnahmsweise vor (Bd. 3 S. 398); dagegen sind humoristische Darstellungen sehr beliebt. Bei dem Hühnertanz auf Tami stellen beispielsweise zwei Tänzer die Glucken vor, alle übrigen die Küchlein; scharrende Bewegungen mit den Füßen deuten das Suchen nach Futter an, welches dann von den Küchlein eifrig aufgepickt wird. Oder: zwei Leute tragen ein erlegtes Schwein heim und kommen an ein Dickicht, durch welches sie sich den Weg bahnen müssen. Statt des Schweines ist ein Klotz an die Stange gebunden. Das Dickicht wird durch zwei Tänzer markiert, welche eine Leine ausgespannt halten und den Ankommenden allerlei Hindernisse in den Weg legen. Besonders die Tami-Frauen sind bei diesen Tänzen in lustigen Einfällen unerschöpflich. Bemerkenswert ist auch die mimische Darstellung eines sinkenden Bootes: zwei Reihen von Tänzern stellen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



310. Tanzverkleidungen auf Tami, welche die Tago darstellen.
Vergl. Bd. 3 S. 507 bis 512.



311. Tanzverkleidung
von Awar (Hansabucht).

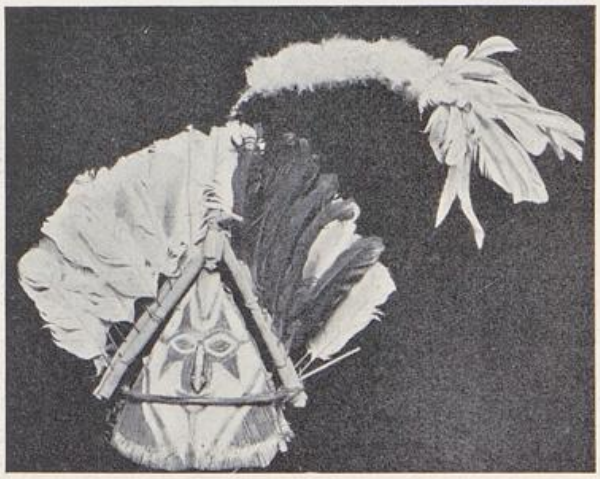


312. Geflochtene Tanzmaske vom Augustafluß,
120 Kilometer von der Mündung. 1/6 natürl. Größe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



313. Beschneidungsmaske der Warapu.



314. Tanzhelm vom Kap König Wilhelm.

Boote dar, drei mit Rudern ausgerüstete Vortänzer die Bootsmannschaft; das Fahrzeug hat widrigen Wind und muß kreuzen, was die Reihen der Tänzer in trefflicher Weise zum Ausdruck bringen; die See wird immer bewegter, das Wiegen, Hüpfen, Springen der Tänzer immer hastiger; die Vortänzer, welche bisher durch kräftige Ruderschläge dem Element zu trotzen suchten, rennen auf und ab, denn das Unglück ist unvermeidlich: die Wellen reißen den Ausleger los (die den Ausleger markierenden Männer trennen sich von den übrigen); dadurch verliert das Boot allen Halt und wird hin- und hergerissen; die Sprünge der Männer werden immer wilder; die Bootsmannschaft eilt hastig von rechts nach links, um ein Kentern zu verhüten. Damit schließt der Tanz.

Weitere Einzelheiten über Tänze der Tami teilt Bamler in Band 3 mit (S. 519 bis 521).

Wenn man von einem papuanischen Tänzer spricht, denkt jeder an einen Mann, der eine Maske vor dem Gesicht, einen hohen Kopfputz auf dem Haupte und irgend welche phantastische Kleidung an dem übrigen Körper hat, ungefähr so, wie dies in Figur 310 und 311 dargestellt ist. Man befindet sich hier in einem Irrtum, denn in Kaiser-Wilhelmsland hat man zwischen Vergnügungstänzen und Geistertänzen zu unterscheiden und nur bei letzteren werden die vollständigen Vermummungen getragen. Vergnügungstänze gibt es überall, Geistertänze aber ausschließlich an der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nordküste unserer Kolonie und auf Tami, während die Ostküste und der Huongolf hiervon nichts kennen. Das Vorhandensein der Geistertänze auf Tami erklärt sich durch die engen Beziehungen dieser Inselbewohner zum Bismarck-Archipel.

In Figur 310 sind die Tanzverkleidungen der Tami abgebildet, welche die Tago (Bd. 3 S. 507 bis 512) darstellen.

Figur 311 veranschaulicht die in Awar (Hansabucht bei Potsdamhafen) bei Geistertänzen übliche Verkleidung. Der Aufputz hat eine Gesamthöhe von 4 m; der Tänzer kann sich unter seiner Last nur ganz langsam bewegen und hat entsetzlich unter der Hitze zu leiden. Nach Beendigung der Festlichkeiten werden diese hohen, buntschillernden, mit Früchten geschmückten Aufbauten der Regel nach verbrannt. Auch am Augustafluß sind ähnliche Verkleidungen gebräuchlich: vor dem Gesicht befindet sich eine hölzerne (Fig. 229a S. 329) oder eine geflochtene Maske (Fig. 312), den Kopf schmückt ein hoher Aufbau, und der übrige Körper wird von einem Anzuge verhüllt, der aus Matten zusammengenäht und mit Fasern behangen ist. Ein schönes Exemplar dieser Art, welches während meiner Augustaflußreise erworben wurde, befindet sich in dem Linden-Museum zu Stuttgart. Möglicherweise diente auch die prachtvolle Flechtarbeit in Figur 246 (S. 342) zu Tanzzwecken (bei der photographischen Aufnahme ist sie willkürlich auf den Kopf einer Gipsfigur gesetzt). Als Haarschmuck werden am Augustafluß beim Tanze auch die bemalten Schnitzereien aus dem korkartig leichten Erythrinaholz benutzt (Fig. 232 S. 332). Bei den Geistertänzen dürfen die Frauen zuschauen, aber sich nicht direkt beteiligen. Die tanzenden Masken sind Geister, welche sich sonst irgendwo im Walde aufhalten.



315. Tanzschmuck der Kai. Sattelberg.

Figur 313 ist eine von den Warapu (westlich von Berlinhafen) bei Beschneidungsfestlichkeiten getragene Maske: auf rundem Rohrgeflecht sind Muscheln und bunte Buschperlen aufgeklebt und an der Peripherie befinden sich Kasuarfedern. Nebst zahlreichen anderen Stücken dieser Art entnahm ich die Maske dem Geisterhause in dem versunkenen Warapu-Dorfe.

In denjenigen Gegenden, wo es Geistertänze nicht gibt und welche zusammenfallen mit den Gebieten, wo die Kultur des Schwirrholzes (Balum)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



316. Tanzschmuck der Laukanu. Huongolf.

in höchster Blüte steht, also von Kap König Wilhelm an südwärts, tritt der Tanzhelm auf. Die in Figur 314 dargestellte Form desselben findet man auf Siassi und von Kap König Wilhelm bis zum Nordufer des Huongolfes. Er wird derart getragen, daß der Federkranz von der Stirn zum Hinterkopfe verläuft. Der Helm ist hier also im Profil abgebildet. Im Kai-Inlande, westlich vom Sattelberge, ist ein eigenartiger, doppeltkonischer Tanzhelm aus Rotanggeflecht gebräuchlich, den wir bei dem Tänzer in Figur 315 sehen. Weiter westlich und südlich am Huongolf verschwindet auch der Tanzhelm, und die Tänzer schmücken den Kopf lediglich mit Federn und anderem Zierrat. Die Lae-Womba am Unterlaufe des Markham setzen eine gestrickte Kappe auf, die indianermäßig mit einem Kamm von Federn verziert ist (Bd. 2 Taf. 95 Nr. 3). Die Laukanu und ihre Tanzmeister, die Ka-iwa befestigen große Büschel von Kasuarfedern auf dem Kopfe (Fig. 309 u. 316; Bd. 2 Taf. 58—60). Noch weiter südlich in der Umgebung von Adolfhafen (Morobe, Waria) trägt man diademartig auf einer Schnur aufgereihte Schnäbel von Nashornvögeln auf dem Kopfe oder kurz geschorenen Schmuck von Kasuarfedern (Bd. 2 Taf. 20). Die tanzenden Weiber beschränken sich darauf, neue Grasschürzen umzubinden, irgend ein Schmuckstück um den Hals zu legen, grüne Blätter in die Armbänder zu stecken und, wenn sie ein solches besitzen, ein Basttuch um die Schultern zu hängen (Fig. 309).

Bei allen Vergnügungstänzen muß Schmuck der verschiedensten Art zur Verschönerung des Tänzers herhalten. Alle Wertsachen werden aus den Verstecken hervorgeholt und am Körper angebracht, wo sich irgendwo Platz findet. Hals und Brust schmücken die wertvollen Eberzähne und mit Hundezähnen und Muscheln kunstvoll besetzte Schmuckstücke (Fig. 107 S. 207; Fig. 316; Bd. 2 Taf. 58 u. 169); die Ohren werden mit Gehängen, die Arme mit Fellstücken (Bd. 2 Taf. 20), Armbändern usw. überladen, in die man Schmuckstäbe, Federn und wohlriechendes Laub steckt. Alles was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an Schmuckketten vorhanden ist, wird um Hals und Brust geschlungen (Bd. 2 Taf. 319 Nr. 2), besonders auch die mit trockenen Früchten glockenartig besetzten Ketten und Gehänge, welche bei jeder Bewegung klappern, ferner die großen weißen Muschelschalen (Bd. 2 Taf. 319 Nr. 1), die bei gewissen Tanzbildern an ihren Befestigungen mit den Zähnen vor dem Munde gehalten werden.

Zur sorgfältigen Vorbereitung für den Tanz gehört, daß der Jüngling sich rasiert und die Augenbrauen entfernt. Endlich wird der Farbtopf zu Hilfe genommen: Kalk (Bd. 2 Taf. 59 u. 169 Nr. 1) und rote Farbe, mit welcher man bestimmte Linien über Stirn, Wangen und Kinn zieht. Das Haar wird eingerötelt und die hierzu verwendete Farbe mit wohlriechendem Harz (in der Kai-Sprache kanga, ein nach Anis duftendes Baumharz) vermischt. Sorgfältige Toilette für den Tanz erfordert die Arbeit mehrerer Stunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 25.

RELIGIÖSE ANSCHAUUNGEN. ZAUBEREI. TOTEMISMUS. SAGEN UND ERZÄHLUNGEN.

Daß es für den Reisenden unmöglich ist, Genaueres über die religiösen Anschauungen des Papua zu ermitteln, wird in der Einleitung zu Band 3 auseinandergesetzt, und diejenigen, welche sich einbilden, hierüber Bemerkenswertes erfahren zu haben, leben in schwerer Selbsttäuschung. Die Verhältnisse liegen folgendermaßen: aus Furcht vor der Rache der ihn allerwärts umschwebenden Geister hält der Papua sein Inneres verschlossen; auch den heranwachsenden Knaben wird eingeschärft, von dem was sie erfuhren nichts zu verraten. Vieles von den Anschauungen ist keineswegs Gemeingut aller, sondern pflanzt sich immer nur von den Alten auf die Älteren der nächsten Generation fort; daher die ständige Antwort: „Das wissen wir nicht; du mußt die Alten fragen." Dazu kommen die großen Schwierigkeiten der zahlreichen Sprachen. Nur mit außerordentlichem Aufwande von Zeit und Mühe wäre der Reisende imstande, einen einzigen Dialekt so zu erlernen, daß er sich über abstrakte Dinge mit dem Schwarzen unterhalten kann. Missionare, die jetzt mehr als zwei Jahrzehnte im Lande sind, konnten über gewisse Ausdrücke bisher immer noch nicht ins klare kommen. Der Reisende bleibt also auf Pidjin angewiesen, mit dem jedes Eindringen in das Geistesleben überhaupt vollständig unmöglich ist. In den holländischen Gebietsteilen vertritt Malaiisch die Stelle des Pidjin. Aber Pidjin sowohl wie Malaiisch verstehen nur die jüngeren Leute, welche längere Zeit mit den Weißen als Arbeiter, Soldaten usw. in Berührung standen. Diese wissen nichts mehr von den altväterischen Anschauungen und Überlieferungen.

Der Papua ist um eine Antwort niemals verlegen; wenn der Reisende ihn ausfragt, wird er, soweit seine Sprachkenntnisse dies zulassen, auf alles zu antworten wissen. Daß er hierbei ins blaue hinein phantasiert, kümmert ihn wenig. Er ist stolz darauf, den Weißen belehren zu können, und wird niemals eine Auskunft schuldig bleiben. Die Antwort: „das wissen wir nicht, du mußt die Alten fragen" bekommt der Reisende nicht zu hören, sondern nur der Missionar, der seine Pappenheimer kennt und von denselben gekannt wird. Diese Verhältnisse, durch welche — nicht nur in bezug auf Neu-Guinea — ungeheuer viel Unsinn in die ethnographische Literatur überging, sind bei wissenschaftlicher Ausnutzung der Reiseberichte zu berücksichtigen.

Ich verzichtete daher von vornherein darauf, leeres Stroh zu dreschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und bat die Missionare um Niederschrift ihrer Erkundungen. Um Anknüpfungspunkte für die neue Lehre zu finden, müssen die Missionare die alten Anschauungen zu ergründen suchen. Die Niederschrift der von ihnen im Laufe der Jahre festgestellten Tatsachen erscheint ungeheuer einfach; doch stellen sich hier der praktischen Ausführung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, sonst würden wir mehr über das Geistesleben der Naturvölker wissen. Ganz abgesehen von ihrer Lehrtätigkeit sind die Missionare mit notwendigen Arbeiten wie Hausbau, Instandhaltung des Inventars, Besorgung des Hauswesens, Feldbestellung, Beschaffung aller möglichen Dinge, Verbinden der Wunden usw. derart in Anspruch genommen, daß keine Zeit zu schriftstellerischer Arbeit bleibt. Auch ist es keine einfache Sache, wenn man tagsüber in feuchtheißer Tropenluft sich müde gearbeitet hat, sich abends an den Schreibtisch zu setzen. Und nun die Schwierigkeiten, Zuverlässiges aus dem Schwarzen herauszubekommen! In den ersten Jahren quälen sich die Missionare mit Erlernung der Sprache. Wenn sie hier so weit Fortschritte machten, daß erfolgreiches Ausfragen der Schwarzen möglich ist, bildet die Verschlossenheit der letzteren ein beinahe unübersteigliches Hindernis. In der Umgebung des Huongolfes waren zehn bis fünfzehn Jahre unermüdlichster Arbeit erforderlich, um die alten Anschauungen ins Wanken zu bringen und die Geisterfurcht zu brechen. Nun erst wurde der Papua mitteilsam und gewährte seinem Freunde und Lehrer Einblicke in die innerste Seele. Man irrt jedoch, wenn man annimmt, daß der Missionar von diesem Augenblicke an weiter nichts nötig hat, als sich mit Tinte und Papier neben seinen Schützling zu setzen und niederzuschreiben, was ihm jener diktiert. Bamler sagt in Band 3 S. 507: „Die Mitteilungen der Eingeborenen sind immer sehr lückenhaft. Der eine erzählt die Geschichte der tago so, wie sie dieselbe den Weibern vorschwindeln, ohne böse Absicht, er glaubt es selber so; die andern rücken mit der Wahrheit heraus, erzählen aber auch nie zusammenhängend. Zum Teil setzen sie von unserer Seite genaue Kenntnis ihrer Gedankenwelt und ihrer Gebräuche voraus, zum Teil wissen sie es selber nur stückweis."

Häufig war ich Zeuge davon, wie, um irgend eine Kleinigkeit zu ermitteln, ältere Leute aus entfernten Plätzen herangeholt werden mußten und widersprechende Angaben nur durch wochenlange Bemühungen sich aufklären ließen. In meinem Tagebuche finden sich unzählige Notizen über Gebräuche und Anschauungen der Schwarzen, welche ich den Mitteilungen der Missionare verdanke. Als ich bei der Heimkehr auf dem Schiffe das bei der Abreise übergebene Manuskript zu Band 3 durchlas, war ich erstaunt, vieles anders angegeben zu finden, als man es mir früher gesagt hatte. Sehr einfach. In dem Bestreben, zuverlässige Berichte zu liefern, hatte jeder der fünf Autoren alles noch einmal sorgfältig durchgeprüft, und hierbei ergaben sich manche Abweichungen gegenüber den früheren Erkundungen.

Schon der Nachfolger des ersten Missionars ist nicht mehr imstande,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zuverlässiges zu ermitteln: da die heidnischen Anschauungen des bekehrten Vaters auf den ebenfalls bekehrten Sohn nicht mehr vererbt werden, ist die alte Kultur mit einem Schlage dahin.

Wie glücklich sind diejenigen, die von all diesen Schwierigkeiten keine Ahnung haben, mit dem zusammenphantasierten Zeug dicke Bücher füllen und sich einbilden, der Wissenschaft einen ungeheueren Dienst zu leisten, während sie in Wirklichkeit nur Verwirrung anrichten.

Die fünf in der Umgebung des Huongolfes wirkenden Neuendettelsauer Missionare (Keysser, Stolz, Zahn, Lehner, Bamler), welche die Beiträge zu Band 3 lieferten, erwarben sich um die Ethnologie nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienste. Denn durch diese Veröffentlichungen sind die Anschauungen eines in der Steinzeit lebenden Volkes für die Nachwelt erhalten. Besonders sei auf die von Keysser in Band 3 (S. 111) gegebene Darstellung der Seelenlehre hingewiesen. Diese Erörterungen enthalten den Schlüssel für das Verständnis des papuanischen Lebens. Sie sind ebenso wichtig für den Ethnologen wie für den Beamten, welcher geordneten Verkehr der Ansiedler mit den Schwarzen herstellen soll.

Einige Angaben, welche sich auf das Seelenleben des Papua beziehen, finden sich auch in den „Kirchlichen Mitteilungen", welche von der Neuendettelsauer Mission herausgegeben werden.

Bei der großen Mannigfaltigkeit der papuanischen Bevölkerung müssen wir als bestimmt voraussetzen, daß die religiösen Anschauungen in den verschiedenen Landesteilen stark voneinander abweichen. Es bleibt also noch viel Arbeit zu leisten.

In der animistischen Weltanschauung findet sich die Erklärung für das uns häufig unverständliche Verhalten des Papua dem Europäer gegenüber. Er läßt nur widerwillig Körpermessungen an sich vornehmen, verweigert die Hergabe von Haarproben und betrachtet den photographischen Apparat mit scheelen Blicken, denn er glaubt, daß ihm durch all diese Dinge etwas von seinem Sein genommen wird und der andere nunmehr sein Leben in der Gewalt hat. Der ganze Zauberei-Aberglaube wäre ohne die animistische Weltanschauung unmöglich. Das Gefühl der Abhängigkeit von Zauberkünsten ist dem Papua derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß er an den Einfluß des Zaubers auch dort glaubt, wo offenkundig ein unabänderliches Naturgesetz waltet. Der Umwohner von Kap König Wilhelm weiß recht gut, daß an einem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde der Seewurm kommt; trotzdem belohnt er den Hexenmeister reichlich, der den Wurm herangezaubert hat. Der Kranke leidet derart unter dem deprimierenden Bewußtsein, verzaubert zu sein, daß schon mancher nur durch die verheerende Wirkung dieser Gemütsstimmung sein Leben vorzeitig beschloß.

In Band 3 sind alle möglichen Arten der Zauberei, die verwendeten Zaubermittel, Gegenzauber usw. ausführlich besprochen; es soll daher als Ergänzung hier nur die Beschreibung einiger Zaubermittel folgen, welche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von den Kai aus der Umgebung des Sattelberges stammen und von mir für das Berliner Museum erworben wurden.

Kriegszauber. 1. Eine harte Nuß ist in Baststoff gewickelt und mit einem Schnurgeflecht überzogen. Dies Amulett (ulumbu) wird vor dem Kampfe in einer Muschel auf die Speere gelegt und darüber folgender Zauberspruch gesprochen: „Werde schwarz, werde schwarz; sein Blut werde schwarz; sein Eiter werde schwarz; Nuselang werde schwarz; Zegpong werde schwarz; Ameng werde schwarz." (Nuselang ist der westliche Gipfel des Sattelberges, Zegpong ein Berg im Südwesten desselben, Ameng ein Geistwesen von schwarzer Hautfarbe.) Der Häuptling, welcher im Kampfe vorausgeht, hängt sich das Amulett, ein anderer die genannte Muschel um den Hals.

2. Mit kleinen Röhrchen, welche von den Seelen längst verstorbener, berühmter Helden herrühren sollen, bestreicht man sich die Finger der den Speer schleudernden Hand und steckt die Speerspitze in das Röhrchen. Dann ist der Sieg sicher.

3. Als der Blitz in einen großen Mangobaum einschlug und ihn zertrümmerte, fand man daselbst ein Muschelstück. Der Blitzstrahl, den man sich als feurigen Speer vorstellt, soll sich beim Aufschlagen auf dem Baume die Spitze, welche aus dieser Muschel bestand, abgebrochen haben. Jede Speerspitze nun, welche mit dieser Muschel berührt wird, soll den Körper des Feindes vollständig durchbohren und eine unbedingt tötliche Wunde erzeugen.

Jagdzauber. 1. Jemand träumt, ein Geist fordere ihn auf, an irgend einen bestimmten Platz im Walde zu gehen. Findet er nun dort ein rundliches Steinchen, so bringt ihm dasselbe bei der Jagd Glück. Doch hat jeder Jagdstein (zano) nur in derjenigen Gegend Wirksamkeit, wo er gefunden wurde; man trägt ihn im Netztäschchen bei sich. Einzelne dieser Steine bringen Wild in die ausgehobenen Gruben, andere sind bei der Jagd auf Höhlentiere wirksam, wieder andere, welche die Gestalt eines Penis haben und daher „Erdpenis" heißen (Fig. 174 g u. h S. 259), beim Pirschen im offenen Walde. Jeder Stein wird vor dem Gebrauch besprochen. Als Beispiel eines Grubenzauberspruches diene folgender:

„Schnelle empor, Schwein, Kasuar, schnelle empor! fahre mit Hauern und Krallen empor! Kuskuse, schnellet empor! Ratten und Mäuse schnellet empor!"

2. Von einem grauen Pulver (talao), welches aus Siassi stammen soll, streut sich der Jäger, um Jagdglück zu haben, etwas auf den Nabel, oder er zieht dasselbe in die Nase; um in Gruben Schweine zu fangen, streut man es auf die fertigen Gruben. Übrigens nützt das Mittel auch bei der Jagd auf Frauen: man braucht nur etwas davon unter die Farbe zu mischen, mit welcher man die Haare einrötelt, um sofort die Herzen zu erobern.

3. Ein Holz (zobulo), welches weit aus dem Inlande stammt, wo Jagd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geister (wosangeng) hausen, wird an beiden Seiten angebrannt. Mit dem Qualm beräuchert sich der Jäger Knie, Ellenbogen, Hände und Gesicht, auch dem Hunde wird das glimmende Holz unter die Nase gehalten, um seinen Geruchsinn zu schärfen.

4. Begibt sich der Jäger in Gemeinschaft der übrigen Dorfleute mit Schweine- und Känguruhnetzen auf die Jagd, so bespricht er einen Stein; den er sonst im Netztäschchen oder in einer Mulde im Hause aufbewahrt, berührt mit demselben die Netze und legt ihn dann uneingewickelt an seinen Platz, um die von ihm ausgehende Kraft ungehindert wirken zu lassen. Der Stein ist auch geeignet, den Jagdhund scharf zu machen: man berührt mit ihm seine Schnauze und trägt den ihn während der Jagd bei sich. Der zugehörige Zauberspruch lautet:

„Plötzlich, plötzlich, Schwein und Kasuar, plötzlich treffe euch der Speer! Ratte und Känguruh, plötzlich treffe euch der Speer! Waldhuhn und Großfuß, plötzlich treffe euch der Speer!"

5. Ein Stück Koralle, welches von einem Jagdgeist stammen soll, wird folgendermaßen besprochen: „Tieng, Timara, ihr beiden Männer tretet beiseite und laßt das Wild zu mir heraufkommen; ich will dafür euren Kot beiseite schaffen."

Tieng und Timara, zwei Jagdgeister, welche alles Wild für sich in Anspruch nehmen, sollen durch diesen Spruch zu einer Verzichtleistung veranlaßt werden. „Ich will dafür euren Kot beiseite schaffen" ist nur eine Redewendung demütiger Ergebenheit, die auch sonst im Verkehr der Kai untereinander angewendet wird. Man läßt das Zaubermittel ohne Umwickelung in einer Mulde im Hause liegen, bis man von der Jagd zurückkehrt.

6. Mit einer kleinen Bürste, die aus der im Kailande häufig vorkommenden weißen Bartflechte hergestellt ist, wird unter Hersagen eines Zauberspruches ein kleines flaches Brettchen bearbeitet. Ebenso bestreicht sich der Jäger mit der Bürste die Augenbrauen, damit er scharf sieht, und die Hände, damit er den Speer sicher wirft.

7. Der Besitz eines breitblättrigen Grases, welches aus einer sumpfigen Gegend stammt, wo Geister hausen, verschafft dem Jäger die Hilfe der Geister. Für die Frauenjagd ist dies Mittel ebenfalls brauchbar: wenn man eine Kleinigkeit von dem Grase in die Zigarette wickelt, welche man der Auserwählten reicht, sichert man sich hierdurch die Zuneigung derselben. Das Gras, welches im frischen Zustande intensiven Geruch hat, ist nur wirksam, solange es beim Zerreiben den charakteristischen Duft von sich gibt.

8. Um das Wild in die Schweinegruben zu locken, wird unter Hersagen eines Zauberspruches der Rand der Grube mit einem Zaubersteine gestrichen; dann erst deckt man die Grube sorgfältig mit Stäben und Blättern zu.

9. So flink, gewandt und erfolgreich auf der Jagd wie die Riesenschlange soll auch derjenige werden, welcher sich im Besitze ihres Gebisses

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

befindet; so sicher und fest, wie die Schlange ihre Beute faßt, wird auch der mit dem Gebiß gestrichene Speer das Wild treffen.

10. Ein winziges Steinchen ist der Überrest eines großen Klumpens, den einst ein Jagdgeist dem Vorfahren des letzten Besitzers dieses Steinchens übergab. Wenn die Schweinegruben ausgehoben und überdeckt sind, wird ein Körnchen von dem Stein in die Grube geworfen, wodurch letztere große Anziehungskraft auf die Schweine ausübt.

11. Eine Habichtskralle hält ein Steinchen umklammert, welches das Herz oder die Niere eines Wildes vorstellt. So wenig dem Habicht sein Opfer entrinnt, so wenig soll dem Jäger, welcher dieses Zaubermittel besitzt, das Wild entwischen. Will der Jäger sich in den Wald begeben, so legt er das Zaubermittel offen in eine Mulde. Nach seiner Rückkehr wird es wieder sorgfältig verpackt.

12. Es gibt böse Geister, welche dem Menschen kein Wild gönnen, dasselbe aus den Wildgruben befreien und wenn es sich in Netzen und Schlingen gefangen hat wieder erlösen. Um diese Geister zu vertreiben und unschädlich zu machen, wird ein kleines Holzröhrchen, welches von der Zigarettenspitze eines Jagdgeistes stammen soll, an einem Ende glühend gemacht, während man das andere in den Mund nimmt. Den eingesogenen Rauch bläst der Jäger in eine frisch aufgeworfene Schweinegrube. Die gefangenen Tiere werden dann sicherlich nicht entkommen.

13. Eine Grasart (Botemiming), welche man in einem frisch geschnittenen Bambusröhrchen aufbewahrt, dient als Zauber bei der Rattenjagd. Man befestigt an dem hierbei benutzten Netze etwas von dem Grase. Damit von der Zauberkraft nichts verloren geht, ist das Röhrchen mit einem Stöpsel sorgfältig verschlossen zu halten; nur aus der unteren Öffnung darf man etwas von dem Grase herausnehmen.

14. Ein 1901 verstorbener Häuptling der Kai galt als gewaltiger und erfolgreicher Jäger. Um das Jagdglück des Vaters an seine Hand zu knüpfen, nahm der erwachsene Sohn nach der Verwesung des Leichnams den Unterarmknochen, rötelte ihn ein und benutzte ihn als Jagdzauber. Wenn der Arm mit diesem Knochen gestrichen wird, schleudert er den Speer mit unfehlbarer Sicherheit auf das Wild. Diese Art des Jagdzaubers kommt nicht selten vor, erleidet aber dadurch eine Einschränkung, daß der Zauberknochen nur benutzt werden darf, so lange der Tod des Verstorbenen noch nicht gerächt ist, denn nach vollzogener Blutrache ist der Knochen zu begraben. Ebenso darf dies Zaubermittel nie weiter verhandelt werden, will man sich nicht die Rache des Geistes zuziehen.

Vogelzauber. 1. Ein Kai, der einst zum Strande ging, um Meerwasser zu holen, schlief am Ufer ein und träumte, ein Geist jage mit einem Baumzweige zahlreiche Vögel auf ihn zu, von denen er viele erlegte. Als er erwachte und unter dem Rücken nach einem ihn schmerzhaft drückenden Steine suchte, gewahrte er ein kleines Zauberästchen, das ihm der Geist geschenkt hatte. Der Geist selbst war bereits im Wasser verschwunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der Anwendung muß daher das Ästchen in einer Kokosschale naß gelegt werden. Sobald das Wasser durch die Sonnenstrahlen warm wird, wirkt das Zaubermittel, und man darf hoffen, daß sich auf den vorher befestigten Leimruten zahlreiche Vögel fangen. Hat man den ersten Vogel erwischt, so legt man ihn auf einen Stein im Wasser und murmelt folgenden Spruch:

„Wae, Tauben und Täubchen kommt!
Wae, Drosseln und Paradiesvögel kommt!
Wae, weiße und schwarze Kakadu kommt!
Wae, rote und grüne Papageien kommt!"

„Wae" ist bei diesem Spruch das Zauberwort, von dem die Wirkung abhängt.

2. Ein Stein, der angeblich aus einer Höhle in einer unheimlichen Gegend stammt, wird unter einen Baum gelegt, auf welchem sich die Leimruten befinden. Der Stein übt nun auf die Vögel eine ebenso große Anziehungskraft aus wie jene Höhle, und sie gehen willig auf die Leimruten. Wie bei dem vorhergehenden Zauber muß der erste gefangene Vogel auf einen Stein gelegt und dann erst verzehrt werden. Bei dem zugehörigen Spruch heißt das Zauberwort „Iwago".

Hundezauber. Selbst der beste Jagdhund würde ohne kräftigen Zauber wenig Glück beim Aufspüren und Fangen der Tiere haben.

1. Man schabt einige kleine Partikelchen von einem Krokodilzahn unter das Futter, welches man dem Hunde unmittelbar vor dem Beginne der Jagd reicht. Dadurch geht die Kraft und Beutegier des Krokodils auf den Hund über.

2. Mit den Krallen einer Eule (wio) streicht der Jäger die Schnauze seines Hundes und ist dann sicher, daß derselbe wie eine Eule seine Beute packt.

3. Unter Hersagen eines Spruchs schabt der Jäger einige Partikelchen von einer Schildkrötenschale und mischt sie unter das Tarofutter, welches er seinem Hunde reicht. Während der Hund frißt, muß der Zauberspruch immer wiederholt werden. Gleichzeitig streicht der Jäger mit dem Schildpatt über das Fell des Hundes, um die bösen Geister und ihre eine erfolgreiche Jagd hindernden Kräfte abzuschaben. Der Spruch lautet:

„Schabe ab, schabe ab, alle Geister schabe ab,
alle Unzufriedenheit schabe ab,
Aimogo und Manung (gute Geister), schabet ab!"

Mit der Unzufriedenheit, die abgeschabt werden soll, ist diejenige der Frauen gemeint, welche vom erlegten Wilde nichts zu essen bekommen und deshalb schimpfen. Durch diese Unzufriedenheit wird der Jagderfolg der Männer in Frage gestellt.

4. Das in einer kleinen Bambusröhre befindliche Pulver (verunreinigte Schwefelblume), welches die Siassi in den Handel bringen, wird den Hunden vor der Jagd auf die Nase gestreut, damit sich ihr Geruchsinn bessert. Auch der Jäger riecht in das Röhrchen hinein oder betupft sich mit dem-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selben seine Augenlider. Am wirksamsten bleibt das Mittel, wenn man das Röhrchen mit Menschenhaar verschließt.

5. Eine große Hornis (wasila) wird den Hunden in das Fressen getan, damit sie recht bissig und scharf auf der Jagd werden.

Fischereizauber. Wohlverwahrt in einem festen Rotanggeflecht vom Stiele eines Steinbeils, mit welchem einst ein Riesenaal erschlagen wurde, ruhen, sorgfältig eingewickelt, einige Steinchen, welche sich im Magen jenes Aales fanden. Beim Fisch- und Aalfang werden nun die Steinchen in einer Schale in das Fischwasser gelegt, in welchem man mit Hilfe der giftigen Schlingpflanze (orabeng) die Fische zu vergiften gedenkt. Der Zauber bewirkt, daß möglichst viele Fische in dies Wasser herbeigelockt werden und daß von den durch das Gift betäubten keiner entkommt.

Schweinezauber. 1. Ein Zauberkraut, welches infolge seines intensiven Geruches beliebt ist und daher besonders bei Festlichkeiten und Tänzen in den Armringen getragen wird, soll, unter das Schweinefutter gemischt, bewirken, daß die Tiere recht fett werden.

2. Die Nemu (Urwesen), welche vor dem jetzigen Menschengeschlecht lebten und durch eine Wasserflut umkamen, fällten einst am Busimfluß einen Zopangbaum und stellten die langen Späne desselben am Wurzelstumpf aufrecht auf. Nach einem heftigen Regen trat der Busim aus seinen Ufern und schwemmte die Späne ins Meer, wo sie von den Wellen ans Ufer gespült wurden. Von einem solchen Span wird etwas unter das Schweinefutter gemischt, damit die Tiere recht fett werden.

3. Zwei Steine (kiazu) dienen dazu, die Stelle kenntlich zu machen, wo ein Obsidianklumpen vergraben ist, welcher nur bei Beschneidungsfestlichkeiten benutzt wird. Diesen Steinen, welche im Vergleich zu ihrer Größe ungewöhnlich schwer sind, wohnt eine besondere Zauberkraft inne: streicht man mit denselben die von einer Dorfschaft zum Verkaufe gestellten Schweine, so werden auch diese im Verhältnis zu ihrer Größe ungemein schwer.

4. Am Ufer des Busim kommt ein weißer Schlamm (zaliga) vor, welcher die Eingebornen an Schweinefett erinnert und angeblich das fest gewordene Fett von Geisterschweinen ist. Man mischt deshalb Partikelchen desselben unter das Schweinefutter, damit die Tiere recht fett werden. Der zugehörige Zauberspruch lautet:

„Mingge, Lunge, Leber, Eingeweide!
Mingge, Backen und Hals!
Mingge, Flanken und Rücken!
Mingge, Beine und Schlegel, mingge!“

„Mingge“ ist das geheimnisvolle Zauberwort.

5. Einige Späne vom Holze der Auracaria Hunsteini (Jamaza) werden in das Schweinefutter geschabt, wodurch die gewaltige Größe dieses Baumes auf das Schwein übertragen wird.

Handelszauber. 1. Pamaga sind Glückssteine, welche außerordentlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hoch geschätzt und unter keinen Umständen weiterverkauft werden. Sie vererben sich mit anderen Wertgegenständen (Eberhauern, Hundezahntaschen usw.) und werden mit diesen zusammen aufbewahrt. Um Glück beim Schweinehandel zu haben, reibt man einige Partikelchen des Steins in ein Muschelhorn und gibt den Saft einer gewissen Schlingpflanze hinzu. Bevor man sich auf den Schweinehandel begibt, genießt man hiervon einige Tropfen und ist nun sicher, daß man gute Geschäfte macht.

2. Ein todkranker Kai vom Oberlaufe des Bubuiflusses soll von einem Geiste ein kleines Knochenstück erhalten haben, welches einer abgebrochenen Speerspitze gleicht und offenbar die Spitze der Waffe eines großen Fisches ist. Mit dieser Spitze verlieh der Geist jenem Manne Gesundheit und Glück im Handel. Das Stück vererbte sich durch Generationen und wurde wegen seiner Wunderkraft ungemein geschätzt. Ebenso wie bei den Pamaga-Steinen würde es nie möglich geworden sein, ein solches Stück zu erwerben, hätten die Leute bei ihrem Übertritt zum Christentum nicht alles gutwillig ausgeliefert.

Wer ein Schwein verkaufen wollte, berührte dasselbe mit genanntem Zauberstück und erzielte dann einen hohen Preis. Kaufte man aber selbst ein Schwein, so war es notwendig, von dem Stück ein wenig abzuschaben, davon die eine Hälfte zu genießen, mit der anderen aber die Wertsachen zu bestreichen, welche man für das Schwein herzugeben gedachte.

3. Eine kleine spitze Muschel wird gleichzeitig mit Eberhauern und anderen Wertsachen aufbewahrt. Bevor sich die Leute zum Schweinekauf oder zu irgend einem Tauschhandel begeben, brechen sie ein Partikelchen von der Muschel ab und verschlucken dasselbe. Dadurch geht die Anziehungskraft für Wertsachen, welche diese Muschel besitzt, auf die Leute über, und sie machen ein gutes Geschäft.

4. Ein halbkreisförmiges Muschelstückchen, welches mit einem Eberhauer entfernte Ähnlichkeit hat, soll von einem Geiste stammen, der im Leben ein angesehener Mann war und immer Glück im Schweinehandel hatte. An der Muschel befindet sich ein Glücksstein (Pamaga); es sind also zwei glückbringende Kräfte vereinigt. Die Zauberkraft wird aber nur wirksam, wenn beim Handel ein Eberhauer in Betracht kommt.

5. Von zwei kleinen zusammengebundenen Ästchen, deren Herkunft unbekannt ist, schabt man einige Partikelchen ab und verschluckt sie. Die Enden der Ästchen hält man ins Feuer, bis sie glimmen und sengt sich mit ihnen die Fingernägel an. Man hat dann beim Handel die Gewißheit, ein gutes Geschäft zu machen.

6. Ein flach geschliffener Stein, welcher den Namen „tangsawa“ führt, wird nur bei dem großen Schweinehandel in der Beschneidungsfestzeit gebraucht; man schabt von demselben ein wenig ab und ißt es als Gewürz in den Taro, die man zu sich nimmt, bevor man zum Handel auszieht. Dann wird letzterer erfolgreich verlaufen.

7. Aus Blättern, Wurzeln, Lianensaft und Salzasche wird ein Brei be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reitet, zu dem man auch einige von einem Nasenpfeil abgekratzte Partikelchen mischt. Bevor man zum Tauschhandel mit Hundezahntaschen und Eberhauern auszieht, stellt man sich mit gespreizten Beinen auf. Von hinten wird zwischen den Beinen hindurch eine Portion von obiger Glücksspeise gereicht, die man zu sich nimmt. Nach ihrem Genuß darf bis zum Abschlusse des Handels nichts gegessen werden. Man sichert sich hierdurch ein gutes Geschäft.

Feldzauber. 1. Jeder Mann, der ein Tarofeld besitzt, muß einen Tarostein (Fosu. Fig. 55 S. 139) erwerben. Dieselben stammen angeblich aus einer Höhle westlich vom Sattelberge, sind in Wirklichkeit aber zweifellos Stücke, die schon von einer Vorbevölkerung herrühren und vor langer Zeit aus Polynesien oder Melanesien, wo sie zum Zerstampfen der Taro dienen, eingeführt wurden.

Die Kai erklären die Entstehung der Tarosteine folgendermaßen: eine Geisterfrau kochte ihrem Manne Taro, welche ihm sehr gut mundeten. Er verzehrte daher eine ungewöhnlich große Portion. Nach einiger Zeit quollen die Taro in seinem Leibe auf, der immer größer wurde, bis er schließlich barst. Die Tarobrocken flogen nach allen Seiten und wurden zu jenen Steinen.

Bei Benutzung des Tarosteins, ohne den kein Tarofeld gut gedeiht, wird zuerst ein Spruch auf den Stein gesprochen. Dann berührt man mit letzterem die Tarosetzlinge vor dem Einpflanzen. Der Spruch lautet:

„Kwaulu, kwaulu! Game sosoi kwaulu!
Songgo kwaulu! Mohe, Zeko kwaulu!
Nua gamang kwaulu! Jatua batu kwaulu!
Aga lalai kwaulu! Jawama kwaulu!“

Das Stichwort „kwaulu“ heißt: „bedecke“. Die Erde möge schützend die Setzlinge bedecken, damit sie wachsen und gedeihen. Alles übrige sind Namen für die verschiedenen Tarosorten.

2. Die Nanakwola-Steine sind seltener als die gewöhnlichen Tarosteine und gelten auch als wirksamer. Manche sind rund, andere haben einen Ansatz von der Form eines Tarostiels (Fig. 174 d u. e S. 259). Die hierbei gebräuchlichen Sprüche sind dieselben wie bei den gewöhnlichen Tarosteinen. Zuweilen findet man in einem Distrikte einen solchen Stein von bedeutender Größe, der sich nicht transportieren läßt. In diesem Falle werden die Tarostecklinge auf den Stein gelegt, wodurch etwas von seiner Größe und seinem Gewicht auf die Stecklinge übergehen soll.

3. Der Tarostocher ist ein spitzes Hölzchen, welches umwickelt in einem Bambusröhrchen aufzubewahren ist, um von seiner Kraft nichts zu verlieren. Mit demselben werden die Tarosetzlinge vor dem Pflanzen angestochen, wodurch schnelles und kräftiges Hervorsprießen der Wurzeln bewirkt werden soll.

4. Der Jamsstocher ist ein kleiner, zugespitzter Knochen, mit dem die zu pflanzenden Jams leicht angestochen werden, damit entsprechend wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beim Tarostocher die Pflanzen schnell anwurzeln. Eine weitere diesem Stocher innewohnende Kraft ist, böse Geister und schädliche Einflüsse, welche schon in den Stecklingen liegen könnten, auszutreiben.

5. Der Jamsstein, welcher von dem Geist eines Verstorbenen seinem Besitzer gezeigt ist, wird unter die auszupflanzenden Jamswurzeln gelegt und dann der Zauberspruch auf die Stecklinge gesprochen. Für die verschiedenen Jamsarten kann der gleiche Stein benutzt werden, doch sind verschiedene Sprüche nötig. Einer dieser Sprüche lautet:

„Mai Animaka qulung, Sa Buhe qulung,
Mai Buhe qulung, Enggu Guhang qulung,
Kwande Zagolo qulung, Sa Ninggeng qulung."

Ein anderer Jamsspruch hat das Stichwort „gwale", ein anderer „timbe", wieder ein anderer „gwasi".

6. Eine bestimmte Jamsart (kego) hat die Form eines kleinen rundbauchigen, enghalsigen Flaschenkürbis. Die gleiche Form besitzt ein Stein, welcher zum Zauber dieser Jams benutzt wird. Man schabt ein wenig von ihm ab und reibt dies an die zu steckenden Knollenfrüchte, oder man berührt letztere mit dem Stein.

7. Ein röhrenartiges Gebilde wird dazu benutzt, der besten Jamssorte (kise), welche die Kai kennen, Gedeihen zu geben. Die langen Keime der in das Feld auszupflanzenden Früchte werden unter Hersagen eines Zauberspruches in diese Röhre gesteckt; in das obere Ende der Röhre wird eine Muschel eingesetzt. Dies Verfahren soll bewirken, daß der Keim sich kräftig entwickelt und so stark wird wie die Röhre. Die verschließende Muschel deutet an, daß die wachsende Jamsranke vor allen Schädlingen sicher ist, da der Verschluß den Insekten den Zugang verwehrt.

8. Ein noch im Kiefer steckender Zahn eines kleinen Säugetiers besitzt ganz besondere Zauberkräfte. Der Kiefer ist mit Baststoff umwickelt, so daß nur der Zahn herausragt. Wie mit dem Jamsstocher (Nr. 4) werden die Jams-Setzlinge mit dem Zahn leicht angestochen, damit sie schnell anwurzeln. Der Besitzer des Stücks behandelte mit demselben nicht nur sein eigenes Saatgut, sondern gegen Bezahlung auch dasjenige seiner Sippe.

9. Ein Hundezahn wird in derselben Weise benutzt wie der soeben beschriebene Jamszahn (Nr. 8); doch hat er eine etwas andere Wirkung als letzterer: an dem mit ihm behandelten Jamsstock sollen nämlich die Früchte so zahlreich wachsen, wie die Hundezähne, welche man auf eine Schnur reiht.

10. Das trefflichste Zaubermittel für Jams bleibt das Gebiß oder ein Rückenwirbel der Makema-Schlange, welche auf Grasflächen lebt und von gewaltiger Dicke ist. Durch Berührung mit genanntem Zaubermittel sollen die Jams so dick und lang werden wie die Schlange.

11. Damit, wenn der Busch niedergeschlagen und das Holz getrocknet ist, alles gut brennt und das Feld sauber wird, muß ein Zaubermittel angewendet werden: man nimmt einige Buschperlen, wickelt sie unter Hersagen eines Spruches in verschiedene Blätter und steckt das Päckchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in ein Bambusrohr, um welches man das Feuer anzündet. Der Spruch lautet:

„Führt die Flamme empor, laßt sie hoch auflodern! Sopa und Sawe (zwei Geistermänner), laßt die Flamme hoch auflodern! Lepo und Kwasalo (zwei Geisterfrauen), laßt die Flamme hoch auflodern! Lodere auf! Lodere auf!"

Donner-, Blitz-, Regenzauber 1. Ein altehrwürdiger Stein von über zwei Kilo Gewicht, welcher den Namen „Ngailu" führt (im allgemeinen heißen die Regensteine „hoegpola", nur hervorragend wirksame, seit undenklichen Zeiten gebrauchte Seine haben einen besonderen Namen) dient zum Hervorbringen von Donner, Blitz und Regen. Der Regenmacher begibt sich an einen einsamen Ort im Walde, den sogenannten Geisterplatz. Im Bette des dort fließenden Baches gräbt er eine kleine Vertiefung, in welche der Stein hineinpaßt. Ungefähr ein Dutzend verschiedener bestimmter Baumblätter, welche er zu diesem Zwecke sammelte, legt der Regenmacher in die Vertiefung, bettet darauf den Stein und deckt ihn mit anderen Blättern zu. Während dieser Arbeit murmelt er beständig Zaubersprüche:

„Werde schwarz, werde schwarz, Siki werde schwarz, Bubui werde schwarz, Busim werde schwarz, Kwaia werde schwarz, Nabu werde schwarz, Fitime werde schwarz, Balong, Batu, Jondimi! Ihr beiden Männer ergreift die Speere und gebet acht! Donner und Blitz, Donner und Blitz! Speert die Jondimi und schlagt sie tot, vergießt ihr Blut! Wenn man sie dann beklagt und beweint, überziehe sich die Erde mit Wolken, mit Nebel, und anhaltender Regen ströme herab!"

Siki, Bubui, Busim, Kwaia, Nabu sind Bäche und Flüsse; Fitime ist ein Teich; Balong und Batu sind Geistermänner, die Träger von Blitz und Donner; die Speere, welche sie schleudern, sind die Blitze. Unter Jondimi, die Geisterfrau, ist jedenfalls die scheinende Sonne zu verstehen, die beseitigt werden muß, denn die beiden Männer sollen sie umbringen und an ihre Stelle Nebel, Wolken und Regen setzen.

Der Regenmacher läßt den Stein im Wasser liegen, so lange es regnen soll.

2. Wie der in Nr. 1 beschriebene, hat auch ein anderer, altehrwürdiger Regenstein einen besonderen Namen: Kiokio. Das Verfahren ist ebenso wie bei dem „Ngailu".

3. Der Stein „Palandangasu" soll bei einem heftigen Gewitter durch einen Blitz vom Himmel auf die Erde geschleudert sein. Er dient dazu, Blitz und Donner hervorzurufen, nicht auch Regen. Der zugehörige Zauberspruch geriet in Vergessenheit. Da derartige Sprüche in der Regel nur von vereinzelten alten Leuten gekannt werden, welche sie möglichst geheim halten, kommt es nicht selten vor, daß ein Spruch verloren geht, wenn der Alte plötzlich stirbt, ohne seine Wissenschaft einem anderen mitgeteilt zu haben.

4. Die gewöhnlichen Regensteine (hoegpola) werden eingerötelt aufbewahrt und sind sorgfältig zu verbergen, da schon der bloße Stein die Kraft hat, Nebel herbeizuziehen, welche die Sonne verhüllen. Der zugehörige Zauberspruch lautet:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Morgenrot werde schwarz; Wolken werdet schwarz; Tami, Bukaua werdet schwarz; Logaueng, Masang werdet schwarz; Wasa, Laugube werdet schwarz; Balong, Batu werdet schwarz!“

Die Namen bezeichnen Inseln (Tami), Berge und Landschaften. Balong und Batu sind die beiden Geistermänner, welche auch beim Gewittermachen angerufen werden.

5. Auch die Flügelstumpfe des Kasuars werden zum Regenmachen verwendet. Unter Hersagen eines Spruches fährt man mit ihnen zuerst in eine Wasserlache und dann gegen den Himmel.

Erdbebenzauber. Ein länglicher Stein mit einem Zackenkranze, welcher an eine Sternkeule erinnert und jedenfalls aus uralter Zeit stammt (Fig. 174f S. 259), wird zum Erzeugen von Erdbeben benutzt. Einst wurde dem ursprünglichen Besitzer desselben (Basang) seine Frau (Gomeng) entführt und in die Gegend am Oberlaufe des Bubui geschleppt. Seine Forderung, ihm die Frau zurückzubringen, wurde ebensowenig beachtet wie seine Drohungen. Da ließ der ergrimmte Mann mit Hilfe genannten Steins ein Erdbeben eintreten, welches in jener Gegend so wütete, daß die Felder der Entführer von den Berghängen rutschten und ihre Häuser verschütteten. Über den zugehörigen Zauberspruch ist nur soviel bekannt, daß die Geister Basangs und seiner Frau Gameng angerufen werden, ferner der Geist eines Mannes Namens Zametila.

Frauenzauber. 1. Nicht wenige Zaubermittel der Eingebornen werden gebraucht, um die Zuneigung der Mädchen und Frauen zu erlangen. U. a. dient diesem Zweck ein Fischgebiß. Man sticht damit Taro oder sonst eine Frucht an, welche der Frau gehört, auf die man es abgesehen hat; oder man weist mit demselben aus der Ferne nach der Frau, natürlich so, daß sie es sehen muß. Der Zauber bewirkt, daß man bei der Annäherung von der Auserwählten keinen Korb bekommt.

2. Ein kleines Stück der Wurzel eines Sumpfgrases wird in eine Zigarette gewickelt, welche man dem Mädchen oder der Frau heimlich anbietet. Daraufhin soll sie dem Zauber nicht widerstehen können, sondern dem Verführer bei der ersten sich bietenden Gelegenheit nachlaufen. Damit die Wurzel ihre Kraft recht lange bewahrt, wird sie zusammen mit Zineng-Blättern aufbewahrt, welche stark duften und daher gern im Armringe getragen werden.

3. Eine andere Sumpfgraswurzel wird geschabt. Hiermit reibt der Mann seinen Körper ein, wenn er auf die Weiberjagd geht. Der Geruch der Wurzel soll die Angebetete so betäuben, daß sie keinen eigenen Willen mehr hat, sondern blindlings und ohne Rücksicht auf die drohende Strafe dem Verführer in die Arme läuft.

4. Die steinharte, etwa haselnußgroße Frucht einer Schlingpflanze (papasa) wird mit einem Zauberspruch besprochen und dann über die Frau geworfen, der man sich heimlich näherte. Merkt die Frau nichts, so wirft man eine gleiche Frucht nach ihrem Rücken, damit sie sich umkehrt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und den Bewerber erblickt. Nunmehr kann sich die Frau der Wirkung des Zaubers nicht entziehen und leistet willenlos Folge. Die infolge des Zaubers eintretende Willenlosigkeit ist immer eine gute Entschuldigung für sie, wenn der Mann etwas von der Sache merken sollte. Der zugehörige Zauberspruch lautet: „Ningge, deine Brüste ningge, deine Geschlechtsteile ningge, alles vergiß ningge; deine Mutter und deinen Vater vergiß ningge; deine Onkel vergiß ningge."

5. Tumuleng ist ein Geist, welcher die Seelen der Abgeschiedenen an ihren Ort geleitet. Wenn der Körper eines Toten infolge der sich entwickelnden Gase anschwillt, sagt man, der Tumuleng hat ihn geschlagen. Findet sich dann auf dem Grabe eines solchen Toten irgend ein Wildkot, so muß er vom Tumuleng stammen. Man nimmt ihn und benutzt ihn als Zaubermittel, sowohl für den Todeszauber, wie für den Frauenzauber. Zu letzterem Zwecke wickelt man etwas davon in die Zigarette, welche man der Auserwählten zum Rauchen reicht, oder mischt eine Kleinigkeit unter den Betelkalk, welchen die Frau benutzt. Ebensowenig wie der Tumuleng einen Toten losläßt, daß derselbe wieder ins Leben zurückkehren kann, vermag sich die Frau der Wirkung des Zaubers zu entziehen.

6. Am Boden einer Bambusröhre befindet sich besonders eingewickelt geschabte Wurzel eines bestimmten Baumes, welche Anziehungskraft auf die Frauen ausübt. Auf ihr liegen zwei Steinchen, welche Hoden bedeuten. Von letzteren wird eine Kleinigkeit abgeschabt und mit Fasern der Wurzel in die Zigarette gewickelt, welche man der Frau reicht. Diese kann dann dem Manne nicht widerstehen.

7. Um sich die Zuneigung eines Mädchens zu erwerben, welche einen Widerwillen gegen den Freier hat, zerkaut man eine bestimmte Wurzel. Im günstigen Augenblicke bespritzt man das Mädchen mit diesem Saft, der sehr scharf schmeckt. Hierdurch wird die Liebe des Mädchens, welche dasselbe zu einem anderen hegt, weggebissen.

8. Das Schwanzende einer dunkelfarbigen Eidechse (fiuhalo) wird in eine Zigarette gewickelt, von der man weiß, daß die Auserwählte sie rauchen wird. Unter der Einwirkung dieses Zaubers muß nun die Frau ihren Mann verlassen und dem anderen nachlaufen.

Tanzzauber. 1. Um die ganze Nacht beim Tanze aushalten, alle Bewegungen ohne zu ermüden anmutig ausführen zu können, endlich auch um die Augen der Frauen auf sich zu lenken, wird der Tanzstein besprochen, etwas davon abgeschabt und hiermit der Körper, vor allem die Gelenke und die Beinmuskeln, gerieben.

2. Mit einem ähnlichen Stein wie Nr. 1 werden Kopf, Rücken, Arme und Beine gestrichen. Während des Tanzes trägt man ihn in der Leibbinde.

3. Ein besonders wirksamer Tanzstein stammt aus Siassi, wo, wie bereits früher erwähnt, die berühmteste Hochschule der papuanischen Tanzkunst sich befindet. Ein Geist soll den Stein einem Manne übergeben haben, welcher später der berühmteste Tänzer wurde und zahlreiche neue

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tänze erfand. Ein von dem Stein abgeschabtes Stäubchen wird nebst dem Stein in eine Kokosschale gelegt. Darüber träufelt man den Saft einer Schlingpflanze ngafelung. Dann gießt man die Schale voll Kokoswasser und trinkt davon vor dem Beginne des Tanzes.

4. So leicht wie sich eine kleine Kugel beim Rollen wendet, muß auch ein Mann tanzen können, welcher kleine Partikelchen derselben genießt. Man schlägt also solche vor dem Tanze von der Kugel ab und leckt sie wie Zucker vom feuchten Finger.

Krankheitszauber. Ein rohes Stück Koralle wird dazu benutzt, Leuten, denen man nicht wohlgesinnt ist und an denen man sich aus irgend einem Grunde rächen will, schlimme Wunden anzuzaubern. Zu dem Zwecke löst man das Stück aus seiner sicheren Umhüllung und wirft es unbemerkt in der Richtung nach dem Manne, dem man den Schaden zufügen will. Nachher muß das Stück wieder sorgfältig verpackt werden, da sein bloßer Anblick gefährlich ist.

Medizinzauber. Erkrankt ein Kai, so läßt er von einem Geisterplatze, in dessen Nähe er kürzlich war, etwas dürres Gras oder Laub holen. Er vermutet nämlich, daß die Krankheit von einem dort hausenden Geiste verursacht sei. Der Bote, welcher das Gewünschte holt, wickelt es in ein bestimmtes Blatt und umbindet das Päckchen mit einer Schlingpflanze. Mit dem Päckchen streicht man den Kranken oder seine Wunde, wenn es sich um eine solche handelt. Infolgedessen zieht der Geist der Krankheit in das Päckchen ein, welches man nun mit einem Prügel bearbeitet, um dadurch den Geist unschädlich zu machen; oder man hängt das Päckchen in den Rauch, wo der Geist ersticken muß.

Todeszauber. Beim Todeszauber steckt man das Zaubermittel der Regel nach in ein Bambusröhrchen. Als viel sicheres Seelengefängnis gilt ein Krokodilzahn. So wie Mensch und Tier unrettbar verloren sind, wenn sie zwischen die Zähne eines Krokodils geraten, so sicher ist auch der Mensch dem Tode verfallen, von dessen Seelenstoff eine Kleinigkeit in den Krokodilzahn eingeschlossen wird.

Der Zahn ist auch als Jagdzauber verwendbar: man schabt von ihm etwas ab und mischt es unter die vor der Jagd eingenommene Nahrung. Dies bringt Jagdglück.

Zauberdiagnose. Um festzustellen, ob eine Krankheit von Geistern oder von Zauberern verursacht wird, gibt es folgende Methode: der Zauberer läßt sich gebratenen Taro oder Jams geben und murmelt geheimnisvoll seinen Spruch, in dem er einige Geister anruft, welche die Wahrheit an den Tag bringen sollen. Dann schwingt er den Taro einigemale um den Kopf des Kranken, nimmt ihn in den Mund und beißt ihn in zwei Stücke. Zeigt sich ein Steinchen darin, so ist dies ein Zeichen, daß die Krankheit von bösen Geistern verursacht ist. Man legt dann den Taro ins Wasser, damit das Steinchen und die Krankheit abgekühlt werde. Zeigt sich jedoch beim Zerbeißen an Stelle des Steinchens ein kleiner Blattwickel (in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

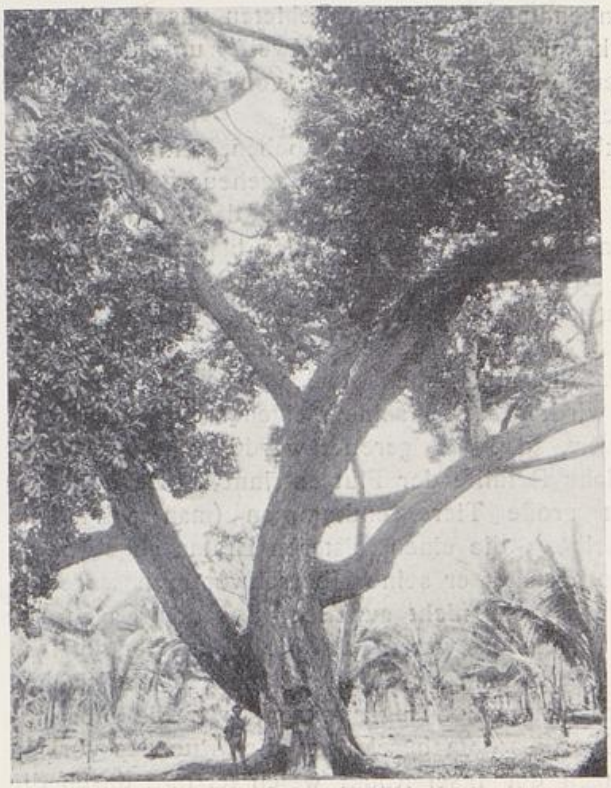
welche die Zauberer das Zaubermittel einzuwickeln pflegen), so steht es fest, daß die Krankheitsursache bei einem Zauberer zu suchen ist, welcher den Kranken beseitigen will. Das Ganze ist natürlich ein plumper Schwindel; aber die Zuschauer bemerken es nicht, daß der Mann den Stein oder den Blattwickel im Munde versteckt hielt und beim Aufbeißen des Taro mit der Zunge geschickt in den Spalt schob.

Gegenzauber. All diese Zaubermittel bleiben unwirksam, wenn man ein kräftiges Gegenzaubermittel besitzt. Hierher gehört ein bestimmtes Harz, mit dem man sich den Körper bestreicht. Der Zauberer kann dann der Seele nicht habhaft werden, denn wollte dieselbe auch aus dem Körper heraus, so würde sie doch an dem Harz, mit dem der Körper eingerieben wurde, kleben bleiben.

Dies ist nur eine kleine Auslese der von den Sattelberg-Kai benutzten Zaubermittel, die ich Herrn Missionar Keysser verdanke. Man sieht also, daß der Papua ein reich assortiertes Lager von Zaubermitteln der verschiedensten Art besitzt, die ihm in jeder Lebenslage Dienste leisten. Überall kommt der Gedanke zum Ausdruck: so wie dieser oder jener Gegenstand bestimmte Eigenschaften aufweist, muß auch der Mensch, welcher mit diesem Gegenstande in Verbindung gebracht wird, entsprechende Eigenschaften annehmen. Allerwärts findet Übergang des Seelenstoffes von einem Gegenstand auf einen anderen statt.

Ebenso wie die Zauberei wurzelt der Totemismus in der animistischen Weltanschauung. Leider ist der Begriff desselben so wenig scharf begrenzt, daß man alle möglichen, in keinem ursächlichen Zusammenhange stehenden Dinge hierunter zusammengefaßt hat. Versteht man unter Totemismus lediglich die Beziehung einzelner Menschen zu gewissen Tieren oder Pflanzen — nebst allen sich daraus ergebenden Folgeerscheinungen —, so sieht man, daß er in Kaiser-Wilhelmsland weit weniger ausgeprägt ist als auf den großen vorgelagerten Inseln (Bismarck-Archipel). Am Huongolf finden sich nur vereinzelte Spuren desselben, über welche in Band 3 (S. 160, 310, 428) berichtet wird. Deutlicher tritt derselbe in den westlichen Gebietsteilen unserer Kolonie in die Erscheinung, wo insbesondere Beziehungen der Menschen zu Pflanzen recht verbreitet sind. Figur 317 zeigt einen uralten Totembaum auf Seleo (Berlinhafen), dessen Erhaltung sich die Eingeborenen ausdrücklich ausbedangen, als sie das umgebende Land für den Plantagenbau verkauften. Sie glauben, daß sie alle sterben müssen, wenn der Baum zugrunde geht. In der Umgebung von Dallmannhafen und auf den vorgelagerten Inseln ist Baumtotemismus allgemein verbreitet. Diejenigen, welche zu demselben Baum gehören, dürfen sich nicht heiraten, da sie als Geschwister betrachtet werden. Wenn jemand den Totembaum eines anderen fällt, kann er gewärtig sein, daß man ihn erschlägt, oder es wird dann auch sein Totembaum vernichtet. Gehört z. B. jemand dem Eisenholzbaum an, so darf er Eisenholz überhaupt nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



317. Totem-Baum auf Seleo (Berlinhafen).

verbrennen und muß sich stets in weiter Entfernung von brennendem Holze dieser Art halten. Soll irgend etwas gut gelingen oder eine Gefahr glücklich vorübergehen, soll ein im Netze gefangenes Schwein oder ein Fisch verhindert werden, sich wieder zu befreien, so braucht man nur den Namen seines Totembaumes auszusprechen. Der Baum ist der gute Geist des Mannes. Außer dem Baumtotemismus kommt in diesen Gegenden auch Tiertotemismus (Vögel; Fische) vor. Bei den Sissanu konnte ich deutliche Spuren von Totemismus nicht entdecken.

Treffliche Anhaltspunkte für die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Stämme und für frühere Verbindungen mit anderen Inseln und Ländern bieten die Sagen und Erzählungen, von denen in den fünf Abschnitten des Bandes 3 eine reiche Fülle mitgeteilt ist.

Was oben in bezug auf die religiösen Anschauungen des Papua gesagt wurde, gilt ebenfalls für die Erzählungen. Wenn auch die Eingeborenen mit letzteren nicht ganz so zurückhaltend sind wie mit ihren religiösen Anschauungen, so ist doch für den Europäer, welcher diese Erzählungen festlegen will, genaueste Kenntnis der Landessprache notwendig, und er muß fernerhin mit der Eigenart des Papua vertraut sein. Erfahrungsgemäß hat nämlich der Schwarze große Neigung, allerhand Modernes mit einem papuanischen Mäntelchen zu umhängen, seine Weisheit in dieser Form aufzutischen und sich dem Ausfrager in geschickter Weise anzupassen. An der Küste hören die Eingeborenen von dem Missionar biblische Geschichten, welche mit entsprechenden Abänderungen und Anpassungen an die Gedankenwelt des Papua von Mund zu Mund auch tief in das Innere hinein weitergetragen werden. Dorthin kommt mit Notizbuch und Bleistift der Reisende und beginnt mit Hilfe des Dolmetschers, welcher unbemerkt nachhilft, wo die Wissenschaft der Inlandleute zu Ende geht, sein Ausfragen; allerwärts zeigen sich Anklänge an Erzählungen, die mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleicher Sprach- und Sachunkenntnis in anderen Gebieten unseres Planeten gesammelt wurden, und es kann nunmehr keinem Zweifel unterliegen, daß Völker, die jetzt einige wenige tausend Kilometer von einander entfernt wohnen, früher in nahen Beziehungen standen!

Neu-Guinea ist das klassische Land der Erdbeben, und es vergeht kein Jahrzehnt, in dem nicht dort irgendwo eine ungeheuere Umwälzung stattfindet wie das Versinken ganzer Landstriche und das Auftreten verderblicher Flutwellen. So soll z. B. früher das Meer bis zur Spitze des Sattelberges gereicht haben. Überflutungssagen sind daher in Neu-Guinea etwas Gewöhnliches und entstanden unter dem Eindrucke dieser Naturerscheinungen im Lande selbst. Nun hört der Papua die biblische Sintflutsage, in der ihm besonders die zahlreichen großen Tiere gefallen, von denen je ein Paar gerettet wird. Was in seinem eigenen Lande auf dem Erdboden lebt, ist kaum wert, daß es gerettet werde, und die Vögel können auch ohne menschliche Beihilfe der Flut entrinnen. Da nun aber bei der biblischen Sintflut große Tiere entkommen (man zeigt dem Schwarzen Abbildungen derselben), die einen feisteren Braten abgeben als elende Ratten und Mäuse, so gestaltet er seine Überschwemmungssagen in entsprechender Weise um. Es kann nicht auffallen, daß dort Sagen mit biblischem Anstrich schon vorhanden waren, als die erste der jetzigen Missionen sich niederließ (1886), denn durch die Nähe des malayischen Archipels, wo die Missionare schon viel länger sitzen, war die Möglichkeit der Einfuhr gegeben. Überdies kam bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Mission nach der Insel Rook, welch letztere durch die nahe gelegenen Siassi-Inseln in ständigem Verkehr mit dem Festlande von Neu-Guinea blieb. Auch der Bismarck-Archipel, wo die Mission schon sehr lange wirkt, und der durch die seefahrenden Siassi und Tami mit Kaiser-Wilhelmsland stets in geistigem Zusammenhange ist, kommt für die Einführung biblischer Sagen in Betracht.

Alles in allem können Sagen mit biblischen Anklängen, besonders Sintflutsagen und Messiassagen, in keiner Weise für irgend welche Beziehungen der Papua zu anderen Völkern herangezogen werden.

Zahlreiche papuanische Sagen werden nur zu bestimmten Zeiten, z. B. zur Zeit der Feldbestellung und Fruchtreife erzählt und gelten als Zauberformeln für das Wachstum der Pflanzen. In Bukaua sind die alten Weiber die professionellen Erzähler, bei den Kai einzelne ältere Männer. Im übrigen sei auf die entsprechenden Ausführungen in Band 3 hingewiesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 26.

KRANKHEITEN UND GEBRECHEN. ARZNEIKUNDE UND OPERATIVE EINGRIFFE.

Die am meisten in die Augen springende Krankheit — nicht nur bei dem Weißen — ist in Neu-Guinea die Malaria. Jetzt freilich, wo durch geordnete Chininprophylaxe sich die gesundheitlichen Verhältnisse außerordentlich besserten, kann man kaum glauben, daß noch vor zwei Jahrzehnten einzelne Gebietsteile von Kaiser-Wilhelmsland zu den schlimmsten Fiebergegenden der Erde gehörten. In den älteren Berichten tritt uns allerwärts die Klage entgegen: Malaria und kein Ende. Nur einige wenige Stellen aus den „Kirchlichen Mitteilungen", dem Organ der Neuendettelsauer Mission, mögen hier angeführt werden. „Das Fieber stellt sich ziemlich regelmäßig alle 14 Tage bei mir ein" (Flierl 1887). „Mit der Gesundheit geht es nicht viel besser als im Anfang. Das Fieber hält fast alle 14 Tage seinen Einzug" (Tremel 1887). „Der Gesundheitszustand war im vergangenen Monat nicht sonderlich gut. Tremel hatte einmal ziemlich starkes Fieber, Bamler mehrmals leichte Anfälle, meine Frau litt mehrere Tage am Fieber und zuletzt kam ich an die Reihe" (Flierl 1888). „Bamler hatte ein paar leichte, meine Frau im letzten Monat wieder mehrere Anfälle, darunter einen dreitägigen, recht heftigen; ich war ein paarmal vom Fieber heimgesucht" (Flierl, Sept. 1888). „Je länger man hier ist, desto mehr gewöhnt man sich an alles, was anderer Art ist als in der Heimat. An das Fieber freilich gewöhnt man sich nicht so leicht. Es hält immer fleißig Einkehr bei uns" (Tremel 1888). „Beim Abgange der vorigen Post bekam ich das Fieber, hernach Bamler und zuletzt auch meine Frau" (Flierl 1889). „Ich war im September 10, im Oktober 8, im November 12 Tage lang krank. Im Juni lagen wir einmal gleichzeitig zu viert, und es schien, als ob Krankenpflege die ausschließliche Beschäftigung des Simbanger Missionspersonals werden sollte" (Pfalzer, Dez. 1889). „Vom Fieber hat natürlich alles zu leiden, öfter oder seltener, auf diese oder jene Weise. Es ist ein erbärmlicher Gast; kommt es nicht zum Ausbruch, so darf man sicher sein, daß es im Innern wütet. Ich hatte früher immer gedacht, in drei bis vier Jahren könnte man sich akklimatisiert haben; ich bin nun aber bald fünf Jahre hier und merke noch wenig von Akklimatisation" (Bamler, Ende 1892). „Vetter ist schon mehrere Tage ganz bettlägerig, das Fieber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

will auch noch nicht heruntergehen, — und ich bin halb krank, manchmal stark dreiviertel" (Pfalzer Nov. 1893). „Gar bald stellen sich bei dem Neuankömmling häufige und heftige Fieber ein; mancher übersteht die Zeit nicht, muß aus dem Lande oder stirbt sogar . . . alle 10 bis 14 Tage kam ein Anfall seit Neujahr und, was das schlimmere, das Fieber wich nicht mehr aus dem Körper. . . . Gegenwärtig haben wir zu dreien, von denen selbst keiner sehr fest ist, zwei schwerkranke Patienten zu pflegen" (Pfalzer, Mai 1894).

Bedenkt man, daß noch mehrere Tage nach einem Anfalle die Kräfte äußerst gering sind, so versteht man, unter wie großen Leiden und Entbehrungen jene Leute arbeiteten.

Die angeführten Stichproben beziehen sich auf die an der Langemak-Bucht gelegene Missionsstation Simbang und auf Tami, wohin das Fieber immer von der Küste her eingeschleppt wird. In dem benachbarten Finschhafen, wo sich gegen Ende 1885 die Neu-Guinea Co. niederließ, stand es mit den Gesundheitsverhältnissen anfänglich einigermaßen erträglich, denn es ist eine allgemein beobachtete Tatsache, daß nur völlige Unkultur und höchste Kultur das Land in gewissem Grade vor Malaria schützten. Am gefährlichsten sind die Zwischenstufen. Bald hielt aber in Finschhafen der Tod unter den Angestellten der Kompagnie reiche Ernte, denn hier traten zwei besonders ungünstige Momente hinzu: der starke Alkoholgenuß und das viele Sitzen und Schreiben, wobei man auch tagsüber von den Moskitos reichlich zerstochen wird. „Das Fieber hat in letzter Zeit in Finschhafen wieder ein Opfer gefordert . . . es sind dort also schon fünf Personen dem Fieber erlegen" (Tremel 1887). „Vergangenen Dienstag wurde ich nach Finschhafen gerufen, um dort ein Begräbnis zu halten. Gestorben war ein Botaniker, der kaum ein Vierteljahr hier gewesen war" (Tremel, Ende 1887). Es sollte jedoch noch schlimmer kommen. Einem Berichte vom 29. Januar 1891 entnehmen wir folgendes: „In diesem Monat sind in Finschhafen von kaum 30 Weißen vier am Klimafieber gestorben, der kaiserliche Richter, der Gerichtsschreiber, der Bediente des kaiserlichen Kommissars und die Frau des Generaldirektors." Am 13. März 1891 wird geschrieben: „Morgen ziehen alle Weißen von Finschhafen weg, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist ein weiteres Bleiben unmöglich. 40 Prozent der weißen Bevölkerung sind bis jetzt in nicht ganz $2^1/_2$ Monaten gestorben. Mit einer Ausnahme nahm die Krankheit einen fürchterlich schnellen Verlauf. Dem betreffenden wird sehr schlecht, er hat aber noch geringe Temperatur, die dann langsam steigt; bei 39^0 sterben schon welche, andere erst bei 42^0 und sind in 24 Stunden gesund, tot und begraben. In verschiedenen Fällen beobachtete man, daß die Leidenden sich förmlich in den Tod sangen. Der Generaldirektor ist auch gestorben, nachdem ihm einen Monat früher seine Frau entrissen worden. . . . Ein anderer, der kürzlich gekommen und bald wieder gehen wollte, weil er zum Sterben noch zu jung wäre, starb auf dem Schiffe in Stephansort, und als dasselbe die Reise nach dem Archipel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fortsetzte, verschied der erste Steuermann. Ich wollte gestern den Arzt konsultieren in Finschhafen wegen meiner Leber. „„Er ist gestern bei einem Begräbnis krank geworden, er kommt nimmer auf““, so hieß es mit völlig zuversichtlicher Miene. Da kommt einer „„Doktor tot?““ „„Noch einige Minuten, hab schon die Jungen zum Grabmachen geschickt.““ Es könnte nicht gleichgültiger über den Fall eines Pferdes geredet werden, und jeder sagt sich, er kann der nächste sein“ (Vetter 1891).

Das ist das große Sterben in Finschhafen, dem vom 1. Januar bis 13. März 1891 von dreißig Weißen dreizehn zum Opfer fielen. Da als letzter der Stationsarzt starb, fehlen alle zuverlässigen Nachrichten über genaue Einzelheiten der Krankheit. Flierl, ein Augenzeuge jener Vorgänge, schreibt: „Auch dem Arzt war die Seuche rätselhaft. Manche glaubten an eine aus Java eingeschleppte Epidemie, wobei es sich aber nicht erklärt, warum die Schwarzen und die Malayen fast ganz davon verschont blieben.“ Auch alle möglichen anderen Erklärungen wurden an den Haaren herbeigezogen: von einem übel berüchtigten Individuum sollte das Trinkwasser vergiftet sein. Wieder andere gaben verdorbenen Konserven die Schuld. Nach den eingehenden Nachforschungen, die ich hierüber bei denjenigen anstellte, welche diese schlimme Zeit miterlebten, unterliegt es keinem Zweifel, daß es sich lediglich um eine besonders bösartige Form der Malaria handelte, so wie sie ganz ähnlich zeitweise in Holländisch Neu-Guinea vorkam. Flierl schreibt: „Nach dem Urteil des Arztes in Cooktown, welcher unmittelbar nach jener Epidemie den auf der Heimreise begriffenen, dortselbst drei Tage schwerkrank daniederliegenden Reichskommissar Rose behandelte, soll die Krankheit doch nur ein Tropenfieber, wenn auch von der denkbar bösartigsten Form, gewesen sein.“

Der schon lange bekannte nachteilige Einfluß des Waldrodens und der Urbarmachung des Bodens auf die Verschlimmerung der Malaria, der uns jetzt, wo wir über das Wesen der Krankheit und über die Art der Weiterverbreitung unterrichtet sind, vollkommen klar ist, spielte in Finschhafen eine wichtige Rolle, denn kurz vorher war in nächster Nähe der Station Land urbar gemacht.

Wie haben wir uns hierbei die größere Gefährdung des Menschen zu erklären? Beim Umschlagen des Waldes werden die Moskitos, welche sich tagsüber im Schatten der Blätter und des Grases versteckt halten, aufgescheucht, stechen die Arbeiter und suchen neue Zuflucht, welche ihnen die Wohnungen reichlich bieten. Da nun die Schwarzen häufig mit Plasmodien infiziert sind, auch wenn bei ihnen der Regel nach die Malaria nur im Kindesalter als schwere Krankheit in die Erscheinung tritt, so werden in schneller Generationsfolge besonders virulente Plasmodien herangezüchtet. Bei den häufigen Regen bilden sich allerwärts zwischen den gefällten Stämmen, in hohlen Bäumen und Astlöchern kleine Wasserlöcher, welche den Mücken günstige Gelegenheit zur Ablage und Entwicklung ihrer Eier bieten. Auch bei Typhus, Scharlach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und anderen Infektionskrankheiten erleben wir es, daß, wenn die Fortpflanzungsbedingungen für die Krankheitserreger zufällig besonders günstig werden, diese Krankheiten mit ungewöhnlicher Heftigkeit und hoher Sterblichkeitsziffer auftreten. Zu berücksichtigen ist ferner, daß das verstärkte Krankheitsgift auf einen besonders günstigen Nährboden fiel, denn die Körper der Weißen in Finschhafen waren durch den fortgesetzten, reichlichen Genuß von geistigen Getränken der Widerstandsfähigkeit beraubt. Auch mehrere Missionare in dem benachbarten Simbang erkrankten damals ernstlich, genasen aber wieder sämtlich.

Wir brauchen nicht erst die köstlichen Schilderungen Stefan v. Kotzes zu lesen, um zu wissen, was die Mehrzahl der dreißig Weißen in Finschhafen damals eigentlich tat. Nach Erledigung der vielen Schreibereien wurde der lange Rest des Tages in feuchtfröhlicher Stimmung verbracht, alles hübsch organisiert und klassifiziert, denn in Abteilung 3 des dortigen Erfrischungshauses tranken die Matrosen, Diener und sonstigen Angehörigen der untersten Gesellschaftsklasse; Raum Nr. 2 war für Sekretäre, Gerichtsschreiber und den übrigen, plebejischen Mittelstand bestimmt; in Nr. 1 dagegen versammelten sich die Honoratioren. Der Tod machte aber zwischen diesen drei Rangklassen keinen Unterschied. Als nun die Katastrophe begann, verlor man vollends die Besinnung und suchte im Rausch die Todesfurcht zu betäuben. Etwas Schlimmeres konnte man natürlich nicht tun.

Bei Epidemien dieser Art ist es geboten, daß der Weiße baldmöglichst den Ort für einige Zeit verläßt, denn es bleibt eine allgemeine Erfahrung, daß die besondere Giftigkeit des Krankheitserregers nicht lange vorhält. Bald schwächt sich das Gift von selbst ab, und die normalen Verhältnisse kehren zurück. Man hätte also nach den ersten blitzartig verlaufenden Todesfällen Finschhafen für einige Zeit räumen sollen. Natürlich wartete man hiermit, bis die unausbleibliche Meuterei der Überlebenden keinen anderen Ausweg ließ, warf nun aber die Flinte ins Korn und ging auf Nimmerwiedersehen davon. Es war der erste der zahlreichen Umzüge, welche die Kompagnie im Laufe der Jahre ausführte und bei denen man die mit ungeheueren Kosten ins Werk gesetzten Anlagen einfach preisgab. Erst 1901 besann man sich wieder auf das Vorhandensein von Finschhafen und besiedelte den Ort, welcher im Laufe der zehn Jahre völliger Verwilderung anheimgefallen war, von neuem. Seitdem machte sich daselbst niemals ein besonderes gefährliches Auftreten der Malaria bemerkbar.

Wie anders liegen gegenwärtig die Verhältnisse, und das Wunderwort, welches den gewaltigen Umschwung herbeiführte, heißt „Chininprophylaxe". Wer heutigen Tags gegen die Prophylaxe seine Stimme erhebt, beweist, daß er von den früheren Verhältnissen keine Ahnung hat.

Brachte man in früheren Jahrzehnten einem Tropenarzte gegenüber das Gespräch auf Prophylaxe und äußerte, daß sich ein Versuch derselben bei Malaria gewiß empfehlen würde, so erhielt man die barsche Erwiderung, das sei alles längst ausprobiert und die Prophylaxe nütze nicht nur nichts,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern bringe im Gegenteil Schaden. Nur ganz Vereinzelte machten schüchterne Versuche, erzielten gute Resultate, konnten aber gegen die allgemein vorgefaßte Meinung nicht aufkommen. Es bedurfte der Autorität von Robert Koch, um die Prophylaxe systematisch durchzuführen.

In den neunzehn Monaten, die ich mich in den verschiedensten Teilen von Kaiser-Wilhelmsland aufhielt, bekam ich nur vereinzelte Fälle von Malaria bei Weißen zu Gesicht, und es handelte sich hierbei fast ausschließlich um Leute, die entweder in unausrottbarer Nachlässigkeit zu regelmäßigem Chiningebrauch nicht zu bewegen waren oder die das Mittel auf die Dauer in ausreichender Dosis nicht vertrugen.

Leider läßt die Regelmäßigkeit des Nehmens noch viel zu wünschen übrig; wiederholt beobachtete ich den Fall, daß jemand einen Fieberanfall bekam und ohne weiteres zugab, gestern sei sein Chinintag gewesen, er habe es aber vollständig vergessen. Hier könnte unsere Uhrenindustrie helfend eingreifen durch Konstruktion einer Chininuhr, deren Wecker sich auf einen bestimmten Tag einstellen und das Läutewerk nicht früher ruhen läßt, bevor nicht der auf der Uhr stehende Chininbehälter heruntergenommen ist. Dadurch wäre in der Tat vielen geholfen, die aus reiner Vergeßlichkeit ihren Chinintag versäumen und dann schwer dafür büßen müssen. Um sich dauernd frei zu halten, darf nicht das kleinste Fieber aufkommen, denn bei jedem, auch dem leichtesten Anfalle werden ungeheuere Mengen von Plasmodien im Körper erzeugt, die sich dann schwer wieder völlig ausmerzen lassen und die Disposition zu neuem Fieberausbruch erhöhen. Wir wissen, daß die Keime viele Monate im Körper latent bleiben, um dann bei passender Gelegenheit, z. B. nach heftiger Erkältung, übermäßigen Anstrengungen, kräftigem Rausch usw. mit elementarer Gewalt hervorzubrechen. Aus diesem Grunde muß noch mehrere Monate nach Rückkehr in die Heimat Chinin genommen werden.

Häufig begegnet man der Vorstellung, daß es mitunter vorteilhaft ist, ein kleines Fieber zum Ausbruch kommen zu lassen, „um den Körper gründlich zu reinigen". Wenn man den Leuten dann erklärt, daß sie hierdurch ganz unnötigerweise Reinkulturen von Plasmodien in ihrem Körper züchten, so erhält man ausnahmslos zur Antwort, daß sie sich trotz allen Chininnehmens zeitweise nicht gut befinden, an Kopfweh und Abgeschlagenheit leiden und die Empfindung haben, daß das Fieber einmal heraus wolle. Der Grund liegt darin, daß diese Leute zwar Chinin nehmen, aber nicht in ausreichender Menge, so daß sie gewissermaßen latente Anfälle erleiden. Die größte Zahl der Plasmodien ist zwar abgetötet, doch genügt der verbleibende Rest, um leichte Krankheitssymptome wie Kopfschmerz und Abgeschlagenheit zu erzeugen, ohne daß es zu merkbarer Temperaturerhöhung und den übrigen schwereren Symptomen kommt. Einmaliges Aussetzen des Chinins genügt hier vollständig, um einen regulären Anfall zum Ausbruch gelangen zu lassen. Nach dem Anfalle fühlen sich die Patienten dann vorübergehend erleichtert, und das ist es, was den Wunsch nach einem Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bruche der Krankheit bei ihnen rege macht. Sie würden, wenn sie von vornherein genügend Chinin nähmen, sich dieses Wohlbehagens auch ohne Fieberanfall erfreuen.

Der Beamte, welcher in der Regel mit dreijährigem Kontrakte hinausgeht, soll sich unter allen Umständen fieberfrei zu halten suchen. Bei dem Missionar, welcher zehn Jahre und länger dort verweilt, bevor er einen Heimatsurlaub erhält, liegen die Verhältnisse etwas anders, denn so lange fortgesetzte, regelmäßige Aufnahme von großen Chininmengen würden nur wenige aushalten. Man darf nicht vergessen, daß Chinin kein indifferenter Körper ist und in großen Dosen besonders das Herz ungünstig beeinflußt. Auch bildet sich bei nicht wenigen schließlich Widerwille gegen das Mittel aus, der zu schweren Magenverstimmungen führen kann. Leute, die also gezwungen sind, voraussichtlich viele Jahre in Fiebergegenden zu bleiben, mögen die ersten zwei oder drei Jahre ihre Prophylaxe streng durchführen und dann versuchen, ob sie vorübergehend mit weniger Chinin oder ganz ohne dasselbe auskommen. Es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß vereinzelte, welche sich mit Chinin mehrere Jahre malariafrei hielten, dann ohne dasselbe lange Zeit ohne Anfall bleiben. Die Akklimatisierung nach dieser Richtung hin ist aber individuell verschieden, und es lassen sich allgemeine Leitsätze nicht aufstellen.

Leider machten alle Surrogate für Chinin wie Methylenblau usw. elend Fiasko, so daß man, was für die Gesundheit sehr zuträglich wäre, mit dem Mittel nicht wechseln kann. Eine Ausnahme bildet Arsenik, welches nicht als ein die Plasmodien direkt tötendes Gift anzusprechen ist, wohl aber die Gewebe derart beeinflußt, daß sie keinen günstigen Nährboden und Aufenthaltsort in denselben finden.

Ich schlage daher eine systematische Chinin-Arsenik-Behandlung derart vor, daß man in den ersten zwei bis drei Jahren den Körper mit Chinin malariafrei hält und dann periodenweis Arsenik nimmt: drei, höchstens viermal im Jahre sechs Wochen lang Solutio arsenicalis Fowleri, 3mal tägl. 3 bis 8 Tropfen, d. h. man fängt mit 3×3 Tropfen (in Wasser) an und steigt innerhalb einer Woche auf 3×8 Tropfen, um dann in der letzten Woche wieder allmählich auf 3×3 Tropfen herunterzugehen. Kindern sind je nach dem Alter kleinere Dosen zu verabreichen, während dieselben bekanntlich Chinin in ungefähr der gleichen Dose vertragen wie Erwachsene. In dieser Weise kann man längere Pausen im Chiningebrauch eintreten lassen, die für den Tropenbewohner unter allen Umständen höchst erwünscht sind.

Bevor wir zur Besprechung der für die Prophylaxe notwendigen Chininmengen übergehen, müssen wir uns die Art der Infektion vergegenwärtigen.

Die Theorie der mala aria (schlechte Luft) ist endgültig abgetan und an Übertragung des Krankheitsstoffes durch Insekten zweifelt kein ernst zu nehmender Forscher mehr. Ob ausschließlich der Stich von Anopheles

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder auch derjenige von einigen Culex-Arten verderblich wird, bleibt völlig gleichgültig. Wir wissen, daß wir uns unter allen Umständen vor den Mücken zu hüten und ihre Weiterverbreitung zu hintertreiben haben. Das ist leichter gesagt als getan. Man schüttet die Wasserpfützen zu, damit sich keine neue Brut entwickeln kann, und sorgt dafür, daß keine Kokosschalen herumliegen, von denen jede einzelne einen kleinen Wassertümpel darstellt. In Peterhafen auf Witu (Frensch-Inseln) füllte man eine Wasserlache mit Kokosschalen aus! Nun können die Larven sich erst recht ungestört entwickeln.

In Sialum bei Kap König Wilhelm wurde ich in entsetzlichster Weise von Mücken geplagt, obgleich sich dort in weitem Umkreise keine Wasserlache befindet. Der Boden ist poröse Koralle, welche Wasseransammlungen überhaupt nicht aufkommen läßt. Die Mücken halten sich aber auch lange Zeit fern vom Wasser im feuchten Grase ebenso wie unter den Blättern der Bäume und unternehmen von hier aus ihre Raubzüge gegen den Menschen. Zur Sanierung eines Platzes gehört also Zuschütten der Wasserlöcher, Kurzhalten der die Häuser umgebenden Grasflächen und Entfernen des Waldes aus der Nähe der Wohnstätten. Vereinzelte Bäume, durch welche der Wind streichen kann und die nicht in unmittelbarster Nähe der Häuser stehen, bringen keinen Schaden, aber geschlossener Wald ist unter allen Umständen zu beseitigen. Ein Glück bleibt, daß die Mücken nicht weit fliegen; die von Pflanzenwuchs möglichst frei zu haltende Zone bei den Ortschaften braucht also keineswegs groß zu sein.

Es ist daher ein schwerer Fehler, daß in Friedrich-Wilhelmshafen die Häuser der meisten Weißen im Palmenwalde liegen. Trotz allen Zuschüttens der Sümpfe wird hier die Mückenplage nie verschwinden, bevor nicht die Axt an den Wald gelegt ist. Der durch die Bäume herbeigeführte Schaden übersteigt bei weitem den Nutzen, den sie abwerfen.

Dann sorge man dafür, daß die Hütten der Schwarzen in angemessener Entfernung von den Behausungen der Weißen bleiben. In den Wänden und Dächern der aus Buschmaterial hergestellten Hütten finden die Mücken treffliche Schlupfwinkel und im Blute der Schwarzen die erforderlichen Plasmodien. „Man halte sich nach Sonnenuntergang nicht im Freien auf". Einen so klugen Rat kann nur jemand geben, der nie seine Nase in die Tropen hineinsteckte. Erstens haben viele Menschen auch abends draußen zu tun, zweitens ist man herzlich froh, die Abendkühle im Freien genießen zu können, und drittens stechen die Mücken auch bei Tage und zwar ganz gehörig.

Ein durch Fliegengaze moskitofrei gemachter Raum auf der luftigen Veranda dürfte in keinem Europäerhause fehlen und besonders sollte denjenigen, welche tagsüber am Schreibtische zu sitzen haben, ein Raum dieser Art zur Verfügung stehen, denn im Zimmer belästigen die Stechmücken den Weißen vom Morgen bis zum Abend. In Neu-Guinea widersteht aber nur Gaze aus Messingdraht für einige Zeit den Einflüssen des feuchtwarmen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Klimas. Eisen- und Aluminiumdraht geht in kürzester Zeit zugrunde, worauf bei der Anlage dieser Räume zu achten ist.

Unerläßliches Erfordernis bleibt für die Nacht ein gut schließendes Moskitonetz. Man glaubt nicht, wie viel auch in diesem Punkte gesündigt wird. Ein Netz ist wohl vorhanden, aber überall finden sich größere und kleinere Löcher, welche den Mücken freien Zutritt gewähren; auch ist der Abschluß nach unten häufig nicht ausreichend.

Im auffallenden Gegensatze zu unseren Mücken werden diejenigen in Neu-Guinea durch das Licht nicht angezogen, sondern abgestoßen. So weit das Licht der brennenden Lampe reicht, läßt sich keine Mücke blicken, dagegen machen sie sich mit Vorliebe an die unter dem Tisch im Dunkeln befindlichen Beine.

Daß Orte, die ursprünglich mücken- und malariafrei sind, gelegentlich diese schätzenswerte Eigenschaft verlieren, kommt in Kaiser-Wilhelmsland häufig vor. Hierher gehört die Station auf dem Sattelberge, die jetzt seit anderthalb Jahrzehnten als Erholungsort benutzt wird und daher nach und nach mit Malariakeimen infiziert wurde. Ebenso erging es der Station auf dem nahe gelegenen Wareo. Hier trat wenige Wochen nach dem schrecklichen Erdbeben (Sept. 1906) ganz unerwartet eine schlimme Mückenplage auf. Dies ging mit natürlichen Dingen zu, denn bei den durch das Erdbeben verursachten Bergstürzen wurden die Wasserläufe verschüttet und in den so entstandenen Tümpeln konnten sich die wenigen bis zu jenem Zeitpunkte dort vorhandenen Moskitos ins Ungemessene vermehren. Daß nach schweren Erdbeben schlimme Epidemien emporloderten, ist auch aus anderen Weltteilen bekannt. Der Grund bleibt derselbe wie hier auf dem Wareo.

Beim Übergang der Trockenzeit zur Regenzeit — und umgekehrt — pflegt die Malaria am stärksten aufzutreten. Das ist leicht erklärlich; denn dann bilden sich zahlreiche Tümpel, in denen sich die Moskitolarven gut entwickeln können. Ist die eigentliche Regenzeit erst da, so fließt das Wasser schnell zum Meere und gestattet keine ruhige Entwicklung der Larven, während in der eigentlichen Trockenzeit die Tümpel austrocknen.

Übrigens bilde man sich nicht ein, daß schon alle die Moskitofrage betreffenden Rätsel gelöst sind. In nicht wenigen Fällen können wir uns das plötzliche, massenhafte Auftreten der Moskiten schlechterdings nicht erklären. Ich erlebte solche Fälle bei Kap König Wilhelm, wo an einzelnen Abenden die Moskiten geradezu fürchterlich hausten, am folgenden Abend ohne erkennbaren Grund ausblieben, um sich dann aber am nächsten Morgen schon wieder in reichlichster Zahl einzufinden. In manchen Gegenden ist die Windrichtung ausschlaggebend: die Mücken stellen sich bei Südwind scharenweis ein, während bei Nordwind der Ort so gut wie frei bleibt. Man wird natürlich annehmen, daß die Mücken in diesem Falle von irgend einem südlich gelegenen Sumpfloche herangetragen wurden, doch ist zu bedenken, daß die Tiere gegen den Wind äußerst empfindlich sind und sich dann in ihre Schlupfwinkel zu verkriechen pflegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch kann man zu gewissen Abendstunden unbelästigt im Freien sitzen, da für die Moskitos der Sonnenuntergang keineswegs das allgemeine Signal zum Hervorbrechen ist. Einzelne Scharen ziehen erst um 8 Uhr abends auf. Anderwärts bleibt man von 6 bis 10 Uhr ziemlich unbehelligt. Dann aber sind die Quälgeister mit einem Male in großen Mengen vorhanden.

Zur dauernden Sanierung eines Landes gehört Durchforschung all dieser Verhältnisse und viel genauere Erkundung der Lebensbedingungen der Mücken. Mit dem einfachen Rezept „Zuschütten der Sümpfe" wird an manchen Plätzen ungemein wenig erreicht. Die so notwendige Spezialforschung wird aber wahrscheinlich auf sich warten lassen, denn gegenwärtig haben unsere Wissenschaftler noch ausgesprochene Abneigung, sich längere Zeit in Kaiser-Wilhelmsland aufzuhalten. Alles muß im Fluge erledigt werden. Verhältnisse wie die oben geschilderten lassen sich aber nur ergründen, wenn man lange an verschiedenen Orten wohnt. Kenntnis eines einzelnen Ortes, mag sie auch noch so genau sein, führt zu einseitigem Vorurteil. Es gibt kaum ein Land auf der Erde, wo uns in engem Raume das Leben in so buntschillernder Mannigfaltigkeit entgegentritt wie in Neu-Guinea.

Glücklicherweise ist immer nur ein kleiner Prozentsatz der Mücken mit Malariagift infiziert. Wurde man von einer infizierten Mücke gestochen, sind also Plasmodien aus ihrem Körper in das Blut des Menschen übergegangen, so ist die Menge derselben vorläufig noch so gering, daß ihre Entwicklung und die Sporulation unbemerkt bleibt. Entsprechend dem dreitägigen Typus[1]) findet nach zwei mal 24 Stunden ein neuer Erguß ins Blut der sich bis dahin in bestimmten Geweben versteckt haltenden Plasmodien statt; man hat also einen neuen Anfall, merkt aber immer noch nichts davon, weil zur Auslösung des vollen Symptomenkomplexes eine ungeheure Menge von Plasmodien nötig ist und diese erst in verschiedenen Generationen erzeugt werden kann. Auch der dritte Anfall dürfte zumeist noch latent bleiben oder er äußert sich nur in allgemeinem Unbehagen und leichtem Kopfschmerz. Nach abermals zwei mal 24 Stunden ist aber das Maß voll: im Anschluß an ein kurzes Stadium bestimmter Vorerscheinungen setzt heftiger Schüttelfrost ein, bei dem die Körpertemperatur ansteigt, dann folgt das Hitzestadium mit Temperatur von 40° C. und darüber und schließlich der Schweiß, bei dem das Fieber wieder zum Normalen abfällt.

Zu diesem Verlaufe paßt vollkommen, wenn die Weißen, welche in der vorprophylaktischen Zeit ins Land kamen, uns erzählen, daß sie sich eigentlich nur in den ersten acht Tagen nach ihrer Ankunft wohl befanden.

[1]) Im Grunde genommen ist der Verlauf bei dem Tertianatypus nicht ein dreitägiger, sondern ein zweitägiger. Wer z. B. am Sonntag einen Anfall hat, muß den nächsten nicht am Mittwoch, sondern schon am Dienstag erwarten. Zur dreitägigen Periode kommt man nur, wenn man jeden angebrochenen Kalendertag voll rechnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natürlich gab es hiervon Ausnahmen, denn nicht alle wurden gleich am ersten Tage infiziert, und manche Naturen haben große, mitunter bis zur Immunität gesteigerte Widerstandskraft gegen die kleinen Quälgeister.

Bei weiterem Verlaufe pflegt die Krankheit bald unregelmäßig zu werden; es treten immer neue Infektionen hinzu, der Tertianatypus verwischt sich vollkommen, ebenso wie die schematische Reihenfolge der Hauptsymptome (Frost, Hitze, Schweiß); häufig besteht dann der ganze Anfall nur aus einem mehr oder minder hoch ansteigenden, aber lange andauernden Fieber. Auch die Zwischenzeiten verlaufen nicht mit ganz normaler Temperatur, die Kräfte sinken, und es tritt schließlich jener Zustand ein, den wir als Malariakachexie bezeichnen. Während anfänglich die relativ gutartigen Plasmodienformen des Tertianatypus das Feld beherrschen, treten später die echten Tropica-Formen an ihre Stelle.

Bei Bemessung der für die Prophylaxe notwendigen Chininmenge kommt in Betracht, daß die Möglichkeit der Infektion an verschiedenen Orten sehr verschieden ist; ferner bleibt die individuelle Empfänglichkeit des Einzelnen zu berücksichtigen, und allerwärts gibt es Menschen, denen selbst die schlimmsten Moskitos scheu aus dem Wege gehen. Während ich in Sissanu auch bei Tage jämmerlich zerstochen wurde, schlief dort mein Freund Schulz nachts unter einem Netz, welches wie mit Kanonenkugeln durchlöchert war. Trotzdem wurde er tatsächlich nicht gestochen und hatte auch ohne Chininprophylaxe seit zehn Jahren keinen Fieberanfall. Man darf daher bei den Verordnungen niemals schematisieren.

Die älteren Vorschriften, bei denen man in größeren Pausen erhebliche Mengen Chinin schluckte, z. B. jeden zehnten und elften Tag je ein Gramm, oder jeden siebenten Tag ein Gramm und am achten ein halbes, sind verlassen, da die Pausen zu groß sind, die Häufung des Chinins seine unangenehme Wirkung steigert und auch die Gefahr, daß man den Tag vergißt, besonders nahe liegt. Der Regel nach nimmt man jetzt in den besseren Gegenden von Kaiser-Wilhelmsland jeden fünften Tag ein Gramm; in besonders schlimmen Gebieten muß man jeden vierten Tag ein Gramm schlucken. Frauen und Kinder kommen mit kleineren Dosen aus, und es genügt für dieselben 0,5 bis 0,75 g, wo der Mann ein volles Gramm nehmen muß. Der holländische Leiter der deutsch-holländischen Grenzexpedition sagte mir, daß er seine Leute dort nur fieberfrei halten konnte, wenn er jeden Abend ein halbes Gramm verabreichte. Es wäre wünschenswert, wenn man mit Dosen von einem halben Gramm allgemein auskommen könnte, weil hierbei der Magen am wenigsten angegriffen wird und die Beschwerden am geringfügigsten bleiben, doch schützt in der Mehrzahl der Fälle die Verabreichung von je 0,5 g an jedem zweiten Tage nicht so sicher wie die von 1 g an jedem vierten. Es ist also zur Abtötung der Plasmodien eine stärkere, wenn auch seltenere Durchtränkung des Körpers mit Chinin notwendig. Bei Frauen genügt es fast stets, wenn sie dreimal in der Woche je 0,5 g nehmen. Setzen sie hierfür drei bestimmte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tage fest, z. B. Sonntag, Dienstag, Freitag, so ist die Gefahr gering, daß sie den Termin versäumen. Nur wenn man ohne Chininuhr den vierten oder fünften Tag abzählen soll, bleiben Irrtümer und Vergeßlichkeiten unvermeidlich.

Die vom Chinin verursachten Beschwerden sind individuell sehr verschieden, in den Tropen jedoch bei weitem nicht so stark, wie in gemäßigten Zonen, wohl weil die Ausscheidung in der Hitze schneller vor sich geht. Wenn ich in den Tropen 0,5 g Chinin nahm, stellten sich überhaupt kaum nennenswerte Beschwerden ein, und erst nach einem vollen Gramm machte sich Ohrensausen bemerkbar. Hier in Europa habe ich unter einem halben Gramm viel mehr zu leiden wie in Neu-Guinea unter einem ganzen.

Wesentlich ist die Tagesstunde in der man das Chinin schluckt. Viele kasteien sich damit, daß sie — auf irgend einen in einem Tropenbuche gegebenen törichten Rat hin — an ihrem Chinintage morgens nüchtern ein ganzes Gramm nehmen. Sie sind infolge des „Tatterichs", wie man diesen Zustand bezeichnet, dann in den Hauptarbeitsstunden kaum zu brauchen. Am zweckmäßigsten nimmt man Nachmittags gegen 4 Uhr ein halbes Gramm und unmittelbar vor dem Schlafengehen das zweite halbe. Dann hat man am nächsten Morgen den Chininrausch ausgeschlafen und ist vollkommen frisch.

Hauptbedingung bleibt, daß man mit möglichst wenig Chinin auszukommen sucht. Bei einiger Aufmerksamkeit kann jeder leicht feststellen, wieviel Chinin für ihn unbedingt nötig ist. Den Anhaltspunkt hierfür gibt die oben geschilderte Entwicklung der Plasmodien im Körper. Stellt sich als Vorbote eines Anfalles Unbehagen und Kopfschmerz ein, so muß dies als Beweis dienen, daß man nicht genügend viel oder nicht genügend häufig Chinin nahm. Auf der andern Seite wird man bei dauerndem Wohlbefinden versuchen, ob es nicht möglich ist, mit weniger auszukommen. Sollte bei diesen Versuchen oder infolge Versäumens des Chinintages ein Anfall zum Ausbruch kommen, so ist nach demselben sofort zwei Tage hintereinander je ein Gramm zu schlucken und nach eintägiger Pause abermals zwei Tage hintereinander je ein Gramm; denn das Blut muß schnell gründlich gesäubert werden, sonst ist die Wiederholung von Anfällen schwer zu vermeiden.

Nach ungewohnten Anstrengungen und starker Durchnässung füge man sofort (ohne Rücksicht auf den fälligen Chinintag) eine Extradosis von einem Gramm ein, weil nach solchen Anlässen leicht ein Anfall zum Ausbruch kommt.

Gelegentlich kann auch trotz regelmäßiger Prophylaxe ein Anfall eintreten, dann nämlich, wenn ungewöhnlich viel infizierte Anopheles an einem Orte vorhanden sind, die durch fortgesetzte Stiche immer neue Keime dem Blute zuführen. In diesem Falle ereignet es sich, daß zwischen zwei Chinintagen ausreichend viele Plasmodien zur Entwicklung kommen, um einen Anfall auszulösen. Man muß daher besonders auf der Hut sein, wenn man mit Malariakranken zusammen wohnt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den verschiedenen Chininsorten wird jetzt das salzsaure (Ch. muriaticum) am häufigsten verabreicht. Das früher vielbenutzte schwefelsaure (Ch. sulfuricum) scheint ungerechtfertigterweise in Mißkredit gekommen zu sein; ich nahm von demselben ein volles Jahr jeden vierten Tag ein Gramm ohne die geringsten unangenehmen Nebenwirkungen. Andere Präparate, die angeblich weniger schlecht schmecken, wie Euchinin, bieten keinerlei Vorteile. Man wird der Regel nach das Mittel in Oblate nehmen und schmeckt dann so wie so nichts. Einzelne Männer geberden sich wie kleine Kinder, wenn sie Chinin schlucken sollen und reden sich selbst ein, daß sie das Mittel nicht vertragen. Man befördere sie mit dem nächsten Schiffe in die Heimat. Bestand jedoch bereits mehrmals Schwarzwasserfieber, so kommt es nicht selten vor, daß der Körper selbst auf die kleinsten Chinindosen aufs unangenehmste reagiert. Aber auch hier pflegt sich nach einiger Zeit der normale Zustand wieder einzustellen. Ich empfehle in solchen Fällen Arsenik zu verabreichen und nach längerer Zeit mit kleinen Chinindosen wieder zu beginnen.

Das häufige Auftreten von Schwarzwasserfieber bildete sich in Kaiser-Wilhelmsland erst mit den Jahren heraus, ein Beweis dafür, daß sich der Charakter einer Krankheit im Laufe der Zeit ändern kann. Auch in anderen Malarialändern unterliegt die Häufigkeit des Schwarzwasserfiebers starken Schwankungen.

Man behauptete, daß lediglich durch den stärkeren Chiningebrauch die Häufigkeit des Schwarzwasserfiebers zunahm. In früheren Jahren wurde aber Chinin in weit unzweckmäßigerer Weise (ungeheuere Dosen auf einmal und zur unrechten Zeit) verabreicht als heute. Bei Entstehung des Schwarzwasserfiebers in Kaiser-Wilhelmsland spielt unzweckmäßige Darreichung des Mittels eine ausschlaggebende Rolle.

Was ist, soweit Kaiser-Wilhelmsland in Frage kommt, Schwarzwasserfieber? Eine gewöhnliche Malaria, bei der durch Zersetzung des Blutes rot gefärbter Urin ausgeschieden wird.

Wie entsteht, soweit Kaiser-Wilhelmsland in Frage kommt, Schwarzwasserfieber? Sobald man bei eintretendem Malariaanfall in ansteigendem Fieber Chinin nimmt.

Die Sache ist sonnenklar, jeder weiß dies, und doch gelingt es nicht, diese besonders gefährliche Form der Krankheit ganz auszuschließen. Der Grund hierfür ist ungemein einfach. Wenn der Ausbruch eines Malariaanfalles bevorsteht, kündet er sich durch bestimmte Vorzeichen an, die jeder kennt, der längere Zeit in Neu-Guinea lebte. Hauptsächlich hat man das Gefühl, als ob ein Ring um den Kopf gelegt wird. Nimmt man bei den ersten Anzeichen dieser Art Chinin, so gelingt es, den Anfall abzuschneiden; größte Gefahr ist aber im Verzuge, denn wenn man erst abwartet, ob die Sache vielleicht schlimmer wird und infolgedessen zu spät zum Chinin greift, ist das Unglück geschehen. Vor allen Dingen darf man niemals Chinin nehmen, wenn die Körpertemperatur bereits anzusteigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beginnt; dann wirkt das Mittel überhaupt nicht mehr und die verheerenden Wirkungen sind nicht abzuwenden. Es bleibt daher erstes Erfordernis, in allen Fällen dieser Art nur Chinin zu nehmen, wenn man sich durch Körpermessung davon überzeugt hat, daß die Temperatur noch normal ist.

Unter dem Einflusse des zu spät genommenen Chinins findet eine stürmische Zersetzung des Blutes in den Nieren statt; der Blutfarbstoff geht in den Urin über und die kompakteren Bestandteile verstopfen die Harnkanälchen, so daß, falls die Kanälchen nicht bald wieder durchgängig werden, Uraemie (Vergiftung des Blutes durch zurückgehaltenen Harnstoff) eintritt, was den Tod zur Folge hat. Durch die Zersetzung des Blutes tritt gleichzeitig Gelbsucht auf. In allen (übrigens stets günstig verlaufenden) Fällen von Schwarzwasserfieber, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, wurde von den Patienten zugegeben, daß sie zu spät Chinin genommen hatten. Schon nach einmaligem Überstehen dieser Krankheit kann der Körper gegen Chinin so empfindlich werden, daß die kleinste Dose desselben ohne weiteres einen Anfall von Schwarzwasserfieber hervorruft.

Auch kann, ohne daß Uraemie eigentliche Todesursache ist, durch den Anfall der Körper derart geschwächt werden, daß dies in Verbindung mit dem eigentlichen Malariagifte den Tod herbeiführt.

Recht schlecht gewählt ist der Name „Schwarzwasserfieber", denn der Urin wird durch den ausgeschiedenen Blutfarbstoff nicht schwarz, sondern rot. Allerdings sieht er sehr dunkel aus, wenn man ihn nicht in durchfallendem Lichte betrachtet, sondern von oben in das Nachtgeschirr blickt.

Wir können uns schwer darüber Rechenschaft geben, weshalb die im ansteigenden Fieber verabreichte Chinindosis so verheerende Wirkung ausübt. Einige Anhaltspunkte hierfür geben Beobachtungen, die ich am eigenen Körper in Neu-Guinea anstellte. Auffallenderweise schenkte man bisher der Tatsache noch keine Aufmerksamkeit, daß unter dem Einflusse des Chinins starke Vermehrung der Urinabsonderung stattfindet. Untersuchungen dieser Art müssen mit großer Vorsicht angestellt werden, da die Urinmenge durch alle möglichen Umstände beeinflußt wird. Man muß Tage — mit und ohne Chiningebrauch — wählen, wo sich die tägliche Bewegung in engen, möglichst gleichmäßigen Grenzen hält, damit nicht durch mehr oder minder starke Schweißabsonderung und Wasseraufnahme völlig unkontrollierbare Verhältnisse geschaffen werden. Bei einer größeren Reihe mit allen Vorsichtsmaßregeln ausgeführten Untersuchuugen ergab es sich, daß für gewöhnlich die tägliche Harnmenge durchschnittlich 1400 ccm betrug, an den Chinintagen dagegen 2060 ccm. Die Vermehrung ist am auffallendsten während der Stunden des eigentlichen Chininrausches. Sie ist in vereinzelten Fällen so in die Augen springend, daß, während z. B. am 2. Dezember 1909 1300 ccm Urin ausgeschieden wurden, diese Menge unter sonst ganz gleichen Verhältnissen an dem darauffolgenden Chinintage (3. Dez.) 2450 ccm betrug. Auf diese starke Wasserentziehung reagiert der Körper dadurch, daß am darauffolgenden Tage die Harnmenge ungewöhnlich sinkt;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie betrug am 4. Dezember nur 1250 ccm, am 7. März 1910 sogar nur 900 ccm, nachdem sie am vorhergehenden Chinintage (6. März) 2250 ccm gewesen war. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Nieren durch Chinin vorübergehend ungemein beansprucht werden. Nun ist aber ihre Tätigkeit im Anfange eines Fieberanfalles herabgesetzt; offenbar werden die sezernierenden Gewebe durch das Malariagift ungünstig beeinflußt. Jetzt stürmt bei Verabreichung des Chinins zur unrechten Zeit die sekretionserhöhende Chininwirkung auf das Nierengewebe ein; dasselbe kann die normale Arbeit der Harnausscheidung aus dem Blute nicht leisten, und das Blut zerfällt, die Harnkanälchen verstopfend. Erst mit dem Ansteigen der Temperatur steht die Niere unter dem ungünstigen Einflusse des Malariagiftes; verabreicht man daher das Chinin vor dem Beginne der Temperaturerhöhung, wo die Niere noch normal funktioniert, so tritt nicht nur kein Schwarzwasserfieber ein, es werden sogar die Plasmodien, welche sich zu regen beginnen, rechtzeitig unschädlich gemacht und der Anfall unterbleibt.

Man muß hierbei im Auge behalten, daß, während die Temperatur ansteigt, auch schon zahlreiche Plasmodien in die Blutkörperchen eindringen, welch letztere dann zum Zerfalle neigen. Die zu spät verabreichte Chinindosis ist nur der Tropfen, welcher das Gefäß zum Überlaufen bringt, d. h. die massenhafte Zerstörung der Blutkörperchen einleitet. Manchmal, wenn das Malariagift besonders virulent ist, bedarf es dieses Tropfens nicht erst: die Blutkörperchen zerfallen auch ohne dargereichtes Chinin.

Die allerersten Symptome des nahenden Anfalles zeigen sich schon mehrere Stunden vor der beginnenden Temperaturerhöhung. Da das Chinin einige Zeit braucht, um im Körper zur vollen Wirkung zu kommen, hat man beim Auftreten der ersten Symptome zwar noch Zeit, Chinin zu nehmen, aber keine Zeit abzuwarten. Sonst würden durch Chinin noch nicht beeinflußte Plasmodien in den Kreislauf gelangen, und das Unglück ist geschehen.

Wenn selbst kleine, im fieberfreien Zustande verabreichte Chinindosen einen Anfall von Schwarzwasserfieber auslösen, so handelt es sich stets um Individuen, besonders Frauen, welche durch wiederholte Anfälle stark geschwächt und anhämisch wurden, die also Plasmodien im Körper führen. Letztere brechen bei der kleinen durch das Chinin hervorgerufenen Indisposition aus ihren Verstecken, der Milz und dem Knochenmark, in die Blutbahn hervor und richten im Verein mit dem Chinin die Verheerung an.

Natürlich werden Tropenärzte, die in Kamerun und in anderen Fiebergegenden wirkten, sofort haarscharf beweisen, daß nach ihren Beobachtungen die Verhältnisse anders liegen und daher die Sache nicht stimmen kann. Die Herren mögen über ihre Erfahrungen in ihren Wirkungsgebieten dicke Bücher verfassen, aber nicht über Neu-Guinea urteilen, welches sie nicht kennen. In der Arzneikunde begegnen wir, ebenso wie in der Ethnologie, immer wieder dem Bestreben zu verallgemeinern und die an be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stimmten Plätzen gesammelten Resultate auf alle Welt zu übertragen. Der menschliche Körper läßt sich aber am allerwenigsten in ein Schema zwängen, und wenn äußerlich die Plasmodien von Kamerun auch denjenigen von Finschhafen ähneln, so kann der Körper auf sie doch ganz abweichend reagieren. Ich weiß sehr wohl, daß in anderen Gegenden die Verhältnisse mit dem Schwarzwasserfieber anders liegen; in denjenigen Gebieten von Neu-Guinea, die ich in den Bereich meiner Untersuchungen ziehen konnte, also der Hauptsache nach in der Umgebung des Huongolfes, liegen dieselben so, wie ich sie schilderte. Insbesondere ist in bezug auf Kaiser-Wilhelmsland die Behauptung vollkommen sinnlos, daß es sich bei dem Schwarzwasserfieber lediglich um eine Intoxikationserscheinung des Chinins ohne Mitwirkung von Plasmodien handele.

Das wirksamste Mittel zur Unterstützung der Chininprophylaxe ist tägliches Baden und Schwimmen in Flüssen oder im Meere. Leider wird auf diesem Gebiete von den in Kaiser-Wilhelmsland ansässigen Weißen beinahe alles versäumt, und das tägliche Abbrausen bleibt kein ausreichender Ersatz. Die gegen das Baden ins Feld geführten Krokodile und Haifische bringen nicht annähernd die Gefahr, welche man ihnen zuschreibt. Wir badeten mehrere hundertmal in der See, ohne je angeknabbert zu werden. Als im Frühjahr 1910 im Huongolf ein Segler im schweren Sturme unterging, schwammen die überlebenden zwölf Schwarzen ungefähr sechzehn Stunden lang im Meere bis Tami, ohne daß ihnen die Haifische ein Haar krümmten. Für sehr ängstliche Gemüter lassen sich mit einigen Metern Drahtnetz haifischsichere Badeplätze schaffen.

Ich sah in Kaiser-Wilhelmsland eine einzige, durch einen Haifisch herbeigeführte Verletzung, und zwar handelte es sich um eine Frau, die in der Lagune zu Bukaua, wo sich mehrere Haifische tummeln, gefischt hatte. Dort stehen die Frauen und Männer viele Stunden lang bis zum Halse im Wasser, ohne belästigt zu werden. Auch bei genannter Verletzung gab es nur einige Schrammen an der Wade.

Besondere Beachtung verdient das Verhalten der Malaria, wenn der Weiße aus Neu-Guinea in die Heimat zurückkehrt. Man glaube nicht, daß mit dem Betreten des Schiffes, wo also neue Infektionen nicht mehr stattfinden, die Sache erledigt ist. Vielmehr muß man sechs Monate lang nach dem Verlassen des Landes die Prophylaxe fortsetzen. Trotz allen Chinins haben sich Plasmodien in bestimmten Organen, besonders in Milz und Knochenmark, festgesetzt, die immer wieder hervorzubrechen suchen, der direkten Chinineinwirkung entzogen sind und daher nur ganz allmählich abgetötet werden oder infolge von Inzucht zugrunde gehn. Die Anfälle, welche nach dem Verlassen des Landes bei Aussetzen der Chininprophylaxe auftreten, pflegen besonders unangenehm und gefährlich zu sein. Schon mancher starb auf der Heimreise, der den Aufenthalt im Lande gut überstand.

Auf der Heimreise und in der Heimat treten sogar trotz aller Prophylaxe Anfälle auf. Da ich an mir selbst einen ausgesprochenen Fall dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Art erlebte, der beweist, daß Verschiedenes in bezug auf Malaria ungeklärt ist, möge eine kurze Beschreibung desselben folgen. Meine Frau und ich hatten uns durch streng durchgeführte Prophylaxe während des 19 Monate währenden Aufenthaltes in Kaiser-Wilhelmsland in zum Teil recht ungesunden Gegenden vollkommen malariafrei gehalten. Auch nach der am 3. Juni 1910 erfolgten Abreise wurde die Prophylaxe unverändert fortgesetzt. Trotzdem traten nach ungefähr 3 Wochen auf dem Schiffe leichte unregelmäßige Fieberanfälle auf mit Temperaturerhöhungen, die sich über mehrere Tage erstreckten. Dasselbe wiederholte sich, bei meiner Frau stets nur schwach angedeutet, nach Pausen von einigen Wochen. In der Heimat wurde bei mir trotz fortgesetzten Chiningebrauchs die Sache statt besser schlechter: bald bildete sich ausgesprochener Tertianatypus heraus, d. h. die Anfälle wiederholten sich, allerdings ohne starke Temperaturerhöhungen, am dritten und fünften Tage, um dann wieder längere Zeit zu pausieren. Anfang November, also fünf Monate nach dem Verlassen von Neu-Guinea, wurde der Anfall unangenehmer. Da Chinin (auch in Verbindung mit Strychnin, wie mir dies früher bei Behandlung chronischer Malarien treffliche Dienste geleistet hatte) vollkommen versagte, sogar bedenkliche Herzerscheinungen hervorrief, stellte ich nun den regelmäßigen Gebrauch desselben ein und nahm nur nach dem Anfalle eine zweimalige Dosis. Nach dreimonatlicher, fieberfreier Pause setzte am 3. Februar 1911 ein starker Schüttelfrost mit nachfolgendem Hitze- und Schweißstadium ein. Die Blutuntersuchung ergab das Vorhandensein typischer Tertiana-Parasiten. Nach dem Anfall 2 g Chinin; wiederum zwei volle Monate Ruhe und dann ein gleicher Anfall mit Tertiana-Parasiten am 6. April. Schon 3 Wochen nach letzterem fühlte ich das Herannahen eines neuen und nahm daher zur Vorbeugung am Abend des 26. April Chinin. Obgleich ich mich bis zum Mittag des folgenden Tages im starken Chininrausch befand, setzte an diesem Mittage ein ungewöhnlich heftiger Anfall mit zweistündigem Schüttelfrost ein, bei dem die Temperatur auf 40,1° C stieg und sich stundenlang in dieser Höhe hielt. Ich ging nun zur Arsenikbehandlung über und erst am 1. Juli (also 13 Monate, nachdem wir Neu-Guinea verlassen!) zeigte sich ein neuer leichter Anfall mit Tertianaplasmodien im Blute. Seitdem ist unter fortgesetzter Arsenikbehandlung ein weiterer Anfall nicht zu verzeichnen.

Während dieser ganzen Zeit hatte auch meine Frau vereinzelte ganz leichte Anfälle mit Tertianatypus, den letzten am 10. Juli 1911.

Das Typische bei diesem Krankheitsverlaufe ist, daß anfänglich unregelmäßige, länger andauernde Temperaturerhöhungen kamen und sich dann erst allmählich eine ausgesprochene Tertiana entwickelte. Entsprechendes sehen wir bei Patienten, die aus Afrika zurückkehren. Auffallend bleibt dagegen, daß sich diese zum Teil schweren Anfälle nachträglich einstellten, obgleich wir in Neu-Guinea vollkommen gesund geblieben waren und die Chininprophylaxe auch nachher fortgesetzt hatten, ferner, daß das Chinin in der Heimat vollständig versagte, und daß, nachdem sich die Tertiana-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anfälle herausgebildet hatten, dieselben im Laufe der Monate bei mir immer schwerer und häufiger wurden (Anfang November 1910 mäßiger Anfall; Anfang Februar 1911 schwerer Anfall, Anfang April 1911 schwerer Anfall, Ende April 1911 sehr schwerer Anfall), bis die eingeleitete Arsenikbehandlung ihnen ein Ziel setzte.

In Neu-Guinea leidet nicht allein der Weiße unter Malaria. Wir wissen durch die Arbeiten von Robert Koch, daß alle Papuakinder schwer infiziert sind und daß bei ihnen ungefähr erst im achten Lebensjahre beschränkte Immunität eintritt. Daher die große Kindersterblichkeit in den ersten Lebensjahren und das Zurückbleiben in der Entwicklung. Zwölfjährige Kinder pflegt man für 7 bis 8jährige zu halten; dann erst macht das Wachstum bessere Fortschritte. Ich sah Säuglinge mit Milztumoren, wo durch die geschwollene Milz die ganze Bauchgegend hoch vorgewölbt war. Chinin pflegt hier geradezu Wunder zu wirken, und es kommen daher die schwarzen Mütter mit ihren Kleinen häufig auf die Stationen, um sich Chinin zu holen.

In schweren Fiebergegenden seuchen sich die Kinder der Eingebornen am schnellsten durch, während dort, wo selten Fieber auftreten, die Milztumoren mitunter bis zum zwanzigsten Jahre fortbestehen.

Als ich mich (Januar 1909) im Kai-Inlande westlich von Finschhafen aufhielt, fand ich bei keinem der westlich vom Bulesom untersuchten Kinder Milzschwellung; auch machten sie gesundheitlich einen weit besseren Eindruck als die Kinder an der Küste. Es scheint also malariafreie Gegenden im Innern von Neu-Guinea zu geben. Allerdings befanden wir uns dort in mehr als 1000 m Meereshöhe. Östlich vom Bulesom konstatierte ich bei einzelnen Kindern Milzschwellung.

Auch die Tami-Inseln sind malariafrei; wer dort von Malaria befallen wird, hat sie sich auf dem Festlande geholt; daher sind die Kinder dort ungewöhnlich rund und kräftig. Wenn die Tami, um Nahrungsmittel einzukaufen, mehrere Tage am Festlande weilten, so bekommen sie auf Tami einen Anfall; doch konnte sich das Gift auf diesen Inseln niemals einbürgern. Ebenso werden die Leute vom Fieber befallen, wenn sie aus gesunden Bergregionen in die Ebene oder an die Küste herabsteigen. Bei erwachsenen Papua beobachtete ich Fieberanfälle mit Temperaturen von 40^0 C und darüber.

Was die übrigen Krankheiten des Papua anbelangt, so sind die akuten Infektionskrankheiten, wie Pocken, Masern, Scharlach, Influenza, nicht einheimisch, wurden aber gelegentlich eingeschleppt. Zumal die Pocken richteten dann im ganzen Lande ungeheuere Verwüstungen an. Schon lange vor Ankunft der Weißen wurden sie durch Malayen ins Land gebracht, nachweislich z. B. in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die letzte große Epidemie herrschte 1894 bis 1895. Die hierbei in größerem Umfange vorgenommenen Impfungen, zu denen die Eingeborenen bald

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

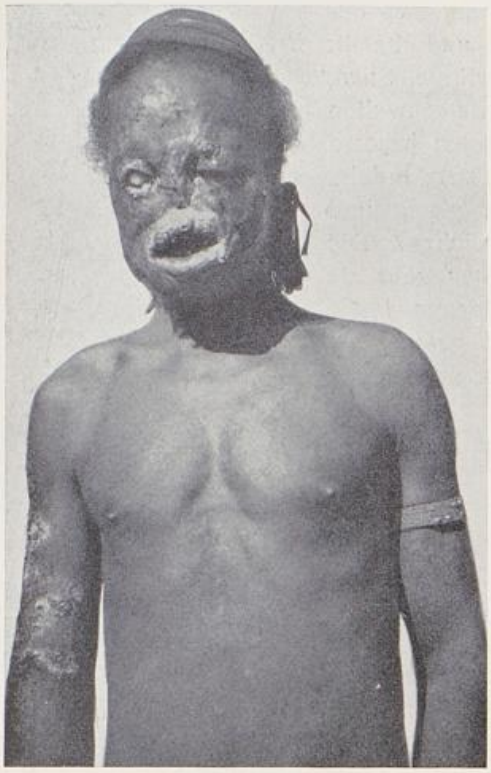
Zutrauen faßten, erwiesen sich als großer Segen, denn rechtzeitig geimpfte Ortschaften blieben vollständig verschont. Auch die Ruhr tritt infolge von Einschleppung gelegentlich an der Küste auf.

Einheimisch ist Lungenentzündung, an der ein erheblicher Teil der Bevölkerung zugrunde geht. Das Moment der Erkältung, welches einen für das Eindringen des Krankheitserregers günstigen Nährboden schafft, ist beim Papua in überreichem Maße gegeben. Wenn er sich zum Arbeiten aufgerafft hat, überhitzt er sich, z. B. beim Baumfällen, in sinnloser Weise und wirft sich dann zur schnelleren Abkühlung in das nasse Gras. Auch die elenden, nicht regendichten Hütten, wo die eine Körperseite am Feuer schmort, die andere dem Zuge der kühlen Nachtluft und dem Regen ausgesetzt ist, und besonders das Fehlen jeglicher Körperbedeckung beim Schlafen, bleiben eine unversiegbare Quelle für Erkältungskrankheiten und schwere rheumatische Leiden. Die von den Europäern jetzt eingeführten wollnen Decken sind ein großer Segen, doch wirkt die sonstige europäermäßige Bekleidung, auch das Lendentuch und bei den Weibern der Hänger, nur schädlich. Die Schwarzen verweichlichen sich hierdurch und behalten die vom Regen durchnäßten Lappen auf dem Leibe. Schwere Bronchialkatarrhe gehören an die Tagesordnung. Auf der Reise nach dem Kai-Inlande wurde unsere ganze Karawane von schwerster Bronchitis befallen, ich ausgenommen, obgleich ich sonst hierzu außerordentlich neige. Daß ich während des ganzen Aufenthaltes in Kaiser-Wilhelmsland von jeglicher Infektion verschont blieb, kann ich nur dem reichlichen und regelmäßigen Gebrauch von Chinin zuschreiben, welches außer den Malariakeimen auch die übrigen kleinen Eindringlinge rechtzeitig abtötet.

Daß in Taminugetu bei Deinzerhöhe (Huongolf) ein erheblicher Teil der Bevölkerung an Tuberkulose erkrankte, die nachweislich etwa 1898 dort eingeschleppt ist, wurde schon auf S. 133 erwähnt. Auch bleibt es höchst wahrscheinlich, daß die an verschiedenen Stellen der Küste auftretende Hauttuberkulose (Lupus; Bd. 2 Taf. 27 Nr. 3; Taf. 238 Nr. 3), ebenso wie die vereinzelt vorkommende Lepra (Aussatz; Fig. 318 u. Bd. 2 Taf. 287) erst in jüngster Zeit eingeführt wurde; denn in allen von mir untersuchten Fällen konnte ich feststellen, daß die Patienten vor Jahren als Arbeiter angeworben waren und hierbei natürlich mit Malaien und Chinesen in Berührung kamen. Gonorrhö und Syphilis fehlten ursprünglich und sind ebenfalls eine Errungenschaft der modernen Kultur.

Elephantiasis, welche hauptsächlich die unteren Extremitäten, den Hodensack (Bd. 2 Taf. 1 Nr. 1) und die weiblichen Brüste befällt, wird vereinzelt überall in Kaiser-Wilhelmsland angetroffen. Im übrigen sind die Papua ungefähr allen Krankheiten ausgesetzt, denen wir in anderen Ländern begegnen, doch fand ich keinen Fall von Krebs. Am meisten verbreitet sind Wunden und Hautkrankheiten, unter welch letzteren der Ringwurm (z. B. Bd. 2 Taf. 4, 10, 91 Nr. 3, Taf. 94 Nr. 3—4, Taf. 97, 119, 120, 153, 184 Nr. 2, Taf. 222, 274 Nr. 2—3, Taf. 324 Nr. 1—2, Taf. 329 usw.) am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



318. Lepra. Sissanu.

häufigsten auftritt. Einzelne Gegenden z. B. die Ginggala-Inseln südlich von Finschhafen sind von Ringwurm besonders stark heimgesucht, andere wie z. B. Taminugetu bei Deinzerhöhe fast ganz von demselben verschont.

Die Beinwunden erreichen zeitweilig erschreckende Größe und wollen durchaus nicht heilen. Dann ist man aber wieder erstaunt, sich eine solche Wunde schnell schließen zu sehen. Die trockene, papierartige Haut der unteren Gliedmaßen neigt außerordentlich zum Zerfall, und für Verletzungen, die dann ausgedehnte Geschwüre zur Folge haben, findet sich auf den spitzen Korallen und im dornenreichen Urwalde immer Gelegenheit.

Fernerhin konnte ich bei den Papua folgende Krankheiten beobachten: ein schweres Magengeschwür mit Magenblutung, Kropf (selten), Soor bei kleinen Kindern, einen Fall von Tabes bei einem Manne (vielleicht infolge von Syphilis), eine Lähmung und Atrophie der oberen Extremitäten infolge eines Tumors an der Wirbelsäule, einen Fall von nicht stark ausgeprägter Mikrozephalie bei einem Manne (Bd. 2 Taf. 188), die bei Kindern sehr häufige Frambösie und einen weit vorgeschrittenen Ovarialtumor bei einer Frau in Arup (Fig. 319). Man führte mich, nachdem aller Zauber versagt hatte, zu der Unglücklichen, um durch meinen Zauber die Frau von dem im Leibe angeblich immer mehr wachsenden Kinde zu befreien. In Sissanu finden sich bei allen Kindern bösartige Geschwürbildungen in Gegend des Afters, die aber, so groß die Zerstörungen zeitweis auch sind, ohne üble Folgen ausheilen. Ungemein häufig sind eitrige Mittelohrentzündungen.

Epilepsie kommt vor, auch sind vorübergehende Tobsuchtsanfälle nicht selten, doch scheint andauernde Geisteskrankheit zu den Ausnahmefällen zu gehören. Ein Geisteskranker lebte im Walde bei Stubbenkammer am Huongolfe. Mitunter klettern Leute in Wahnvorstellungen auf Bäume und behaupten dann, der Balum hätte sie hinaufgeworfen; jedenfalls handelt es sich hier um vorübergehende Trübung des Bewußtseins.

Während meiner Reisen in Kaiser-Wilhelmsland wurde ich auf eine eigenartige Erkrankung des Gesichts aufmerksam, die sich am häufigsten in der Umgebung des Huongolfes findet (Fig. 320, 321 und Bd. 2 Taf. 161).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Leiden erinnert an Lupus, doch besitzt es besondere, charakteristische Merkmale und befällt hauptsächlich die Nase, dann auch Oberlippe, Stirn, Wangen und Kinn. Die erkrankten Teile schwellen ödematös an und sind mit kleinen Knoten besetzt, welche sich schließlich in Eiterpusteln verwandeln. Die Gewebe erscheinen eigentümlich glasig und die Nase kann rüsselartige Größe erreichen. Die Schwellung ist sehr wechselnd; mitunter geht sie erheblich zurück, um dann in verstärktem Maße wiederzukehren. Das Leiden scheint gutartig zu sein, wenn auch bleibende Zerstörungen angerichtet werden.



319. Ovarialtumor. Arup.

Ich sah einen Taubstummen. Auf Tami kam ein bemerkenswerter Fall von erblicher Taubstummheit vor: drei Söhne einer Frau waren taubstumm, die Töchter dagegen normal. Sie brachte dann noch zwei Söhne zur Welt, die sie gleich nach der Geburt tötete. Der Sohn einer dieser Töchter ist ebenfalls taubstumm. Ungewöhnlich häufig sieht man Einäugige, welche bei den Kriegsspielen der Kinder (Bogenschießen und Speerwerfen) ein Auge einbüßten. Nicht selten ist auch die Hornhaut durch Pockennarben weißlich verfärbt und undurchsichtig.

Als Krüppel zur Welt kommende Kinder tötet man für gewöhnlich unmittelbar nach der Geburt; auf Siassi fand ich aber einen Mann, dessen linker Oberschenkel normal ausgebildet ist; Unterschenkel und Fuß sind dagegen nur rudimentär vorhanden mit Andeutung von Zehen. Der Mann bewegte sich mit einer Krücke. Vereinzelt läßt man Mißgeburten dieser Art am Leben, um sie später als Zauberer benutzen zu können. Durchaus nicht selten begegnet man Leuten, welche durch irgend welche Zufälle in vorgerückteren Jahren verkrüppelten. Da sie als heilig gelten und bei Überfällen nicht niedergemetzelt werden, überleben sie zumeist ihre gesunden Brüder. Obgleich im Gebrauche ihrer Gliedmaßen ungemein behindert, eignen sie sich doch große Geschicklichkeit an. In Bussamang (Samoahafen) lebt ein alter Mann, der sich infolge von Lähmung der Beine nur auf seinem Gesäß rutschend fortbewegen kann und sich trotzdem seine Hütte selbst baute.

Von Giften, die im Leben des Papua eine Rolle spielen, ist in erster Linie jenes Lianengift zu nennen, mit dem man, um die Fische zu betäuben, das Wasser vergiftet und welches auch von Selbstmordkandidaten gern benutzt wird. Dann die tierischen Gifte. In die Literatur ging die wundersame Mär über, daß es in Kaiser-Wilhelmsland zwar Giftschlangen gibt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG





320 321
Eigenartige Erkrankung des Gesichts. Bukaua-Frau.

durch dieselben bei den Schwarzen aber noch niemals ein Unglücksfall herbeigeführt wurde. Ich weiß nicht, wer diese Nachricht zuerst in die Welt setzte; wahrscheinlich einer jener „Forscher", die sich beim fröhlichen Mittagsmahle, während das Schiff im Hafen seine Ladung löscht, alle möglichen Dinge aufbinden lassen. Jeder Schriftsteller, der aus fünf vorhandenen Büchern ein sechstes zusammenbraute, schrieb dann diese Mitteilung gewissenhaft ab. Allen Weißen, die längere Zeit mit Eingebornen in Berührung standen, sind tötlich verlaufene Fälle von Schlangenbiß bekannt. Ich sah nur einen einzigen Schlangenbiß an der Ferse einer Frau, der aber keine üblen Folgen hatte. Charakteristisch bleiben hierbei zwei ganz feine, wie durch Nadelstiche verursachte, nahe beieinander stehende Wunden. Die Schwarzen hatten sofort nach dem Biß den Unterschenkel durch kräftig angezogene Lianen abgebunden. Besonders gefürchtet sind die in der See lebenden Schlangen. Es gibt auch eine kleine Muschelart, welche sonst ganz harmlos ist, die man aber nicht an den Spitzen fassen darf. Ein Knabe, welcher diese Unvorsichtigkeit beging, war nach einer halben Stunde eine Leiche. Auch die riesengroßen Tausendfüßler sollen sehr gefährliches Gift besitzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die ärztliche Kunst des Papua besteht im wesentlichen in der Anwendung von Zaubermitteln, worüber in Abschnitt 25 und in Band 3 Ausführliches mitgeteilt ist (Bd. 3 S. 133, 141, 258 usw.). Auch über einzelne Heilverfahren, die keineswegs immer ganz zwecklos sind, finden wir Näheres in genanntem Bande (S. 75 bis 79). In großem Ansehen stehen die Blutentziehungen, denn das „kranke" Blut muß entfernt werden, eine Ansicht, welche auch die europäische Medizin bis vor wenigen Jahrzehnten beherrschte und in den Köpfen der Laien noch lange Zeit herrschen wird. Recht häufig findet man daher an Stirn, Brust und Rücken des Papua die Narben der mit Obsidiansplittern oder Bambusmessern zum Schröpfen beigebrachten Wunden. Bei Kopfweh macht man Einschnitte in die Kopfhaut. Um sich von Rheumatismus zu befreien, werden in einer Grube Steine heiß gemacht, auf welche man Blätter legt. Auf letztere setzt sich der Kranke, bis er tüchtig schwitzt. Ebenso sachgemäß war die Behandlung, welche man den bei dem mehrfach erwähnten Schiffsunfalle Geretteten auf Tami angedeihen ließ: die Frauen machten Wasser und Steine heiß, wuschen die Erstarrten mit heißem Wasser ab und legten dann die glühenden Steine in das Wasser. In den hierdurch erzeugten Dämpfen mußten die Leute so lange bleiben, bis sie stark schwitzten.



322. Penis-Amputation.

Man faßt nie in eine frische Wunde mit den Fingern hinein, sondern benutzt zur Reinigung derselben einen aus seiner Hülse gezogenen Halm; damit dieselbe nicht größer wird, muß der Zauberer unter Hersagen einiger Sprüche einen roten Strich um sie ziehen. Gegen starke Blutungen wird Unterbinden und Ausbrennen mit glimmenden Holzstücken angewendet. Bei den Sissanu übernehmen es die Weiber, den beim Kampfe Verwundeten die Pfeile mit Bambusmessern aus dem Körper zu schneiden.

In Figur 322 ist ein älterer, aus Kavu, westlich von Dallmannhafen, stammender Mann mit amputiertem Penis abgebildet. Die Ursache dieser Amputation ließ sich nicht mit völliger Gewißheit feststellen, denn es be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehen zwei Möglichkeiten. In jener Gegend lebt ein Knabe, der an einer schweren, immer weiter um sich greifenden Eiterung des Penis litt. Um dem Leiden Einhalt zu tun, schnitt man kurzerhand das Glied mit einem Obsidiansplitter ab. Bei unserem Falle könnte dieselbe Sache vorgelegen haben; es ist aber auch noch eine andere Möglichkeit vorhanden. Wenn sich nämlich dort ein Mann als allzu gefährlicher Don Juan erweist, droht man, ihm bei der nächsten Gelegenheit den Penis abzuschneiden. Vielleicht haben wir hier also das Opfer einer solchen Volksjustiz vor uns. Auf keinen Fall handelt es sich um einen Brauch, der mit religiösen Anschauungen zusammenhängt, denn andere Fälle von Amputation sind dort nicht bekannt.

Von Knochenbrüchen sah ich nur eine sehr schlecht verheilte Radiusfraktur. Bei dem einen Manne, welcher in Fig. 120 (S. 220) vor der Hütte hockt, ist infolge von Verrenkung der rechte Fuß in so abnorme Lage gebracht, daß beim Gehen die Zehenspitzen an Stelle der Fußsohle den Boden berühren.

An Aussterben denkt die Papua-Rasse vorläufig noch nicht. Im Gegenteil macht sich jetzt an einzelnen Punkten Zunahme der Bevölkerung bemerkbar (S. 133). Ein günstiges Moment ist die Zurückhaltung der papuanischen Frau dem Eindringlinge gegenüber (S. 439), denn es unterliegt keinem Zweifel, daß eingeschleppte Geschlechtskrankheiten den wesentlichsten Anteil an dem Völkertode in der Südsee haben. Freilich verbreiten sich auch durch die angeworbenen Arbeiter Geschlechts- und andere Krankheiten im Lande (S. 132), doch läßt sich dies durch strengste ärztliche Kontrolle wenigstens eindämmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 27.

DER WEISSE ANSIEDLER, JÄGER UND GOLDSUCHER.

Der weiße Ansiedler machte mit Kaiser-Wilhelmsland — oder vielmehr Kaiser-Wilhelmsland mit dem weißen Ansiedler seltsame Erfahrungen. Das Regieren vom grünen Tische aus, wobei der grüne Tisch aber nicht etwa dort im Lande, sondern in Berlin stand, strafte sich wohl kaum je derart am Geldbeutel wie in dieser Kolonie. Obgleich überall gespart wurde, natürlich stets am unrechten Flecke, gingen Millionen über Millionen nutzlos dahin. Regieren, probieren, pokulieren und — sterben. Längere Zeit schien es, als ob das Ende vom Liede sein würde: „Neu-Guinea den Papua!"

Jetzt, wo die schwere Geißel der Malaria nicht mehr als Damoklesschwert über jedem Ankömmling hängt, wo an Stelle des zwecklosen Herumtastens zielbewußte Arbeit trat und die Regierung allerwärts bemüht ist, geordnete Zustände zu schaffen, bekommen die Verhältnisse ein anderes Gesicht. Zwar sind wir noch nicht bei idealen Zuständen angelangt, und es könnte manch nutzloser Versuch unterbleiben, aber im allgemeinen befindet sich alles in gesunden Bahnen.

Wirtschaftlich kommt für Kaiser-Wilhelmsland fast nur die Neu-Guinea Co. in Betracht. Zwar besitzen die Missionen etwas Plantagenland, und einige wenige weiße Ansiedler arbeiten für eigene Rechnung; doch ist dies im Verhältnis zur Gesamtheit zu unbedeutend, wir müssen sagen: leider; denn eine größere Zahl einzelner Ansiedler bleibt für eine Kolonie ein besseres Rückgrat als eine einzige allmächtige Gesellschaft. Der einzelne Ansiedler hat höheres Interesse am Gedeihen des Landes als der Angestellte eines großen Aktienunternehmens. Bei letzterem verpflichten sich der Regel nach jüngere Leute für wenige Jahre, die den Wunsch haben, sich in der Welt umzusehen. Es ist hocherfreulich, daß dieser Wunsch jetzt auch bei uns in immer weitere Kreise dringt; aber der Kolonie wird mehr gedient, wenn diejenigen, welche hinausgehen, dort für längere Jahre bleiben und sich einen eigenen Herd gründen. Ein fleißiger junger Mann, dem einige tausend Mark Anlagekapital zur Verfügung stehen, kann sich dort eine gesicherte Existenz schaffen. Stets handelt es sich aber um Plantagenwirtschaft; für den weißen Ackerbauer bleibt Neu-Guinea durchaus ungeeignet. Man machte in Neu-Pommern (Bismarck-Archipel), wo die gesundheitlichen Verhältnisse erheblich günstiger liegen als auf dem Festlande von Neu-Guinea, Versuche mit der Ansiedlung Queensländer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bauern, also mit Leuten, die schon durch eine Generation an tropisches Klima gewöhnt waren; doch schlugen diese Versuche vollkommen fehl. Um in dem feuchtheißen Klima Landarbeit ausführen zu können, müßten wir uns erst schwarze Haut anschaffen.

Leider ist der Prozentsatz der im Lande vorhandenen weißen Frauen viel zu gering, denn abgesehen von den Schwestern auf den katholischen und den Frauen auf den protestantischen Missionen finden sich nur ganz vereinzelt weibliche Wesen. Durch die wilden Ehen mit schwarzen Weibern aus dem Bismarck-Archipel — die Papua-Frauen sind für den Fremden unnahbar — wird aber das Ansehen des Weißen nicht gefördert, und die aus denselben hervorgehenden Mischlinge sind kein erfreulicher Zuwachs für die Kolonie. Die große Plantagengesellschaft würde natürlich ihre Unkosten stark erhöhen, wollte sie vorwiegend verheiratete Beamte anstellen, und es ist daher von dieser Seite auf eine Besserung der Verhältnisse nicht zu rechnen. Vielfach leben die jungen Leute hier auch zu mehreren an demselben Orte und finden daher Gesellschaft. Bei dem privaten Ansiedler, der auf sich selbst angewiesen bleibt, wird das Verlangen nach einer weißen Lebensgefährtin, die ihn besser versorgt und den Hausstand überwacht, weit reger sein. Die Regierung sollte verheiratete Beamte unter allen Umständen bevorzugen. Die erhöhten Kosten würden sich durch größere Seßhaftigkeit und verbesserte Lebenshaltung reichlich bezahlt machen.

Bei den jetzigen Verhältnissen läßt besonders die Verpflegung viel zu wünschen übrig, denn was der schwarze Koch zubereitet, ist nicht immer von auserlesenem Geschmack, garnicht zu reden von der Unsauberkeit; einen guten chinesischen Koch zu halten, ist teuer. Wie die Verhältnisse auf den Missionsstationen beweisen, wird die Sache ganz anders, wenn eine tüchtige Hausfrau das schwarze Personal anleitet und beaufsichtigt. Modepüppchen, welche sich die Finger nicht naß machen wollen, um die wohlgepflegten Nägel nicht zu verderben, sind natürlich für den weißen Ansiedler unbrauchbar.

Der weiße Jäger ist in Kaiser-Wilhelmsland Gott sei Dank eine recht seltene Erscheinung, denn das Jagen in dem unzugänglichen Urwalde und den wild zerklüfteten Bergen gestaltet sich etwas schwieriger als auf der Pachtung des Sonntagsjägers. Im Grunde genommen ist jeder dort wohnende Weiße Jäger, aber er überläßt das Herumkriechen im Gestrüpp und in den Bergen seinem schwarzen Schießjungen, der für den Kochtopf Tauben und für den Geldbeutel Paradiesvögel zu bringen hat.

Für den professionellen Jäger kommen als Jagdbeute nur Paradiesvögel in Betracht. Ein geschickter und ausdauernder Jäger kann sich hiermit ein kleines Vermögen zusammenschießen, denn die Vögel stehen dank der Fraueneitelkeit gut im Preise. Allerdings ist letzterer sehr wechselnd. Für eine Paradisea minor (gelber Paradiesvogel) oder Paradisea Auguste-Victoria (roter Paradiesvogel), die für Damenhüte vorwiegend in Betracht kommen, wird dort in normalen Zeiten 15 bis 20 Mk. gezahlt. Haben aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Veranstalter der Hutmoden beschlossen, daß der Paradiesvogel „Mode" werden soll (z. B. 1909), so schnellen die Preise auf 50 bis 60 Mk. in die Höhe.

Alljährlich werden tausende von Männchen (nur diese kommen für den Schmuck in Frage) abgeschossen und ihre Zahl ist an den Küsten schon stark gelichtet; die Jäger müssen also tiefer in das Innere hineingehen, um ihren Bedarf zu decken. Es wird endlich Zeit, daß die deutsche Regierung dem Beispiele der englischen folgt und den Abschuß dieser Vögel verbietet. Sonst werden diese herrlichen Tiere bald der Vergangenheit angehören. Die dadurch erzielten Einnahmen (der Jahresschießschein kostet 200 Mk. und für jeden Vogel, der nicht durchgeschmuggelt wird, sind 2 Mk. Ausfuhrzoll zu entrichten) bilden keinen Entschuldigungsgrund für diesen Vandalismus. Für den Bedarf der wissenschaftlichen Sammlungen erteilt auch die englische Regierung die Erlaubnis zum Abschuß.

Der professionelle weiße Jäger muß auf jede Bequemlichkeit verzichten. Mit wenigen schwarzen Begleitern haust er monatelang im Walde, ißt mit den Eingebornen aus einem Topfe und schläft in ihren Hütten, wofern er solche überhaupt antrifft. Nicht jeder hält ein solches Leben aus, aber es gibt Urwaldnaturen, denen selbst Neu-Guinea nichts anhaben kann und die sich nur wohl fühlen, wenn die müden Beine sie kaum noch tragen können oder der Regen auf sie niederprasselt. Der deutsche Paradiesvogeljäger Richards, den die Schwarzen Anfang 1911 am Huongolf ermordeten, war eine solche Natur. Ein bescheidener, liebenswürdiger Mensch durchstreifte er seit vielen Jahren die Urwälder und kam nur selten an die Küste, um seine reiche Beute abzuliefern. Mit unübertrefflicher Kunst verstand er die Lockrufe der Paradiesvögel nachzuahmen und hat mir dieselben auf einer Phonographenwalze verewigt. Wie konnte es kommen, daß ein sonst so vorsichtiger und erfahrener Mann den Schwarzen schließlich zum Opfer fiel? Das Selbstvertrauen kann auch zu groß und dann zum Verhängnis werden. Bei Dammköhler erlebten wir ein Gleiches.

Richards drang mit einigen schwarzen Begleitern unweit der Markham-Mündung in das Herzoggebirge ein und lebte mit den Buang-Eingebornen auf freundschaftlichem Fuße. Die Buang standen jedoch in Fehde mit einem anderen Stamm, den Wamba, die mit den Lae-Womba am unteren Markham nicht verwechselt werden dürfen. Die Buang warnten Richards vor dem Betreten des Wamba-Gebietes; gleichwohl brach der Jäger mit nur einem seiner schwarzen Jungen und zwei Buang-Leuten zu den feindlichen Wamba auf. Letztere hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als ihre Feinde, die beiden Buang, zu erschlagen, wobei auch Richards ums Leben kam. Nach papuanischen Anschauungen befanden sich die Wamba in vollem Recht, denn sie lebten mit den Buang auf dem Kriegsfuße. Richards hätte wenigstens eine so große Zahl von Begleitern mitnehmen müssen, daß schon hierdurch die Wamba in Respekt gehalten wurden; die geringe Zahl (3) der in seiner Begleitung befindlichen Schwarzen war für die Wamba geradezu eine Herausforderung. Bei solchen Gelegenheiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist es keineswegs auf das Leben des Weißen abgesehen, aber naturgemäß kommt er in die größte Gefahr, weil er seine Begleiter schützen muß.

Die Regierung veranstaltete eine Strafexpedition: „Das große Wamba-Dorf wurde unter Feuer genommen und eingeäschert. Die Wamba-Leute hatten etwa 40 Tote." So lautet der offizielle Bericht.

Natürlich hatten sich die Buang in hellen Haufen an dieser Expedition beteiligt, um ihren Feinden eins auszuwischen. Sie werden sich nun als die Herren der Situation fühlen und vergnügt weiter morden.

Etwas häufiger als der weiße Jäger tritt der Goldsucher im Lande auf. Allerdings gab es bisher auf diesem Gebiete noch nicht viel zu suchen. Edelmetalle sind zweifellos vorhanden, aber die wilde Natur des Landes und die sonstigen ungünstigen Verhältnisse verhinderten ihre Erschließung. In früheren Jahren rüstete die Neu-Guinea Co. wiederholt kostspielige Expeditionen aus, die aber, wie bereits erwähnt, resultatlos verliefen. Dem findigen, erfahrenen Prospektor, der das Gold gewissermaßen riecht wie das Trüffelschwein die Trüffel, ließ man bisher viel zu wenig tatkräftige Unterstützung angedeihen. Die Sande des Waria erwiesen sich als ausgiebig goldhaltig und warfen für die Goldsucher schönen Verdienst ab, aber der Deutsche merkte den Braten erst, als die Engländer die feisten Bissen schon aufgezehrt und nur noch einige magere Stücke übrig gelassen hatten.

Man möchte dem Lande wünschen, daß dort auch in Zukunft recht wenig Gold entdeckt wird, denn unter den Goldsuchern findet sich stets ein hoher Prozentsatz von Naturen, denen jedes Mittel recht ist. Unter den Eingebornen würde durch sie Unheil angerichtet werden, welches kaum wieder gut zu machen ist und in keinem Verhältnis steht zu dem materiellen Gewinn. Zur wirtschaftlichen Ausnutzung des Landes sind uns die Eingebornen weit notwendiger als große Goldklumpen.

Einer der trefflichsten Goldsucher und ein Mann von bestem Charakter war der im September 1909 ermordete Dammköhler. Da sein Tod vielfach falsche Vorstellungen über die Verhältnisse in Neu-Guinea erweckte, sei auf denselben ausführlich eingegangen.

Seit 30 Jahren lebte Dammköhler in Australien, dem Bismarck-Archipel und Neu-Guinea als Farmer, Händler und Goldsucher. Seine unruhige Natur ließ ihn niemals allzulange an demselben Platz verweilen und er führte ein buntbewegtes Leben. Einmal geriet er auf holländischem Gebiete in die Gefangenschaft der Papua und vegetierte längere Zeit als Wilder unter diesen Wilden. Da er auch die von der Neu-Guinea Co. ins Werk gesetzten Erkundungsexpeditionen am oberen Ramu mitmachte, konnte er sich Gewißheit über das Vorkommen von Gold im Bismarckgebirge verschaffen. Im Dezember 1907 bis Januar 1908 vollführte er mit dem Landmesser Fröhlich die erste Durchquerung, indem er von der Markham-Mündung in 17 Tagen über die Wasserscheide zwischen Markham und Ramu nach Stephansort marschierte. In demselben Jahre faßte er den Plan, das Bismarckgebirge systematisch nach Gold zu durchforschen und verband

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich zu diesem Zwecke mit dem Landwirt Oldörp. In Queensland kaufte er 12 Pferde, um nicht an einen größeren Troß von Trägern, die im Innern schwer zu unterhalten sind, gebunden zu sein. Er gedachte, mit diesen Pferden von Stephansort (Astrolabebucht) aus auf dem sog. Kautschukwege, der von der Regierung in Verbindung mit der Kautschukexpedition angelegt war, in das Quellgebiet des Ramu zu gelangen. Hier begannen aber schon die Widerwärtigkeiten, denn auf weite Strecken, gerade an den gefährlichsten Punkten, hatte der Regen den kurz vorher angelegten Weg bereits weggewaschen, und Dammköhler verlor durch Absturz mehrere Pferde. Als man endlich an der Wasserscheide war, herrschte die Regenzeit in so schlimmer Weise, daß die beiden Weißen beschlossen, vorläufig nach der Mündung des Markham hinunterzugehen. Auch hier wurden sie vom Ungemach verfolgt und büßten mehrere Pferde ein, so daß sie schließlich erschöpft und nach Verlust der meisten Habseligkeiten mit nur vier Pferden an der Markham-Mündung eintrafen. Dammköhler hatte also das Land zum zweiten Male durchquert. Die ethnographischen Gegenstände, welche er hierbei im Quellgebiet des Markham sammelte, erwarb ich von ihm für das Berliner Museum.

Erst im August 1909 konnte er wieder mit Oldörp, seinen vier Pferden und zwei schwarzen Begleitern in das Innere aufbrechen und wandte sich dem Kraetke-Gebirge zu. Immer in Nähe des Markham marschierte er auf dem linken Ufer desselben bis zu der Stelle, wo sich ein mächtiger, im Kraetke-Gebirge entspringender Nebenfluß in den Markham ergießt und wo ich einige Wochen vorher mit Missionar Lehner gewesen war. Nun ging es im Tale dieses Flusses aufwärts, doch bereitete sumpfiges Gelände und der dichte, mit stacheligem Rotang durchsetzte Urwald dem Vorwärtskommen besonders für die Pferde große Schwierigkeiten. Der ungenügend verproviantierten Expedition gingen die Nahrungsmittel aus und die beiden Schwarzen weigerten sich weiter zu marschieren; sie wurden zurückgeschickt und langten glücklich am Huongolf an. Die beiden Weißen arbeiteten sich allein mit ihren vier Pferden vorwärts. Endlich kamen sie an eine Stelle des Flusses, wo der Sand bei der Waschprobe Goldgehalt ergab. Unweit dieser Stelle entdeckte Dammköhler im anstehenden, stark mit Quarz durchsetzten Gestein reichliche Erze, hauptsächlich Bleiglanz. Ich sah später hiervon zwei hühnereigroße Stücke, die durch außerordentliche Schwere auffallen und zu den besten Hoffnungen berechtigen. Man war also am Ziele und beabsichtigte, sich dort niederzulassen. Zu diesem Zwecke mußten in erster Linie mit den Eingebornen Beziehungen angeknüpft werden, um Nahrungsmittel und Arbeitskräfte zu erlangen. Bisher hatte man Eingeborne am Flusse noch nicht zu Gesicht bekommen, aber alles wies darauf hin, daß in der Nähe Dörfer sich befanden. Tatsächlich stieß man an einem Nebenarm auch bald auf Schwarze, die eiligst davonliefen, zumal Dammköhler die große Unvorsichtigkeit beging, einen Schreckschuß abzugeben. Dies geschah am Vormittage des 12. September (1909). Man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

errichtete nun das Zelt unmittelbar am Flusse derart, daß der Ausgang dem Flußlauf zugekehrt war. Nachmittags gegen 5 Uhr, als die Beiden im Zelte saßen, sausten plötzlich Pfeile durch die Wand, und gleichzeitig erhob sich ein höllisches Geheul von etwa dreißig Schwarzen. Letztere stellten sich dann in den seichten Fluß vor den Eingang des Zeltes und schossen mit ihren Pfeilen aus unmittelbarster Nähe auf die Reisenden. Oldörp besaß die Geistesgegenwart, ein Stück Packtuch schildartig vor sich zu halten. Beide feuerten mit ihren Gewehren ununterbrochen und streckten einen nach dem anderen nieder; es saß aber auch ein Pfeil nach dem anderen, und Dammköhler hatte bald vier, davon zwei mit Widerhaken, in den Armen, einen in der rechten Brust, einen im Unterleib und fünf in den Beinen. Die Brustverletzung war die schwerste, und der sich einstellende Bluthusten verriet die Zerreißung der Lunge. Auch Oldörp hatte sechs Wunden, aber keine lebensgefährliche, da das vorgehaltene Tuch die Kraft der Pfeile schwächte. Drei Widerhakenpfeile blieben in diesem Tuche stecken.

Nachdem sie ihre Pfeile verschossen hatten, zogen die fünf überlebenden Schwarzen — 25 lagen als Leichen im Flußbett — ruhigen Schrittes ab, als ob nichts vorgefallen wäre. Zwei Stunden später verschied Dammköhler an innerer Verblutung.

Was veranlaßte die Schwarzen zu dem Überfall? Wer die Anschauungen derselben kennt, kann hierüber nicht einen Augenblick im Zweifel sein: die beiden Weißen kamen allein, ohne Begleitung von Schwarzen, aber mit vier ungeheueren Tieren; es konnten nur Geister sein, natürlich böse, denn gute sind in Neu-Guinea äußerst rar und sie kommen nicht mit riesengroßen Hunden (Pferden). Der von Dammköhler unvorsichtigerweise abgegebene Schreckschuß bestärkte sie in ihrer Vorstellung, daß Geister gekommen seien, um sie zu verderben. Am hellen Tage (nachm. 5 Uhr) führt kein Papua auf einen Menschen einen Überfall aus; dazu wartet er die Nacht ab, wo er sich sicherer fühlt. Hätten sie Menschen gegenüber gestanden, so wären sie sicher davongelaufen, als die ersten von ihnen unter den Kugeln niedersanken. So ließen sich 25 niederknallen, ohne auch nur einen Schritt zurückzuweichen, und dann gingen die fünf Überlebenden ruhigen Schrittes nach Hause.

Sahen die Eingebornen auch nur einige wenige ihresgleichen bei den bumbum, so wußten sie, daß man mit denselben verhandeln und verkehren kann. Als trefflicher Kenner des Papua war Dammköhler sich der großen Gefahr bewußt, in die er sich begab, als ihn seine beiden schwarzen Begleiter verließen; aber er befand sich in einer Zwangslage, denn es gab nur die Wahl: entweder selbst zurück oder blind hinein in die Zukunft. Die Fehlschläge und die großen Verluste seiner letzten Expedition, welche alle Mittel erschöpften, erzeugten bei ihm eine Verzweiflungsstimmung. Die Jagd nach dem Glück machte schon manchen blind.

Wie töricht ist es nun, solche Vorfälle durch Strafexpeditionen rächen zu wollen! Der Schwarze hat natürlich nicht das mindeste Bewußtsein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas Böses zu vollbringen. Der Gedanke, daß er strafbar sei, ist für ihn unfaßbar, denn er handelt in der Notwehr, wenn er den Geist, der ihn vernichten will, unschädlich macht.

Glücklicherweise unterblieb jeder Versuch einer Strafexpedition, jedoch lediglich aus dem Grunde, weil die Auffindung der „Schuldigen" unmöglich gewesen wäre.

Das Drama ist noch nicht zu Ende, denn die endlich entdeckten Metallschätze des Gebirges scheinen von einem Geiste gehütet zu werden, der dieselben unnahbar macht.

Nach dem Abzug der Schwarzen wurde Oldörp durch den Blutverlust ohnmächtig, erholte sich aber wieder und grübelte die Nacht hindurch über seine Rettung nach. Mit dem Morgengrauen packte er die notwendigsten Sachen zusammen, ging zu dem Hauptflusse zurück, band dort aus einigen Stämmen ein Floß zusammen und begab sich auf die Talfahrt; alsbald verlor er aber in der starken Strömung fast alle Sachen und wäre unter dem Treibholz beinahe ertrunken. Erst am Morgen des vierten Tages erreichte er wieder den Markham und am Abend des darauffolgenden die Mündung. Nur am zweiten von diesen fünf Tagen hatte er durch Erlegen eines Kakadu und einer Ente Nahrung gehabt, dazu die starken Blutverluste und die seelische Aufregung. Als er kurz vor der Markham-Mündung ans Land ging, sank er, nur mit einer Jacke bekleidet, denn alles übrige hatte er während der Fahrt verloren, im hohen Grase ohnmächtig nieder; am nächsten Morgen brachten ihn die Labo zu seiner Station am Burgberge. Als ich ihn einige Wochen nach diesen Erlebnissen traf, plante er schon wieder die Rückkehr nach jenem Unglücksorte, um die dort gefundenen Schätze zu heben. Seine sechs Pfeilwunden waren gut geheilt, nur der eine Arm durch eine Verletzung des Nerven geschwächt. Bald hatte er in dem bei Potsdamhafen ansässigen Ansiedler Bröker einen neuen Gefährten gefunden, und da letzterer einen eigenen Segelschoner besaß, konnte die Ausrüstung zur Hebung der Metallschätze leicht herangeschafft werden. Am 14. April 1910 wurde der Expeditionsschoner am nördlichen Gestade des Huongolfes von einem der schweren plötzlichen Unwetter überrascht, wie sie dort zur Zeit des Monsumwechsels nicht selten sind. Infolge eines falschen Segelmanövers drückte der Sturm das Fahrzeug unter Wasser, Oldörp, Bröker und einige Papua ertranken, elf Schwarze wurden durch die Strömung noch lebend bei den Tami-Inseln angetrieben.

Damit sind die Mißerfolge im Aufsuchen jenes Goldfeldes noch nicht erschöpft. Ein englischer Goldsucher hatte von der Sache Wind bekommen und versuchte heimlich in jenes gelobte Land zu gelangen; aber vor Erreichung seines Zieles geriet er in Händel mit den Eingebornen, wurde vom Schwarzwasserfieber befallen und konnte froh sein, die Küste überhaupt wieder zu erreichen.

Das sind einige Proben von den Fährlichkeiten, die den Goldsucher in Kaiser-Wilhelmsland erwarten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 28.

MISSION.

In Kaiser-Wilhelmsland sind drei Missionsgesellschaften tätig. Zuerst siedelte sich (Juli 1886) die lutherische Neuendettelsauer Mission an, welche in der Umgebung des Huongolfes sitzt und daselbst gegenwärtig (1911) rund ein Dutzend Stationen hat, die sich auf den Küstenstrich von der Dorfinsel bis Adolfhafen verteilen. Auf jeder Station wirken zwei bis drei Missionare, und da noch einige weiße Gehilfen vorhanden sind, welche hauptsächlich in Finschhafen, wo sich die Missionsplantage befindet, den Wirtschaftsdienst besorgen, beläuft sich die Kopfzahl einschließlich der Frauen und Kinder auf rund 80.

Ende 1886 kam die rheinische protestantische Mission ins Land, deren Wirkungskreis die Umgebung der Astrolabebucht ist und welche gegenwärtig sechs Stationen unterhält.

Zehn Jahre später (1896) siedelte sich die katholische Mission, die „Gesellschaft des göttlichen Wortes", an, deren Stationen sich auf den Küstenstrich von Alexishafen nördlich von Friedrich-Wilhelmshafen bis in die Nähe der holländischen Grenze verteilen.

Von vornherein sei jede Erörterung darüber ausgeschlossen, ob den Eingebornen durch die Bekehrung eine Verbesserung ihrer Lage nach Abschluß dieses Lebens gebracht wird. Das ist Glaubenssache. Für uns bleibt bei Beurteilung der Berechtigung des Missionswesens ausschließlich die Frage, ob durch Einführung des Christentums greifbare Vorteile irgend welcher Art entstehen. Diese Frage muß in bezug auf die Eingebornen von Neu-Guinea, deren ganzes Dasein von Geisterfurcht und Zauberei beherrscht wird, entschieden bejaht werden.

In seinem auf die nächste Umgebung des Dorfes beschränkten Gesichtskreise ist der Papua zur Vorstellung einer Gottheit nicht durchgedrungen. Für ihn sind die Geister der Verstorbenen, die im nächsten Umkreise des Dorfes ihr Wesen oder vielmehr Unwesen treiben, die Herrscher. Sie hausen im Dunkel des Waldes, in verrufenen Schluchten oder Höhlen und fügen dem armen Papua allerhand Leid zu.

Eine noch weit wichtigere Rolle als die Geisterfurcht spielt die Zauberei. Wenn es nicht regnet oder zu viel regnet, wenn die Feldfrüchte nicht gedeihen, die Kokospalmen nicht tragen, wenn die Schweine sterben, Jagd und Fischfang ergebnislos verlaufen, wenn die Erde bebt, eine Flutwelle das Küstendorf hinwegfegt, wenn Krankheit und Tod eintritt — nie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mals geht es mit rechten Dingen zu, stets ist Zauberei im Spiele. Der Zauberer, welcher den Todeszauber verursachte, muß exemplarisch bestraft werden und dem Rachezuge fallen mehrere Menschenleben zum Opfer. Wegen der Blutrache geht das Morden weiter und immer weiter. Daher ist die dünne Bevölkerung von Neu-Guinea eine direkte Folge des Aberglaubens der Leute.

Nun kommen die Missionare und beweisen, daß Zauber wirkungslos ist, daß Geister nirgends vorhanden sind; sie steigen in die verrufensten Höhlen hinab, deren Betreten nach Ansicht der Papua sofortigen Tod herbeiführt. Die alten Leute sagen: „Ihr Weißen macht eine Ausnahme; euch kann weder unser Zauber etwas anhaben, noch sind die Geister in eurer Gegenwart zu ihren gewohnten Schandtaten bereit.“ Die Jungen werden stutzig und bei ihrer leichten Auffassungsgabe empfänglich für die Worte des weißen Lehrers. Aber zehn Jahre waren erforderlich — in manchen Teilen von Neu-Guinea die doppelte Zeit —, um vereinzelte Leute soweit zu bringen, daß sie den Glauben ihrer Väter aufgaben und zur neuen Lehre übertraten, welche sie von all den durch die Zauberei herbeigeführten Widerwärtigkeiten erlöste.

Nachdem das Eis gebrochen war, machte die Ausbreitung des Christentums schnellere Fortschritte, und die Alten sahen ein, daß die Rache der abgesetzten Geister ausblieb.

Man darf nicht vergessen, daß die selbstlose Aufopferung der Missionare das ihrige tat, um Achtung und Liebe bei den Eingebornen zu erwecken und sie empfänglicher für die dargebotene Lehre zu machen. Nicht jedem ist es in gleicher Weise gegeben, sich das Zutrauen der Menschen zu erobern. Einzelne Missionare leisten auf diesem Gebiete geradezu Erstaunliches: ohne ihre Zustimmung wird von den Eingebornen nichts unternommen; ihr Wort genügt, um die Trägsten zur Arbeit zu bewegen und auch die hartgesottensten Heiden von ihren altgewohnten Untaten abzuhalten. Die Namen einzelner Missionare sind bereits im tiefsten Innern bekannt geworden, und mit ihnen verbindet sich die Vorstellung von Wesen, welche anderen Gutes erweisen.

Welches sind also die greifbaren Vorteile, welche die Arbeit der Missionare den Papua brachte?

In erster Linie sind die durch die Zauberei herbeigeführten entsetzlichen Zustände endgültig beseitigt. Der Eingeborene, welcher sich, in beständiger Furcht ein Opfer der Rache der durch angebliche Zauberei erbitterten Nachbarn zu werden, kaum auf die Felder wagte, geht sorglos seiner Arbeit nach. Dadurch sind die Leute fleißiger geworden und haben regelmäßigere Lebensweise angenommen. Sie halten schon in Nachahmung der sauberen Missionsgehöfte mehr auf Reinlichkeit und gute Beschaffenheit der Häuser. Insbesondere durch letzteren Umstand besserten sich die Gesundheitsverhältnisse erheblich, denn der mangelhafte Zustand der Hütten trug nicht wenig zur Ausbreitung der den Eingebornen so gefährlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lungenentzündung bei. Die Bevölkerungszahl nimmt schnell zu, da die früher allgemein übliche Abtreibung der Kinder, der Kindesmord und die gegenseitigen Totschlägereien unterbleiben. Das Gebot: „Du sollst nicht stehlen" ist den Leuten in geradezu klassischer Weise in Fleisch und Blut übergegangen. Wegen der schweren Strafen bestehlen sich die Papua untereinander nur selten, denn auf Diebstahl von Feldfrüchten steht Todesstrafe. Den Weißen glaubte man irgend welche Rücksicht nicht schuldig zu sein; daher hatten die Missionare in den ersten Jahren unter den Diebereien außerordentlich schwer zu leiden. Das wurde vollkommen anders, und in weitem Umkreise der Missionsstationen ist das persönliche Eigentum weit sicherer als in irgend einem Teile Europas. In den vielen Monaten, die ich auf den verschiedensten Missionsstationen weilte, wurde mir auch nicht eine Stecknadel entwendet, obgleich beinahe täglich Dutzende von Schwarzen jeglichen Alters mein Zimmer besuchten, um die dort frei herumliegenden Instrumente und Gegenstände, welche in ihren Augen unermeßlichen Wert haben, zu bewundern. Als unbrauchbar fortgeworfene Dinge brachten sie häufig zurück, weil sie glaubten, dieselben seien verloren gegangen. Jede Missionsstation besitzt ein reich assortiertes Lager von Gegenständen der verschiedensten Art, welche die Schwarzen früher irgendwo zusammenstahlen und die sie, wenn sie im Taufunterrichte stehen, dem Missionar freiwillig ausliefern.

Auch der Ethnologe geht bei dem Missionswerk nicht leer aus: die vielen zur Zauberei, zum Geister- und Balumkultus benutzten, zum Teil außerordentlich wertvollen Gegenstände, welche ich während meines Aufenthaltes in Neu-Guinea für das Berliner Museum erwarb, verdanke ich lediglich der Tätigkeit der Missionare. Aus freien Stücken bringen die Schwarzen, welche zum Taufunterricht kommen, ihre Zaubergeräte und geben willig Auskunft über jede Veranstaltung des Zaubers. So lange sie dem Glauben ihrer Väter treu sind, würden sie niemals ein Stück dieser Art herausgeben und nie das geringste über die Ausführung des Zaubers verraten.

Die phonographischen, photographischen und kinematographischen Aufnahmen hätte ich ohne tatkräftige Unterstützung von seiten der Stationen niemals in diesem Umfange ausführen können. Unter Aufsicht der Missionare wurden die alten Tänze und halbvergessenen Gesänge neu eingeübt und auf die Aufforderung seines Lehrers hin trat auch der scheueste Papua vor den photographischen Apparat.

Die Sonderabhandlungen in Band 3 legen beredtes Zeugnis dafür ab, wie durch die Missionare die alte Kultur für die Nachwelt erhalten bleibt. Durch völlige Beherrschung der Landessprache und durch das größere Zutrauen, welches die Eingebornen zu ihnen haben, sind die Missionare dem Reisenden bei Aufzeichnungen jeder Art weit überlegen. Selbst wenn sich der Reisende zehn Jahre im Lande aufhielte, würde er doch nicht imstande sein, auch nur annähernd so vielseitige und gründliche Arbeiten zu liefern wie diejenigen im dritten Bande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schließlich darf man nicht vergessen, daß in vielen Teilen von Neu-Guinea die Missionsstationen für den Reisenden die einzige Möglichkeit der Unterkunft bilden. Die Wissenschaft hat also durchaus keine Veranlassung, die Tätigkeit der Missionare grundsätzlich mit scheelen Augen anzusehen.

Es ist eine durchaus irrige Vorstellung, daß ohne die Missionare vieles von der alten Kultur erhalten bliebe. Von dem Augenblicke an, wo die Weißen in Kaiser-Wilhelmsland zu Erwerbszwecken festen Fuß faßten, war das Todesurteil über die Papuakultur gesprochen. Die für die Plantagen allerwärts angeworbenen Arbeiter, welche für Jahre ihren Heimatdörfern fern bleiben, lernen andere, neue Verhältnisse und Bedürfnisse kennen. Die Berührung mit anderen Stämmen und den zahlreichen Weißen, das Anschauen anderer Länderstrecken und die Bekanntschaft mit anderen Sitten und Gebräuchen erweitert ihren Gesichtskreis, untergräbt ihre ursprünglichen Vorstellungen. Die alte Kultur schwindet, ohne daß an ihre Stelle eine neue, bessere tritt. Der Kaufmann, der sich in der Kolonie ansiedelt, hat weder die nötigen Kenntnisse noch Lust, sich in das Geistesleben der Schwarzen zu vertiefen. Er kauft gelegentlich einige Kuriositäten, um später in der Heimat sein Zimmer damit auszuschmücken, noch häufiger, um die Sachen an durchreisende Fremde für schweres Geld weiter zu verkaufen. Gelangt schließlich ein derartiges Stück in ein Museum, so ist es wertlos, weil Angaben über Herkunft usw. fehlen. Da leisten die Missionare der Wissenschaft doch bessere Dienste!

Nicht alle Missionsgesellschaften erzielten gleich günstige Erfolge wie die Neuendettelsauer. Ob in einzelnen Teilen des Landes das Menschenmaterial besonders spröde ist oder ob es am System liegt, vermag ich nicht zu sagen. Ich hielt mich in den Gebieten der übrigen Missionen nicht lange genug auf, um ein eigenes Urteil bilden zu können; man tut aber gut, in Missionsangelegenheiten auf das Urteil anderer garnichts zu geben. Auf keinem Gebiete wird so viel Unsinn geschwatzt wie auf diesem, und viele Menschen halten das Schimpfen auf die Missionen geradezu für ein Merkmal höherer Bildung.

Im allgemeinen werden von den Missionen zwei Methoden der Bekehrung befolgt. Die erste u. a. von den Neuendettelsauern angewendete ist diejenige, wo man hauptsächlich auf die erwachsenen Leute einzuwirken sucht. Die Kinder kommen dann ganz von selbst. Bei der anderen Methode kümmert man sich nur wenig um die Erwachsenen, sondern bemüht sich, die Kinder im Christentum aufzuziehen, um nach einer Reihe von Jahren einen zuverlässigen Stamm von jungen Christen zu haben. Häufig genug ist man zu dieser Methode gezwungen, wenn sich mit den störrigen Alten durchaus nichts anfangen läßt. Natürlich bringt diese Methode immer Reibereien, da die Alten die Kinder vom Schulbesuche abhalten wollen und sich ein Schulzwang ungemein schwer durchführen läßt. Der Ethnologe geht bei letzterer Methode ganz leer aus: die Alten behalten ihre Geheimnisse für sich, um so mehr, als sie mit den Missionaren nicht selten auf gespanntem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fuße stehen, und die Kinder erfahren von den altväterischen Anschauungen überhaupt nichts mehr.

Man könnte eine Mission für das Erstrebenswerteste halten, welche unter Beiseitelassung jeglicher religiöser Beeinflussung bei möglichster Wahrung der Eigenart des Volkes lediglich eine kulturelle Hebung sich zur Aufgabe macht. Dergleichen wird aber stets unausführbar bleiben, denn die Beseitigung der durch Zauberei und Aberglaube herbeigeführten unhaltbaren Zustände ist nur durch religiöse Beeinflussung möglich. Hier gibt es nur die Wahl: entweder die alte Religion mit all den verderblichen Folgeerscheinungen, oder der neue, ein zivilisatorisches Fortschreiten ermöglichende Glaube. Der geistig hoch veranlagte Papua will etwas glauben, er will sein Innerstes ausfüllen. Was bleibt da anderes übrig als das Christentum?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 29.

DIE REGIERUNG.

Kaiser-Wilhelmsland verdankt den Aufschwung, den es in den letzten Jahren nahm, zum erheblichen Teile dem langjährigen, segensreichen Wirken des Gouverneurs Dr. Hahl. Seine Einsicht, Tatkraft und Ausdauer ist über jedes Lob erhaben, und wenn in vereinzelten Fällen vielleicht Mißgriffe vorkamen, so passiert dies eben selbst dem vollkommensten Menschen. Überdies darf man nicht vergessen, daß ein Einzelner nicht alles sehen und ausführen kann; er ist auf Hilfskräfte angewiesen, und in diesem Punkte bedürfen unsere Kolonien noch mancher Verbesserung. Die Neuheit unserer kolonialen Bestrebungen bringt es mit sich, daß das Kolonialwesen dem Volke noch nicht in Fleisch und Blut überging. Während es in England als selbstverständlich gilt, daß man „drüben" war, kommt in Deutschland die ganze Sippschaft immer noch in die hellste Aufregung und Verwirrung, wenn ein Sohn des Hauses sich entschließt in die Kolonien zu gehen. Manche Kraft, die sich für die Kolonien vorzüglich eignen würde, bleibt aus Spießbürgerei daheim.

Wenn ich daher, so wie dies auch schon in früheren Abschnitten geschah, im folgenden einzelne Regierungsmaßregeln kritisiere, muß ich mich von vornherein gegen die Auffassung verwahren, als ob die ganze Regierungsmethode in Kaiser-Wilhelmsland verfehlt sei. Im Gegenteil erkennt jeder an, daß von der Regierung außerordentlich viel geleistet wurde. Wenn in einzelnen Fällen die Maßnahmen eine Kritik herausfordern, so ist dies begründet in der Unvollkommenheit alles Menschlichen und häufig auch in den dadurch herbeigeführten erschwerenden Umständen, daß man über das Geistesleben des Papua viel zu wenig unterrichtet war.

„Kaiserliches Gouvernement". „Gouverneur". Früher hatten wir in Kaiser-Wilhelmsland eine „Kaiserliche Regierung" und einen „Landeshauptmann". Damals dachten wir eben deutsch.

Bezeichnenderweise wird von den Eingebornen das Regierungsgebäude „Papierhaus" genannt. Der Papua trifft hier wie stets in seinen Redewendungen den Nagel auf den Kopf, denn Papier und immer wieder Papier, das ist vorläufig noch ein Kreuz unserer Kolonien. Das arme Gehirn, welches all die Verfügungen behalten soll! Natürlich behält sie niemand, und wenn sie zum allgemeinen Besten im sauber gedruckten Amtsblatte erschienen sind, haben manche ihr Leben bereits beschlossen. Dabei sind einige derselben recht geeignet, Kopfschütteln zu erregen, z. B. diejenige,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß der schwarze Schießjunge, welcher für die Küche den Fleischbedarf (Vögel, Wildschweine) zu beschaffen hat, den auf ein Jahr ausgestellten Schießschein stets bei sich führen soll, wahrscheinlich deshalb, um ihn jederzeit dem ihm im Walde begegnenden Gendarm vorzeigen zu können. Man stelle sich vor, wie ein Stück Papier aussieht, welches der nackte Schwarze auch nur 24 Stunden in Wind und Wetter bei sich trägt! Wofern er dasselbe nicht am ersten Tage verliert, wird er sehr bald eine nützliche Verwendung für das Blatt haben, und zwar als Zigarettenpapier, um all die Strafen, die auf demselben angedroht sind, in den Wind zu blasen.

Die Verordnungssucht ist entschieden ansteckend. Es gibt in Neu-Guinea Leute, die, so lange sie zu den Regierten gehörten, weidlich schimpften über die ewigen Verordnungen, als sie dann aber selbst zu Amt und Regierungswürden gelangten, es mit dem Verordnen weit schlimmer machten als ihre Vorgänger.

Gedankenloses Festhalten an Vorschriften, die in der Heimat berechtigt, in den Kolonien undurchführbar sind, zeitigte Vorkommnisse, wie wir sie sonst nur in den Erzählungen eines Witzblattes antreffen.

Im Hause eines Missionars stellte sich vor vielen Jahren ein freudiges Familienereignis ein, und der beglückte Vater beeilte sich, mit der nächsten Post die Behörde in Friedrich-Wilhelmshafen hiervon pflichtschuldigst in Kenntnis zu setzen. Glaubte er, seine Aufgabe als Staatsbürger hiermit erfüllt zu haben, so machte er die Rechnung ohne die Lenker der kolonialen Geschicke, denn postwendend traf — unter Androhung schwerer Strafen im Wiederholungsfalle — der Bescheid ein, daß Geburtsanzeigen innerhalb zehn Tagen, und zwar persönlich bei dem Standesamte zu erfolgen haben. Da nun Finschhafen, der Wohnort des Missionars, nur alle drei bis vier Monate einmal Schiffsverbindung mit Friedrich-Wilhelmshafen hatte, mußten, wollten sie nicht dem Strafrichter verfallen, die Eheleute in Zukunft sich unbedingt so einrichten, daß neue Weltbürger nur unmittelbar vor Ankunft des Postdampfers in diesem Jammertale eintrafen, damit der Herr Papa spätestens zehn Tage nach diesem Ereignis sich der gestrengen Behörde in Friedrich-Wilhelmshafen stellen und seine Vaterschaft mit mehrmonatlicher Abwesenheit vom Hause büßen konnte.

Genannte Gesetzesübertretung hatte — abgesehen von der Ungültigkeit der in Frage stehenden Geburt — natürlich zur Folge, daß Ströme von Tinte flossen und das Papierhaus in Friedrich-Wilhelmshafen um Stöße von Akten bereichert wurde. Glücklicherweise ging die gesetzwidrige Namensgebung und der ganze papierne Sturm ohne Schädigung der Gesundheit des zarten Knäbleins vorüber.

Schließlich dämmerte den Behörden auf, daß sich die persönliche Meldung und die Innehaltung der zehntägigen Meldefrist in Neu-Guinea nicht durchführen läßt, und letztere wurde auf sechs Monate verlängert. Vergeblich fragt man sich, weshalb nicht bestimmt wurde, daß die Meldung in allen Fällen mit der nächsten Postverbindung zu erfolgen hat, denn Finschhafen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blieb schon wiederholt länger als sechs Monate von aller Welt abgeschnitten, wenn nämlich das Postschiff auf irgend ein Riff aufgelaufen war.

Die persönliche Meldung wurde dadurch ersetzt, daß der Vater an zwei in Friedrich-Wilhelmshafen wohnende Bekannte schriftlich den Vorfall berichten und sie bitten muß, sich persönlich zum Standesbeamten zu bemühen, um dort die Meldung zu erstatten. Wer also in der unglücklichen Lage sich befindet, in Friedrich-Wilhelmshafen Bekannte nicht zu besitzen, ist nicht befugt, Kinder in die Welt zu setzen. Unser trotz aller Kulturfortschritte immer noch beschränkter Untertanenverstand reicht nicht aus, um einzusehen, weshalb die schriftliche Meldung an Mittelspersonen und nicht direkt an das Standesamt zu erfolgen hat. Die vorgeschriebene Verwendung von Mittelspersonen führte jüngst einen tragikomischen Fall herbei: tragisch für die beteiligten Eltern, komisch für den unbeteiligten Zuschauer. Die Beauftragten vergaßen nämlich einen der von den Eltern gewünschten Namen dem Standesbeamten anzugeben, und das Knäblein muß nun als „August" statt als „Leopold" die Pilgerreise durch die Welt machen.

Mögen diese Proben genügen, um zu beweisen, daß auch in Kaiser-Wilhelmsland St. Bürokratius ein inbrünstig verehrter Heiliger ist. Wenn sich doch endlich ein Friseur finden möchte, der alle diese Zöpfe mit kräftiger Hand herunterschneidet! Man würde den Regierten viel Unmut und den Regierenden viel Schreiberei ersparen.

Große Verdienste erwarb sich die Regierung um das Land durch Erziehung der Eingebornen zur Arbeit. Zu letzterem Zwecke verfährt man folgendermaßen: soweit der Arm der Regierung reicht, was sich vorläufig allerdings noch auf die Küstengebiete beschränkt, werden die Eingebornen für einen Zeitraum von zwei Wochen bis zu zwei Monaten im Jahre zur Fronarbeit herangezogen und haben, um den Verkehr zu erleichtern, während dieser Zeit hauptsächlich Wege zu bauen. Durch Geldzahlung dürfen sie sich von der Fronarbeit loskaufen. Um Geld geben zu können, müssen sie solches verdienen, und es läuft immer darauf hinaus, daß sie gezwungen sind, zu arbeiten. Um ihnen Gelegenheit zum Geldverdienen zu geben, unterwies man sie neuerdings in der Gewinnung von Kautschuk und Guttapercha.

Das ist alles sehr schön und durchaus notwendig, aber in der Ausführung keineswegs immer einwandsfrei. Es bleibt allzu menschlich, daß derjenige Beamte als der tüchtigste gilt, unter dessen Leitung die größte Kilometeranzahl an Wegen hergestellt wird und welcher die höchsten Summen an Abgaben einkassiert.

Im allgemeinen soll die Fronarbeit vierzehn Tage dauern, was keine übertriebene Anforderung ist. In einzelnen Landesteilen wurden aber die Leute volle zwei Monate zurückgehalten. Das ist, wovon mancher Beamte keine Ahnung hat, ein tiefgehender, bedenklicher Eingriff in die Lebenshaltung der Schwarzen. So lange Zeit dürfen die Leute nicht vom Hause

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fortbleiben, ohne daß ihr Besitz aufs schwerste gefährdet wird. Zu Hause muß der Wald rechtzeitig gerodet und gebrannt werden, Zäune sind gegen den Einbruch der Schweine herzustellen und in gutem Zustande zu erhalten; außerdem gibt es tausenderlei andere Arbeit, welche nur die Männer vollführen können, die aber gemacht werden muß, soll nicht die Volksernährung leiden. Geradezu kindlich ist die Anschauung, daß der Papua zu Hause doch nur in der Hütte hockt und, wenn er Hunger hat, sich von der nächsten Palme eine Kokosnuß herunterholt. Vielmehr muß er gründlich arbeiten, will er nicht verhungern.

Die Sache ist für die Dorfschaft um so schlimmer, wenn, wie es der Regel nach geschieht, immer gleich die ganze oder doch der größte Teil der arbeitsfähigen Mannschaft zur Fronarbeit herangeholt wird. Für einen Zeitraum von vierzehn Tagen kann das Dorf dies aushalten, nicht aber für zwei Monate.

Als jüngst die Station Adolfhafen am Huongolf in Nähe der englischen Grenze gegründet wurde, bedurfte man zahlreicher Arbeitskräfte. Es wurden also einige schwarze Polizeisoldaten ausgesendet, welche längs der Küste bis zur Markham-Mündung Schwarze für einen Monat requirieren mußten. Dies geschah folgendermaßen: die mit Gewehr bewaffneten schwarzen Soldaten ließen die Dorfbewohner antreten und wählten die geforderte Zahl von Leuten aus ohne Rücksicht darauf, ob vielleicht ein Mann seine todkranke Frau oder ein Sohn seine gebrechlichen Eltern zurücklassen mußte. Es gab viel böses Blut, und wenn ernstliche Reibereien vermieden wurden, so ist dies lediglich der Einwirkung der dort ansässigen Neuendettelsauer Missionare zu verdanken. Den Schwarzen leuchtete es durchaus nicht ein, weshalb sie in einer hundert Kilometer entfernten Landschaft Wald roden, Balken schleppen und Wege bauen sollten.

Als ich mit dem Regierungsbeamten, einem überaus verständigen und human denkenden Manne, über diese Unzuträglichkeiten sprach, erwiderte er: „Was soll ich tun? Ich weiß wohl, daß es unerläßlich nötig wäre, daß ich bei der Aushebung der Leute zugegen bin, damit Härten und Ungerechtigkeiten vermieden werden; aber ich habe hier auf der Station alle Hände voll zu tun und weiß nicht, was ich zuerst anfangen soll. Arbeiter m u ß ich haben; ausreichende Stellvertretung bekomme ich nicht, also bleibt weiter nichts übrig, als die schwarzen Polizeisoldaten ohne Beaufsichtigung auszusenden."

Durch dies System wird also das Gehalt eines Aufsichtsbeamten gespart. Wenn dann das Unwetter losbricht, müssen vier Kriegsschiffe flott gemacht werden, um die „Schuldigen" (die in Wirklichkeit in einem großen Hause am Königsplatz zu Berlin sitzen) zu strafen und „den Aufstand niederzuschlagen". Das kostet abgesehen von den Menschenleben etwa das Hundertfache des ersparten Gehaltes.

Die traurigen Vorgänge auf Ponape haben in ihren Entstehungsursachen verzweifelte Ähnlichkeit mit den hier geschilderten Verhältnissen. In jenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berichten heißt es: „Unter dem neuen Bezirksamtmann nahm die Entwicklung ein sehr schnelles Tempo an. Man hatte die Eingebornen bisher außerordentlich schonend und sanft angefaßt; jetzt wurde energisch zugegriffen. Es wurde von ihnen verlangt, daß sie nicht nur für das Jahr 1910, sondern auch für das vorhergehende Jahr die Steuerarbeit leisteten. . . . Der Wegebau wurde rasch vorwärts getrieben. . . . Alles dies schuf eine tiefgehende Gärung."

Der Papua ist ein gutmütiger Geselle und läßt sich ungeheuer viel gefallen. Häuft sich jedoch sein Ingrimm dadurch, daß man den Bogen dauernd zu straff spannt, so ist er Mensch wie andere Menschen.

Werden, wie dies in oben geschildertem Falle am Huongolf geschah, Schwarze zum ersten Male zu Fronarbeiten herangezogen, so sind diese Arbeiten unter allen Umständen nahe der Heimat dieser Leute auszuführen. Es muß ihnen handgreiflich vor Augen geführt werden, daß ihre Arbeit Nutzen bringt. Das Beispiel der Kai westlich vom Sattelberge beweist, daß auch die Schwarzen gute Wege wohl zu schätzen wissen. Nachdem sie gesehen hatten, wie schön es sich auf dem prächtigen Pfade von der Küste nach der Sattelbergstation wandelt, verbesserten sie aus eigenem Antriebe die Wege zwischen ihren Dörfern nach dem Innern hin.

In dem Bestreben, die Kolonien finanziell unabhängig zu machen und durch Einführung ungewöhnlich hoher Zölle die nötigen Einnahmequellen zu schaffen, gab man manchen nicht ungerechtfertigten Grund zur Unzufriedenheit. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß hier die Schuld nicht auf Seiten der Kolonialbeamten, sondern derjenigen Kreise liegt, die für ruhige koloniale Entwickelung kein Verständnis haben. Bei Einführung dieser Zölle beging man einen unverzeihlichen Fehler: es werden nicht nur die Waren mit durchschnittlich zehn Prozent des Wertes versteuert, sondern auch die auf denselben lastenden Transportkosten. Während jeder vernünftige Wirtschaftspolitiker darauf hinarbeitet, in den Kolonien ein Absatzgebiet für die heimische Industrie zu eröffnen, schuf man hier geradezu eine Prämie für die Einfuhr ausländischer Waren. Das Exempel ist ungeheuer einfach: die Schiffsfracht beträgt von Europa bis Neu-Guinea für die Tonne (20 Ctr.) 60 bis 65 Mk., von Ostasien oder Australien bis Neu-Guinea 20 bis 25 Mk. Importiert man also von Europa z. B. 20 Ctr. Eisenwaren, so lastet auf denselben allein für die Beförderung ein Zoll von 6 bis 6,50 Mk. Bei Bezug derselben Eisenwaren aus Australien (welches uns neuerdings in allen Industrieerzeugnissen starke Konkurrenz macht) hat man den Transport aber nur mit 2 bis 2,50 Mk. zu verzollen!

Als Entschuldigung für diese merkwürdige Wirtschaftspolitik wird angegeben, daß es in anderen Kolonien ebenso gemacht werde. In bezug auf afrikanische Kolonien ergeben sich aber nicht diese Zolldifferenzen, welche unsere heimische Industrie schwer schädigen. Für Neu-Guinea, wo die hohen Transportkosten für Waren aus Deutschland an sich schon eine Kalamität sind, sollte man die Einfuhr deutscher Erzeugnisse erleichtern und nicht erschweren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich kann nicht umhin, noch ein wenig erfreuliches Vorkommnis zu erwähnen. Als Leiter der deutschen Abteilung der deutsch-englischen Grenzkommission wurde ein Mann bestellt, der sich in Afrika außerordentliche Verdienste erworben und dort bei ähnlichen Arbeiten sich aufs glänzendste bewährt hatte. Aber ihm widerfuhr das Unglück, sich daselbst die Schlafkrankheit zuzuziehen. Das Leiden kam in Europa zum Stillstande, brach aber in dem ungünstigen Klima Neu-Guineas sofort wieder aus. Man brachte also das Land in Gefahr, daß diese mörderische Volksseuche dorthin verpflanzt wurde. Wir wissen, daß in Afrika die Krankheitserreger, die Trypanosomen, durch den Stich einer bestimmten Fliege sich verbreiten, wir wissen aber absolut nicht, ob unter veränderten Bedingungen nicht auch durch andere Beiß- und Stechinsekten, von denen man in Neu-Guinea reichliche Auswahl hat, die Trypanosomen weiter getragen werden. Das fehlte gerade noch, daß die paar Schwarzen, die es in Neu-Guinea gibt, durch eine solche Seuche dahingerafft werden!

Vielleicht könnte jemand beim Durchlesen dieses Abschnittes zu der Überzeugung kommen, daß in der Kolonie von seiten der Regierung eigentlich nur das Gegenteil von dem geschieht, was geschehen sollte. Das wäre eine völlig falsche Auffassung, denn das Aufblühen der Kolonie beweist besser als alles andere, daß man sich auf dem richtigen Wege befindet. Es kann aber die gute Sache nur fördern, wenn auf einzelne Unzuträglichkeiten, die sich leicht abstellen lassen, aufmerksam gemacht wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 30.

LANDESPRODUKTE. ANBAUVERSUCHE. ARBEITERVERHÄLTNISSE. WIRTSCHAFTLICHE AUSSICHTEN.

Von einheimischen Landesprodukten, welche für die Ausfuhr in Frage kommen, spielt nur die Kokosnuß eine Rolle. Die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Eingebornen, Jams, Taro und Süßkartoffeln, können sich nie den Weltmarkt erobern. Für Bananen ist der Seetransport zu weit. Zwar sind in den sumpfigen Niederungen reiche Sagobestände vorhanden, die auch von den Eingebornen ausgenutzt werden. Das Produkt würde aber zu teuer werden, wollte man diese Bestände durch angeworbene Schwarze verarbeiten lassen. Eine Möglichkeit wäre, sich durch Eingeborne den Sago liefern zu lassen, doch bleibt die Sache vorläufig aussichtslos, da die Schwarzen zu faul und bedürfnislos sind, um derartige Arbeiten in nennenswertem Umfange auszuführen.

Vielleicht ließen sich durch Anbau des einheimischen Zuckerrohrs wirtschaftliche Erfolge erzielen; dasselbe gedeiht überall, in ganz besonderem Maße aber in einzelnen Flußtälern am Huongolf, z. B. am Nassaufluß. Ein Blick auf Figur 50 (S. 125) lehrt, daß hier für das Zuckerrohr allerdings ungewöhnlich günstige Bedingungen vorliegen, denn Rohre von dieser Höhe und Stärke, die man durch gewaltige Bambusgerüste stützen muß, damit sie nicht umbrechen, findet man anderwärts nicht häufig. Dazu kommt, daß die Eingebornen seit altersher Zuckerrohr bauen und mit der Kultur desselben vertraut sind.

Um die im Lande wild wachsenden Kautschuk-Lianen und die Gutta-Bäume nutzbringend zu verwerten und hierdurch gleichzeitig den Eingebornen Erwerbsquellen zu eröffnen, ließ die Regierung in dankenswerter Weise die Schwarzen zur Gewinnung von Kautschuk und Guttapercha anlernen. Natürlich ist das Produkt nicht erstklassig, beim Guttapercha sogar recht minderwertig, doch erfüllt das Ganze seinen Zweck. Freilich werden die gewonnenen Mengen stets viel zu geringfügig bleiben, um im wirtschaftlichen Leben der Kolonie eine nennenswerte Rolle zu spielen. Afrika mit seinen unermeßlichen Wäldern verträgt einen solchen Raubbau für lange Jahre; Neu-Guinea ist hierfür zu klein.

Unter den sonstigen einheimischen Erzeugnissen der Pflanzenwelt suchte man z. B. früher die Muskatnuß zu verwerten, auch ohne Erfolg.

Die überaus reichen Waldbestände müssen den Gedanken nahe legen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesen schier unerschöpflichen Holzvorrat, der sich ohne Nachhilfe nach dem Niederschlagen in kürzester Zeit von selbst wieder erneuert, zum Export auszunutzen. Bei näherer Betrachtung gewinnt die Sache freilich ein anderes Aussehen: kaum zehn Prozent der Bäume sind überhaupt für die Verarbeitung brauchbar; die übrigen haben so weiches, z. T. korkartiges Holz, daß es sich höchstens als Brennholz verwenden läßt. Unter den guten Sorten nimmt das Eisenholz eine hervorragende Stellung ein, welches zeitweis ausgeführt wurde. Es bleibt aber immer das alte Lied: unzugängliches Land, fehlende Arbeitskräfte. Die in Neu-Guinea ansässigen Erwerbs- und Missionsgesellschaften machten wiederholt Versuche, durch Anlage von Sägewerken die Holzbestände auszunutzen. Bis jetzt konnten sie noch nicht so viel Bretter und Balken schneiden, um ihren eigenen Bedarf für den Hausbau zu decken.

Die Ausfuhr der Mineralschätze hielt sich bisher in bescheidensten Grenzen. Auch in Zukunft werden die Unzugänglichkeit des Landes, das ungünstige Klima, vor allem aber die schwierigen Arbeiterverhältnisse wirtschaftlichen Erfolgen auf diesem Gebiete große Hindernisse entgegensetzen. Sollten sich die Kohlenfunde in Nähe der Markham-Mündung, von denen ich auf S. 78 sprach, bestätigen, so würde dies ein großer Segen für die Kolonie sein, denn der Platz liegt in Nähe des Meeres und ist leicht zugänglich.

Der Ausfuhr von Paradiesvögeln wird hoffentlich durch die Regierung bald ein Ziel gesetzt. Von sonstigen Federn kommt noch der Schmuck der Krontaube in Frage; doch sind die Mengen so unbedeutend, daß sie wirtschaftlich keine Rolle spielen. Früher knallte man die herrlichen großen Tiere, die einen vorzüglichen Braten liefern und stellenweis in erheblichen Mengen vorkamen, zu Hunderten nieder, lediglich um den Kopfschmuck zu erlangen. Infolge dieses Raubsystems ist jetzt der Ansiedler froh, wenn sein Schießjunge gelegentlich eine Krontaube für die Küche einliefert.

An vereinzelten Plätzen, z. B. bei Siassi, wird im Meere Trepang gewonnen, jene Molluske, die von den Chinesen hoch geschätzt und daher gut bezahlt wird. Auch in der Warapu-Lagune gab es früher Trepang; doch verschwand die Molluske vollständig nach der gewaltigen Flutwelle, welche 1905 jene Küste heimsuchte.

Infolge der Dürftigkeit der einheimischen Landesprodukte war der Ansiedler von je darauf bedacht, durch Anbau von allen möglichen, anderwärts vorzüglich gedeihenden Dingen wie Tabak, Baumwolle, Pfeffer, Kapok, Sisalhanf, Zitronellagras usw. seine Einkünfte zu vermehren. Man machte hiermit ausnahmslos kläglich Fiasko, denn erstens ist für viele Kulturpflanzen der Boden an den meisten Plätzen nicht hinreichend tiefgründig. Abgesehen von einzelnen Löchern und muldenförmigen Vertiefungen, die im Laufe der Jahrtausende mit erheblichen Humusmengen vollgefüllt wurden, ist man in der Regel schon nach wenigen Spatenstichen auf dem Felsen. Stellenweis tritt, z. B. in der Umgebung von Kap König Wilhelm und von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Finschhafen, auf weite Strecken das nackte Korallengestein zu Tage oder dasselbe ist nur von ganz dünner Humusschicht überdeckt, welche im günstigsten Falle den Kokospalmen ausreichende Nahrung bietet.

Für das Gedeihen vieler edler Nutzpflanzen wie Tabak und Baumwolle ist zweitens gewisse Beständigkeit des Wetters notwendig. Nun wechselt zwar auch in Neu-Guinea Regenzeit mit Trockenzeit, man kann jedoch niemals mit einiger Sicherheit auf eine wenn auch nur kurze Trockenperiode rechnen. Eine verregnete Baumwollenernte macht aber alle aufgewendete Mühe vergeblich. Ebenso sind unvorhergesehene Trockenzeiten, bei denen die empfindlichen Pflanzen verkümmern und absterben, keine Seltenheit. Das schlimmste Hindernis für alle Kulturversuche bleibt aber die Arbeiterfrage.

Die Bevölkerung von Kaiser-Wilhelmsland beträgt, wie wir früher sahen, höchstens 200000 Köpfe. Der überwiegende Teil hiervon wohnt jedoch tief im Innern und kommt für die Arbeiteranwerbung vorläufig überhaupt nicht in Frage. Da man bei der Anwerbung auf zehn Prozent der vorhandenen Einwohner rechnet, dürften für absehbare Zeit unter keinen Umständen mehr als 6000 Arbeiter zu erreichen sein. Das klingt ziemlich viel. Man vergesse aber nicht, daß vier schwarze Arbeiter kaum so viel leisten wie ein weißer. Wie jämmerlich ist es hier also bestellt z. B. im Vergleich mit Java, dessen arbeitsame Bevölkerung nach Dutzenden von Millionen zählt!

Manche Optimisten geben sich der Hoffnung hin, daß es im Laufe der Jahre mit den Arbeiterverhältnissen besser wird. Im Gegenteil, es wird immer schlechter. Der an sich faule Schwarze arbeitet nicht, um dem weißen Eindringling, der ihm sein Land fortnahm, einen Gefallen zu erweisen; vielmehr will er sich das zu seinem Lebensunterhalte so außerordentlich nützliche Eisengerät durch seine Arbeit erwerben. Als die Weißen ins Land kamen, lebten die Eingebornen vollständig in der Steinzeit. Sie begriffen aber sehr bald, daß Eisenwerkzeuge ihnen von allergrößtem Nutzen sind. Jetzt wo sich die Missionen immer weiter ausdehnen, finden die Schwarzen Gelegenheit, sich bei den Missionaren durch Hilfeleistungen jeglicher Art das notwendige Eisengerät zu verdienen. Sie müßten entsetzlich dumm sein — in der Tat sind sie genau das Gegenteil —, wenn sie nicht einsehen sollten, daß es für sie und ihre Familie weit vorteilhafter ist, daheim zu bleiben, als sich drei Jahre lang um geringen Lohn fern von der Heimat für den Weißen zu schinden. Daher der große Haß der Plantagenbesitzer gegen die Missionen. Wenn jetzt das Anwerbungsschiff am Horizonte auftaucht, ertönt an manchen Orten die Signaltrommel, und die junge Mannschaft begibt sich auf die weitab gelegenen Felder, der Anwerber findet im Dorfe also nur Frauen und alte Männer. Sollte ja ein Arbeitsfähiger aus irgend einem Grunde zurückgeblieben sein, so entgegnet er auf die Vorstellungen und Bitten des Weißen: „Der Missionar will es nicht“. In der Tat ist dies eine der leeren Ausreden, welche dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Papua niemals fehlen, denn bei meinem langen Aufenthalte in diesen Gegenden konnte ich mich davon überzeugen, daß die Missionare in bezug auf Anwerbung den Schwarzen keinerlei Hindernisse in den Weg legen. Jeder Freund der Schwarzen kann übrigens nur wünschen, es mögen diesen recht bald die Augen darüber aufgehen, daß ihnen der Aufenthalt auf den Plantagen der Weißen keinen Segen bringt. Die jungen Leute, welche nach dreijähriger Abwesenheit in ihr Heimatdorf zurückkehren, fühlen sich den Dorfleuten gegenüber als welterfahrene, weitgereiste Herren, welche das Arbeiten mit Vergnügen den anderen überlassen. Das schlimmste aber bleibt, daß sie als Segnungen der Kultur allerhand Krankheiten mit in die Heimat bringen. Manche verdingen sich zwei oder gar drei Mal und die Familienbande werden hierdurch vollkommen zerrissen. Da immer die kräftigsten Leute aus der Heimat fortgehen, kommt die Dorfschaft in bezug auf Feldbestellung häufig geradezu in Not, denn die Kinder und die schwachen, alten Männer können den Urwald nicht roden.

Der Regel nach werden die jungen Leute auf je drei Jahre angeworben, und es ist bei der Anwerbung an die Angehörigen ein Angeld bestehend in Beilen, Messern und dergl. zu zahlen, insgesamt für jeden Arbeiter ungefähr im Werte von 20 Mk. Die Gesamtkosten für jeden Angeworbenen stellen sich durchschnittlich auf 80 Mk. Der Monatslohn beträgt bei freier Verpflegung 5 Mk., doch wird das meiste hiervon erst nach Ablauf der Dienstzeit in Gestalt von Beilen, Messern, Lendentüchern und allen möglichen anderen Dingen ausgezahlt, welche der Papua zu haben wünscht. Der schwarze Arbeiter ist also keineswegs billig, besonders wenn man berücksichtigt, daß er herzlich wenig leistet.

Die Regierung gibt sich die erdenklichste Mühe, Übergriffe bei der Anwerbung, Behandlung und Ablohnung der Arbeiter zu verhindern; sie kann aber nicht überall dabei sein, und es kommt daher manches Ungesetzliche vor. Ich erwähnte bereits, daß der Steuermann des Anwerbeschiffes jüngst einem Häuptling bei Braunschweighafen die Vorderzähne ausschlug aus Ärger darüber, daß er in jenem Dorfe niemand anwerben konnte. Auch bei der Ablohnung werden zuweilen statt der notwendigen Beile und großen Buschmesser den Leuten Sachen aufgeschwatzt, die für sie vollkommen wertlos sind, besonders Haufen von bunten Lappen. Letztere — das erbärmlichste Spinnengewebe — kauft der Dienstherr billiger ein als Eisengerät. Als ich mich in Sissanu aufhielt, wurden dort vier Arbeiter abgesetzt, welche ihre Dienstzeit vollendet hatten. In jedem ihrer Koffer befanden sich über 100 m jenes jämmerlichen Gewebes. Die Dorfbewohner, welche auf einen Kasten mit Beilen und Buschmessern gerechnet hatten, waren wütend und schworen, niemals wieder einen der Ihrigen den Anwerbern herzugeben.

Auch bei der Anwerbung von solchen Leuten, welche zum ersten Male mit der Kultur in Berührung kommen, werden Mißgriffe begangen. Nachdem durch unsere Markham-Expeditionen die Lae-Womba Frieden ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlossen hatten, benutzte ein privater Anwerber die Gelegenheit, sein Glück zu versuchen, und konnte dank der verlockenden Messer und Beile mit etwa einem Dutzend kräftiger junger Leute abziehen. Einige Monate später kam ich zum dritten Male zu den Lae-Womba und wurde nun mit ängstlichen Fragen bestürmt, wo denn diese Leute geblieben wären und ob sie nicht bald zurückkehren. Natürlich hatte keiner von ihnen eine Vorstellung davon, was drei Jahre Arbeitszeit bedeuten, und die meisten glaubten, man habe ihre Söhne aus Rache für ihre früheren Schandtaten abgeschlachtet. Aus diesem Grunde kann ein solches Vorkommnis für den Weißen, der ahnungslos die Leute besucht, höchst gefährlich werden.

In Fällen dieser Art müssen, wenn es sich um erste Anwerbung handelt, die Leute unter allen Umständen nach einigen Monaten reich belohnt zurückgeschickt werden, damit sie in der Heimat erzählen können, wie es ihnen ergangen ist. Dann werden sofort andere bereit sein, sich ebenfalls Beile und Messer zu verdienen.

Die Neu-Guinea Co. pflegt stets in dieser Weise zu verfahren. Der private Anwerber jedoch, der seine Leute gegen entsprechende Bezahlung an die Regierung oder an Plantagengesellschaften abgibt, kümmert sich nicht darum, was in den Heimatdörfern vor sich geht.

Da gegenwärtig die Zahl der papuanischen Arbeiter kaum ausreicht, um die vorhandenen Betriebe in Kaiser-Wilhelmsland aufrecht zu erhalten, ist es das nächstliegende, daß man den Überschuß an Arbeitskräften, welchen der malayische Archipel, China und Japan hervorbringen, auch für Deutsch Neu-Guinea nutzbar macht. Leider bleibt die Sache undurchführbar, da diese Arbeitskräfte viel zu teuer werden und die Leute das Klima nicht vertragen.

In Anbetracht all dieser Verhältnisse sind in Kaiser-Wilhelmsland alle Anbauversuche zu unterlassen, für die guter, tiefgründiger Boden, zahlreiche, zuverlässige Arbeitskräfte und beständiges Wetter nötig sind. Wir kommen ganz von selbst auf ausschließliche Kultivierung der Kokospalme, die seit unvordenklichen Zeiten im Lande heimisch ist und auf dem korallenreichen Boden treffliche Erträge liefert. Die Kokospalme sitzt den Eingebornen gewissermaßen in den Knochen; sie brauchen zu ihrer Bewirtschaftung nichts Fremdes, keine ungewohnte Arbeit hinzu zu lernen. Nur in den ersten acht bis zehn Jahren, bis die Bäume eine gute Laubkrone gebildet haben, muß der Boden von Unkraut und Alanggras gesäubert werden, was sich mit geringfügigen Arbeitskräften, auch mit Mähmaschinen, erfolgreich ausführen läßt. Sind die Bäume erst hoch gekommen, so beschränkt sich für viele Jahrzehnte die Arbeit auf Öffnen der abgefallenen reifen Nüsse und auf Trocknen der Kopra. Da der Weltbedarf an Kopra eine Grenze nicht kennt, Überproduktion also niemals eintritt, machten alle gut fundierten Südsee-Gesellschaften, die sich ausschließlich auf Kopragewinnung beschränkten, recht gute Geschäfte. Nur in Kaiser-Wilhelmsland ist man zu dieser Erkenntnis bis jetzt noch nicht durchgedrungen. Nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem dort in früheren Jahren Unsummen für Versuche mit Baumwolle, Tabak usw. ausgegeben sind, probiert man es heutigen Tags daselbst mit Kautschuk-Kulturen. In bezug auf Kautschuk liegt der Weltmarkt derart, daß nur erstklassiges Erzeugnis einen Nutzen abwirft. In diesem Punkte wird man aber infolge der geschilderten Verhältnisse, hauptsächlich infolge des minderwertigen Arbeitermaterials, stets im Hintertreffen bleiben. Ganz belanglos ist natürlich, wenn ein paar Kilo, die jetzt als Proben auf den Markt gebracht werden, gute Preise erzielen. Diese kleinen Mengen lassen sich mit geschultem, ausländischem Personal in tadelloser Güte zurechtdrechseln, und die Mienen der seit einem Vierteljahrhundert auf Dividenden wartenden Aktionäre verklären sich, wenn sie lesen, daß für Neu-Guinea-Kautschuk höchste Preise gezahlt wurden. Wir wollen doch erst sehen, wie sich die Sache gestaltet, wenn man ein paar tausend Zentner auf den Markt wirft. Genau dasselbe Spiel erlebten wir, als man die ersten Proben von Baumwolle und Tabak aus Neu-Guinea in die Öffentlichkeit brachte. Wir dürfen überdies nicht vergessen, daß man in Indien und Umgebung in bezug auf Kautschukkultur einen Vorsprung von mindestens 10 Jahren hat. Man sammelte dort Erfahrungen, die in Neu-Guinea erst zu sammeln sind, ohne welche aber erstklassige Ware nicht erzielt wird.

Versuche mit Sumpfreis sind gegenwärtig in einigen Lagunendistrikten im Gange. Da Unsummen für die Reiseinfuhr aus dem Lande gehen, wäre es ein großer wirtschaftlicher Vorteil, wenn die Versuche gelängen. Bergreis verursacht zu viel Arbeit, da alljährlich neue Felder hierfür herzurichten sind.

Gewissermaßen als Zwischenkultur läßt sich auf den Kokosplantagen mit Erfolg Viehzucht betreiben. Die Kühe gedeihen gut und haben nicht unter Seuchen zu leiden. Allerdings gibt es an einzelnen Orten Zecken, welche das Wohlbefinden des Viehs beeinträchtigen, aber keinen schweren Schaden anrichten, weil sie nicht infiziert sind. Nur in Finschhafen wurden vor längeren Jahren durch einen Viehtransport mit Texasfieber infizierte Zecken eingeführt, die zwar lokal blieben, sich aber bisher noch nicht ausrotten ließen. Bemerkenswert bleibt, daß Vieh, welches mit Zecken (infizierten und nicht infizierten) behaftet ist, dieselben auf dem Sattelberge verliert.

Zwischen den hohen Kokospalmen finden die Kühe treffliche Nahrung und sorgen gleichzeitig dafür, daß Gras und Unkraut nicht zu üppig werden. Auf den Alangsteppen kann man Vieh nicht ziehen, da das Alanggras sich nur in ganz jugendlichem Zustande zum Futter eignet, hier aber, wo der Schatten der Bäume fehlt, durch Kühe allein nicht niedrig zu halten ist.

Alles in allem sind die wirtschaftlichen Aussichten in Kaiser-Wilhelmsland nicht glänzend. Bei weiser Beschränkung auf das durch die Verhältnisse Gegebene wird der weiße Ansiedler aber stets zu guten Erträgnissen kommen. Manches würde gebessert werden, wenn wir auf brauchbaren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wegen leichter ins Innere gelangen könnten. Wer aber soll in einem so wilden Lande ohne ausreichende Arbeitskräfte die Wege bauen, wer soll sie unterhalten? Durch die fürchterlichen Regengüsse und die sofort wieder aufschießende Vegetation wird in kürzester Zeit jeder neue Weg unwegsam. Und nun die Täler und Schluchten! Sollte es sich vielleicht infolge reicher Metallfunde verlohnen, das Innere halbwegs zugänglich zu machen, so wird man sich zum Bau ganz eigenartiger Verkehrsstraßen und Brücken entschließen müssen: Drahtseile, an denen Güter und Menschen in Körben befördert werden, also Schwebebahnen in großem Stil.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 31.

DAS REISEN IM LANDE UND DAS SAMMELN.

Es vergeht kaum ein Jahr, in dem nicht die Zeitungsnotitz auftaucht, daß dieser oder jener Reisende beschlossen habe, Neu-Guinea zu durchqueren. Als ob man das so beschließen könne, wie man sich vornimmt abends ins Theater zu gehn! Allerdings, mancher Theaterreisende meint, er werde das schon machen, alle früheren Reisenden waren nur zu dumm. Afrika kann man bekanntlich mit dem Auto durchqueren. In Neu-Guinea würde man mit demselben über die schmale Küstenzone auch nicht ein Meter weit hinauskommen und in den wenigen Flußtälern säße man unrettbar im Sumpfe fest. Außerdem ist Afrika gut bevölkert, so daß man sich verproviantieren kann. In Neu-Guinea muß der gesamte Proviant mitgeführt werden. Daher bleibt es ein einfaches Rechenexempel, wie weit sich mit einer Karawane in das bergige Innere vordringen läßt, gleichgültig ob man fünf oder hundert Träger bei sich hat. In dem wild zerrissenen Gelände kann man dem Träger höchstens 25 Pfund aufpacken. Von diesen 25 können durchschnittlich höchstens fünfzehn Pfund in Reis bestehen, denn es müssen doch andere Dinge wie Gewehre, Munition, Zelte, Reservekleidung, Apparate, Tauschartikel usw. mitgeführt werden. Um den Mann bei guten Kräften zu halten, bedarf er täglich 600 g Reis; er hat also in zwölf bis dreizehn Tagen seine Reislast selbst aufgegessen. Im schwierigen Gelände kann man bei einer solchen Expedition höchstens acht Kilometer Luftlinie rechnen; der Reisende würde also mit seinen Leuten vor dem leeren Eßbeutel stehen, bevor er hundert Kilometer zurückgelegt, also erst den vierten bis sechsten Teil der Strecke überwunden hat, denn abgesehen von den spitz zulaufenden Enden ist Neu-Guinea 400 bis 600 Kilometer breit. Am günstigsten liegen die Verhältnisse, wenn man mit ganz wenigen Leuten reist, weil für diese wenigen vielleicht Nahrung in den Dörfern aufzutreiben ist. Im Innern muß man aber darauf rechnen, mehrere Tagereisen weit überhaupt keine Dörfer zu finden.

Was käme bei einer mit Aufwendung aller Kräfte ausgeführten Durchquerung heraus? Wir würden hören, daß im Norden Wasser, in der Mitte wildes Bergland und im Süden wieder Wasser ist. Der Himmel bewahre also Neu-Guinea vor Durchquerern und schenke ihm recht viele Reisende, die es sich nicht verdrießen lassen, Mosaikarbeit zu leisten und Schritt für Schritt das Dunkel zu lichten, welches über diesem Lande noch allerwärts

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwebt. Dann wird man auch schließlich hindurchkommen; aber das hat keine Eile.

Der erste Durchquerungsversuch unseligen Angedenkens war derjenige von Ehlers (1894). Ohne irgend welche Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse wollte er unter allen Umständen „durchqueren" und suchte sich hierfür vorsichtigerweise eine Stelle aus, wo der nach Südosten spitz zulaufende Zipfel des Landes überhaupt kaum noch 180 Kilometer breit ist. Er begann die Reise an der Mündung des Franziskaflusses (Huongolf), aber die von ihm nicht erwarteten Schwierigkeiten kamen sofort. Im Gebirge hatten die Leute unter der entsetzlichen Blutegelplage zu leiden, Dörfer fand man nicht, auch lieferte die Jagd keine Ausbeute. Bald stellten sich Krankheiten und nagendster Hunger ein, und Ermattete mußten hilflos im Urwalde zurückgelassen werden, weil man sie nicht mitschleppen konnte. So überschritt man unter unsäglichen Mühen schließlich die Wasserscheide. Ehlers selbst war so heruntergekommen, daß seine Beine ihn kaum noch tragen konnten. Das Verhängnis wollte es, daß sein weißer Begleiter früher einen Handel mit einem der begleitenden Polizeisoldaten hatte. Erbittert über das Ungemach der Reise und die hilflose Lage der beiden Weißen ausnutzend, beschloß jener Soldat Rache zu nehmen und erschoß den Weißen hinterrücks; eine zweite Kugel streckte Ehlers nieder, denn der Zeuge jener Untat mußte beseitigt werden.

Der Rest der Karawane langte völlig ausgehungert und im elendsten Zustande an der Südküste an. Wäre Ehlers lebend durchgekommen, so hätte man ihn für diese „Großtat" mit goldenen Medaillen gefeiert, während er in Wirklichkeit lediglich der Totengräber einer beträchtlichen Anzahl von Schwarzen war.

Die Reisen, welche Dammköhler Ende 1907 mit Fröhlich und ein Jahr später mit Oldörp zwischen Astrolabebucht und Huongolf ausführte, waren keine Durchquerungen im afrikanischen Sinne, d. h. über die Breitseite des Landes hinweg; sie erbrachten aber den Beweis, daß man durchkommen kann, wenn man die nötigen Erfahrungen und außerdem unverwüstliche Kraft, Gesundheit, Ausdauer und unbegrenzte Anspruchslosigkeit besitzt.

Kürzlich wurden von den Neuendettelsauer Missionaren einige bemerkenswerte Durchquerungen der im Osten unserer Kolonie liegenden Kai-Halbinsel vorgenommen. Keysser gelangte vom Sattelberge aus bis in die Nähe des Adlerflusses am Nordufer des Huongolfes; andere drangen von Finschhafen über das Innere bis zur Dorfinsel an der Nordküste vor. Alle diese Reisen sind aber wegen der wilden Zerrissenheit des Landes ungemein beschwerlich und können nur von Leuten ausgeführt werden, die mit den Verhältnissen völlig vertraut und der Sprache mächtig sind.

Daß sich nur durch genaueste Kenntnis der Papuaseele auf einer solchen Reise unangenehme Zwischenfälle vermeiden lassen, beweist ein Vorkommnis auf der oben genannten Reise Keyssers, über welches er mir folgendes schreibt: „Nach großen Mühen war ich bis zu den Rawlinson-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bergen gelangt und überstieg dieselben in anderthalb Tagen. An diese Kletterei denke ich noch jetzt mit Grauen. Den ersten Tag kamen wir durch bewohntes Gebiet, aber der Pfad war zum Schwindeln steil. Von einem Bergrutsch aus sahen wir den Bulungfluß fast senkrecht unter uns in einer Tiefe von 600 m. Rechts und links kein einziger Strauch, an den man sich halten konnte. Auch meine Kai erfaßte der Schwindel, und wir können von Glück sagen, daß wir die Stelle ohne Unfall passierten. Am folgenden Tage marschierten wir über die Paßhöhe volle zwölf Stunden. Das Gebirge ist hier unbewohnt und doch führen Pfade darüber, die offenbar äußerst selten und nur von Jägern begangen werden. Am Südabhange des Gebirges trafen wir wieder Leute und kamen nach einem weiteren Tagemarsche in eine stark bevölkerte Gegend. Hier entgingen wir nur mit Mühe einem nächtlichen Überfall. Die Leute waren von unserer Ankunft unterrichtet, und wir fanden in dem fünfzehn Häuser zählenden Dorfe nur eine einzige Frau, kein Kind und kaum ein Dutzend alter Leute zu unserem Empfange anwesend. Das mußte zur Vorsicht mahnen. Mein Schießjunge fand denn auch vor Einbruch der Nacht in einem im dichten Busch versteckten zweiten Dorfe nur 200 m von den anderen Hütten entfernt die ganze waffenfähige Mannschaft. Einige meiner Leute wurden ängstlich und rieten zum sofortigen Rückzuge, obwohl die Nacht schon hereinbrach. An erfolgreiche Gegenwehr war nicht zu denken, denn ich hatte nur eine einzige Schrotflinte bei mir. Es gab zwei Mittel der Rettung: wir konnten uns der im Dorfe sitzenden Alten bemächtigen und sie in unserer Mitte behalten. Ein anderer Ausweg erschien mir erfolgreicher: ich machte nach Art der Eingebornen einen entsetzlichen Skandal, schrie und tobte fürchterlich; freilich verstanden die Leute hiervon keine Silbe, doch merkten sie aus meinen Geberden, was ich ihnen sagen wollte. Einige meiner Leute unterstützten mich im Brüllen, und so ging es bis zehn Uhr nachts. Unsere Feinde verhielten sich mäuschenstill und entgegneten kein Wort. Die Nacht verlief ruhig. Am Morgen brachten sie uns ein Schwein als Sühnegabe, und ich konnte ungehindert die Reise fortsetzen, wo wir dann nach zwei Tagen die Küste des Huongolfes erreichten. Wie kam es, daß der Lärm unsere Rettung wurde? Der Papua ist überaus abergläubisch; gelingt ihm etwas nicht gleich auf den ersten Anhieb, so zweifelt er überhaupt an dem Erfolge. Die Leute hatten sich einen Angriffsplan zurechtgelegt, uns freundlich empfangen und reichlich bewirtet, um uns in Sicherheit zu wiegen. Jedenfalls veranstalteten sie auch einen Zauber, der gutes Gelingen ihres Planes verhieß. Da erhebt sich plötzlich der Weiße und macht seinen Gastgebern die heftigsten Vorwürfe. Wer hat dem Fremden die Pläne verraten? Wer gibt ihm mit seinen wenigen Begleitern den Mut, so kühn aufzutreten? Welcher mächtige Geist, welcher kräftige Zauber beschützt ihn? Der Schwarze bekommt also die Einsicht von der Überlegenheit des Weißen. Daß sein Plan entdeckt wurde, ist bei ihm gleichbedeutend mit dem Mißlingen desselben. Der Eingeborne empfindet die intellektuelle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Niederlage als eine wirkliche und hat nicht mehr den Mut zu einem Angriff auf den Gegner, der ihn durchschaute."

Das Vorkommnis beweist wieder einmal schlagend, wie wichtig die Kenntnis der Eingebornenpsychologie für die Behandlung der Schwarzen ist und wie die Regierungsbeamten, welche sich diese Kenntnisse nicht aneignen, Mißgriffe über Mißgriffe begehen müssen.

Was die Schwarzen veranlaßte, einen Überfall auf die Ankömmlinge zu planen, ist schwer zu sagen. Man muß aber berücksichtigen, daß es sich um eine Gegend handelt, die von den Wohnplätzen der berüchtigten Lae-Womba nicht weit entfernt liegt. Als Keysser jenen Leuten den Namen der Lae-Womba nannte, gaben sie zu verstehen, daß sie dieselben kennen und wiesen nach Westen. Sie wußten also wahrscheinlich, daß die Weißen verschiedene Strafexpeditionen gegen die Lae-Womba unternommen hatten und mochten glauben, daß es sich bei der Expedition Keyssers um etwas Entsprechendes handele, denn ein reines Gewissen besitzt der Papua niemals. Oder es hatte vielleicht einer der wilden Goldsucher, welche seit der Todesreise Dammköhlers jene Gegenden aufsuchten, sich daselbst unliebsam bemerkbar gemacht und zur Blutrache herausgefordert. Das ist für den später eintreffenden Weißen immer das Gefährlichste.

Man versäume niemals, auf Inlandreisen ein gutes Zeltdach mitzunehmen, denn die nächtlichen Regen sind fürchterlich, und man kann nie bestimmt darauf rechnen, Hütten vorzufinden. Bei meiner dritten Lae-Womba-Reise führte ich wegen der verhältnismäßig kurzen Strecke bis zu jenen Dörfern ausnahmsweise kein Zelt mit, und wir richteten unterwegs abends aus Buschmaterial ein Regendach her. Aber in beiden Nächten kamen schwere, anhaltende Güsse, welche das Dach bald durchschlugen, und ich mußte unter dem Regenschirme in einer Wasserlache sitzend die Nächte zubringen, was für die Strapazen des folgenden Tages keine besondere Kräftigung bringt.

Viel bequemer gestaltet sich die Sache, wenn sich jemand in Neu-Guinea derart als Reisender etabliert, daß er sich ein Schiff mietet und die Küsten abfährt. Wenn diese Leute dann wenigstens vernünftige Küstenprofile und Seekarten herstellen wollten, so würden sie sich ein großes Verdienst um die Wissenschaft erwerben! Was wir nämlich an Kartenmaterial besitzen, findet auf der Welt an Unzuverlässigkeit kaum seinesgleichen. Besonders sind auch die offiziellen Seekarten aus der Umgebung des Huongolfes so erbärmlich wie möglich. Aber zu solchen Arbeiten gehören Kenntnisse und Ausdauer. Zumeist beschränken sich die Reisenden bei dergleichen Küstenfahrten auf das Einsammeln ethnographischer Gegenstände. Natürlich ist auch dies löblich, und die Sachen, welche Finsch auf seinen ersten Küstenfahrten erwarb, werden stets ein beneidenswerter Schatz der Museen bleiben. Jetzt liegen die Verhältnisse aber anders, und die wirklich guten Sachen sind von den Küsten verschwunden. Wie wir in früheren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abschnitten sahen, werden überdies viele Gegenstände überhaupt nicht dort angefertigt, wo der Papua sie benutzt; vielmehr kommen sie durch Tauschhandel aus sehr entfernten Gegenden. Die an irgend einem Küstenpunkte schnell zusammengerafften Dinge geben also eine ganz falsche Vorstellung von der Kultur der dort wohnenden Bevölkerung. Der Museumsmann verfaßt auf Grund derartig angelegter Sammlungen Werke über die verschiedenen Kulturkreise, mit denen der Reisende an Ort und Stelle nichts anzufangen weiß, weil vieles nicht stimmt. In Sissanu erwarb ich eine Steinkeule. Wenn einem Küstenfahrer das Stück in die Hände gefallen wäre, würden wir demnächst lesen, daß der im Süden vorhandene Kulturkreis der Steinkeule eine Ausstülpung besitzt, die bei Sissanu bis zum Meere reicht. Die Sissanu verrieten mir aber, daß sie mit jener Steinkeule garnichts zu tun hätten, sondern dieselbe zufällig von Gott weiß woher erhielten. Auch der Kulturkreis der nicht krepierten Granaten in den Sagohämmern (s. S. 63) würde ohne Kenntnis der örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse ein Rätsel bleiben.

In entlegenen Gegenden wie in Sissanu und Sialum erhielt ich die wertvollen Sachen erst nach mehrwöchentlichem Aufenthalte. Anfänglich begriff man überhaupt nicht, auf welche Dinge es mir ankam, oder man versteckte die Kleinodien sorgfältig vor neugierigen Augen. Als jedoch nach längerer Zeit die Schwarzen in dem Europäer ihren Freund kennen gelernt hatten, brachten sie gutwillig, was früher auf keine Weise zu erlangen war.

Ein Ruin für die Ethnologie bleibt die Sammelei der Angestellten auf Anwerbeschiffen. Da man diese Dinge später an denjenigen weiter verkauft, der am besten bezahlt, wandert fast alles nach Amerika, und wenn sich gelegentlich ein Stück in ein deutsches Museum verirrt, ist es entweder überhaupt nicht oder falsch etikettiert.

Die Neu-Guinea Co. gedachte es früher recht gut zu machen, als sie ihre Beamten kontraktlich verpflichtete, alles von ihnen Gesammelte an die Vorgesetzten abzuliefern. Man wollte verhüten, daß die Sachen in alle Winde zerstreut würden, und erreichte, daß niemand etwas sammelte. Mancher Angestellte, der seine Mußestunden gern mit dieser anregenden Beschäftigung ausgefüllt hätte, ging nun ins Wirtshaus.

Erst als ein Witzbold eine Sammlung seltsamer, zoologischer Ungeheuer, die er durch Zusammensetzen der Gliedmassen verschiedener Tiere komponiert hatte, pflichtschuldigst ablieferte, ließ man jene Kontraktbestimmung in Vergessenheit geraten.

Durch Angestellte und Beamte, die einige Zeit in der Kolonie weilten, auch durch Reisende, welche sie nur vorübergehend berührten, kommen mitunter recht gute Sachen in die Museen; aber zumeist tragen sie lediglich die Bezeichnung „Neu-Guinea“ und sind daher den Platz nicht wert, den sie im Schranke ausfüllen. Jedes Stück, auch das unscheinbarste, hat hohen Wert, wenn es uns über die Denkart des Schwarzen nach einer bestimmten Richtung hin (z. B. in bezug auf Zauberei usw.) Aufschluß gibt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder wenn es auf ehemalige Verbindungen und geistige Zusammenhänge mit anderen Stämmen und anderen Völkern hindeutet. Hierzu gehören aber nicht nur genaueste Ursprungsangaben, sondern auch sonstige Mitteilungen, welche die Schwarzen zu machen wissen.

Obgleich wir bisher nur ein einziges Saiteninstrument aus Deutsch Neu-Guinea besitzen, wäre eine nicht etikettierte Sammlung von zwanzig Instrumenten dieser Art gänzlich wertlos und würde nur Verwirrung anrichten. Ein massenhaftes Auftreten derselben könnte den Kenner nicht einmal überraschen; denn wenn ich heute ein Instrument für gute Bezahlung einkaufe, kann ich sicher sein, daß morgen die Schwarzen zwanzig davon bringen, die sie eigens hierfür anfertigten.

Von größtem Werte für die Wissenschaft ist, wenn es die Missionare verstehen, in sachgemäßer Weise zu sammeln. Hierbei handelt es sich nicht um Erwerbung von Prunkstücken. Vielmehr sollen hauptsächlich Stücke erhalten und beschrieben werden, welche sich auf den Kult und die religiösen Anschauungen beziehen und welche direkt zu erwerben der Reisende fast niemals Gelegenheit findet. Ich hatte am Huongolf das Glück, sorgfältig gesammelte und nach jeder Richtung hin genau beschriebene Stücke dieser Art für das Berliner Museum zu sichern.

Auf Inlandreisen erworbene Stücke besitzen um so höheren Wert, als hier von einer Fremdenindustrie, die an einzelnen Stellen der Küste einsetzte, noch keine Rede ist und man auch alte, mit den Steinwerkzeugen gearbeitete Sachen antrifft. Allerdings bereitet der Transport nach der Küste große Schwierigkeiten.

Die deutschen Museen haben alle Veranlassung, so bald wie möglich auf die guten Sachen ihre Hand zu legen, denn was jetzt fortgeschleppt wird, bleibt unwiederbringlich verloren. Durch Einführung der Eisenwerkzeuge degeneriert die Kunstfertigkeit der Eingebornen, und was man jetzt schnitzt, kann in bezug auf saubere Durcharbeitung und Schönheit der Form nicht annähernd den Vergleich mit den guten alten Stücken aushalten. Ein Blick auf die große Sammlung von Nackenstützen (Schlafbänken), welche ich aus allen Teilen von Kaiser-Wilhelmsland mitbrachte, beweist dies in augenfälliger Weise: neben den prächtigen Bänken aus der Steinzeit, deren Herstellung unendliche Mühe und Geduld erforderte, sind die Erzeugnisse der Eisenzeit elende Stümpereien.

Wir haben die Pflicht, das Leben des Papua um so sorgfältiger bis in alle Einzelheiten zu studieren, als wir hier ein Volk in demjenigen Zustande vor uns sehen, in dem vor Tausenden von Jahren auch unsere Vorfahren lebten. Man könnte ohne irgend welche Schwierigkeiten aus papuanischen Gegenständen wie Töpfen, Topfscherben, Knochenwerkzeugen, Steinbeilen, Angeln usw. eine Sammlung herstellen, die kein Prähistoriker von einer aus Europa stammenden prähistorischen Sammlung zu unterscheiden vermöchte. Bald aber wird alle Ursprünglichkeit dahin sein; an der Küste ist sie es jetzt schon.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beim Sammeln von anthropologischem Material (Schädeln, Skeletten usw.) sind die Schwierigkeiten, denen man begegnet, äußerst verschieden. Es gibt Gegenden, wo man kaum eines Schädels habhaft werden kann und die Leute auch durch höchste Belohnungen nicht veranlaßt werden, solche herbeizuschaffen. In Sissanu und an einzelnen Stellen des Augustaflusses kann man dagegen beliebig viele Schädel kaufen und selbst die sorgfältig übermodellierten und bemalten werden ohne weiteres fortgegeben. Als die Sissanu merkten, daß ich es auf „Cocosnut belong man" (Pidjin-Bezeichnung für Schädel) abgesehen hatte, ließen sie durch ihre Frauen — die Herren der Schöpfung waren hierfür zu vornehm — allerwärts Schädel aus der Erde hervorscharren; nur die in den Geisterhäusern aufbewahrten blieben tabu.

Der Botaniker ist gegenüber dem Anthropologen und Ethnologen verhältnismäßig gut daran: er braucht sich nicht mit den Schwarzen herumzuärgern, braucht kein Geld in Taus chartikeln anzulegen und hat leichte, wenig umfangreiche Lasten. Aber die ungeheuere Feuchtigkeit und die alles vernichtenden Ameisen machen ihm das Leben sauer. Zeitweis ist es ganz unmöglich, die Pflanzen an freier Luft zu trocknen, und wenn man unter vorsichtiger Zuhilfenahme von Rauch und Feuer schließlich zum Ziele kommt, zieht nachträglich das Papier doch wieder Feuchtigkeit an.

Beim Sammeln zoologischer Objekte nimmt man die Hilfe der Kinder in Anspruch, die außerordentlich gewandt sind und schnell begreifen, worauf es dem Sammler ankommt. Vor ihren Augen ist kein Insekt sicher, auch wenn es noch so täuschend ein vertrocknetes Blatt oder einen dürren Zweig nachahmt. Das Europäerauge würde diese Gegenstände niemals entdecken. Auch besitzen die Kinder große Fertigkeit darin, Reptilien, Mäuse u. dergl. zu erwischen und selbst Giftschlangen bugsieren sie so geschickt in den Alkoholbehälter, daß den zappelnden Geschöpfen nichts übrig bleibt, als sich ruhig in ihr Schicksal zu ergeben. Beim Präparieren von Vogelbälgen und kleinen Säugetieren — große gibt es nicht — verlasse man sich niemals auf die Kunst der Eingebornen. Zwar lernen die meisten Schießjungen in kürzester Zeit einen Vogel abbalgen und mit Arsenik vergiften; es ist aber naturgemäß keine erstklassige Arbeit und zum Ausstopfen sind so behandelte Tiere nur selten brauchbar. Einzelne Malayen sind wahre Künstler im Präparieren von Bälgen, doch wird durch Mitnehmen dieser Leute die Reise kostspielig. Es heißt also wie in allen anderen Dingen: selbst arbeiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 32.

METEOROLOGIE. ZODIAKALLICHT.

Die meteorologischen Verhältnisse von Kaiser-Wilhelmsland sind noch außerordentlich wenig bekannt, und es herrschen hierüber die unklarsten Vorstellungen. Als die Neu-Guinea Co. von dem Lande Besitz ergriff, schaffte sie zahlreiche, wertvolle Instrumente an und verpflichtete ihre Angestellten, sorgfältige Beobachtungen auszuführen. Aber diese Herren hatten mit verschwindenden Ausnahmen weder die nötigen Vorkenntnisse noch den guten Willen, legten Phantasielisten an und pflegten zu sagen: „Wenn es Bier regnet, wollen wir die Mengen gern messen, aber Wasser — —!"

Auf den Missionsstationen werden jetzt seit einer Reihe von Jahren die täglichen Regenmengen genau festgestellt, so daß wir hierüber ein umfangreiches und zuverlässiges Material besitzen, welches in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" regelmäßig veröffentlicht wird. Fortlaufende Messungen der Temperatur und des Luftdruckes fehlen vollständig. Ich fand auf meiner Reise zu Arbeiten dieser Art auch wenig Zeit, besitze aber eine so große Anzahl von Einzelbeobachtungen, vor allen Dingen der Maximal- und Minimal-Temperaturen, daß man einen Überblick zu gewinnen imstande ist.

Zwischen dem zweiten und achten Grade südlicher Breite gelegen, hat Kaiser-Wilhelmsland ein echtes Tropenklima, welches in bezug auf Regenzeiten von den jeweilig wehenden Winden abhängt. Von Oktober bis April herrscht Nordwestwind, in den übrigen Monaten Südost. Der vom Meere kommende Wind bringt Regen, der Landwind Trockenheit. Die langgestreckte Nordküste hat also in unseren Wintermonaten Regenzeit, in unseren Sommermonaten Trockenzeit. Während der Regenperiode steht dort an den hafenlosen Küsten eine furchtbare Brandung, welche den Verkehr ungemein erschwert.

Man darf sich die Sache nicht so vorstellen, als ob es in der Regenzeit ununterbrochen regnet und in der Trockenzeit fortwährend blauer Himmel lacht. Im Gegenteil gießt es zeitweis in der Trockenzeit besonders nachts ungemein viel, und in die Regenzeit können sich lange Trockenperioden einschieben. Diese große Unsicherheit erschwert alle Anbauversuche und macht z. B. die Einbürgerung einer Baumwollkultur unmöglich. Letzteres ist sehr zu bedauern, denn die Baumwolle gedeiht an sich dort vorzüglich.

Die unsicheren meteorologischen Zustände bilden ein würdiges Seiten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stück zu den früher erörterten trübseligen Arbeiterverhältnissen, und es zeugt von völliger Unkenntnis des Landes, wenn jemand behauptet: Neu-Guinea liegt unter derselben Breite wie Java und Sumatra, und was dort gedeiht, muß sich auch in Kaiser-Wilhelmsland anbauen lassen.

In Nähe von Kap König Wilhelm, und zwar etwa bei Blücherhuk (Coleo; Dupoli), wo die Küste nach Süden umbiegt, befindet sich die Wettergrenze. Was südlich hiervon liegt, hat Regenzeit in unseren Sommermonaten und Trockenzeit im Winter. Doch reicht diese Zone nur etwa bis zur englischen Grenze am Huongolf, wo wieder Jahreszeiten einsetzen, die denjenigen an der Nordküste entsprechen. Schon am Waria sind die relativ trockensten Monate Juli und August.

Dies sind die allgemeinen Züge, soweit sie die Küstenstrecken betreffen. Das Inland hinter der Nordküste hat dieselben Regen- und Trockenzeiten wie letztere. Bei dem Inland hinter der Ostküste und in der Umgebung des Huongolfes werden die Verhältnisse sehr verwickelt. Das Kai-Inland westlich von Finschhafen kennt überhaupt keine ausgesprochene Regen- und Trockenzeit; es regnet das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichmäßig. Ganz sonderbar liegen die Verhältnisse im Markhamtal: dort reicht der Einfluß des regenbringenden Südost nur bis zu einem Punkt, welcher in Luftlinie von der Markham-Mündung etwa dreißig Kilometer entfernt ist. Diese Zone ist mit Urwald bedeckt, an welchen sich im Norden Alangsteppe anschließt. Die ganze hiervon nordwestlich gelegene, das mächtige Markhamtal ausfüllende Zone der Alangsteppe hat Regenzeit während des Nordwestwindes, also wie die Nordküste.

Die Unregelmäßigkeiten können in den Regenperioden so bedeutend werden, daß beispielsweise im Sommer 1909, also zur Regenzeit, die Umgebung von Finschhafen weniger Regen hatte als in normalen Trockenzeiten; im Juni, Juli und August 1909 fiel dort im ganzen nur 600 mm Regen an Stelle der vier- bis fünffachen Menge. Während dieser Monate lag der Sattelberg, auf dem es normalerweise um diese Zeit ununterbrochen gießt, fast dauernd im schönsten Sonnenschein. Über entsprechende Abnormitäten berichtet Keysser in Band 3 S. 4.

Vor ungefähr hundert Jahren muß am Nordufer des Huongolfes der Regen mehrere Jahre lang ausgeblieben sein, denn in der Bevölkerung erhielt sich die Erinnerung, daß sogar der Urwald verdorrte. Eine entsetzliche Hungersnot war die Folge. Als ich mich Anfang 1910 unweit der englischen Grenze am Unterlaufe des Waria aufhielt, war hier seit Monaten kein nennenswerter Regen gefallen und die Felder der Eingebornen machten einen trostlosen Eindruck. Die Dürre fand während meiner Anwesenheit durch einen plötzlichen, fürchterlichen Wolkenbruch ihren Abschluß, welcher den mit großen Mühen längs des Waria angelegten Regierungsweg auf weite Strecken unpassierbar machte und die Brücken und Stege fortschwemmte. Wenn B. Hagen in seinem Buche „Unter den Papuas“ angibt (S. 24), daß auf Tami der Regen herabströmt, gleichviel welcher Wind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weht, so ist dies ein gründlicher Irrtum, denn Tami hat dieselbe Trockenzeit wie die gegenüberliegende Küste, also in unseren Wintermonaten. Freilich gibt es dort während der Trockenzeit häufig nächtliche Gewitter, aber das kommt auch anderwärts in Neu-Guinea vor. Überhaupt ist in Kaiser-Wilhelmsland die Regenzeit nicht zu bemessen nach der Zahl der Regentage, die in beiden Perioden großen Schwankungen unterliegt, sondern nach der Regenmenge.

Auffallend bleibt das Überwiegen der nächtlichen Regen, was in den Trockenzeiten am stärksten in die Augen springt.

Die jährliche Niederschlagsmenge schwankt in Kaiser-Wilhelmsland zwischen 3000 und 6000 mm, die Kolonie gehört also zu den regenreichsten Gebieten der Erde. Am meisten Regen haben die Tami-Inseln mit durchschnittlich 6000 mm; 1899 fielen dort sogar 7770 mm, mit einem Tagesmaximum von 256 mm im September desselben Jahres. Deinzerhöhe am Nordufer des Huongolfes hatte 1906 6436 mm.

Wiederholt erlebte ich es an verschiedenen Plätzen, daß in einer Nacht mehr als 200 mm niedergingen. Der Sattelberg hatte im Juni 1902 ein Tagesmaximum von 324 mm. Nach dem schweren Erdbeben, welches im September 1906 die Umgebung des Sattelberges heimsuchte, setzten dort ungewöhnlich heftige Regengüsse ein: in Finschhafen stieg im Oktober das Tagesmaximum auf 499 mm, in Deinzerhöhe auf 545,5 mm. Das ist annähernd die Jahresmenge für Berlin! Man stelle sich vor: wenn das Wasser nicht abflösse, würde das Erdreich innerhalb 24 Stunden mit einer mehr als ein halbes Meter hohen Wasserschicht bedeckt sein. Wenn es bei uns in 24 Stunden 30 bis 40 mm regnet, schimpft jeder über das „entsetzliche Hundewetter". Bei dem berühmten Wolkenbruch, welcher am 14. April 1902 in Berlin ganze Straßenzüge unter Wasser setzte und ein kleineres Haus zum Einsturz brachte, fielen innerhalb 24 Stunden 166 mm.

Die örtlichen Abweichungen sind ungewöhnlich groß. In Konstantinhafen an der Astrolabebucht regnet es z. B. auffallend viel weniger als in dem nahe gelegenen Stephansort.

Ganz eigenartig liegen die Verhältnisse in der Umgebung von Kap König Wilhelm, wo sich, wie oben bemerkt, die Wettergrenze befindet. Man sollte meinen, daß es hier besonders viel regnete, weil eigentlich sowohl die Nordwest- wie die Südostwinde dort ihren Feuchtigkeitsgehalt abladen müßten. Das Gegenteil findet statt, und es gehört dies Gebiet zu der regenärmsten Zone von Kaiser-Wilhelmsland. In dem nahe gelegenen Sialum beträgt die Jahresmenge 1200 bis 1500 mm. Die meisten Regen fallen dort im Dezember und März. Als Bamler im Spätsommer 1910 den Cromwell bestieg, herrschte dort Trockenzeit, während im November und Dezember, wo ich mich in jenen Gegenden aufhielt (1909), das Gebirge stets in schwere Regenwolken eingehüllt war. Dasselbe steht also inbezug auf Regenzeit unter dem Einflusse des Nordwest.

Einzelne Teile von Kaiser-Wilhelmsland, wie im Innern das Bismarck-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebirge und die Gebirge südlich vom Markham, gehören zu den gewitterreichsten Gebieten der Erde und übertreffen Java, welches mit rund 100 Gewittertagen im Jahre angeblich die erste Stelle einnimmt, erheblich. Rechnet man in der Westecke des Huongolfes diejenigen Abende, wo es wetterleuchtet, als Gewittertage, so stellt sich das Exempel ungeheuer einfach, denn man würde auf einen Jahresdurchschnitt von 365, in Schaltjahren von 366 kommen. Tage, an denen es blitzte und donnerte, also einwandsfreie Gewittertage, notierte ich dort vom 25. Januar bis 30. März 1910 (also in der Trockenzeit) 42! Der Ausgleich der Elektrizitäten findet aber beinahe ausschließlich in den Wolken statt, und ungemein selten sieht man zur Erde fahrende Blitze. Überhaupt erlebte ich in Neu-Guinea nur ein einziges, wirklich schlimmes Gewitter, wo ein schwerer Schlag auf den anderen folgte: bei Samoahafen (Huongolf) am 23. Februar 1910. Dort schlug auch in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses der Blitz in eine Gruppe von Bäumen und vernichtete sie vollständig. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Elektrizitätsmengen dazu gehören, um einige große, saftstrotzende Bananenstämme im Bruchteil einer Sekunde in eine verkohlte Masse zu verwandeln.

Bemerkenswert ist die Angabe Keyssers (Bd. 3 S. 5), daß im März 1909 bei einem Gewitterregen auf dem Sattelberge (830 m Meereshöhe) Hagelkörner fielen.

Von den herrschenden Windrichtungen gibt es eine beträchtliche Menge örtlicher Abweichungen, welche vorwiegend durch die Formation der Gebirge bedingt werden. Die an den Küsten vormittags regelmäßig einsetzende Seebrise trägt dazu bei, die Temperatur in durchaus erträglichen Grenzen zu halten, und die nächtliche Landbrise bringt angenehme Abkühlung. Letztere wird auch von der Küstenschiffahrt benutzt, um bei widrigen Windrichtungen vom Flecke zu kommen. Die Landbrise reicht aber nie weit auf die See hinaus und nahe dem Lande pflegen böse Riffe zu sein. Infolge Fehlens der abkühlenden nächtlichen Landbrise sind besonders in der Trockenzeit die Nächte auf Tami unerträglich. Bei nächtlichen Küstenfahrten bekommt man oft plötzlich vom Lande her kräftigen Wind, welcher die Segel bläht und das Fahrzeug schnell vorwärts treibt. Meist dauert aber die Freude nicht lange, und bald hängen die Segel wieder schlaff wie Waschlappen: wir befanden uns vor einem Gebirgseinschnitte, aus dem die nächtlicherweile stark abgekühlte Luft kräftig herausquillt.

Auf der Strecke zwischen Kap König Wilhelm und den Tami-Inseln springt der Wind zur Zeit des Monsumwechsels häufig um und bläst heute aus Süd, morgen aus Nord. Das machen sich die dort wohnenden handeltreibenden Stämme (Siassi und Tami) zunutze und unternehmen vorwiegend um diese Zeit ihre Geschäftsreisen. Zu anderen Jahreszeiten würden sie wohl schnell zum Ziele gelangen, aber keine Möglichkeit haben, in den nächsten Monaten wieder nach Hause zurückzukehren. In dieser Zeit hat

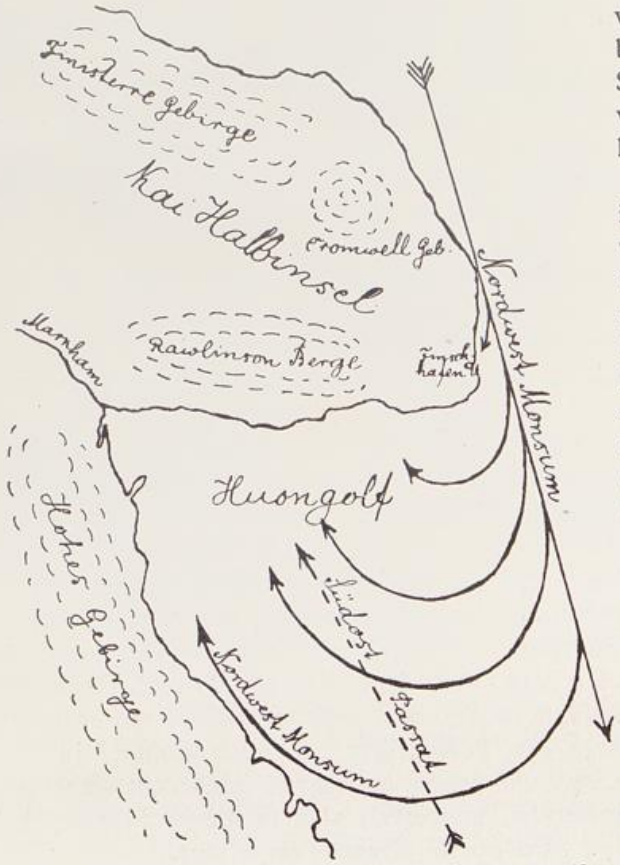
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man hier aber die plötzlich einsetzenden heftigen Winde zu fürchten, die mir auf der Bootsfahrt von Finschhafen nach Kap König Wilhelm an jener Steilküste beinahe verhängnisvoll wurden (S. 358). Jene Gegenden sind ebenso wie der Huongolf außerdem der Tummelplatz für lokale Winde. Durchaus nicht selten kann man von Finschhafen aus beobachten, daß ein zwei bis drei Kilometer breiter Wasserstreifen an der Küste bleiern daliegt, während weiter hinaus die erregte See weiße Schaumkronen zeigt. Am Huongolf ist diese Erscheinung ganz gewöhnlich, und wenn man hoch oben auf den umgebenden Bergen steht, macht der Wasserspiegel den Eindruck einer Landkarte mit Gebirgen (den schäumenden Wogen), Flüssen (schmalen, länglichen, durch Wind gekräuselten Zonen) und spiegelglatten Ebenen. Hier werden lokale Stürme, die hauptsächlich zur Zeit des Windwechsels einsetzen, der Schiffahrt gefährlich. Die Eingebornen lassen sich nur selten von denselben überraschen, da sie durch Jahrhunderte lange Übung gute Wetterpropheten geworden sind. Oft ist man unwillig, daß sie sich weigern, eine zugesagte Fahrt anzutreten, während doch ein günstiger Wind bläst und der Himmel unschuldig dreinschaut. Sie irren sich aber nicht: nach einigen Stunden heult der Sturm aus allen Ecken.

Der am Huongolf am meisten gefürchtete, vom Dezember bis März, auch bis in den April hinein wehende, lokale Wind ist der Mulassa, der nur nachts auftritt und aus dem Markhamtal herausstürmt. Man hat dort seltsamerweise die Auffassung, es handele sich um den Rückprall des Südost (Musango) an den dortigen Bergen. Das ist natürlich physikalisch unmöglich, und ich möchte glauben, daß es sich lediglich um einen jener oben erwähnten lokalen Nachtwinde handelt, welche tief eingeschnittenen Tälern ihre Entstehung verdanken. Bei dem gewaltigen Markhamtale, das sich im Mittel- und Oberlaufe des Flusses sackartig erweitert, pressen sich die Luftmassen durch den schlauchförmigen Ausgang mit besonderer Gewalt zum Meere hin. Man könnte auch daran denken, daß es sich um Nordwestwinde handelt, welche über das Gebirge hinweg durch das Markhamtal bis zum Huongolf gelangen. Dann ist aber das ausschließliche, plötzliche Auftreten zur Nachtzeit schwer zu erklären. Durch die steilen Wogen, welche die Boote vollschlagen, und das ruckweise Auftreten der Böen, welche die Masten und Ausleger gefährden, wird der Mulassa den seefahrenden Eingebornen gefährlich. Eine solche Bö drückte auch den Schoner von Bröker und Oldörp plötzlich in die Tiefe.

An den strichweis auf dem Golf vorhandenen Schaumkronen und den grauen, tief hängenden, fetzenartigen Wolken, die von der Mündung des Markham über das Gebiet jener Schaumkronen hinziehen, kann man am nächsten Morgen erkennen, daß in der Nacht ein Mulassa wütete. Im März 1910 erblickte ich von Samoahafen aus fast an jedem Morgen über dem Golfe jene unheimlichen Zeichen. Das war nicht besonders tröstlich, denn demnächst mußte ich über das Wasser nach Finschhafen. Im Boote gelangte ich dann aber nach prächtiger, glatter Nachtfahrt am Ziele an,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



323. Ablenkung des Nordwest-Monsum im Huongolf.

während der Schoner Simbang, welcher mich von Samoahafen abholen sollte, wenige Tage später im Mulassa scheiterte.

Wirbelstürme sind in Kaiser-Wilhelmsland, welches außerhalb des Gebietes der Taifune liegt, recht selten. Ein örtlicher Zyklon, der zahlreiche Bäume entwurzelte und auch sonst großen Schaden anrichtete, ging 1907 vom Sattelberge über Deinzerhöhe und den Golf zur Kela-Halbinsel (Samoahafen); der Weg desselben war schmal und scharf begrenzt.

Zu meiner großen Verwunderung machte ich am Huongolf die Beobachtung, daß dort niemals Nordwest, sondern stets Südost weht; nur ist letzterer in jenen Zeiten, wo er eigentlich keine Daseinsberechtigung hat, erheblich schwächer. Dies hängt, wie ich durch eine große Anzahl von Beobachtungen feststellen konnte, folgendermaßen zusammen. Der Nordwest findet an dem Massiv des Finisterre-Gebirges und an den 2000 bis 3000 m hohen Bergen der Kai-Halbinsel (Cromwell-Gebirge, Rawlinson-Berge) ein Hindernis; der Huongolf befindet sich also im Windschatten. Nun tritt dasjenige ein, was wir an jedem Wasserlaufe beobachten können: an den Ufern bilden sich hinter geschützten Stellen Strudel. Die geschützte Stelle ist hier der Huongolf. Der an der Ostküste vorüberstreichende Nordwest-Monsum erleidet also von Kap König Wilhelm (nördlich von Finschhafen) an eine Ablenkung, die nach dem Huongolf hin immer stärker wird, so daß sich schließlich die nordwestliche Richtung in eine südöstliche verwandelt (Fig. 323). Die Eingebornen nennen diesen abgelenkten Nordwest: Musango. Daß sich die Sache in der Tat so verhält, konnte ich durch Studieren der verschiedenen Windrichtungen in verschiedenen Teilen des Golfes feststellen. Überdies verfolgte ich wiederholt den Zug tiefhängender Wolken, die eine Kurve beschrieben, welche den Kurven in Figur 323 entspricht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Obgleich unter diesen Verhältnissen die Wellen das ganze Jahr hindurch stets von Südost auf die Nordküste des Huongolfes treffen, ergeben sich in der Stärke der Brandung doch außerordentliche Verschiedenheiten. Der Südost-Passat rollt die Wogen aus weiter Ferne heran, und es steht daher in unseren Sommermonaten daselbst schwere Brandung. Der abgelenkte Nordwest fegt dagegen nur eine kurze Strecke von Südost über das Meer und kann lange, brandende Wellen nicht erzeugen; das Gestade ist in unseren Wintermonaten also verhältnismäßig ruhig.

Durch diese Ablenkung erkärt es sich auch, daß in Finschhafen der Nordwest-Monsum als rein nördlicher oder sogar nordöstlicher Wind auftritt.

Die Lufttemperatur hält sich in Kaiser-Wilhelmsland in durchaus erträglichen Grenzen, zumal an der Küste, wo durch die vormittags einsetzende Seebrise und durch die Nachtbrise Abkühlungen herbeigeführt werden. Der Europäer würde daher wenig zu leiden haben und sich wahrscheinlich leicht akklimatisieren, wenn nicht der sehr hohe Feuchtigkeitsgehalt die Verhältnisse ungünstig beeinflußte. Relative Feuchtigkeit von 80 bis 90 Prozent ist etwas Gewöhnliches und im Walde nähert sie sich dem Sättigungsgrade häufig so weit, daß die durch Verdunstung herbeigeführte Abkühlung ausreicht zur tropfenförmigen Ausscheidung von Wasser. Diese Treibhausluft macht den Europäer auf die Dauer marode und setzt die Widerstandsfähigkeit seines Körpers herab. Natürlich gibt es auch Gegenden wie die Steppengebiete (Alangflächen), die weit trocknere Atmosphäre haben; dafür steigt hier aber die Temperatur erheblich höher. In den Stunden von 11 bis 3 Uhr, wo die Sonne annähernd senkrecht steht und der Tau des Grases verdunstet ist, entwickelt sich in diesen Steppen bei meist völliger Windstille eine geradezu höllische Temperatur.

An Orten, die nicht durch ungewöhnliche Verhältnisse, wie Alangsteppe und besondere Höhenlage, beeinflußt werden, schwankt die Temperatur etwa zwischen 22° C als Minimum in der Nacht und 31° C zur Zeit des höchsten Sonnenstandes. Recht häufig sah ich an der Küste die Temperatur nachts auf 21° und mitunter sogar auf 20° C heruntergehen. Schon nachmittags um 4 Uhr pflegt sie 26° C selten zu übersteigen, und wenn der Himmel bedeckt ist, kommt sie auch mittags selbst in der Trockenzeit nicht über 27 oder 28° C. Natürlich handelt es sich hierbei stets um schattige, dem freien Luftzuge ausgesetzte Örtlichkeiten. In den mit Wellblech gedeckten Häusern und unter Wellblech-Veranden pflegt es erheblich wärmer zu werden, besonders wenn die Zimmer keine besondere Holzdecke haben. Am kühlsten halten sich die mit Sagolaub (Atap) gedeckten Häuser; doch bietet die Bauart den Insekten günstigen Unterschlupf. Auch bleibt der Weiße für den Wirtschafts- und Trinkbedarf auf Regenwasser angewiesen, welches nur benutzbar ist, wenn es von Wellblech abläuft. Das Wasser des Atap-Daches ist gelb, als ob es von einem frisch geteerten Pappdache käme.

Wellblech kann unter den Strahlen der senkrechten Sonne so heiß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden, daß es bei der Berührung Brandblasen erzeugt. Übrigens holte ich mir in Sissanu schmerzhafte Brandblasen an den Fußsohlen, als ich in der Mittagsstunde barfuß über den trockenen schwarzen Sand etwa dreißig Schritte weit von unserer Hütte zum Meere ging.

Da wegen der Nähe des Äquators in den verschiedenen Jahreszeiten der Sonnenstand kaum merklich wechselt, werden hierdurch keine nennenswerten Abweichungen in den Temperaturen bedingt. Größere Kühle bringt nur der häufige Regen und die stärkere Bedeckung des Himmels. In der Regenzeit erhebt sich daher selbst gegen Mittag das Thermometer mitunter nicht über 25° C.

Der Bewohner gemäßigter Klimate kann sich keine Vorstellung von dem wonnigen Behagen machen, welches der Tropenmensch empfindet, wenn er auf Bergeshöhe in kühleres Klima kommt. Daher ist die Sattelbergstation in Nähe von Finschhafen (830 m Meereshöhe) für die Neuendettelsauer Missionare ein außerordentlicher Segen. Wenn der durchschnittliche Temperaturunterschied auch nur 3 bis 4° C beträgt, so atmet der Küstenbewohner doch erleichtert auf und genießt die Bergluft in vollen Zügen. Dort erholen sich die Patienten selbst nach schweren Fieberanfällen in kurzer Zeit.

In der Regenzeit ist auf dem Sattelberge mitunter wochenlang die Luft dunstgesättigt.

Die niedrigste Temperatur erlebte ich in Kaiser-Wilhelmsland auf der Kai-Inlandreise in 1050 m Meereshöhe, wo nach einem Gewitter abends die Quecksilbersäule auf 17° C sank. Für gewöhnlich hielt sich die nächtliche Temperatur dort auf 18 bis 20° und stieg auch in den Mittagsstunden selten auf 25 bis 26°. Bei Regen notierte ich zwischen 12 und 2 Uhr mittags zumeist nur 21 bis 22° C. Die tägliche Amplitude schwankte zwischen 3,5 und 8° C (Januar 1909).

Für die Kurve des Luftdruckes mögen zwei kurze Beobachtungsreihen Anhaltspunkte geben, die ich auf der Sattelbergstation (830 m Meereshöhe) und im Kai-Inlande westlich vom Bulesom in mehr als 1000 m Meereshöhe notierte.

Sattelberg-Station.										
Dez. 1908	6 Vm	8 Vm	10 Vm	12 M	2 Nm	4 Nm	6 Nm	8 Nm	9 Nm	10 Nm
12	690	690,5	690	689	688	688,5	689	689,5	689,5	690
13	689	690	690	689	687	686,5	688	688,5	688,5	689
14	689	689,5	690	689	687	688	688,5	689	689	689
15	689	689	689	688	687	687	688	688,5	689	689

Die tägliche Amplitude ist also gering, und deutlich erkennbar bleibt nur ein wenig ausgeprägtes Minimum in den ersten Nachmittagsstunden. Der 12., 13. und 15. Dezember waren Regentage; am 14. schien die Sonne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daß das stärkste Minimum am Nachmittage des 13. mit einem Erdbeben zusammenfiel, könnte auf Zufall beruhen.

Kai-Inland.									
Jan. 1909	6 Vm	8 Vm	10 Vm	12 M	2 Nm	4 Nm	6 Nm	8 Nm	Bemerkungen
14	673	673	672,5	672,5	671	671	671,5	674*)	*) Gewitter
15	674	674	674,5	674	672,5	672	673,5	675	
16	676	677	676	674,5	674	674	674,5	674	
17	676	676,5	676	675	674	673,5	674	675	
18	676	676	676	676	674,5	672,5	674	676	
19	677,5	677,5	677	676	675	674,5	674	675,5	kein Regen
20	677,5	677,5	677	676	676*)	673,5	675*)	675,5	*) Gewitter

Auch hier ist das Minimum in den Nachmittagsstunden ausgeprägt. Im übrigen ist der Gang des Luftdruckes unregelmäßiger als in obiger Tabelle; die Amplituden sind größer. Während auf dem Sattelberge sich die Schwankungen zwischen 686,5 und 690,5 bewegten, tun sie es hier zwischen 671 und 677,5. Nur der 19. Januar blieb regenfrei; an allen übrigen Tagen kamen wiederholte Schauer. Bei einem Gewitter schnellte am Abend des 14. der Luftdruck stark in die Höhe, während er am 20. bei gleicher Veranlassung in der Mittagsstunde sich unverändert hielt, während er um diese Tageszeit hätte sinken müssen.

Auf einer Reise um die Erde im Jahre 1884 stellte ich u. a. fortgesetzte Untersuchungen über das Zodiakallicht[1]) an und hatte das Glück, wofern Mondlicht nicht störte, die seltsame Erscheinung über einen Zeitraum von vielen Monaten entweder am Morgen- oder am Abendhimmel oder an beiden in ausgezeichneter Weise beobachten zu können. Es war ein Jahr nach dem berühmten Ausbruche des Krakatau in der Sundastraße. Ich behielt auf der ganzen Neu-Guinea-Reise das Phänomen im Auge und war erstaunt, über längere Zeiträume hin keine Spur dieser Lichterscheinung zu finden; dann trat sie gelegentlich unvermutet am Morgen- oder Abendhimmel auf, um nach kurzer Dauer wieder auf Wochen zu verschwinden.

Während der Ausreise (Sept. u. Okt. 1908) blieb das Licht unsichtbar. Da erstrahlte dasselbe am Abend des 6. Juni 1909, als wir auf der zweiten Markham-Reise neben dem Flusse lagerten, in ungewöhnlicher Schönheit und blieb auch an den folgenden Abenden sichtbar. Am 14. Juni 1909 konnte ich das Licht in der Frühe entdecken, dann erst wieder am 31. Oktober desselben Jahres abends, obgleich ich in der Zwischenzeit immer wieder auf die Suche ging. Ende Mai 1910 wurde das Licht am Abendhimmel sichtbar und steigerte sich Anfang Juni zu großer Schönheit. Auch Anfang Juli 1910 war es abends im roten Meere prächtig zu beobachten.

[1]) R. Neuhauss. Meteorologische Untersuchungen auf einer Reise um die Erde, sowie Beobachtungen über Dämmerungserscheinungen und Zodiakallicht. Archiv der deutschen Seewarte. VII. Jahrgang 1884. Nr. 4.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ABSCHNITT 33.

PFLANZENWELT.

Über die Pflanzenwelt von Neu-Guinea können Fachleute besser sprechen. Ich beabsichtige auch nicht abzuschreiben, was andere veröffentlichten, sondern will nur den allgemeinen Eindruck schildern, den der Reisende dort empfängt. Durch photographische Aufnahmen mögen einige der am meisten in die Augen springenden Vegetationsformen vorgeführt werden.

Überall dunkelgrüne, dicht bewaldete Berge, wenn man sich mit dem Schiffe der Küste nähert. Nur an vereinzelten Stellen leuchten hellere Grasflächen, die, so weit vom Meere aus sichtbar, lediglich in der Umgebung von Kap König Wilhelm größere Ausdehnung gewinnen. Es ist ein eigen Ding mit diesen Grasflächen. Als die ersten Berichte hierüber in die Öffentlichkeit kamen, erhoffte man ertragreiche Viehwirtschaft und war dann sehr enttäuscht zu bemerken, daß diese lachenden Wiesen und Almen aus messerscharfem, mannshohem Alanggrase bestanden. Das Vorkommen dieser Grasflächen ist so gut wie stets ein Anzeichen mageren Bodens und dünner Humusschicht. Urwald kann hier nicht aufkommen, denn einerseits finden die Wurzeln keine ausreichende Nahrung; andererseits wird die Steppe alljährlich gegen Ende der Trockenzeit von den Eingebornen niedergebrannt, um alles Getier, welches sich im hohen Grase versteckt hält, zu erwischen. Bei diesem Niederbrennen, welches die Wurzeln des Grases nicht beschädigt und sie infolge der Aschendüngung wieder kräftig ausschlagen läßt, würde aber jeder aufkeimende Strauch oder Baum vernichtet werden.

Wo sich Urwald angesiedelt hat, wird er niemals durch Steppe ersetzt, auch dann nicht, wenn die Eingebornen ihn zur Anlage ihrer Felder niederschlagen. Immer schießt nach Aberntung der Felder der Wald wieder auf und erstickt das Gras im Keime.

Von dem majestätischen Hochwalde kann sich kaum eine Vorstellung machen, wer ihn nicht gesehen hat. Es ist ein Kampf ums Dasein, wie er rücksichtsloser nicht geführt werden kann. Alles strebt nach oben zur Sonne, und was das rettende Licht nicht erreicht, muß vermodern. In Fig. 324 sehen wir einen von Lianen fest umklammerten Stamm. Der Baum war ursprünglich der stärkere und nahm dem Unterholz das Licht fort. Dann aber kroch eine Liane am Stamme empor, erreichte das Sonnenlicht, sendete Luftwurzeln nach unten, lockte neue Schößlinge hinauf und schließ-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich ist der kräftige Stamm der Besiegte. Auf die Dauer kann er die enge Umklammerung nicht ertragen, stirbt ab und nach seinem Falle müssen auch seine Mörder am Boden vermodern. Nicht wenige dieser Lianen enthalten Kautschuk.

In den höheren Waldregionen, wo alles von Feuchtigkeit trieft, etwa in 1000 m Meereshöhe, sind Stämme und Schlingpflanzen von dichter Mooshülle umwuchert (Fig. 9 S. 33). Wegen der starken Beschattung ist das Unterholz schwach entwickelt, doch glaube man nicht, daß man deshalb im papuanischen Urwalde gut vorwärts kommen kann. Allerwärts starren dem Wanderer stachelbesetzte Ranken der Kletterpalme (Rotang) entgegen oder Bretterwurzeln (Fig. 36 S. 75) und Bambusen sperren den Weg oder die gestürzten und vermoderten Baumriesen machen unausgesetzte Kletterei notwendig.



324. Lianen im Urwalde.

Wie die Palme das Klettern erlernte, um zum Lichte sich hindurchzuarbeiten, findet man im Kai-Inlande auch Urwaldpartien, deren Unterholz aus Kletterbambus besteht. Ebenso wie Rotang klimmt er zu den Baumkronen.

Erreichen die gewöhnlichen Urwaldbäume schon eine geradezu riesenhafte Höhe, so erheben sich die Araucarien (A. Hunsteini, eine für Neu-Guinea eigentümliche Art) mit ihren himmelhohen, glatten Stämmen wie ein Wald über dem Urwalde (Fig. 325). Besonders auf hohen Berggraten überragen sie in langen Reihen das grüne Blätterdach.

Zur Charakteristik des Urwaldes, welcher die Sundainseln überzieht, sagte man, daß ein Affe auf den Bäumen von einer Spitze Sumatras zur anderen gelangen könne, ohne den Erdboden zu berühren. Da es auf Neu-Guinea Affen nicht gibt, mußte hier das Baumkänguruh zu diesem Experimente herhalten. Dergleichen Dinge kann aber nur jemand behaupten, der lediglich die Küstenzonen kennt, denn um die Sache erfolgreich durchzuführen, müßte sich besagtes Baumkänguruh häufig eines Aeroplans bedienen, wenn breite Alangflächen, Flüsse und tiefe Schluchten die Astbrücke unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



325. Araucaria Hunsteini.

brechen und eine Umgehung durch Ineinandergreifen dieser Hindernisse nicht möglich wird.

Eine charakteristische Erscheinung ist der Baumwürger, ein pflanzliches Raubwesen, welches starke Bäume langsam erdrosselt. Es handelt sich hierbei nicht wie in Figur 324 um eine Liane, die schließlich gleichzeitig mit ihrem Opfer zugrunde geht, sondern um einen holzartigen Stamm, der siegreich das Feld behauptet, wenn er den Nebenbuhler, an dem er zum Lichte kletterte, erwürgt hat. Katzenartig schleicht er heran und erdrückt sein Opfer wie die Schlange; durch Hinabsenden von Luftwurzeln reiht sich ein Stämmchen an das andere. In Figur 326 ist der ursprüngliche Baum schon fest umfaßt und kann seine Säfte nicht mehr zirkulieren lassen; im folgenden Bilde triumphiert der Würger; alles was vom rechten bis zum linken Bildrande an Stämmen und Stämmchen zu sehen ist, gehört zum Würger; von dem ursprünglichen Baume blieb keine Spur übrig.

Da die Würger festes Holz haben und durch ihren säulenförmigen Aufbau nicht leicht zu fällen sind, errichten die Schwarzen mit Vorliebe ihre Baumhäuser auf denselben, in welche sie sich in Kriegszeiten flüchten.

Zu den charakteristischen Pflanzen des Süßwassersumpfes gehört die Sagopalme (Fig. 185 S. 288), deren stärkehaltiges Mark zahlreichen Eingebornen als fast ausschließliches Nahrungsmittel dient und deren Blätter das vortrefflichste Material zur Bedachung der Hütten liefern. Mehrere Arten dieser Palme besitzen schlimme Stacheln und sind ein Schrecken für den Wanderer, welcher ein Sagodickicht passieren muß. Im Salzwassersumpfe fühlt sich die Mangrove (Fig. 328) heimisch, die mit ihren bizarren Luftwurzeln einen prächtigen Anblick gewährt, dem Weißen aber wenig willkommen ist, denn Mangrove und Malaria sind fast unzertrennliche Begriffe, nicht als ob, wie man früher glaubte, die Mangrove den Giftstoff der Malaria aushaucht, sondern weil dort die Anopheles gute Gelegenheit zum Gedeihen finden.

Figur 329 zeigt einen Pandanus (Pandanus tectorius), von dem es in Kaiser-Wilhelmsland ebenfalls verschiedene Arten gibt. Einige der-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



326



326 u. 327: Baumwürger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



328. Mangroven.



329. Pandanus.



330. Speerpalme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

selben tragen eßbare Früchte. Aus den schmalen, langen Blättern werden hauptsächlich auf Tami, wo Pandanus ungewöhnlich gut gedeiht, die weithin verhandelten Matten und Regenumhänge (Fig. 103 S. 202) hergestellt, und die Gefäßbündel der Luftwurzeln liefern haltbaren Faden für große Netze.

Die Speerpalme (eine Areka-Palme), welche wir in Fig. 330 sehen, ist die Lieferantin für das sehr harte, dabei aber nicht spröde Holz, aus dem man Speere und Holzschwerter fertigt. Die von den Eingebornen als Trägerin der Betelnüsse hoch geschätzte, durch ihre Schlankheit dem Auge besonders wohlgefällige Betelpalme (Areka catecho) steht in Figur 148 (S. 234) gruppenweis auf dem Dorfplatze. Die bei uns für Trauerdekorationen so geschätzte Cykaspalme gedeiht in einzelnen Teilen von Neu-Guinea, z. B. im Lagunengebiet von Sissanu, mit ungewöhnlicher Üppigkeit (Fig. 331). An den Ufern des Augustaflusses haben wir im Mündungsgebiete, soweit der Einfluß von Ebbe und Flut reicht, die Nipapalme. Damit ist aber, ganz abgesehen von der Kokospalme, die Fülle der Palmenarten, welche Neu-Guinea hervorbringt, noch lange nicht erschöpft, und fast jede Art kommt in verschiedenen, von der Botanik z. T. bisher noch nicht festgelegten Unterarten vor.



331. Cykaspalme.



332. Farnbaum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorweltlichen Eindruck machen die schlanken Farnbäume (Fig. 332), wie denn, ebenso wie aus der Tierwelt, manches aus der Pflanzenwelt an Erdepochen erinnert, welche unendliche Jahresreihen zurückliegen. Die jungen Triebe der Farnbäume dienen als schmackhaftes Suppenkraut zum Schweinefleisch und sind außerdem Lieblingsspeise des Baumkänguruh.

Wir können uns von der Pflanzenwelt Neu-Guineas nicht verabschieden, ohne der herrlichen Orchideen zu gedenken, welche als ein Seitenstück zu den Paradiesvögeln Neu-Guinea ein so eigenartiges Gepräge geben. Da nach den neuen Funden und Untersuchungen von Schlechter die Orchideen in Kaiser-Wilhelmsland nach Tausenden von Arten und Unterarten zählen, hat man hier auf verhältnismäßig beschränktem Raume wohl den größten Artenreichtum der Welt. Auf dem Erdboden, in Sümpfen, auf Bäumen, überall faßten diese wunderbaren Gebilde Fuß und paßten sich den verschiedensten Verhältnissen an. Aber ihr unvergleichlicher Blütenflor bleibt dem Auge häufig verborgen, denn gerade die herrlichsten Formen entfalten ihre üppige Pracht oben in den Baumwipfeln.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

ABSCHNITT 34.

TIERWELT.

Was im Eingange zum vorigen Abschnitte über die Pflanzenwelt bemerkt wurde, gilt auch für die Tierwelt. Ich bin weit davon entfernt, in den folgenden Zeilen eine zoologische Abhandlung geben zu wollen. Es mögen nur einige allgemeine Bemerkungen über die Tierwelt ihren Platz finden.[1])

Alle in Neu-Guinea einheimischen, auf der Erde lebenden Säugetiere (Känguruh, Baumbär, Marder, Ratte, Maus usw.) sind Beuteltiere. Hund und Schwein wurden erst in später Zeit eingeführt, und die jetzt weit verbreiteten Ratten- und Mäusearten, welche nicht zu den Beutlern gehören, sind eine Errungenschaft der auf Neu-Guinea anstürmenden Zivilisation. Das vollständige Fehlen von Affen und größeren Raubtieren — das einzige überhaupt in Kaiser-Wilhelmsland vorkommende, zu den Säugern gehörige Raubtier ist der Beutelmarder — beweist, daß die Brücke schon vor unvordenklichen Zeiten abgebrochen wurde, welche Neu-Guinea mit dem indonesischen Archipel und Asien verband. Wir haben hier eine Säugetierwelt vor uns, worauf auch die eierlegende Echidna hinweist, die in einem sehr frühen Stadium der Entwickelung stehen blieb.

Die großen Flugsäuger, vor allem die fliegenden Hunde, die tagsüber an manchen Bäumen zu vielen Hunderten hängen, sind ein wunderbares Mittelding zwischen Vogel und Säugetier. Wer nur unsere unruhig flatternden Fledermäuse kennt, kann sich keine Vorstellung davon machen, mit wie ruhigem Flügelschlage der fliegende Hund, dessen Leib etwa die Größe einer recht feisten Ratte hat, durch die Lüfte streicht. In Bukaua sah ich sie wiederholt scharenweis in großen Höhen vor dem Vollmonde vorüber nachts durch die Lüfte ziehn. Sie wanderten nach den Ginggala-Inseln hinüber, wo sie ihre Sammelplätze haben. Am Markham streichen sie in der Frühe geräuschlos, fast ohne Flügelschlag, in geringer Höhe längs des

[1]) Die von mir angelegten zoologischen Sammlungen gingen in den Besitz des Kgl. zoologischen Museums zu Berlin über. Direktor Brauer macht darüber folgende Angaben: „Die zoologischen Sammlungen von Prof. Neuhauss umfassen 11 Säugetiere, 70 Reptilien und Amphibien in 31 Arten, von denen 2 neu sind, 27 Arten Vögel und etwa 1800 Insekten und andere Orthopoden, welche rund 60 Familien und 300 Gattungen zugehören. Abgesehen von dem Umfange ist das Material zunächst durch die gute Konservierung und die genauen Fundortsangaben von großem Wert. Die neuen Arten sind besonders deshalb so zahlreich, weil Neuhauss auch auf die unscheinbareren und kleineren Formen sein Augenmerk richtete, die sonst gewöhnlich nicht gesammelt werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flusses. Zum Studium des Fluges sind sie weit geeigneter als Vögel, da die Federn der letzteren ganz neue Momente in die Flugtechnik bringen, mit denen der Aviatiker nichts anfangen kann, weil sein Aeroplan keine Federn, sondern eine zusammenhängende Fläche besitzt, welche der Flughaut jener Tiere vollständig entspricht. Vielleicht lernen wir dem fliegenden Hunde doch noch den Flügelschlag ab, der für die Ausbalanzierung und Fortbewegung des fliegenden Körpers besonders günstige Momente in sich birgt.

Nach Angabe der Eingebornen soll im Kai-Inlande ein Beuteltier leben, welches nach Art der Biber die Stämme benagt. Die Nagezähne dieser Tiere befestigen die Papua an kurzen Holzstäben und benutzen diese Instrumente, von denen ich mehrere Exemplare (Fig. 173 e u. f S. 259) erwarb, zum Bearbeiten von Holz. Die Zähne sind anders geformt als die Nagezähne des Baumbären. Leider gelang es bisher noch nicht, ein Tier dieser Art zu erhalten.

Im Gegensatz zur Säugetierwelt ist die Vogelwelt bis zu paradiesischer Vollkommenheit entwickelt. Die über 60 Arten von Paradiesvögeln, welche die Insel beleben und auf der ganzen Welt ausschließlich in Neu-Guinea vorkommen (nicht einmal in dem nahen Bismarck-Archipel), sind etwas so Wunderbares, daß man schwerlich eine Erklärung dafür finden wird, weshalb gerade hier das Gefieder sich zu so idealer Schönheit entwickelte. Ein bis zwei dieser Arten ließe man sich gefallen; sie könnten durch zufällige Zuchtwahl entstanden sein. Aber gleich weit mehr als ein halbes Hundert, und dieselben in jeder Beziehung derart verschieden, daß die abweichendsten Urformen zugrunde liegen müssen! Was sonst nirgends in der Welt vorkommt: ein vollkommen blauer Vogel! Man darf die wunderbare Zartheit des sammetweichen Gefieders nicht nach den starren Mumien und ausgestopften Bälgen beurteilen. Der frisch geschossene Vogel — einen lebenden bekommt man so gut wie niemals in die Hand — steht in Bezug auf Leuchtkraft der Farben und Weichheit des Gefieders unglaublich hoch. Der bunte Papagei ist ein Farbenkleckser, der Paradiesvogel ein Farbenkünstler. Bei letzterem wird man nie schreiende Farben nebeneinander finden, wie sie so trefflich zum sonstigen Geschrei der Papageien passen; vielmehr ist bei ihm alles harmonisch abgestimmt und die besonders auf den Brustschilden häufig vorkommenden Schillerfarben,[1]) welche sich mit dem Winkel ändern, unter dem man das Gefieder betrachtet, verleihen dem Ganzen höchste Lebendigkeit.

Der arme König unter den Vögeln! Er muß sein Leben lassen, weil die Modepuppe auf der Promenade zeigen will, daß sie für den Hutputz mehr auszugeben vermag als ihre Konkurrentin.

Die Paradiesvögel wären schon längst ausgerottet, wenn nicht der Schöpfer lediglich die Männchen mit diesem herrlichen Kleide beschenkt hätte, welches zudem nur während der Balzzeit den höchsten Gipfel der

[1]) Farben dünner Blättchen, also dieselben, wie bei Lippmanns Farbenverfahren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vollkommenheit besitzt. Den Weibchen, welche an Einfachheit des Gefieders nichts zu wünschen übrig lassen, wird nicht nachgestellt, und sie können vorläufig die Art erhalten — vorläufig, denn wenn es mit dem Morden so fortgeht, werden über kurz oder lang alle Männchen abgeschossen sein. Schon sind einzelne Küstenstriche gelichtet, und die Tiere fangen an, sich in das Innere zurückzuziehen. Dies kann aber nur in bescheidenen Grenzen geschehen, denn viele Arten kommen nur in räumlich beschränkten Gebieten vor; offenbar finden sie nur hier die ihnen und ihrem Gefieder zusagenden Lebensbedingungen. So verlangt z. B. der weiße Paradiesvogel rund 1000 m Meereshöhe, die Paradieselster sogar 1200 bis 1400 m und sie wird nur im Kai-Inlande angetroffen. Die Heimat des roten Paradiesvogels (Paradisea Auguste-Victoria) ist die Umgebung des Sattelberges und die Nordküste des Huongolfes. Der auf Damenhüten am meisten getragene gelbe Paradiesvogel (P. minor) hat mit das weiteste Verbreitungsgebiet: von der Astrolabebucht bis zur holländischen Grenze; er ist aber am Huongolf unbekannt. Der herrliche blaue Vogel findet sich nur auf englischem Gebiete. Der kleine, scharlachrote, wundervolle Königsvogel hat seine Heimat an der Küste bei Finschhafen. Also diejenigen, welche sich damit trösten, daß es im Innern noch genug Paradiesvögel gibt, wenn dieselben an der Küste ausgerottet sind, befinden sich in schwerem Irrtum, wenn sie meinen, daß vorläufig noch keine Gefahr im Verzuge sei. Um alle Arten zu erhalten, kann die Regierung nicht schnell genug mit einem allgemeinen Schießverbot vorgehen.

Auch unter der übrigen gefiederten Welt gibt es in Neu-Guinea viel Wunderbares und Auffallendes: Papageien, welche ausgewachsen kaum die Größe einer Blaumeise haben, Honigsauger von Kolibrigröße mit wunderbar buntschillerndem Gefieder, dann die mächtigen Nashornvögel mit ihren riesengroßen Schnäbeln und die zahllosen Taubenarten, unter denen die Krontaube mit ihrem prächtigen Federkopfschmuck die Größe einer Pute erreicht. Auch eine Straußenart, der Kasuar, belebt die Wälder und verschlingt fleißig Blutegel, mit denen man beim Schlachten den Schlund des Tieres dicht besetzt findet; das Buschhuhn läßt seine Eier von der Sonne und dem faulenden Laube, welches dasselbe auf einen großen Haufen zusammenscharrt, ausbrüten; der Laubenvogel errichtet, lediglich um seine Liebesstunden zu verschönen, aus Reisig einen kunstvollen Balzplatz, der aus zwei großen Reisighaufen (Fig. 333) besteht, zwischen denen aus Reisig ein länglicher Gang (Fig. 334) aufgeführt wird. Die Haufen sowohl wie dieser Gang sind durch Behang mit grünen Betelnüssen geschmückt. In Figur 333 sieht man solche Nußtrauben zwischen dem Gang und dem linken Reisighaufen. Das balzende Männchen hüpft nun, während das in der Nähe sitzende Weibchen aufmerksam zuschaut, ununterbrochen von dem einen Reisighaufen durch den Gang nach dem anderen Haufen und wieder zurück.

Welcher Instinkt mag das Tier zu diesem seltsamen Beginnen veran-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



333. Balzplatz des Laubenvogels. Ansicht von vorn.



334. Balzplatz des Laubenvogels. Ansicht von der Seite.

lassen? Die Aufschichtung der etwa je ein Meter im Durchmesser messenden und ein halbes Meter hohen Haufen sowie der kunstvolle Aufbau des Ganges ist für den Vogel eine außerordentliche, nach menschlichem Dafürhalten völlig nutzlose Arbeit. Und doch muß in der Ausführung derselben etwas liegen, was die Erhaltung der Art begünstigt. Offenbar bevorzugt das Weibchen dasjenige Männchen, welches die schönsten, am reichsten geschmückten Haufen aufzubauen und am graziösesten auf diesem Wunderwerk herumzutänzeln vermag. Wie ich durch Untersuchung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der in Figur 333 und 334 abgebildeten Haufen feststellte, enthalten dieselben keinen Nestbau; das Nest befindet sich vielmehr in Nähe des Balzplatzes.

Den hier dargestellten Balzplatz fand ich im Kai-Inlande, westlich vom Bulesom. Der Vogel, welcher obigen Balzplatz errichtete, hat Schwarzdrosselgröße.

Weit verbreitet in Neu-Guinea ist der in verschiedenen Arten vorkommende Königsfischer. Die Sümpfe werden belebt durch Reiher, zahllose Entenscharen und Sumpfhühner. Neben dem ungemein häufigen weißen Kakadu findet sich der viel seltenere schwarze. Legion ist die Zahl der Raubvögel, Habichte, Adler, Geier, die aber internationalen Charakter tragen. Der Riesenschwalm von der Größe eines Adlers macht mit seinem ungeheueren Schnabel einen gefährlichen Eindruck, ist aber — außer für die Insekten — das harmloseste Tier der Welt, denn nur nachts streicht er mit weit aufgerissenem Schnabel durch die Lüfte und läßt sich die Insekten in den Rachen fliegen.

Von den Reptilien paßt besonders der Leguan, eine mehr als meterlange Eidechse, in den Rahmen der vorsintflutlichen Tierwelt. Auch sonst ist an verschieden gestalteten Eidechsen, Molchen, Schlangen kein Mangel.

Überaus mannigfaltig sind die Insekten, und ebenso wie die Vögel bildeten sich die Schmetterlinge zu erstaunlicher Vollkommenheit aus, sowohl inbezug auf Größe wie auf Färbung. Der Goliath, der größte Schmetterling, den wir kennen, tummelt sich im Kai-Inlande in erheblicher Menge; aber das kostbare Stück ist ungemein schwer zu erlangen, denn diese Riesen schweben mit unglaublicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Wie bei den fliegenden Hunden setzt uns der ruhige Flügelschlag dieser Riesenschmetterlinge, auch des Priamus, der am Huongolf häufig vorkommt, in Verwunderung: nichts von jenem unruhigen Flattern, welches wir mit dem Begriff „Schmetterling" verbinden.

Eine Landplage bleiben die Ameisen, stinkende und nicht stinkende, die in allen Formaten, bis zu 2 cm Länge, auftreten. Die Füße des Vorratsschrankes müssen in Petroleumnäpfen stehen, sonst wird von diesen scharenweis anrückenden kleinen Raubtieren in kürzester Zeit alles vertilgt. Befestigt man einen Gegenstand, der sich anders nicht schützen läßt, mit dünnem Faden an der Decke, so marschieren diese Plagegeister in Kolonnen an dem Faden hinab. Wenn man einige Schmetterlinge in Papiertüten zum Trocknen auslegt, gewahrt man am nächsten Morgen eine nadelstichgroße Öffnung in der Umhüllung, und der Inhalt ist bis auf einige Flügelreste verschwunden. Die Balken der Häuser werden in kurzer Zeit von weißen Ameisen, einer Termitenart, vernichtet, und als ich einst mehrere Beile aus dem Koffer nahm, um sie als Tauschartikel zu benutzen, war das Innere der Griffe von weißen Ameisen vollständig ausgefressen; nur eine papierdünne Oberflächenschicht des Holzes blieb übrig.

Unter den Insekten ist die Schutzähnlichkeit (Mimikry) ungemein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verbreitet; besonders tun sich die Heuschrecken hervor, welche einen dürren Ast naturgetreu nachahmen.

Außer den bereits mehrfach erwähnten Plagegeistern wie stechenden und nicht stechenden Flöhen, malariafreien und malariaführenden Mücken erschweren dem Europäer besonders zwei kleine Insekten das Leben: Buschmucker und Sandfliegen. Nach einer Wanderung durch taufrisches Gras verspürt man am nächsten Morgen an den Beinen unangenehmes Jucken, und es zeigen sich gerötete, ein wenig vorgewölbte Hautstellen. Buschmucker, mikroskopisch kleine Milben, haben sich in die Haut gebohrt und erzeugen dort Entzündungen. Bei längerem Aufenthalte im Lande scheint die Empfänglichkeit für Buschmucker abzunehmen.

Eine beinahe noch schlimmere Plage als die Moskitos sind in manchen Gegenden die stecknadelkopfgroßen schwarzen Sandfliegen, deren Stich wie ein Flohstich schmerzt. Vor Mücken kann man sich durch Gaze schützen, nicht aber vor den Sandfliegen, welche durch die kleinste Masche hindurchschlüpfen und kriechend alle Hindernisse überwinden, was eine Mücke niemals tut. Sandfliegen fand ich an der ganzen Küstenstrecke, von der holländischen bis zur englischen Grenze am Huongolf; sie treten aber dort am zahlreichsten auf, wo sich am Ufer schwarzer Sand findet, in dem sie sich tagsüber aufhalten; im weißen Korallensande kommen sie seltener vor. In Sissanu war diese Plage am schlimmsten; doch ist es ein Glück, daß sie sich niemals hoch über den Erdboden erheben. Schon in Höhe von 2 m ist man vor denselben sicher, und sie gelangen deshalb auch nicht in Hütten, die auf hohen Pfählen stehen. Im Inlande fand ich sie nie, auch nicht am sandigen Ufer des Markham.

Plagegeister und kein Ende! Im Gebirge, am schlimmsten in Höhen von 1000 m und darüber, stürzen sich die blutgierigen Landblutegel auf den erschöpften Wanderer, und wenn man im Meere Erfrischung sucht, wird durch Berührung mit fadenförmigen unsichtbaren Gebilden auf der Haut brennender Schmerz verursacht.

Tier- und Pflanzenwelt, Land und Volk, Wasser und Atmosphäre sind in Neu-Guinea überreich an ungelösten Problemen. Möge die Zeit nicht fern liegen, wo dem Deutschen das Bewußtsein aufdämmert, daß es seine erste Pflicht ist, d i e s e s Land gründlich zu erforschen, und nicht immer in Gebieten sich aufzuopfern, wo der Erfolg Fremden zugute kommt. Wie der vielgeschmähte Papua bei genauerem Zusehen zu einem hochbegabten, mit reichem Geistesleben versehenen Menschen emporwuchs, wird in jenem rätselhaften Lande noch vieles andere, was man bisher wenig achtete, sich zu ungeahnter Größe und Bedeutung erheben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

NACHTRAG 1.

GLETSCHERSPUREN AUF DER KELA-HALBINSEL.

Auf S. 9 und 18—22 wurde erwähnt, daß an der Ostküste des Huongolfes zwischen der Kela-Halbinsel (Kap Parsi, Samoahafen) und Braunschweighafen manches darauf hindeutet, daß dort ehemals einzelne Gletscherzungen bis zum Meere hinabreichten. Da jene Gegend im 7^0 südl. Breite, also in nächster Nähe des Äquators liegt, bleibt es an sich höchst unwahrscheinlich, daß zu irgend einer Zeit das Eis so tief hinabgestiegen sein sollte.

Während der Drucklegung vorliegenden Bandes fand ich Gelegenheit, mit mehreren Autoritäten auf dem Gebiete der Gletscherkunde über diese Dinge Rücksprache zu nehmen, wobei sich einige neue Gesichtspunkte ergaben. Deshalb mögen die Verhältnisse auf der Kela-Halbinsel noch einmal kurz skizziert werden.

Vor dem Ausgange eines mächtigen Tales liegt eine gegenwärtig durch angeschwemmten Sand mit dem Festlande verbundene Insel, deren nördliche Seite gewaltige erratische Blöcke überdecken (Fig. 2 u. 3 S. 20). Während der anstehende Fels Grünstein (Hornblende) ist, bestehen die großen Blöcke aus Granit; außerdem findet man dort zahlreiche kleinere aus Serpentin. Einzelne Blöcke (z. B. Fig. 3) zeigen Abschleifungen, Furchen und Schrammen. Wäre es möglich, daß sie auf andere Weise als durch Eistransport hierher gelangten? Beförderung durch Wasser bleibt ausgeschlossen, da die Insel viel zu weit vor dem Ausgange des Flußtales liegt.

Die Findlinge könnten die Überreste der Granit- und Serpentinfüllung eines Ganges im anstehenden Gebirge sein. Auch diese Erklärung ist von der Hand zu weisen, denn weshalb wäre gerade an dieser Stelle die anstehende Hornblende vollständig fortgewittert, während sie in der nächsten Umgebung überall erhalten blieb? Wo sind die Verwitterungsprodukte? Die Findlinge ruhen unmittelbar auf dem Felsen.

Eine andere Erklärung hilft uns jedoch über die Schwierigkeiten hinweg und gibt ungezwungenen Aufschluß über die Tatsache, daß die Reste jener Eiszeit jetzt unten am Gestade des Meeres ruhen. Wie auf S. 24 bemerkt, befinden wir uns hier in einem Erdbebenzentrum. Ein zweites Zentrum liegt auf der anderen Seite des Huongolfes in der Umgebung des Sattelberges; nördlich von letzterem haben wir die merkwürdige Terrassen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bildung bei Kap König Wilhelm (Fig. 1 S. 17). Jene Gegend ist gehobener Meeresboden. Sicherlich entspricht diesen Hebungen eine Senkung am Westufer des Huongolfes. Auf der ganzen Strecke von der Markham-Mündung bis Adolfhafen findet sich nirgends gehobene Koralle. Wahrscheinlich lagen also ehemals jene Überbleibsel von Gletschern hoch über dem Meere und sie sind erst im Laufe der Jahrtausende zum Gestade hinabgesunken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

NACHTRAG 2.

DIE KÖRPERGRÖSSE DER UMWOHNER DES SATTELBERGES.

Wie in Abschnitt 4 erörtert ist, leben in der Umgebung des Sattelberges bei Finschhafen ungewöhnlich kleine Menschen, welche wahrscheinlich Überreste einer ehemaligen Pygmaeen-Bevölkerung sind. Dr. Poech hat 1905 zahlreiche schwarze Besucher der Missionsstation auf jenem Berge gemessen. Durch meine 1909 vorgenommenen Messungen kam ich zu dem gleichen Resultat, daß nämlich ungefähr 3 v. H. der dort wohnenden Leute auffallend geringe Körperhöhe besitzen.

Die Ergebnisse dieser Messungen sind aus folgenden Gründen nicht ganz einwandsfrei: Missionar Keysser wußte, daß es vorwiegend auf die kleinen Leute ankam und war bemüht, möglichst viele von ihnen herbeizurufen. Dadurch wurde in den Tabellen der Prozentsatz der Zwerge zu groß.

Jedoch auch nach der anderen Seite hin blieben Fehler unvermeidlich. Wie bereits früher bemerkt, sind die Bewohner der Abhänge des Sattelberges am stärksten mit Pygmaeenblut durchsetzt, während weiter landeinwärts die Spuren jener Vorbevölkerung immer spärlicher werden. Nun kommen aber auch Leute aus weit entlegenen Gegenden auf die Sattelbergstation, und wenn man das Mittel aus diesen Messungen nimmt, kann sich kein klarer Überblick über die tatsächlichen Verhältnisse im eigentlichen Pygmaeenzentrum ergeben. Ich veranlaßte daher Herrn Keysser, bei seinen Besuchen in den Kai-Dörfern in nächster Umgebung des Berges nach und nach die gesamte erwachsene Bevölkerung zu messen. Die Resultate trafen erst während der Drucklegung dieses Bandes bei mir ein.

Keysser führte die Messungen bei 273 Männern und 314 Frauen, im ganzen also bei 587 erwachsenen Personen aus. Zwei der kleinsten früher untersuchten Männer fehlen in dieser Liste, weil einer derselben starb, der andere als Arbeiter angeworben ist. Wenn zwei dasselbe Individuum messen, ergeben sich schon durch ganz unbeabsichtigte größere oder geringere Streckung des Rumpfes Differenzen von mindestens 5 mm. Beim Papua kann fernerhin die jeweilige Haarfrisur Größenunterschiede von einigen Millimetern herbeiführen. Dies ist bei Vergleichung vorliegender Messungen mit den von Pöch und von mir ausgeführten zu berücksichtigen.

Pöch fand unter 300 erwachsenen Männern, die zum Weihnachts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

feste auf den Sattelberg kamen, 10, d. i. 3 %, weniger als 146 cm hoch[1]). Bei den Keysser'schen Messungen bleiben, obgleich die beiden kleinsten Individuen fehlen, von 273 Männern nicht weniger als 22 unter 146 cm!

273 Männer (nach Keysser).

136,2	147,1	149,5	152,2	153,8	155,8	157,8	161,0
139,3	147,4	149,5	152,2	154,1	155,8	157,9	161,0
140,0	147,4	149,8	152,2	154,1	155,8	157,9	161,2
140,2	147,5	149,9	152,2	154,1	155,9	158,0	161,5
140,3	147,7	150,1	152,3	154,2	156,0	158,1	161,5
140,4	147,7	150,1	152,3	154,2	156,1	158,5	161,6
142,6	147,8	150,3	152,4	154,2	156,1	158,5	161,6
142,8	148,0	150,4	152,5	154,2	156,2	158,5	161,7
143,3	148,1	150,5	152,5	154,3	156,2	158,6	161,7
143,4	148,2	150,6	152,6	154,3	156,3	158,7	161,7
143,8	148,2	150,6	152,7	154,4	156,4	158,8	161,9
144,2	148,2	150,7	152,7	154,4	156,4	159,0	162,0
144,5	148,3	150,7	152,8	154,6	156,4	159,0	162,0
144,5	148,3	150,8	152,8	154,7	156,7	159,1	162,1
144,8	148,3	150,9	152,9	154,7	156,9	159,1	162,3
145,3	148,5	151,0	152,9	154,8	156,9	159,2	162,3
145,5	148,5	151,0	152,9	154,8	156,9	159,2	162,5
145,6	148,7	151,0	153,0	154,8	156,9	159,4	162,5
145,6	148,7	151,0	153,0	154,9	157,0	159,4	162,9
145,6	148,7	151,1	153,0	155,0	157,1	159,5	163,3
145,7	148,9	151,2	153,0	155,0	157,1	159,5	163,8
145,8	148,9	151,2	153,1	155,0	157,1	159,5	163,9
146,0	148,9	151,4	153,1	155,0	157,1	159,6	164,0
146,1	149,0	151,4	153,2	155,1	157,1	159,6	164,7
146,1	149,1	151,4	153,2	155,1	157,2	159,8	164,8
146,4	149,1	151,5	153,3	155,1	157,3	159,8	165,0
146,5	149,1	151,5	153,4	155,2	157,3	160,0	165,3
146,6	149,1	151,8	153,5	155,3	157,4	160,1	165,5
146,6	149,2	151,8	153,5	155,5	157,5	160,2	165,7
146,6	149,2	151,9	153,5	155,6	157,5	160,2	165,8
146,8	149,3	151,9	153,6	155,6	157,6	160,3	165,9
147,0	149,3	152,0	153,7	155,7	157,6	160,6	166,5
147,0	149,4	152,0	153,8	155,7	157,7	160,6	166,9
147,1	149,4	152,1	153,8	155,7	157,8	160,9	170,6
147,1							

[1]) In der Originalabhandlung (Mitteilungen d. anthropolog. Ges. in Wien, Bd. 35, 1905) steht auf S. (41) versehentlich 9 statt 10 und 140 cm statt 146 cm. Dieselben Fehler finden sich in nachfolgenden Veröffentlichungen von Pöch: Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie d. Wissenschaften in Wien. Mathem.-naturw. Klasse; Bd. CXIV. Abt. I. Mai 1905. — Zeitschr. d. Gesellschaft f. Erdkunde. Berlin 1907 Nr. 3 S. 155. — Zeitschr. f. Ethnologie. Berlin 1907 Nr. 3 S. 384.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

131,3	138,5	141,2	143,4	144,8	146,1	147,5	150,1
131,4	138,5	141,3	143,4	144,8	146,1	147,5	150,1
132,0	138,6	141,3	143,4	144,9	146,2	147,5	150,4
133,0	138,7	141,5	143,5	144,9	146,2	147,5	150,4
133,0	138,7	141,5	143,6	145,0	146,2	147,6	150,4
133,2	138,8	141,6	143,6	145,0	146,2	147,7	150,5
134,1	138,9	141,7	143,6	145,0	146,3	147,7	150,5
134,9	139,0	141,7	143,6	145,0	146,3	147,7	151,2
135,0	139,1	141,7	143,7	145,1	146,4	147,7	151,2
135,1	139,2	141,7	143,7	145,1	146,5	147,8	151,2
135,3	139,2	141,8	143,7	145,2	146,6	148,1	151,4
135,4	139,3	141,8	143,8	145,2	146,7	148,2	151,5
135,6	139,3	141,9	143,9	145,2	146,7	148,3	151,7
135,8	139,3	141,9	144,0	145,3	146,7	148,4	151,8
135,9	139,5	142,0	144,0	145,3	146,7	148,5	151,9
136,0	139,6	142,1	144,0	145,3	146,8	148,5	151,9
136,3	139,6	142,2	144,1	145,3	146,8	148,6	152,1
136,3	139,7	142,4	144,1	145,4	146,8	148,6	152,1
136,7	139,8	142,4	144,2	145,5	146,8	148,7	152,1
136,7	139,9	142,5	144,2	145,5	146,9	148,7	152,2
137,0	140,0	142,5	144,2	145,5	146,9	148,8	152,2
137,2	140,1	142,5	144,3	145,5	146,9	148,8	152,3
137,2	140,3	142,7	144,3	145,5	147,0	148,9	152,4
137,4	140,4	142,7	144,3	145,5	147,0	148,9	153,0
137,4	140,5	142,7	144,3	145,5	147,0	148,9	153,2
137,5	140,6	142,8	144,3	145,6	147,0	149,0	153,3
137,7	140,6	142,8	144,4	145,6	147,0	149,2	153,3
137,7	140,7	143,0	144,4	145,6	147,1	149,2	153,5
137,7	140,8	143,0	144,5	145,6	147,2	149,3	153,6
137,8	140,8	143,1	144,5	145,7	147,2	149,3	153,7
137,8	140,9	143,1	144,5	145,8	147,3	149,4	153,8
138,0	140,9	143,1	144,5	145,8	147,3	149,5	153,9
138,1	141,0	143,2	144,6	145,8	147,3	149,5	154,0
138,2	141,0	143,2	144,6	145,9	147,3	149,5	154,1
138,3	141,1	143,2	144,7	145,9	147,3	149,5	154,8
138,3	141,1	143,3	144,7	145,9	147,3	149,7	155,2
138,3	141,1	143,3	144,7	146,0	147,4	149,7	155,4
138,3	141,2	143,3	144,8	146,1	147,4	149,8	155,8
138,3	141,2	143,3	144,8	146,1	147,5	149,8	156,1
138,5	141,2						

Von den 273 Männern messen also 2 unter 140 cm und 73 unter 150 cm! Die durchschnittliche Körperhöhe dieser 273 ist 153,9 cm. Da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hier abgesehen von dem letzten auffallend großen Manne (170,6 cm) die Zahlen ganz allmählich ansteigen, ist die Durchschnittsziffer nicht wertlos. Ich fand auf den früheren Seiten wiederholt Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß man in Neu-Guinea bei Beurteilung von Durchschnittszahlen überaus vorsichtig sein muß.

Von den 314 Frauen bleiben 60 unter 140 cm! Die Durchschnittsgröße beträgt 144,4 cm. Die Frauen sind also auch hier wie im übrigen Neu-Guinea fast genau 10 cm kleiner als die Männer.

Angesichts dieser Zahlen muß jeder Zweifel darüber schwinden, daß in der Umgebung des Sattelberges Zwergwuchs ungewöhnlich häufig vorkommt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ANHANG.

TEXTE VON GESÄNGEN AUS KAISER-WILHELMSLAND.

Über die Gesänge ist in Abschnitt 24 auf Seite 386 ff. berichtet. Die Texte nebst den Übersetzungen wurden durch sprachenkundige Missionare (Keysser, Lehner, Stolz, Oertel) niedergeschrieben. Einer größeren Reihe von Gesängen, besonders denjenigen aus der Umgebung von Kap König Wilhelm und von Samoahafen, sind unverständliche Worte untergelegt. Die Walzen befinden sich im Phonogramm-Archiv der Berliner Universität.

A. 42 Gesänge der Kai, westlich von Finschhafen.

1. (Walze 25.) Trauergesang.

Mala mala ohe, mala mala ohe, baung kesa.

Der Gesang, dessen Worte der Jabimsprache entnommen sind, soll sehr alt sein. Mala heißt „Dorf"; ohe ist Interjektion des Schmerzes. Das Ganze ist eine Klage über das durch einen Todesfall verödete (baung kesa) Dorf.

2. (Walze 26.) Beschneidungs-Tanzlied.

Humazi saleta banue. Uli kenggong, kenggong jagba kenggong; sale kenggong, kenggong jagba kenggong. Bune kaong kaong o bulenda banue. Gai sale gaioma gaio nenggame; wamonezi niningnume salioma. Humazi saleta banue.

Ein sehr alter Gesang, denn die Worte, die ohnedies aus zwei Dialekten zusammengewürfelt wurden, sind zum Teil unverständlich. Der Sinn ist klar. Humazi saleta banue: diese Krankheit hat mich zum Skelett gemacht. Uli kenggong: schwankend. Sale kenggong: wackelnd. Bune kaong kaong o bulenda banue: mein Leib ist durch die Krankheit eingefallen und gleicht einer leeren Mulde. Gai sale: vorstehende Rippen. Wamonezi niningnume: was wird mir nur helfen. Humazi saleta banue: diese Krankheit hat mich zum Skelett gemacht.

Daß der Inhalt in keiner Beziehung zu der Gelegenheit steht, bei welcher die Gesänge gesungen werden (im vorliegenden Falle beim Beschneidungsfeste) stört niemand. Wahrscheinlich war der Dichterkomponist zur Zeit eines Beschneidungsfestes krank.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. (Walze 27.) Volkslied.

Nemune mo, nemune mo laewe. O wefu doma honepe, tuhumae wolinue.

Dem Manne Gomeng starb der Freund. Aus Ärger über die Leute seines Dorfes, welche er inbezug auf Zauberei für mitschuldig hielt an dem Tode desselben, zog er in eine andere Gegend. Dieselbe gefiel ihm zwar viel besser als die ursprüngliche, die Sehnsucht zog ihn aber doch in die Heimat. Übersetzung: „Ein anderer Geist, ein anderer Geist hat diese Gegend geschaffen; aber wenn ich von hier hinübersehe nach meiner schlechten Gegend, dann winkt sie mir."

4. (Walze 28.) Siegesgesang.

Zawanehe naku takinume, sahabulo Gabalilung sohong mine kidukeje.

Pola war ein berüchtigter Zauberer. Alle Versuche ihn umzubringen scheiterten, und selbst als man den Baum fällte, auf welchem er sich in seinem Baumhause aufhielt, so daß er mit dem stürzenden Baume zu Boden geschleudert wurde, entkam er unversehrt seinen Verfolgern. Da gewann man schließlich seinen Neffen, welcher den Ahnungslosen erstach. An der Mordstelle bei dem Dorfe Gabalilung sang der Mörder obiges Siegeslied: „Ich bin es überdrüssig, immer nur Behaartes (d. h. Wild) zu essen. O du Glatthäutiger, nun hat endlich der Morast des Dorfes Gabalilung dein Maul zugestopft." (Sterbend fiel der Mann nämlich in Morast.)

5. (Walze 29.) Siegeslied.

Voraus geht ein Seufzer: Lala. Dann folgt das sogenannte Blutspeien (so mamangu) a — a — a . . . . . , dann der Spott (gpa zalazala) eee — eee . . . . . ; die nun folgende Zahl der Rufe ilia u gibt die Zahl der im Kampfe Getöteten an, oder auch die Zahl der Schweine, die beim Schweinemarkt eingekauft wurden. Dann erst folgt das eigentliche Lied: Sasangingko wawang balong bae, oo.

Übersetzung: „Sasangingko (das überfallene Dorf, in dem 1896 dreiundzwanzig Leute erschlagen wurden) sieht jetzt aus wie der von einem Großfußhuhn (wawang balong) zusammengescharrte Laubhaufen (d. h. es ist gänzlich zerstört)."

6. (Walze 32.) Speertanz-Gesang.

O si kokoba, o si koko e, o si kokoba e asi koko, eao asi koko, kokoba i.

Zu diesem Gesange wird mit dem Speer in der Hand getanzt. Die Bedeutung der Worte ist unbekannt.

7. (Walze 33). Gesang eines Verrückten.

Lelone lelone lelone, wanggumu lelone lelone, a.

Ein Mann namens Jabu wurde verrückt und lief in den Wald, wo er sich längere Zeit herumtrieb. Nach langem Suchen fand man ihn und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brachte ihn gefesselt ins Dorf. Durch Nasenscheidewand und Ohrlöcher hatte er sich Würmer gesteckt. Im Dorf sang er obiges Tanzlied, dessen Worte unverständlich sind.

8. (Walze 34.) Lied einer Frau.

Haha jahe no bulolo ekopo. Wemozima gapepe, noma zi haele. O nenggo o nonima mimiepe?

Die Dichterin, eine 1909 noch lebende alte Frau namens Sanggai, ist schon seit langer Zeit lahm und kann den Ort nicht verlassen. Ein Mann, der das Dorf besuchte und von ihrem Zustande keine Kenntnis hatte, suchte sie zu bewegen, mit ihm als seine Frau in sein Heimatdorf zu gehen, denn sie hatte eine „schöne Haut." Als man ihn aber auf das Gebrechen aufmerksam machte, wollte er von der Frau nichts mehr wissen. Sie dichtete daraufhin obiges Lied. Übersetzung: „O Brüder, zwar bin ich von sehr schöner Haut; aber wie sollte ich dir folgen, da ich doch an das Dorf gebunden bin. O Mutter, sollte ich mich nun deshalb schämen?"

9. (Walze 35.) Beschneidungsgesang.

O wia mo sagpone fohame noniziha honepo. Sepe langgba fohame noniziha honepo. Wawajo bumae bumae; aa aa aa.

Den Dichter dieses Liedes, Joko, beschuldigte man der Zauberei. Auch ein Mißgeschick beim Schweinehandel sollte er verursacht haben. Die Betrübnis über diese Anklagen veranlaßte ihn, obiges Lied zu dichten. Übersetzung: „Wenn irgend etwas Schlechtes vorhanden ist, soll ich es immer sein, der es vollbrachte. Jetzt während der Beschneidungsfestzeit wird auch alles mir zugeschoben. O Onkel, mein Leib, mein Leib!"

10. (Walze 36.) Trauergesang.

Ago, ago; nahele mamazi zingu juwe; ago! ae, ae, ae, ae, zingu juwe. O gbanane walenale; ago.

Das Lied soll von einem Manne namens Wangge stammen, dessen Bruder aus seinem Heimatdorf in eine andere Gegend zog, die ihm besser gefiel. Nachdem er dort gestorben war, dichtete sein Bruder dies Klagelied. Übersetzung: „Freund, Freund, unser Vater lebte doch hier (du hättest also auch hier bleiben müssen). Ae, ae (Interjektion des Schmerzes), hier lebte er. O mein Bruder, kehre zurück zu mir! O Freund!"

11. (Walze 37.) Sonnenaufgangslied.

Sale lemong goa lemanzo mandoa,
sale lemong goa; ä ä ä.

Das Lied wird nach durchtanzter Nacht bei Beginn der Morgendämmerung gesungen und soll ausdrücken, daß den Tänzern vom vielen Springen alle Knochen weh tun. Im übrigen sind die Worte unverständlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

12. (Walze 38.) Gewöhnliches Tanzlied.

Elala wowoe elala, wowoea elala.
O silililiko elala, wowoea elala.

Text und Melodie stammen von den Siassi-Inseln. Die Bedeutung der Worte ist unbekannt.

13. (Walze 39.) Ahnengesang.

Wemozi wang nuje?
Kikezi wang nuje; kolong — tembalungzi; e e e, wangzi mang nuje.

Die Ahnengesänge gehören zu den ältesten aller vorhandenen Lieder. Ein Ahne der Laugube-Leute soll Gicht und Rheumatismus gehabt haben. Als die Beschneidungsfestzeit begann, wurde es mit ihm besser, so daß er am Tanze teilnehmen konnte. Daraufhin dichtete er das nur von Männern gesungene Lied, zu dem ein besonderer Tanz gehört. Übersetzung: „Was knickte bei mir zusammen? Die Füße knickten zusammen durch das Reißen; die Kniee knickten zusammen."

14. (Walze 40.) Eßverbot-Gesang.

Gpau, somalo ie ie ao, ie ie aoa.
Wawang kakaia ie ie aoa, ie ie aoa.

Knaben und Mädchen dürfen bestimmte Speisen nicht genießen, weil durch dieselben angeblich ihr Wachstum aufgehalten wird. Diese Verbote werden immer in Form eines Gesanges gegeben. Gpau und somolo sind zwei Sorten Tauben. Wawang ist ein Großfußhuhn, kakaia der wilde Puter.

15. (Walze 41.) Klage einer sterbenden Mutter.

Nalumote nane, ago e eeee eee.
Nalumote nane, Ewa ee, ago ea.

Bomai hatte sechs Kinder, von denen Ewa das jüngste Mädchen war. In ihrer letzten Krankheit jammerte die Mutter viel wegen ihrer Kinder und diese Klagen gingen ihrem alten Onkel Gama, einem in hohem Rufe stehenden Dichter und Sänger, sehr zu Herzen. Er träumte dann in einer Nacht, daß seine sterbende Nichte mit obigem Gesange von ihren weinenden Kindern Abschied genommen habe. Das Lied wurde Gemeingut jener Gegend. Übersetzung: „O meine Kinder, ach Freunde, o meine Kinder, o meine Ewa, ach Freunde!"

16. (Walze 42.) Volkslied (mane).

O maleng go mangge zakine saha — eli sawa.
O gpomakenalekome muhute fimae ofiongkepo, behela ngezapo.
O go malengko ling mo, ling mo, ngehangte lape, no naha ngepe.

Einem Manne Bojama mißrieten die Feldfrüchte. Aus Ärger darüber sang er dies Lied, welches Gemeingut der Umwohner wurde. Übersetzung: „O Erde, du mit deinem verbrannten Innern bei einem verführerischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Äußeren! O du hast mir die Jams bedeckt (beim Pflanzen) und ich baute schon das Jamshaus. Hätte ich es doch unterlassen! O du, da liegt nun auf dem Boden nur ein Haufen und noch ein Haufen (Jams); die lasse ich liegen, gehe fort und setze mich allein ins Jamshaus."

17. (Walze 43.) Klagelied eines einsamen Vaters.

O mote go nole, wemo mula fame, jukome?
O zoang mo i fipe ngafefule eme domape fokopo.
O zoang mo i fipe ngafefule eme domape fokopo.
O mote go wipege kuluma tone helikeme qalikuae.

Es ist das Lied eines im Jahre 1907 gestorbenen alten Mannes Gama, dessen ältester Sohn sich von der Regierung anwerben ließ. Das in dem Liede erwähnte Großfußhuhn (kuluma) gilt als Sinnbild des Fleißes, da es ungemein große Laubhaufen zusammenscharrt, in die es seine Eier legt. Übersetzung: „O mein Sohn, was dachtest du denn von mir, daß du mich verlassen hast? O, Tag für Tag und Monat für Monat, so oft ich ausschaue, ist es vergebens, und in Unruhe verbringe ich Tage und Nächte. O mein Sohn, dein Vater gleicht dem kuluma, das mit zerbrochenem Flügel flatternd seinem Tode entgegensieht."

18. (Walze 44.) Gesang der Töpfer.

O enggo, enggo, enggo, ongoline sengseng, ongoline sengseng; ngase ngase; ae, ae, ae.

Die Bedeutung des Gesanges, zu dem ein besonderer Tanz gehört, ist unbekannt.

19. (Walze 45.) Erntegesang.

Leso leso tena ie, ie, gumili leso tena ie ie.
Leso leso tena ie ie, gaong gaong bona ie ie.

Der Gesang wird unmittelbar vor der Taroernte gesungen. Man steckt sich bei demselben zu feinen Fasern zerschlitzte Blätter der Sagopalme in die Arm- und Fußringe und macht dabei tanzende Bewegungen. Leso leso tena bedeutet: sehr viel Palmblattfasern; gumili ist eine Zuckerrohrart, gaong ein Speer, mit dem man die Taro vor dem Pflanzen berührt, damit sie rasch wachsen und recht groß werden. Bona ist ein unbekanntes Wort, wie solche in jedem Gesange gelegentlich vorkommen. Überhaupt haben die Eingebornen große Neigung, fremde Worte in ihre Gesänge einzuflechten; man findet in denselben jetzt mitunter auch ein deutsches Wort.

20. (Walze 46.) Feld-Gesang.

Mama gelo, gelowaineja gelowaineja,
kiki tambai, kiki tambai.

Wenn die Taro-Setzlinge gepflanzt sind, stellt man einen Bogen senkrecht auf die Erde und bringt oben an der Sehne ein hölzernes Fähnchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derart an, daß es an der Sehne abwärts gleiten kann. Man nennt dies Instrument tawatawa. Während des Abwärtsgleitens wird obiger Gesang gesungen, bei dem die Bedeutung der Worte unbekannt ist. Der Zweck des Ganzen ist ein Zauber, daß die Taro-Setzlinge gut wachsen.

21. (Walze 47.) Schweine-Gesang.

Be go, be go! qaqanaqizeko
daong daong juhang gole mozi bawe,
o qehalo, safehalo, ho ningginggehe,
kikege sosoho, gole mozi bawe.

Ein Schwein verwüstete einem Manne das Feld; nun verhöhnt dieser in einem Gesange das Borstenvieh. Übersetzung: „Schwein du, Schwein du; du unterwühlst ja die Wurzeln der Bäume; für dich habe ich das Feld nicht gemacht. O Fresser von wildem Jams, Fresser von wilden Bananen, du mit deinem nicht abreißenden Kot, mit deinen gespaltenen Füßen, für dich habe ich (das Feld) nicht gemacht".

22. (Walze 49.) Siegesgesang.

Lendung kaoa e, kaoa lele ao,
lendung kaoa, kaoa lele ao — i,
lendung kaoa e, kaoa lele e — o i

Die am Hu, einem Nebenflusse des Bubui, wohnenden Kai singen den Gesang nach einem Siege über ihre Feinde, aber nur wenn diese vollständig aufgerieben sind und niemand entkam. Der Gesang soll sehr alt sein; über die Bedeutung der Worte ist nichts bekannt.

23. (Walze 50). Männergesang wegen einer entlaufenen Frau.

Amea gbame, gbame, gbame.
Morea gbame, gbame, gbame.
Kisia gbame, ioae.
Andene mo ae, sangge sangge ae.

Der Gesang soll vom Oberlaufe des Bulesom stammen, ist jetzt aber im Inlande ziemlich verbreitet. Er wird gesungen, wenn einem Manne die Frau entlief und sich an einen anderen hängte. Übersetzung: Amea gbame — das Gras wuchert. Morea gbame — das Unkraut wuchert. Kisia gbame — der Schimmel wuchert. Andene mo sangge sangge — hinter einem anderen Rücken hat sie sich versteckt. Der Sinn ist folgender: da die Frau fortlief, jätet im Felde niemand Gras und Unkraut, welches nun ungestört wuchern kann; desgleichen bildet sich Schimmel im Haus, an Netzsäcken, Mulden usw., die unbenutzt liegen. Die Frau ist entlaufen und hat sich in den Schutz eines anderen gestellt.

24. (Walze 51.) Schweineforderung.

Laing pele nene wangsa, pele nene wangsa. We we, we we.
Die für den Mord eines Feindes gedungenen Leute verlangen nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vollbrachter Tat von dem Anstifter ihren Lohn in Gestalt einiger Schweine. Bei den Masaweng-Leuten, die am oberen Laufe des Bupollum wohnen, wird dies Verlangen durch obigen Gesang vorgetragen. Übersetzung: „Schafft Schweine herbei, damit wir ihr Blut essen, damit wir ihr Blut essen". We we ist der Ruf, mit dem man jemand auffordert, herzukommen.

25. (Walze 52.) Nachahmung des Gesanges einer närrischen Frau.

Elelelelele. Tami, Bukawa maleng,
Onggeleng geleng geleng, Kambongko.

Eine Frau namens Kanaweng soll närrisch geworden sein und immerfort allerlei Ortsnamen vor sich hingesungen haben (Tami, Bukawa, Onggeleng, Kambongko). Elelelelele drückt das Lallen der Närrin aus, ebenso die Wiederholung der beiden letzten Silben von Onggeleng. Der Gesang hat seinen Ursprung in der Umgebung des Sattelberges.

26. (Walze 53.) Heimweh eines Geistes.

Jai nenggo, malengmae olinue
o wemo oolizi olinume behe walepo,
malengmae olinue.

Die Seele eines verstorbenen Mannes Gazalo fand im Jenseits keine Ruhe und stattete nächtlicherweile dem Heimatdorfe Besuche ab, wo sie weinte und pfiff. Nur die Witwe hörte dies alles und führte mit dem Geiste sogar Gespräche. Die Dorfleute forderten nun die Frau auf, den Geist zu bewegen, für sie aus der Missionsstation auf dem Sattelberge Messer und Beile zu stehlen, da er infolge seiner Unsichtbarkeit doch viel leichter etwas erwischen könne als sie selbst. Als nun die Kai-Leute Christen wurden, ließ der Geist durch die Witwe den Dorfbewohnern sagen, daß er sie auf der Stelle verlassen werde, wenn sie weiterhin zum Gottesdienste gingen. Nun merkten die Kai erst, daß die Witwe selbst die Diebin war und die Geistergeschichte nur erfunden hatte, um den Verdacht von sich abzuwenden. Von diesem Geiste Gazalo (durch den Mund seiner Witwe) stammt auch obiger Gesang. Übersetzung: „Ach Mutter, ich habe so großes Heimweh nach meiner Gegend. Was zog mich doch nur fort (der Tod)? Ach ich habe Heimweh nach meiner Gegend!"

27. (Walze 54.) Tanz-Schlußlied.

O gpang ngia gpame gpagpa
funfung gpame hae tongeng bako.
O fuli mo honekopa e, wonggang gpataneka.

Die Tänze währen die ganze Nacht hindurch bis zum anbrechenden Morgen, und zwar ohne nennenswerte Unterbrechung. Nach Mitternacht findet eine Eßpause von etwa einer halben Stunde statt. Den Schluß des Tanzvergnügens bildet obiges Lied. Übersetzung: „O, da der Kakadu sein ngia ruft und die Hahnenfedern noch wedeln, bricht plötzlich der Tag an. O ich habe etwas gesehen, das macht dem Tanze ein Ende".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

28. (Walze 55.) Schaukelgesang.

Lokopo, lokopo, lokopo, waling gpomgko.
Lokopo, lokopo, lokopo, lokopo.
Alelea leao . . . . . Kukulili.

Nur nach Bestellung der Jamsfelder darf geschaukelt werden, denn dadurch wird bewirkt, daß die Jams gut gedeihen. Während des Schaukelns singt man obiges Lied. Übersetzung: Lokopo — ich habe erhalten; waling gpongko — einen Jamsstock.

Die Bedeutung von Alelea leao ist nicht bekannt. Kukulili (das verdoppelte Wort kuli — Schaukel) ist der Ruf beim Abspringen von der Schaukel.

29. (Walze 56.) Wanderlied.

O Kawangge Nuselang mo, haeone janama mogame.
Eongge janama mogame.

Ein Mann von der Nordseite des Sattelberges besuchte seine Freunde jenseits des Berges. Bei der Rückkehr verspätete er sich und wurde von der Dunkelheit überrascht, als er noch nicht einmal den Westgipfel des Sattelberges (Nuselang) erstiegen hatte. Bevor er sich dort zum Schlafen niederlegte, ließ ein Vogel Kawangge seinen Ruf ertönen; dies veranlaßte ihn, obiges Lied zu komponieren. Übersetzung: „O Kawangge, du rufst nicht auf Nuselang".

30. (Walze 57.) Täuschung.

Bangenane wiwinute mukopa gbalinczi wiwinukome.
Wiwinu fahale basagula fisawa epe, ngi mo emeng, la ju me.

Einem Manne starb der Neffe, bei welchem er Vaterstelle vertrat. Da ihm der Verstorbene bei der Arbeit eine gute Stütze war, vermißte er ihn sehr. Ihm träumte, sein Neffe sei zurückgekehrt aus dem Lande der Geister und wolle wieder um ihn sein. Der Mann fuhr aus dem Schlafe empor, hielt den Traum für Wirklichkeit und blies das Feuer zu heller Flamme an, um seinen Neffen zu begrüßen. Als er enttäuscht nichts als die leeren Wände erblickte, dichtete und sang er das Lied. Übersetzung: „O mein Neffe, du wecktest mich, und ich wähnte, daß du ins Leben zurückgekehrt bist. Ich suchte dich beim Erwachen, fand aber nur das leere Haus. Du bist doch ein anderer geworden, so bleibe was du bist (und störe mich nicht im Schlafe)."

31. (Walze 58.) Spottlied.

O u — gelegele, u — gele u — gelegele.
Jai kaka bimbing ona honepe.
O musanggu landing bame kuli gpae;
mulale honepe honepe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei einem großen Schweineessen hatten die Leute auch Fleisch verzehrt, welches schon zwei Tage alt und daher etwas „anrüchig" war. Die Folgen machten sich bald in Erbrechen bemerkbar. Der alte Ninggang aus dem Dorfe Talahang am Nordabhange des Sattelberges war durch frühere Erfahrungen gewitzigt vorsichtiger gewesen, saß gesund in seiner Hütte und freute sich über das Ungemach seiner Genossen. Dabei dichtete er obiges Lied, dessen beißender Spott sich durch die Übersetzung nur schlecht wiedergeben läßt. Übersetzung: „O Gewimmel von Maden und Schwärme von Mücken! O Bruder sieh nur, was ich auf dem Fußboden dort wahrgenommen habe! O Nordwind, du hast die Leute umgeworfen und schaukelst dich nun auf den herabhängenden Fäden ihres Erbrochenen. Wenn nun erst der (noch stärkere) Südwind kommt, da gibt es etwas zu sehen!"

32. (Walze 59 u. 60.) Festgesang (naile.)

O engo engo kalako, engo o engo a.
O engo engo esaujo, engo o engo a.

Der Gesang, der von Siassi stammt und zu dem ein Tanz gehört, wird bei Schweinemarkt- und Beschneidungsfesten mit Begleitung von Trommel und Muschelhorn gesungen. Die Bedeutung der Worte ist nicht bekannt.

33. (Walze 61.) Bananenlied.

Haha go lohangte.
O suge zi Lazesuge gpazu wale talame, ile olene ngepe.
haha go lohangte.

Ein Kai namens Kole vom Mittellaufe des Busim machte Feld für sich und war auch seiner älteren Schwester bei Bestellung des ihrigen behilflich. Während nun im Felde seiner Schwester alles gut gedieh und namentlich eine Banane schnell große Trauben zur Reife brachte, wuchs sein Feld schlecht, er wurde betrübt und sang das Lied. Übersetzung: „O Schwester, du hast bereits abgenommen (nämlich die reife Bananentraube); o deine reife Banane, das ist eine Laze-Banane, dieselbe, auf die ich immer noch vergeblich warte. O Schwester, du hast bereits abgenommen!"

34. (Walze 64.) Spottlied.

Kenggong taeng tangguoma.
Kenggong taeng tangguoma taeng.
Kwame kenggong taeng tangguoma taeng.
Kwanding mawetalo sebong koteng koteng, maningtalo gadi jaoma.
Gea geto kwame dangko o bulenda.
Kaka gundimae tangguoma taeng.

Während der Zeit der Beschneidungstänze bekam ein Mann namens Kwamezaza einen Hautausschlag am Unterleib, der ihn bei den Bewegungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stark hinderte. Trotzdem tanzte er. Seine unschönen Bewegungen waren aber einem Manne namens Bazi so anstößig, daß er obiges Spottlied dichtete. Übersetzung: „So wie die Krone des Kenggong-Strauches herabhängt, hängt auch dein Penis herab. Dein Gesäß ist von dem Ausschlag ganz zerfressen, und du mußt dich mit gespreizten Beinen bewegen. Gehe doch heim, da magst du deine Beine spreizen, du mit deinem ganz eingefallenen Bauch (der du immer heulst): Bruder, mein Penis hängt herab."

35. (Walze 65.) Der treulos Verlassene.

Haha, sau banaleme mang mi manapo.
O sau banaleme mang mima manapo, waha ela fe lapo.
Haha bumae siaeng bame gungmae mi fokopo.

Ein Mann namens Gama stieg auf einen Brotfruchtbaum, um Früchte für sich und seine Frau abzubrechen, denn die Taro im Felde waren zu Ende, und sie hatten sonst nichts, um ihren Hunger zu stillen. Mit ihnen ging ein Freund des Mannes, namens Salungtu. Aus Gama ahnungslos auf dem Baume mit Abnehmen der Früchte beschäftigt war und auf die beiden unten nicht achtete, ging ihm der Freund mit der Frau durch. Aus Schmerz über den Verlust dichtete Gama das Lied. Übersetzung: „Bruder, mich hungerte so sehr und ich dachte an nichts Arges; o mich hungerte so sehr und ich dachte an nichts Arges, stieg vom Baume herab und begab mich ins Dorf. Bruder, vor Betrübnis meines Herzens kam die ganze Nacht kein Schlaf in meine Augen."

36. (Walze 66.) Kasuarlied.

Salowang sengseng, salowang sengseng.
Tau, ateting, lulu helombie!
Salowang sengseng, salowang sengseng.
Fingtiti fangtata, palang tangtang.
Kwisi kwisi kwä!

Das Lied wird von den Kai gesungen, wenn sie einen Kasuar in ihren Wildgruben erbeuteten. Fingtiti fangtata, palang tangtang, kwisi kwisi kwä ist die Nachahmung des springenden Kasuars und der Laute, die er hierbei ausstößt. Übersetzung: „Kratze mit den Krallen, kratze mit den Krallen! Schnelle dich in die Höhe, strecke die Beine, zerstöre die Überdeckung der Grube! Kratze mit den Krallen, kratze mit den Krallen."

37. (Walze 67.) Fastengesang.

Sia kumbulele kumbulele.
O kumbulele walawala e, walawala e.
Sia kumbulele kumbulele.
O kumbulele walawala e, walawala e, oooo.

Bei der Beschneidung wird den Knaben eingeschärft, daß sie bestimmte Feldfrüchte und gewisses Wild nicht genießen dürfen, wenn sie groß und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kräftig werden wollen. Diese Gebote tragen die Alten in Liedform vor. In obigem Gesange werden die Kumbo-Früchte, eine Art Jams, zu essen verboten, die übrigen Worte sind unverständlich. Wahrscheinlich haben diese Gesänge ein sehr hohes Alter.

38. (Walze 68.) Hungerlied.

Haha kwangge Manzabulama fafake kwae.
O wemo hoko foomu, Baliohoko foomuma; fafake kwae.
Haha, handangne mo ngeka muhu sawang sawa kwae,
feka huomo.

Ein Kai aus dem Dorfe Balio ging ans Meer, um sich Seewasser zu holen. Auf dem Rückwege kehrte er in einem Dorfe ein, wo seine Schwester verheiratet war, aber er traf niemand an. In der Hoffnung, irgend etwas Eßbares zu finden, ging er in das Haus seiner Schwester, fand aber nichts, womit er seinen quälenden Hunger stillen konnte. Müde schleppte er sich mit seiner Last bis zu seinem heimatlichen Dorfe, wo er obiges Lied dichtete. Übersetzung: „Schwester, dein Kakadu Manzabula (womit er sich selbst meint) wollte seine Flügel strecken und ausruhen, aber vergeblich. Auf welchem Ruheplatze soll er ruhen? Er muß noch bis Balio fliegen. Die Flügel streckte er wohl aus, aber vergebens. Schwester, er hoffte ein Ei zu finden, fand aber nichts und kehrte sich ab."

39. (Walze 69.) Junggesellenlied.

Nalu go zeko ngandangnanehe.
Jai wawa, kwangbiawa demeng; bapangmae moge taung sese.
Jai wawa gamenggava ngesingto gehene moge taung sese.

Einem jungen, vaterlosen Manne war von seinem Onkel längst eine Frau versprochen, doch hielt letzterer sein Wort nicht. Da kamen Bekannte mit ihren Töchtern zum Besuch ins Dorf. Nachts sah der Junggeselle eins dieser Mädchen, welche ihre Schürze abgebunden hatte, beim Feuerscheine in der Hütte nackt liegen. Diese wollte er zur Frau haben, sein Onkel sollte sie ihm kaufen. Daher das Lied. Übersetzung: „O du Mädchen, sieh meinen schönen Zeko-Taro! Ach Onkel, gib mir dies junge Demeng-Bäumchen. Ach Onkel, du hattest es mir doch versprochen. Die, welche ihre Beine spreizte, sollst du mir geben."

40. (Walze 70.) Rattenlied.

Sale sale wasu biae, sale sale wasu biae.
Soge sale wasu, naoso uliae, zagu lendang sawa.
Kaka, hombeae nao kaong biae.
Ong biae mata kekong komokong sale jaong ba, keneta
kenggonesa biae. — Jo!

Ein Mann erhielt von seinem Freunde eine von diesem erbeutete Ratte. Beim Zerlegen derselben brachte er sich eine schmerzhafte Wunde am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Finger bei und sang nun dieses Lied. In freier Übersetzung, bei der (wie bei mehreren anderen mitgeteilten Übersetzungen) die im Liede angedeuteten Gedanken ausführlicher behandelt sind, ist der Sinn folgender: „Ratte, Ratte, mit deinem stinkenden Fell, was ist eigentlich Gutes an dir? Dein Blut stinkt und Gutes ist nicht an dir. Dein Blut ist nichts, du bist ein elendes Vieh, das man kaum sieht, wenn es auf dem Gemüse liegt. Bruder, sieh dieses kleine Ding hier! Was ist Gutes an diesem Vieh mit der spitzen Schnauze? Das größte an ihr ist der Schwanz, der Leib schrumpfte zusammen, so daß nichts Gutes daran ist."

41. (Walze 71.) Feldgesang.

O go elala esume, sini baling keso sangabe ea, baisa maninawe ea.

An jedem Tage, wo die Kai für ihr Feld Wald roden, wird abends dieser Gesang unter tanzenden Bewegungen, aber ohne Trommelbegleitung vorgetragen. Dabei hält jeder Tänzer einen zerschlissenen Sagopalmenzweig in der Hand. Ist das Feld fertig, so gehen die Männer am folgenden Tage auf die Jagd, während die Weiber zum Festmale Taro herbeischaffen. Bei dem nun stattfindenden Mahle werden die Tanzzweige verbrannt. Die Bedeutung der Textworte ist unbekannt.

42. (Walze 72.) Klage wegen Wildschadens.

Gwamae wena muki, i mo muzie.
Go behehangte noni honepe.
Nanamotemae baoli bakome laune wena eno?

Ein Bursche kam zu seinem älteren Bruder mit der Botschaft vom Feld zurück, daß die Wildschweine den Zaun durchbrochen und alles verwüstet hätten. Der Bruder wollte es nicht glauben, ging selbst ins Feld und sang dabei das Lied. Übersetzung: „Mein Bruder, was teilest du mir mit, was hast du Betrübendes mitgeteilt! Höre auf und laß mich selbst nachsehen. Alle meine Taro samt den Stecklingen sind dahin; was sollen wir nun beginnen?"

B. 12 Gesänge der Bukaua an der Nordküste des Huongolfes.

43. (Walze 74.) Boniten-Fischzaubergesang.

E e yangum, yangumo ma yali ibano, tau sing sing sip qui ena ma yomgani labu ma ai yangumo, ma ai yangumo ma tau sing sing sip qui ena, tali ibano, tau sing sing, yali ibano.

Übersetzung: „Ich mache es, gewiß mache ich es, und ich sehe den Thunfisch (ibano) ins Meer hineinziehen und den Zauberstein yomgani labu, und ich mache es, gewiß mache ich es; ins Meer ziehen sehe ich den Thunfisch, weggehen sehe ich den Thunfisch."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

44. (Walze 75.) Liebeszaubergesang.

Ne e e, isogalo, imemgalo, yo male ko sa, o atetea napoboya yo male ko sa, o atetea; sigililili pfua.

Übersetzung: „Holt doch den isogalo und imemgalo. Ja holt auch das wohlriechende Kraut, male, o tanzt doch!"

45. (Walze 76.) Waldgesang.

Gougou i gou gou gou i e gaya e gaya emasisi o sisi wamu ndu o gendu, o gendu o gena emasisi.

Übersetzung: „Taro, Taro, o ihr Taro, endlich habe ich sie gebracht; die Hände sind geschmückt und sie folgen meinen Spuren, die ich hinterließ; o siehe, sie sind da, sie sind da; sieh doch nur, die Hände sind geschmückt."

46. (Walze 77.) Einzugsgesang.

I gou gou o alai asiwoga alai asiwoga.

Der Gesang wird gesungen, wenn eine bei festlichen Gelegenheiten zum Besuch kommende Ortschaft das Dorf betritt. Übersetzung: „Ihr Taro tretet fern; Brüderschar tretet fern, Brüderschar!"

47. (Walze 78.) Dorfgesang.

I lele ali wonga mo i galu su, o ilele gai gawa gou ilele ali wonga.

Übersetzung: „Ihr Fische, seht die Spuren, Vögel, Fische, Krebse, Muscheln, o seht doch, ich bin weggegangen, hergekommen; ihr Fische seht doch die Spur!"

48. (Walze 79.) Lobgesang auf den Zierstrauch kama.

Saling kama ngayai e yai.

Übersetzung: „Der Zierstrauch kama duftet stark, ja sehr stark."

49. (Walze 80.) Balumlied.

U asa ni u geya ai, asa tau gegum geya ai Tangayabo lanqua gengung ni ka duru geya eng ma Sagaing ngamaiang geya eng waem ngaoma ngaoma be ao sum ali gameng e gobe malugeng, e u asa ni u geya ai — iye.

Während eines Beschneidungsfestes wollten zwei Alte, Aka und Abo, in einer neu errichteten Hütte ein Schwein essen, als plötzlich ein fürchterlicher Regenguß einsetzte und die Hütte zum Einsturz brachte. Da es ausgeschlossen ist, daß während eines Balumfestes ein Regenmacher Regen herbeizaubert, kann nur ein Geist (Tangayabo lanqua) die Veranlassung des Unglücksfalls gewesen sein. Gleichzeitig soll aber auch durch den Gesang der Regenmacher verhöhnt werden. Übersetzung: „Der Regen, wessen Regen hat mich geschlagen; wer ist es wohl, der es verursachte, daß er mich schlug? Der Geist Tangayabo lanqua war es, sein Holz (Schwirrholz) zerbrach und schlug ihn und die schwarze, über Sagaing (Ginggala-Insel) heraufziehende Regenwolke schlug ihn; sein (des Regenmachers) Ruhm ist umsonst, ist umsonst; ich sagte mir selbst, solltest das Wetter ansehen, doch erst später. O Regen, wessen Regen schlug mich?"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

50. (Walze 81.) Gesang auf das erste Dampfschiff.

I aua asane wang minggepoa, gasu gasu lanqua ni wang tarlo eyam mingepoa — iye.

Der Dichter vergleicht den aufsteigenden Rauch mit dem Wasserstrahl, welchen der Wal in die Höhe sendet. Übersetzung: „O Onkel, wessen Kanu ist da gekommen? Des alten Walfisch schön geschmücktes Kanu ist angekommen."

51. (Walze 82.) Beschneidungsgesang.

Tala tasip, tasip singae, tala tasa ondo singae, auwi asa una ai, kainu gela bumbum, Kai gela bumbum, tasip Bubui saua ae, tasip Bubui ngawae.

Veranlassung zur Abfassung des Gesanges gab die Botschaft, daß sich Weiße (bumbum) an der Mündung des Bubui niedergelassen haben. (1886 wurde die erste Missionsstation an der Mündung des Bubui gegründet). Übersetzung: „Segelt hinunter, hinunter zur Zeit des Nordwindes. Welche Frau frug mich doch, wie ich hinaussegeln will? Ich bin wohl ein richtiger Kai (Inlandbewohner, der von Seefahrt nichts versteht), der zu den Weißen fahren will; also ein Kai segelt zu den Weißen zur großen Mündung des Bubui. Er segelt hin auf die Botschaft vom Bubui her."

52. (Walze 83.) Balumgesang.

E balum wae wae geming ne, gabe gasa getang geming, balum Gumba lanqua gameng baling baling getang geming, gabe gasa getang geming, lau one seya aingo ging, deno aingo balum, lau auwi setang ngaoma, seyong o aingo ging getang geming, auam saun ai gangung, deno aingo balum.

Übersetzung: „O die Balumkunde ist hierher gekommen; du meinst wer es ist, der hörbar wurde; der Geist des Gumba lanqua ist weit und breit hörbar geworden; du meinst wer klagend kam: die Leute von dort (Feinde) haben meine Sache (Sohn) geschlagen, o Mutter meinen Geist; die Frauen weinen umsonst; sie brachten Kunde, daß meine Sache (Frau) weinend kam. O unterdrücke dein Weinen, bin ich doch da, o Mutter, mein Geist."

53. (Walze 84.) Gesang der Beschnittenen, die geschmückt in ihr Dorf zurückkehren.

E e denao ali quale ya yam seming.

Übersetzung: „O Mütter, seht eure schönen Kinder kommen."

54. (Walze 90.) Balumgesang.

O nanu saaio, quate so o, o yalao, yalao, yalao!
Amonda gi ma asagio lango!
Amoa e matagio take mala samu!
Amoa e nganu tau ma auwi amoa e o o!

Ursprünglich ist dies eine Trauerweise, die man anstimmt, um einen

Erschlagenen zu beweinen. Dann singt man aber das Lied hauptsächlich, während die Knaben beschnitten werden. Dies hat einen doppelten Zweck: erstens will man das Gebrüll der Knaben übertönen, zweitens sollen die Frauen glauben, daß der Balum die Knaben verschlungen habe und man sie nun beweine. Übersetzung: „O wahrlich, es ist schlimm, der Vetter ist tot; o ich segele, segele, segele weg! Der Zauber ist gelöst durch wessen Gegenwart? Wir sind anwesend, die Augen stieren, anzuzünden ein ganzes Dorf. Wir sind anwesend, aber die Frauen, wo bleiben die?"

C. Gesänge der Lae-Womba.

55. (Walze 86.) Lied.

Kikerub, tililafäm, panzit alibirut bi bali panzit. —
Alunzawzerib anzrip o o o.

Übersetzung: „Der Lederkopf, der Star, die schwarze Henne öffnen den Schnabel zum Geschrei. — Die schwere See wälzt sich ans Land."

56. (Walze 87, erste Hälfte.) Trauergesang.

Narosit nuwauwank parabet namunggunun.

Eine Lae-Womba-Frau beweint ihren verstorbenen Bruder. Übersetzung: „Der Paradiesvogel ist in Schlingpflanzen geraten; dort wälzt er sich an einem schlechten Ort."

57. (Walze 87, zweite Hälfte.) Beruhigung.

Wama, wama bumbum Lena nafan idenmamas, ilizon wamba, wama! ilizon iden mamas, idengilizon Lena fan dota nafan iden mamas ilizon wama, e! wama!

Übersetzung: „Komme, komme, der Weiße (bumbum) Lehner (Lena) ist hier; er will dir die Hand geben; komme! Die Hand will er dir reichen, der hier sitzt. Lehner und der Doktor (dota) wollen dir die Hand geben; komme doch, was! komme!"

D. 23 Gesänge der Kai am Fuße des Cromwell-Gebirges aus den Dörfern Sialum und Quampu.[1])

58. (Walze 101.) Timangom (Alte Geschichte).

Ige Ige, wage wage soloisolo solanggege solanggege. (Gesprochen): a timangom diowa aregina? ukumama loteng jana siasiwa.

„Diowa aregina" heißt: „wohin wirst du gehen?" Im übrigen ist die Bedeutung der Worte unbekannt.

[1]) Wahrscheinlich handelt es sich bei den meisten dieser Gesänge um verstümmelte Worte der Siassi-Sprache.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

59. (Walze 102.)

Siau wekwe naganumango wananagule nagamagango matanugua numuo ngarawane wabane rutongkike siwio sililili.

Bedeutung unbekannt.

60. (Walze 103.)

Tuneaua, tuneaua bale mide mitnom gunwalo walo gun gululululu.

Bedeutung unbekannt.

61. (Walze 104.)

Biubiune qabiqabine kaine karoroane, qaberoweroroe (Bedeutung unbekannt). Asisa mosok mansina idanmagenge. Rungkawe arekap.

Übersetzung der letzten Hälfte: „Unser Großvater hat uns einen guten Spruch gesagt; werft es weg; es gehe weg."

62. (Walze 105.)

Gun ngarea ngekengeke gususoane ngekea (Bedeutung unbekannt). Unu walina usakiko sagan kurakiko uamkomagikanet. Ngewe enga iuwa areweko iu mawe ko wakam rabemagikanet. Unu ko sagan eranga uamkomaginet.

Übersetzung des zweiten Teils: „Die Frucht eines Brotfruchtbaumes fiel herab; ein Armring kam hervor; sie tanzten miteinander. Als die Leute ins Feld gegangen waren, als sie ihr Feld bauten, redeten sie wegen einer Trommel. Eine Brotfrucht und ein Armring tanzten miteinander."

63. (Walze 106.)

Toku wane kerep wane siwing siwing sawang sawang gokngarere gokngarere. (Gesprochen): a muanga malalo kitemagenge? Sai jakatki, walim jakatki nanga kitemagia, maia uratangono geba! aijai!

Die Bedeutung des Gesungenen ist unbekannt. Das Gesprochene lautet in der Übersetzung: „Ach, wer singt im Dorf? Da es verlassen ist, da es leer steht, singe ich; ich bin um der Arbeit willen da, aijai!

64. (Walze 107.) Jaso. Tanzgesang.

Jaso kumawango jaso banasingo wutumo.

Bedeutung unbekannt.

65. (Walze 108.) Tanzgesang.

Waia warere alamita a mete oune e siouk meda.

Bedeutung unbekannt.

66. (Walze 109.) Eine alte Geschichte.

Jainge wan iwa jatowe sekeret.

Meteune bororororowa saki kekine.

Bedeutung unbekannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

67. (Walze 110.)
Sakewa lolona miri dangedange ebekurakura.
Bedeutung unbekannt.

68. (Walze 111.)
Joi tiloioa tamoa o lokasi sawalawa.
Bedeutung unbekannt.

69. (Walze 112.)
Kapienga, kapienga, kiteauke siau aienga aiengaeng.
Bedeutung unbekannt.

70. (Walze 115, erste Hälfte).
Gungare ngekengeke guso soane gururoame kummorea ngekengeke ngekeai.
Bedeutung unbekannt. Das Lied wird während der Pflanzzeit gesungen.

71. (Walze 115, zweite Hälfte.)
Auleleu mugolelau qangqang towong towong tawulai wulai; wakanga gianga padakso sililiwuru.
Bedeutung unbekannt.

72. (Walze 116.)
Wasu sineng kiauwe mawa mamate mamate.
Mailong keke amoa rulamo mailong kea.
Das Lied wird während der Pflanzzeit gesungen. Bedeutung unbekannt.

73. (Walze 118.)
Matmisejeo ea wasibe wasibe.
Wongwong tamugare kailo malalasa arik arik.
Bedeutung unbekannt.

74. (Walze 119.)
Sei sabatala matana suakolo longlong karuktabeno kelo karuktapalo.
Bedeutung unbekannt.

75. (Walze 120.)
Taurianga taurianga longatai longawio gao.
Jawara suruna mu siwing sawuleo siwing sawale engko naengko zoangko.
Bedeutung unbekannt.

76. (Walze 121.)
Wanme wakoko kepatakpata e bulime koale kepatakpata sapore taimo kepatakpata. Wanme wakoko kepatakpata e bulawa sawiko.
Bedeutung unbekannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

77. (Walze 122.)

Mekoala meko. Kikiknga meko.
Soliwenga meko. Jansa moran meko. Jansa qarim meko.

Bedeutung unbekannt.

78. (Walze 123.)

Jawuba guwalele supkino butongkino jawuba guwalele tarolele jawuba.

Bedeutung unbekannt.

79. (Walze 124.)

Qakamtongi tongi tongi sarikina, sarikina bena, bena uwauwa. Bititing batatang kakaiongka motongka uraga iwiwing.

Bedeutung unbekannt.

80. (Walze 125.)

Ngeau motong nalila ale nasae kure iduniaue kure.

Bedeutung unbekannt.

E. 8 Gesänge der Laukanu und Ka-iwa (Huongolf).[1]

81. (Walze 126.)

Ande bui gio wang giso
Ein wenig watete das Wildschwein mit den Füßen in das Wasser.
Giso waneng gulung o.
Es ging ins Wasser, um sich Fische zu fangen.
Genu niu nu Buyan o.
Es trank Kokosmilch auf der Insel Buyan.
Genu niu nu Singa no.
Es trank Kokosmilch auf der Landspitze Singa.
Genu niu Wulabo.
Es trank Kokosmilch im Dorfe Wulabo.
Genu niu Bu-Tabla no.
Es trank Kokosmilch im Dorfe Bu-Tabla.
Genu niu Buygengong o.
Es trank Kokosmilch im Dorfe Buyengong.
Genu niu Walutabe.
Es trank Kokosmilch im Dorfe Walutabe.
Genu niu Buyaweng o.
Es trank Kokosmilch im Flusse Buyaweng.
Gebasam Buyaweng o.
Wenig Wasser hat der Buyaweng.
Gebasam Towali no.
Wenig Wasser hat der Towali.

[1]) Die Laukanu bedienen sich bei ihren Gesängen zumeist der Ka-iwa-Sprache, da die Ka-iwa ihre Lehrmeister in Gesang und Tanz sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebasam Taki labo.
Wenig Wasser hat der Taki.
Gebasam Moquegodo.
Wenig Wasser ist an der Landspitze Moquegodo.

82. (Walze 129.) Dachbinde-Gesang (Kanaui).

Bulae pa leo bulae pa leo.
Bulae bu bulae, bulae bu bulae.
Bulae bu bulae, bulae a ego.
Bulae bu bulae, bulae bu bulae.
Bulae a ego, bulae a ego.

Sprache der Ka-iwa. Bedeutung nicht bekannt.

83. (Walze 131.)

Kelii o — o aia ke — lio.
Kelii o — o aia ke — lio.
Kelii o — o kelio ke — lio.
Kelii o — o aia ke — lio.
Kelii o — o keli wake — wake.
Kelii o — o keli wake — wake.
Wake — e — o — o keli wake — wake.

Sprache der Ka-iwa. Bedeutung nicht bekannt.

84. (Walze 132.)

Emi gogo baibaia ming gogo mingo bai
geto yauweno gesto quanmi yawe;
gewan quaimalao manging qua te
samo buyano gewambulambiko;
manatonato manato leginum o, leginum
lewue o! weo giwam buimanam o,
laika wuibuko ewui gasib bui aleo;
esab badu giyeng laue o; giyembu bui
tasamalo; wawari ailo monokewa;
eselo quatoma equelilimo baiao tako
quangeng o; gilo tesi ngo te gilo wo
aiaulablo bui eling mangqualo ewalasena
langqualo buquawim bu yeso geyoso
lambilango lambilang bu engo lambino
gemo gemo geso tabe mula len bu ila o
len bukase o; gilo geta gesa wo magoli
natuo webeo quebago o siaso quebago
emoalu quebago.

Sprache der Ka-iwa. Bedeutung unbekannt. Das von den Sängern gegebene Diktat weicht nicht unerheblich von den Worten auf der Walze ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

85. (Walze 133.)

Aiwake lawe yeye, aiwake talegengung yeye.
Aiwake talegengung mawi yeye, tale lawiye yao giauo, yeye!

Sprache der Ka-iwa. Bedeutung unbekannt.

86. (Walze 134.)

Yogio gamale o aulu! yogimrupe wote
kaumuo maimuo obeneko silo masilo
e! aulu! ambo nganwie sigo lolo o!
yue labi seko lolo.

Sprache der Ka-iwa. Bedeutung unbekannt.

87. (Walze 136.) Moloauwi.

Moloauwi molo molo inolo gine simolo
gine ae auwi a! molo sagine a!
molo nquagine gine mololum begine
ngatau ngatau a! ngatau ngatau geogeo
ngatau geogeo tauwo ngatau wawio.
lausea, lausea o wa! walabo sisi lau o!
talasi gibe gibe o! waso waso gibe gibe o!
maiang gibe gibe o! giso golinga o!
segekanungio no! yegenggembio o!
yegeng gigunum saua tabi gigulung saua o!
tabi gigulung gu lo o! gepi mala malao!
mala mo gekayo gekayo gekayo wayau
sauao, gekayo wayau gisole e, wayau ngodo
ngodo mo sengo male senggomo simaia
simaia o! lawelo simai o sesimo
simai o! tauwitul tauwi lulo! tauwi
tul ilo ilo ilo ilo ilimalo o!

Ka-iwa-Sprache. Bedeutung unbekannt.

88. (Walze 139.) Kriegsgesang.

Unale unale ja, o — o quama quama
e unale unale ja, ja ale ja ja ale
quama quama unale unale ja,
oo quama quama unale ja ja ale,
ja ja ale; quamu quamu quamu unale unale ja,
oo quama quama unale ja unale ja!

Ka-iwa-Sprache. Bedeutung unbekannt.

Außerdem wurden noch Walzen bespielt mit Gesängen aus Matupi (Neu-Pommern), Malagun bei Rabaul (Neu-Pommern), Bongu (Astrolabe-Bucht), Siar und Ragetta bei Friedrich-Wilhelmshafen, Dampier, Valis, Seleo, Angel (Berlinhafen). Niederschriften der Texte sind hiervon nicht vorhanden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

NAMEN- UND SACHVERZEICHNIS.

Abendstern (als Verzierung) 364.
Abformungen 7. 29.
Abgelenkte Winde 475. 476.
Ablausen 79. 188.
Abnehmen von Fäden 377—381.
Abnorme Gebisse 98.
Abo 44. 45. 127.
Aborte 242.
Abschleifungen an Findlingsblöcken 19.
Abtreibung 31. 131. 133. 150—152. 183. 447.
Abzeichen der Trauer 172—174.
Adler 490.
Adlerfluß (Busu) 13. 464.
Admiralitätsinseln 360. 388.
Adolfhafen 10. 12. 76. 81. 82. 84. 226. 395. 453.
Adoption 162.
Affen 480. 486.
Afzelia-Holz 237.
Agfa-Trockenplatten 3.
Ago (Dorf) 70. 137.
Ahnenfiguren 236. 328. 329. 333.
Aimogo (Geist) 403.
Akur im Torricelli-Gebirge 129. 134. 197. 199. 278. 309.
Akute Infektionskrankheiten 431.
Alangsteppe 8. 12. 16. 33. 52. 283. 471. 476. 479.
Albinos 104.
Ali (Insel) 134.
Aloll (Geisterhaus) 232.
Altersglatze 101.
Ameisen 469. 490.
Ameisenlauf-Leisten 360.
Ameng (Geist) 400.
Amphibien 486.
Amplitude. Tägliche 477. 478.
Amputation des Penis 436.
Amsohr (Dorf) 62.
Amulette 171. 310.
Ananaskeulen s. Steinkeulen u. 300. 304.
Anbauversuche 456
Aneroid 7.
Angel (Insel) 28. 134. 293. 517.
Angel (zum Fischen) 293. 294.
Angriffshafen 9. 134. 192. 196. 324. 345.
Anhang (Texte von Gesängen) 498.
Animistische Weltanschauung 399. 412.
Anopheles 29. 420. 425. 481.
Anpassung an papuanische Rechtsanschauungen 186.
Ansiedler. Der weiße 438.
Anstand. Gefühl für 114. 161.
Anwerbung von Arbeitern 56. 132. 458. 459.
Ape (Festlichkeit) 175.
Araucarien 35. 404. 480. 481.
Arbeiteranwerbung s. Anwerbung.
Arbeiterverhältnisse 456. 458.
Areka-Palme 238. 484.
Armbänder 174. 206. 208. 257.
Arnold-(Goßler-)Fluß 67.
Arsenik-Behandlung bei Malaria 420. 426. 430. 431.
Arup (Dorf) 64. 66. 129. 134. 164. 170. 201. 224. 226. 239. 267. 309. 339. 433.
Arzneikunde 415.
Assimi (Dorf) 105. 124.
Astrolabebucht 8. 9. 43. 101. 126. 128. 197. 276. 309. 324. 367. 464. 517.
Atap (Sagolaub) 226. 239. 476.
Atrophie 433.
Attama (Dorf) 83.
Auffassungsgabe des Papua 113.
Aufstände 183. 185. 186. 453.
Augen 102.
Augenspalte 102.
Augenuntersuchungen 110.
Augustafluß 8. 14. 56. 80. 95. 128. 131. 134. 135. 141. 166. 167. 189. 191. 196—198. 228. 233—235. 239. 246. 252—255. 304. 309. 315. 324. 384. 392. 484.
Ausbleichen der Haare 99—101.
Ausbrennen von Holzmulden und Booten 325. 349.
Ausbrennen von Wunden 436.
Ausdünstungen der Haut 105.
Ausgrabungen. Vorgeschichtliche 74. 145.
Ausleger an den Booten 350
Aussatz s. Lepra.
Ausschlagen der Zähne 195. 459.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aussterben 436.
Australier 86. 89. 112. 149.
Autochromplatten 5.
Awar (Dorf) 392. 394.
Azimar (Augustafluß) 14.

Backenfalte 97.
Backen von Kuchen s. Kuchenbacken.
Backen von Sagofladen 252. 271.
Baden im Meere 429. 491.
Bäm (Insel) 8
Baessler-Archiv 329.
Bagabag (Gbagebag. Rich-Insel) 134. 199.
Baggermaschinen zur Goldgewinnung 23. 83.
Balong (Geist) 408. 409.
Balumfest s. Beschneidung.
Balumflöten s. Flöten.
Balumhölzer (Schwirrhölzer) 381. 385. 394.
Balumhölzer. Verzierung derselben 338. 339.
Balzplatz des Laubenvogels 488—490.
Bamaga (Pamaga. Zaubersteine) 144. 404. 405.
Bambus 32. 33. 35. 480.
Bambusmesser 187. 325.
Bambusröhren als Wasserbehälter 251.
Bamler. Missionar 16. 19. 24. 28. 74. 75. 114. 338. 359. 360. 393. 398. 399. 415. 472.
Bananen 79. 271. 285. 286. 456.
Bandmaß 93.
Bart 102. 126. 188.
Bast 341. 344.
Bastmützen 50. 79. 126. 312.
Bastmützen. Herstellung derselben 344.
Bastschurz s. Lendenschurz.
Bataten (Süßkartoffeln) 268. 269. 284.
Batu (Geist) 408. 409.
Bauch 105.
Bauchpanzer 305. 306. 308. 309.
Baumbär 35. 293. 487.
Baumhäuser 31. 37. 38. 59. 237. 310. 311. 313. 481.
Baumkänguruh 35. 480. 485.
Baum-Totemismus 412.
Baumwolle 457. 458. 470.
Baumwürger 481. 482.
Begräbnis s. Bestattung.
Begrüßung 366
Behälter für Betelkalk 260. 277. 331.
Beile s. Steinbeile.
Beilklinge (aus Zahnsubstanz?) 139. 140.
Beinwunden 132. 433.
Beischlaf s. geschlechtlicher Umgang.
Beizung s. Schwarzbeizung
Bekehrung. Methoden derselben 448.
Bekleidung 153. 154. 196. 432.
Bekleidungsfest (Moll-Fest) 116. 275. 382.
Belamo (Boot) 351. 352.
Bemalung (s. auch Farbe) 157. 172. 187. 191. 345. 396.
Berauschende Getränke 276.
Bergreis 461.
Bergstürze 24.
Berlinhafen 9. 10. 12. 28. 61. 128. 134. 161. 387. 412. 517.
Beschneidung und Beschneidungsfest 106. 155—159. 176. 204. 205. 382. 393. 394.
Beschränkung der Kinderzahl 152.
Besitz 176. 177.
Bestattung 163. 167. 169. 170.
Betelkalkbehälter 260. 277. 331.
Betelkauen 113. 260. 277.
Betelmörser 270. 277.
Betelnuß 277.
Betelpalmen 52. 234. 236. 484.
Betelpfeffer 277.
Beuteltiere 34. 486. 487.
Bevölkerungszahl 131. 458.
Biber 487.
Biberzähne 258. 259. 325. 487.
Biblische Erzählungen 414.
Bilderreiche Ausdrucksweise 119. 121.
Biliao (Insel) 94. 197. 211.
Bilibili (Insel) 128. 134. 185. 211. 324. 367.
Bindungen an Häusern und Booten 218. 226. 350. 352.
Binsensäcke gegen Moskitos 57. 250.
Binsentaschen 341.
Bismarck-Archipel 138. 187. 383. 391. 412. 414. 438. 439.
Bismarck-Gebirge 8. 11. 18. 441. 472.
Blashörner 315. 384.
Bleiglanz 442.
Blitz (als Verzierung) 339.
Blitze 473.
Blitzzauber 408.
Blonde Haare 99—101.
Blücherhuk 135. 470.
Blutegel 35. 464. 488. 491.
Blutentziehungen 436.
Blutrache 183. 184. 411.
Blutung. Stillung derselben 262. 436.
Boang 122. 174. 189.
Bockkäfer (als Verzierung) 339.
Bockkäfer. Halsring desselben 193.
Bogadjim (Dorf) 102. 128. 134.
Bogen 299. 309. 340.
Bogia (Dorf) 128.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bohnen 273. 285.
Bohrer 325. 343.
Bongbong (bumbum) 176.
Bongu (Dorf) 128. 134. 517.
Boniten s. Ibano.
Boot s. Kanu.
Bootfahrt. Erste 158.
Botaniker 469.
Botanische Ausrüstung 7.
Brachycephalie 92. 94.
Brandblasen 476.
Brandmalerei 345.
Brauer, Direktor 486.
Braunkohlen s. Kohlen.
Braunschweighafen 22. 76. 81. 84. 201. 319. 492.
Brennen des Grases 293. 479.
Brennesseln 34
Bretterwurzeln 75. 307.
Bröker 444. 474.
Bronchialkatarrh 132. 432.
Brotfrucht 273.
Bruderliebe 115.
Brücken 36. 41. 82. 243—247.
Brüste. Männliche 105.
Brüste. Weibliche 105.
Brummrohr der Lae-Womba 385.
Bruno (Dorf) 62.
Brustpanzer s. Küraß
Brustschilder der Sissanu 306. 309. 340.
Buang (Volksstamm) 440.
Bubelong (Fluß) 13.
Bubui (Mape-Fluß) 13. 34. 127.
Bürokratismus 452.
Buhem (Fluß) 13
Bukaua 27. 43. 55. 76. 90. 93. 97. 114. 120. 125. 127. 135. 140. 170. 173. 190. 200. 207. 216. 309. 387.
Bukaua-Gesänge 509.
Bulesom (Fluß) 13. 18. 33 36. 40. 41. 42. 201. 247. 303. 490.
Bulung (Fluß) 366. 465.
Bulldoggnase 96.
Bumbum (bongbong) 114. 176.
Burgberg 55. 77. 80. 440.
Buschhuhn 488.
Buschmucker 491.
Buschperlen 199. 209.
Busega (Dorf) 127.
Busi s. Markham.
Busim (Fluß) 13.
Bussamang (Dorf) 107. 168. 434.
Busu s. Adlerfluß.
Buu s. Franziskafluß.
Buyem (Fluß) 13.

Charakter des Papua 109.
Chinese 68. 69. 132. 460.
Chininersatz (s. auch Arsenik-Behandlung) 420.
Chininprophylaxe 418. 424.
Chininuhr 419. 425.
Cohn. Prof. Hermann 110.
Coix lacryma 199. 209.
Coleo 26. 471.
Croisilles. Kap 10. 309.
Cromwell-Gebirge 8. 16. 17. 40. 41. 70. 72. 123. 127. 135. 138. 140. 141. 200. 303. 309. 472. 512.
Crown-Insel 134.
Culex 421.
Cykaspalme 484.

Dach 238—240.
Dachbalken. Geschnitzte 334.
Dallmannhafen 28. 61. 92. 104. 109. 120. 128. 161. 189. 309. 324.
Dammköhler 12. 13. 23. 55. 78. 81. 126. 131. 135. 200. 201. 298. 308. 367. 441. 442. 443. 464. 466.
Dampier-Insel (Karkar) 8. 86. 128. 134. 174. 308. 517.
Deformation der Nase 95. 194.
Deformation des Schädels 194.
Degenerierung der Kunstfertigkeit des Papua 56. 141. 332. 468.
Deinzerhöhe (Kap Gerhards) 55. 76. 127. 135. 137. 287. 432. 472.
Depe (Volksstamm) 127.
Deutsche Sprache bei den Papua 121.
Deutung der Verzierungen 334. 338. 359—365.
Dialekte 71. 119.
Diebstahl 180. 447.
Digetu (Tigedu. Dorf) 84.
Dingo 264.
Dolch s. Knochendolch.
Dolmetscher 120.
Donnerzauber 408.
Doppelmulde 326.
Doppelschwanz 216. 337.
Dorf 78. 80. 212. 217. 236.
Dorfinsel 8. 55. 73. 97. 107. 127. 134. 236. 464.
Dot-Inseln 77. 124. 237.
Dove. K. 10.
Drahtgaze 421.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Drahtseilbahnen 462.
Drehscheibe für Töpferei 321.
Dresden. Ethnogr. Sammlung in 385.
Druckfurche am Schädel 101.
Dünenbildung 9.
Dunkelkammer 4.
Dupoli 471.
Durchbohrungen s. Durchlöcherungen.
Durchlöcherter Korallenblock 84. 146. 147.
Durchlöcherungen der Nase 109. 187. 193. 210.
Durchlöcherungen der Ohren 109. 187. 193. 210.
Durchquerungen 9. 126. 441. 442. 463. 464.
Durchschnittsgröße 90. 496. 497.
Dynamit-Fischerei 297.

Ebbe und Flut 12. 16.
Eberhauer 178. 205. 207. 325. 344.
Echidna 486.
Ehe 161.
Ehebruch 162.
Ehehindernis 161.
Ehezauber (s. auch Frauenzauber) 161.
Ehlers' Expedition 9. 464.
Ehrgefühl des Papua 114.
Eidechsen 490.
Eigenartige Erkrankung des Gesichts 433—435.
Eigentumsmarken s. Familienzeichen.
Einsenkung der Nasenwurzel 95. 125.
Eintagsfliegen 61.
Eisenholz 75. 475.
Eissano s. Sissanu.
Eiszeit s. Vergletscherung.
Eitape 28. 66. 68. 85. 129.
Elephantenrüssel 327.
Elephantiasis 432.
Elternliebe 115.
Endmoräne 9. 19.
Englisch 122.
Englische Grenze 8. 9. 10. 18. 75. 124. 134. 135. 471.
Entartung der Kunstfertigkeit des Papua 56. 141. 332. 468.
Entbindung 151.
Enten 62. 490.
Epilepsie 433.
Erdbeben 23. 24. 77. 414. 422. 472. 492.
Erdbebenzauber 409.
Erdpenis 400.
Erhängen s. Selbstmord.
Erholungsstation 8. 28. 477.
Erinnerungszeichen 312. 313.
Erkältungen 203. 204. 432.
Erklärung d. Verzierungen 334. 338. 359—365.
Ermordung von Weißen 184. 440. 443.
Ernährung 132.
Erratische Blöcke s. Findlingsblöcke.
Erschöpfung des Bodens 286.
Eruptivgesteine 17. 18. 23. 138.
Erythrina-Holz 332. 394.
Erzähler von Sagen usw. 414.
Erzählungen 397. 413.
Erziehung der Kinder 154.
Erziehung des Papua zur Arbeit 452.
Eßbare Erde 22. 275.
Eßverbote s. Speiseverbote.
Europäische Schmucksachen 210.
Extremitäten 92. 94. 102. 103. 105.

Fabrikationsorte für Armbänder 343.
„ „ Binsentaschen 341.
„ „ Bogen 339.
„ „ Brustschilde 339. 340.
„ „ Eberhauer 344.
„ „ Holzmörser 326.
„ „ Holzmulden 325.
„ „ Korbflechterei 342.
„ „ Lendenschurze 343.
„ „ Matten und Regenkappen 343.
„ „ Muschelringe 344.
„ „ Nackenstützen 332.
„ „ Netze 341.
„ „ Netztaschen 341.
„ „ Ohrgehänge 343.
„ „ Pfeile 340.
„ „ Rührlöffel 333.
„ „ Schalen a. Kokosnuß 333.
„ „ Steinbeile 345.
„ „ Tänze und Gesänge 388.
„ „ Tarostampfer 333.
„ „ Töpfe 319. 330.
„ „ Trommeln 326.
Fabrikmarken s. Familienzeichen.
Fäden 341.
Familienzeichen (Eigentumsmarken. Fabrikmarken) 262. 321. 338. 364. 365.
Farbe der Augen 102.
Farbe der Haut 103.
Farben 80. 191. 340. 344. 360.
Farben dünner Blättchen 487.
Farbensinn. Prüfung desselben 7. 110.
Farbentafel nach Prof. v. Luschan 7.
Farnbäume 35. 485.
Faserschürzen s. Weiberschürzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Federkopfschmuck 170.
Feigen 273.
Feldbestellung 179. 280. 286.
Feldzauber 406. 414.
Fellmützen 198.
Fenster 235. 240.
Fernruf 36. 314.
Fesselballon zur Erforschung des Augustaflusses 15.
Feste 382.
Festungshuk (Festungskap) 69. 74. 135.
Fettpolster 106. 107.
Feuchtigkeit 469. 476.
Feuermachen 252. 256.
Feuersignale 318.
Feuerstellen 241.
Filetnadeln 341.
Films 5. 6.
Findlingsblöcke (erratische Blöcke) 19. 20. 140. 345. 492.
Finger 106.
Finsch 100. 466.
Finschhafen 8. 10. 28. 42. 55. 69. 74. 75. 127. 135. 137. 416. 417. 451. 472.
Fischbrut 266.
Fische 265. 293—297.
Fischfang 291.
Fischgrätenmuster (Verzierung) 361. 363.
Fischnetze 341.
Fischreusen s. Reusen.
Fischskelett (als Verzierung) 361. 363.
Fischspeer s. Harpune.
Fischzauber 294. 404.
Flechtarbeiten 258. 341. 342. 394.
Flechtarbeiten. Rohstoffe für dieselben 340.
Fliegende Hunde 52. 57. 486.
Fliegengaze 421.
Flierl. Missionar 171. 415. 417.
Flöhe 39. 40. 491.
Flöten 156. 157. 383. 384.
Floß auf dem Markham 53. 347.
Flügelarmbänder 206. 207.
Flüsse 12.
Flut und Ebbe 12. 16.
Flutwellen 23. 24. 70.
Frambösie 433.
Franziskafluß (Buu) 9. 12. 19. 76. 77. 124. 135.
Frauenfrage 439.
Frauenkauf 160.
Frauenzauber 409.
French-Inseln (Witu) 120. 421.
Friedensverhandlungen 277. 312. 313.
Friedenszeichen 312.
Friedrich-Wilhelmshafen 8. 9. 10. 28. 55. 69. 85. 90. 101. 128. 133. 134. 333. 421. 451. 517.
Fröhlich. Landmesser 12. 13. 441. 464.
Fronarbeit 452. 453. 454.
Fuess in Steglitz 7.
Füße 94. 106.
Fußringe 208.
Fußsohle 103. 106.

Gabel 251.
Gang des Papua 108.
Ganzgesicht 97.
Garaman (Volksstamm) 126. 200.
Gastfreund und Gastfreundschaft 114. 115. 120.
Gaze aus Draht 421.
Gbagebag s. Bagabag.
Gebirge 16.
Gebiß 98.
Gebrauchsgegenstände 248.
Gebrechen 415.
Geburt 149.
Geelvinkbucht 86.
Gefühl 109.
Gefühl für Anstand 114. 161.
Gegenseitige Zuneigung 115. 160.
Gegenzauber 412.
Gehilfenstation im Kai-Inlande 31. 37. 41. 42.
Gehobene Landstriche 16. 17. 492.
Gehörprüfungen 110.
Geier 490.
Geiseln 50.
Geisterhäuser 58. 59. 60. 64. 165. 167. 227. 229—235.
Geisterhöhlen s. Höhlen.
Geisterplatz 29. 148.
Geistertänze 393.
Geisteskrankheiten 433. 499. 504.
Geistige Veranlagung 109. 111.
Gelbsucht bei Schwarzwasserfieber 427.
Gemüse 273.
Gemüsestampfer s. Tarostampfer.
Genußmittel 262.
Gerichtsverhandlungen 122. 184.
Germanentypus 89.
Geruch 109.
Gesänge 7. 29. 382. 386. 498.
Geschlechtlicher Umgang 149. 150. 377.
Geschlechtskrankheiten 132. 133. 432. 437.
Geschlechtsteile. Männliche 106.
Geschlechtsteile. Weibliche 106.
Geschlechtstrieb 150.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Geschmack 109.
Geschnitzte Pfeiler 157. 222.
Geschwürbildungen am After 433.
Gesichtsschnitt. Jüdischer 89. 97.
Gesichtsschnitt. Malayischer 88.
Gesichtsschnitt. Mongolischer 88.
Gewichte 366. 370.
Gewitter 472. 473. 477. 478.
Gidjing und Gimuling (Verzierung) 361. 363.
Gift 114. 132. 171. 296. 301. 434.
Giftige Muscheln 434.
Giftschlangen 434.
Ginggala-Inseln 76. 433. 486.
Girogat (Volksstamm) 127.
Gitua (Dorf) 27.
Glassplitter 368.
Gleiter (Meßinstrument) 93.
Gletscher s. Vergletscherung.
Glücksteine 404.
Gobi (Dorf) 83.
Götterreligion 136.
Gogol (Fluß) 14.
Gold 22. 23. 81. 82. 84. 441. 442.
Goldene Brücke (Spiel) 375.
Goldsucher 82. 83. 436. 441. 466.
Goliath (Schmetterling) 41. 490.
Gonorrhö (Tripper) 116. 133. 432.
Goßler- (Arnold-) Fluß 67.
Grabhütte 169. 173.
Gräber 163—171.
Granaten. Nicht krepierte 63. 290. 467.
Granit 18. 19. 492.
Grasflächen (s. auch Alangsteppe) 479.
Graue Haare 101.
Grenzkommission 14. 85. 424. 455.
Großes Sterben in Finschhafen 417.
Grubenzauber 292. 400. 401.
Grünschiefer 22. 319.
Grünstein (Hornblende) 19. 492.
Gürtel 207—209.
Gurken 273. 285.
Guttapercha 293. 456.

Haar 89. 93. 98—104. 126. 188.
Haarfärbung 190.
Haarperrücken 101. 188. 198.
Haartracht 57. 128. 187. 188.
Habichte 490.
Häfen 9. 10.
Hände 94. 106.
Hängebrücken s. Brücken.
Hänger 204.
Hänischhafen 13. 84. 170.
Häuptling 176.
Häuser (s. auch Geisterhäuser, Männerhäuser, Versammlungshäuser, Weiberhäuser) 38. 70. 78. 212.
Hagel 473.
Hagen. Dr. B. 100. 101. 126. 303. 384. 471.
Hahl. Dr. 450.
Hahn (als Verzierung) 361.
Haifische 429.
Haifisch. Zweischwänziger 337.
Haken 258. 259.
Halbalbinismus 100. 101. 104.
Halley'scher Komet 85.
Halsbänder und Halsketten 208. 209.
Handel 123. 366.
Handelsfreund 120. 310. 312. 366.
Hansabucht 28. 392. 394.
Hansemannberg 128. 134.
Hardenberghuk 171.
Harpunen 291. 293. 294. 296.
Hausbretter 334. 336. 337. 338.
Hausgerät 248.
Hauskonstruktion 226.
Hauspfahl s. Pfeiler.
Haustiere 262
Haut 102—104.
Hautfarbe 7.
Hautkrankheiten 432.
Hauwaffen 305.
Hawaii 140. 176.
Heckraddampfer 15.
Heidenheim. Museum in 306.
Heiratsantrag 161.
Heiratsgebräuche 160.
Heine (Administrator) 329.
Heldsbach 135.
Helmich. Missionar 316.
Herbertshöhe 133.
Herkulesfluß s. Waria.
Herrenloses Land 180.
Herzoggebirge 440.
Herzogsee 45. 46. 50. 77. 97.
Heuschrecken 490.
Hibiskusblüte (als Verzierung) 364.
Hintergrund. Photographischer 2.
Ho ango lu (Steinfigur) 142.
Höhlen 22. 23. 29.
Hohlmaß 370.
Holländische Grenze 8. 12. 14. 15. 55. 88. 95. 359.
Holz-Ananaskeule 300. 304.
Holzbestände 75. 456.
Holzgeräte. Herstellung derselben 325.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Holzmörser s. Mörser.
Holzmulden s. Mulden.
Holzschemel s. Schemel.
Holzschüsseln 326. 329.
Holzschwerter s. Schwerter.
Hornblende (Hornstein) 19. 492.
Hornhecht 297.
Hühnerställe 242.
Hütten s. Häuser.
Huhn 264.
Hula (Volksstamm) 101.
Humor 116. 391.
Humoristische Tänze 391.
Hund 264. 291. 486.
Hundezähne 178. 206.
Hundezahntaschen 180. 210.
Hundezauber 264. 291. 403.
Hungersnot 287. 471.
Huongolf 8. 75.
Hupe (Volksstamm) 38. 99. 127. 199. 201. 212. 237. 241. 257. 268. 378. 292. 301. 309. 313.
Hydrocephalie 95.

Jabim 84. 89. 97. 100. 114. 120. 127. 134. 136. 144. 162. 170. 200. 309. 345.
Jaduna (Dorf) 82. 83. 214. 246. 247. 322.
Jäger. Der weiße 438. 439.
Jagd 182. 291.
Jagdzauber 292. 400.
Jakamul (Tjam. Dorf) 129.
Jalu (Volksstamm) 44. 45.
Jams 268. 283. 284.
Jamsstocher 406.
Jamsvorratshütte 242. 243.
Jamszauber s. Feldzauber.
Jao (Volksstamm) 127.
Ibano (Boniten. Thunfisch) 172. 266. 276. 293. 294.
Iitschingari (Dorf) 83.
Ilap (Fluß) 53. 54.
Ilap-Lae-Womba 135.
Impfungen gegen Pocken 431.
Individuelle Verschiedenheiten 90. 94. 97. 103.
Industrie 319.
Industriezentren s. Fabrikationsorte.
Infektionskrankheiten 431.
Influenza 431.
Inlandleute (s. auch Kai-Inland) 88. 90. 103. 125.
Insekten 486. 490.
Jobanda (Dorf) 61.
Joch für Schweine 72. 73.
Irene (Schiff) 43.
Juden 89. 99.
Jüdischer Typus 89. 97.
Jungendstil-Vorlagen 333.
Junggesellengürtel 159.
Junggesellenhäuser s. Versammlungshäuser.

Känguruh s. Baumkänguruh und Wallabi.
Kahor (Dorf) 128.
Kai 93. 100. 110. 114. 123. 125. 127. 132. 136. 149. 158. 304. 309. 400.
Kai-Gesänge 7. 29. 387. 498.
Kai-Halbinsel 464.
Kai-Inland 9. 31. 96. 99. 102. 114. 120. 125. 127. 131. 135. 163. 189. 190. 201. 212. 217. 240. 292. 327. 345. 431. 476. 477. 478. 490.
Kaimbul-Blume (als Verzierung) 364.
Kairiru (Insel) 8.
Ka-iwa (Iwal) 90. 102. 122. 124. 125. 161. 174. 189. 217. 273. 285. 293. 388. 390. 515.
Kakadu 265. 490.
Kakadu (als Verzierung) 361. 362.
Kalebassen s. Kürbisflaschen.
Kalender 370. 382.
Kalisalze 286.
Kalk 17. 23. 277.
Kalkbehälter 260. 277. 331.
Kalkbehandlung der Haare 99. 100. 191.
Kalkersatz 278.
Kalkmangel 278.
Kalkspatel 277.
Kalmus 344.
Kambrim (Dorf) 61.
Kamm 204.
Kanaka 27.
Kanlaing-Verzierung 362.
Kannibalismus 37. 145. 164. 267. 268. 310.
Kanome (Dorf) 171.
Kanonen (s. auch Granaten) 147.
Kanu (Boot) 53. 56. 64. 71. 73. 347.
Kap Arkona 43. 127.
Kap Bronsart 169.
Kap Croisilles 10. 309.
Kap Gerhards s. Deinzerhöhe.
Kap König Wilhelm 9. 11. 26. 41. 55. 69. 90. 93. 102. 103. 107. 127. 135. 137. 190. 309. 322. 369. 422. 472.
Kapok (Pflanze) 457.
Kap Parsi s. Kela-Halbinsel.
Kap Verdy 76.
Karambuman (Volksstamm) 126.
Karamburu (Volksstamm) 126. 367.
Karkar s. Dampier-Insel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Karau (Dorf) 306.
Karten 13. 27. 466.
Kastrieren der Schweine 262.
Kasuar 488.
Kasuarfell-Schilde 307.
Katholische Mission 121. 133. 439. 445.
Kaufpreis der Frauen 160. 161.
Kautschuk 293. 456. 461. 480.
Kautschukweg 442.
Kavu (Dorf) 436.
Kawa (Getränk) 276.
Kela (Boot) 77. 84.
Kela (Dorf) 124. 125.
Kela-Halbinsel (Kap Parsi) 9. 18. 19. 20. 77. 119. 124. 140. 222. 336. 345. 475. 492.
Kela (Missionsstation) s. Malalo.
Kelana (Dorf) 27. 71. 72. 73. 90. 127. 237. 252. 322.
Kentern des Bootes auf dem Markham 55.
Keulen s. Holz-Ananaskeule u. Steinkeulen.
Keysser. Missionar 7. 9. 17. 28. 29. 31. 32. 38. 40. 41. 43. 46. 48. 84. 92. 102. 110. 136. 184. 210. 257. 267. 277. 278. 292. 293. 307. 313. 314. 366. 387. 399. 412. 464. 466. 473. 494. 495. 496. 498.
Kiab 183.
Kiasim (Beil) 144.
Kinagol (Dorf) 129.
Kinderabtreibung s. Abtreibung.
Kinderklapper 373.
Kinderkrankheiten 152.
Kindermord 31. 131. 133. 151.
Kindersterblichkeit 132. 152.
Kinderzahl 151.
Kinematograph 5.
Kinematographische Aufnahmen 6. 29. 39. 51. 77. 114. 249. 269. 274. 277. 290. 294. 311. 322. 358. 372. 373. 376. 380. 390. 391. 447.
Kinn 97.
Kirchliche Mitteilungen, herausgegeben von der Neuendettelsauer Mission 136. 399. 415.
Kirschbaum. Missionar 278.
Ki su sam nga (Beilklinge) 140.
Klafterung 369.
Klapper 373.
Kleidung s. Bekleidung.
Kletterbambus 32. 480.
Kletterpflanzen 32. 480.
Kniebeil 157.
Knochen 145. 146.
Knochenbrüche 436.
Knochendolch 305. 306. 308.
Knochenspatel 143. 171.
Kochen 251. 252. 266. 272.
Kochen der Fischbrut 266.
Koch. Robert 419.
Kodero (Volksstamm) 127.
Köcher 303.
Königsfischer 490.
Königsstuhl (Berg) 135.
Körbe und Korbflechterei 257. 258. 341. 342.
Körbe. Wasserdichte 251.
Körperbau des Papua 86.
Körpergröße 90. 91. 94. 494.
Körperhaare 100. 102.
Körpermessungen 7. 93. 399. 494.
Körperpflege 187.
Koffeh (Dorf) 328.
Kohle am Markham 78. 457.
Koitus s. geschlechtlicher Umgang.
Kokosnuß 251. 268. 273—275. 456.
Kokospalme 53. 286. 460. 461.
Kokuan (Augustafluß) 14.
Kolem (Dorf) 89.
Komet 85
Kometenschweif (als Verzierung) 362.
Kommunismus 176. 178. 179.
Konserven-Ernährung 69.
Konstantinhafen 472.
Konvexität der Oberlippe 92. 94. 96.
Kopfbedeckung (s. auch Bastmützen) 126. 198. 201.
Kopfhaar s. Haar.
Kopfringe 201.
Kopra 460.
Korallenriffe 10.
Korroko (Dorf) 129.
v. Kotze. Stefan 418.
Krabbenmuster (Verzierung) 364.
Kraetke-Gebirge 54. 308. 442.
Krankheiten 415.
Krankheitszauber 411.
Krebs (Krankheit) 432.
Krebsnetze 293.
Kreide 16. 18. 23.
Kreisel 373. 381.
Krieg 298. 309.
Kriegerdenkmal 80.
Kriegerweihe 159.
Kriegsamulette 171. 310.
Kriegssignal 317.
Kriegsspiele 372.
Kriegszauber 400.
Krontaube 62. 457. 488.
Kropf 433.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krüppel 73. 151. 434.
Kua (Fluß) 40. 212. 237.
Kuchen 249. 273. 274. 275.
Kuchenbacken 274.
Kühe 338.
Kümmerwuchs 91. 92. 94.
Küraß 305. 306. 309. 341.
Kürbis 273.
Kürbisflaschen 251. 260. 345.
Kürbisflaschenform der Brüste 105.
Kürbiskalebassen s. Kürbisflaschen.
Küstenfahrten 466. 473.
Küstenfischerei 296.
Küstenleute 88. 90.
Küstenströmungen s. Meeresströmungen.
Küstenwald. Versunkener s. versunkene Landstriche.
Kulobob (Dorf) 175
Kulturkreise 467.
Kulturzonen am Augustafluß 330.
Kunst 319. 328.
Kunstflechterei 342.
Kupfer 17. 23.
Kurum (Dorf) 175.
Kwalasam (Dorf) 175.
Kwasalo (Geist) 408.

Labo (Volksstamm) 44—48. 52. 77. 80. 97. 125. 132. 135. 217. 237. 265. 309. 359. 444.
Lähmung 433.
Länge der Haare 101.
Längenbreitenindex des Kopfes 93—95. 102. 124. 126.
Längenmaß 370.
Lae-Timbu 54. 126. 135. 200.
Lae-Womba 44—55. 66. 77—90. 98. 100. 109. 125. 126. 132. 143. 158. 169—175. 200. 217. 225. 228. 252. 257. 277. 286. 304. 305. 308. 318. 344. 384. 466.
Lae-Womba-Gesänge 512.
Lae-Womba-Sprache 119.
Lagunen 44. 45. 90. 119. 127. 132. 310.
Lagunenfischerei 294—296.
Lalap (Paup. Dorf) 129.
Lamatkebolo (Dorf) 27.
Lamellenstruktur der Beilklinge 140.
Land 8.
Landblutegel s. Blutegel.
Landesprodukte 456.
Landkauf 180. 182.
Landwinde 473. 476.
Langemakbucht 10. 13. 137. 416.
Langustenschwanz (als Verzierung) 364.
Lanugo s. Wollhaar.
Lanze s. Speer.
Lapi (Sago) 272.
Lasten tragende Frauen 31.
Lasten tragende Männer 285.
Laubenvogel. Balzplatz desselben 488. 489.
Laufbalken (Treppe) 240.
Laukanu (Lokanda) 77. 124. 237. 252. 254. 309. 319. 367. 388. 390. 394.
Laukanu- und Ka-iwa-Gesänge 515.
Lauqui 77. 107. 124.
Lava 18. 138. 346.
Lawalawa (Lawalap, Lendenschurz) 198. 203. 204.
Lawo (Volksstamm) 68. 129. 196. 197.
Lebendigbegraben 171.
Lebensalter 107.
Lebensgang 149.
Leguan 327. 390. 490.
Leguanfell 386.
Lehner, Missionar 13. 27. 28. 43. 44. 46. 196. 338. 339. 390. 399. 442. 498.
Leichenwasser 170.
Leichenwasser. Genuß desselben 171.
Leitere (Dorf) 67. 129. 134. 237.
Leimruten 293. 403.
Lendenschurz 197. 198. 203. 204. 207. 344.
Lepidopteren s. Schmetterlinge.
Lepo (Geist) 408.
Lepra (Aussatz) 132. 433.
Lesen und Schreiben 112.
Letty s. Schiffbruch der Letty.
Lewang (Dorf) 33. 132.
Lianen s. Schlingpflanzen.
Lianenbrücke s. Brücken.
Liebeszauber s. Frauenzauber.
Linden-Museum in Stuttgart 330. 394.
Lippen 97.
Lockruf der Paradiesvögel 440.
Löffel s. Rührlöffel.
Logaueng (Berg) 18. 19. 74. 75. 85. 137. 145. 190. 325.
Lokale Winde 474.
Lokanda s. Laukanu.
Long-Insel 134. 338.
Lottin-Insel 134.
Lues s. Syphilis.
Luftdruck 470. 477.
Lufttemperatur 476.
Lum s. Versammlungshaus.
Lungenentzündung 132. 432.
Lupus 132. 432. 434.
v. Luschan 329.
v. Luschans Farbentafel 7. 100. 103.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Maclay-Küste s. Ray-Küste.
Maden als Nahrungsmittel 265.
Mädchenweihe 155. 156. 201.
Männerhäuser 214. 215. 217. 219. 220. 222. 334.
Märkte 369.
Magenblutung 433.
Magengeschwür 433.
Mailänder. Missionar 46. 80.
Majorennitätserklärung 158. 277.
Mais 276.
Malagun (Ort) 517.
Malalo (Kela. Ort) 46. 75. 76. 77. 80. 84. 113. 135.
Malaria 85. 107. 132. 415. 481.
Malawaya (Insel) 73. 135.
Malayen 67. 89. 132.
Malayischer Gesichtsschnitt 88.
Malayische Sprache 122. 397.
Malol (Siau. Dorf) 27. 129. 134. 229. 309. 339.
Mammae s. Brüste.
Manam (Vulkaninsel) 8. 134.
Mandok (Insel) 73. 74. 135.
Mange (Dorf) 123. 170.
Mango (Frucht) 273.
Mangroven 22. 44. 481. 483.
Manila (Dampfer) 68. 69. 85.
Maniok 276.
Manung (Geist) 403.
Mape s. Bubui.
Marapuman (Volksstamm) 126.
Marder 486.
Markham (Busi. Wanzif) 9. 12. 16. 27. 44. 48. 52. 125. 126. 131. 135. 312. 441. 471. 474. 486. 491.
Martins Augentafel 7. 102. 104.
Martins Instrumentarium für Körpermessungen 7.
Masern 431.
Maße und Gewichte 366. 369.
Mast 352.
Matemba (Dorf) 61.
Matten aus Pandanus 343.
Matty-Insulaner 305.
Matupi (Insel) 517.
Maultrommel 385.
Maus 486.
Mayama (Dorf) 44. 81. 123. 213.
Mayawa-Spitze am Cromwell-Gebirge 16.
Mediseh (Dorf) 324.
Medizinzauber 411.
Meeresströmungen 11. 43. 69. 127.
Meinah (Dorf) 62.
Meinerek (Dorf) 62.
Meinraun (Dorf) 62.
Melanesier 86. 87. 89. 122. 124. 135.
Melanesische Sprachen 118. 122.
Menschenfresserei s. Kannibalismus.
Messer 187. 325.
Messias-Sagen 414.
Messters Projektion G. m. b. H. 6.
Metalle s. Mineralien.
Meteorologie 470.
Meteorologische Instrumente 7.
Miklucho-Maclay 100. 273.
Mikrocephalie 433.
Milieu 87.
Mimik der Kai 113.
Mimikry 490.
Mineralien (s. auch Gold) 17. 22. 442. 457.
Misem (Insel) 94. 204.
Mission (s. auch Neuendettelsauer Mission) 121. 133. 414. 438. 439. 445.
Missionare 398. 420. 447. 448. 458. 468.
Missionarskinder 118.
Mißernten 287.
Mißgeburten 73. 151. 434.
Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 470.
Mittelohrentzündungen 433.
Mörser 138. 249. 277. 326.
Molche 490.
Moll-Fest 116. 275. 382.
Monate 370.
Mongolen 89.
Mongolenauge 102.
Mongolischer Gesichtsschnitt 88.
Monumbo (Volksstamm) 128. 151. 200.
Moos-Region 33. 480.
Moräne 9. 19. 76.
Morgensternartige Keulen 303.
Morobe (Volksstamm u. Fluß) 12. 81. 82. 124. 135. 200. 213. 217. 226. 239. 304. 395.
Moskito 29. 53. 57. 71. 420. 421. 425. 481.
Moskitonetze 422.
Moskitosäcke am Augustafluß 57. 235. 250.
Mützen der Lae-Womba s. Bastmützen.
Mula (Volksstamm) 127.
Mulassa (Wind) 474.
Mulden 250. 260. 325.
Mumung-Lae-Womba 126. 135.
Mund 96.
Musango (Wind) 475.
Muschelbeile 325.
Muscheln als Schmuck 205.
Muschelringe 207. 209.
Muschelringe. Herstellung derselben 345.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Muschu (Insel) 28. 61. 217. 225. 334.
Musik 382. 383.
Muskatnuß 456.
Musom (Volksstamm) 44.

Nackenstützen (Schlafbänke) 241. 248. 249. 332. 468.
Nacktheit 153. 196. 203.
Nadelholz-Waldungen 17.
Nadeln 258. 340.
Näpfe 326.
Nahkampf 303. 306.
Nahrungsmittel 262.
Namen 26. 27. 153. 158.
Namenaustausch 153.
Namengebung 153.
Namenspaten 382.
Nanga (Dorf) 169.
Narbenverzierung 109. 187. 192.
Nase 95. 125. 141. 327.
Nasenlöcher 96.
Nasenpflock 96. 209. 210. 345.
Nashornvögel 328. 488.
Nassaubucht 12. 76. 84. 163. 322.
Nassaufluß 12. 76. 124. 125. 174. 217. 273. 456.
Nautilus 73. 357.
Negerrassen der Südsee 86.
Nemu (Urmensch) 366. 404.
Netzarbeiten 340.
Netze 291—296. 341.
Netzhauben 201. 202.
Netzsack 257.
Netzumhänge 202.
Neuendettelsauer Mission 8. 28. 29. 31. 49. 69. 80. 120. 122. 123. 183. 399. 445. 448. 464. 477.
Neugeborene 104.
Neu-Guinea Co. 14. 28. 66. 416. 438. 441. 460. 467. 470.
Neu-Hebriden 196.
Neu-Kaledonien 196.
Neu-Mecklenburg 86. 167.
Neu-Pommern 25. 86. 383. 438. 517.
Neuschnee 16.
Neuseeland 15. 332. 334.
Nimas (Dorf) 62.
Niol (Dorf) 339.
Nipapalmen 56. 484.
Niponpalmen 52.
Nordwestwind 470. 475.
Nußextrakt zum Färben der Haare 190.
Nuzeng (Dorf) 189.

Obscöne Tänze 391.
Obsidian 145. 187. 310. 368.
Öl 252.
Örtel. Missionar 77. 80. 153. 498.
Ohr 92. 94. 97.
Ohrgehänge 205. 209. 343.
Ohrläppchenmuster (Verzierung) 361.
Oldörp 55. 126. 308. 442. 443. 444. 464. 474.
Olem (Dorf) 61.
Olivama (Dorf) 128.
Onkel. Einfluß desselben 154.
Operative Eingriffe 415.
Orchideen 485.
Ornamentierte Schädel 235.
Orthopoden 486.
Ortsnamen 26. 124.
Ortssinn 110.
Ovarialtumor 433. 434.

Pagem (Dorf) 61. 234. 235.
Palisaden 237.
Palmen 483. 484.
Palolowurm (Seewurm) 265. 370. 399.
Pamaga (Bamaga. Zaubersteine) 144. 404. 405.
Pamguli (Dorf) 61.
Pandanus 273. 481. 483. 484.
Panflöten 328. 383. 384.
Panzer. Missionar 17. 41.
Panzerhemd 307—309.
Papageien 487. 488.
Papaya 273.
Pape (Flöte) 384.
Papierhaus 450.
Papua als Ländername 27.
Papua als Völkername 27. 86.
Papuanische Sprachen 118. 121. 122
Paradiesvögel 34. 439. 440. 457. 485. 487. 488
Parsi. Kap s. Kela-Halbinsel.
Paup s. Lalap.
Peihowa (Peiho. Pekho. Fluß und Volksstamm) 84. 124. 200. 226. 227.
Pema (Dorf) 81. 83.
Penis 105. 126. 143.
Penis-Amputation 436.
Penis-Bekleidung 125. 196. 197.
Penis des Geistes 138.
Periode. Eintritt derselben 107. 154.
Perrücken 101. 188. 198.
Peterhafen 421.
Pfahldörfer 65. 67. 237.
Pfalzer. Missionar 415. 416.
Pfeffer 457.
Pfeile 299. 300. 309. 340.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Pfeiler 157. 222. 237.
Pfeilgift 301.
Pferde 442. 443.
Pflanzenwelt 479.
Pfriemen 325.
Phonogramm-Archiv 386. 498.
Phonograph 6. 386.
Phonographische Aufnahme 29.
Phosphate 286.
Photographische Aufnahme 29. 93.
Photographische Ausrüstung 1.
Pidjin 66. 118. 121. 184. 185. 397. 469.
Pigmentflecke 104.
Pigmentlosigkeit 104. 263.
Piowaria 83. 298.
Piper methysticum 276.
Plasmodien der Malaria 417. 419. 423. 428. 429.
Plattgesicht 125.
Plejaden 287. 370.
Pocken 132. 431.
Pöch. Dr. 34. 100. 305. 494. 495.
Polygamie 161.
Pommernbucht 324.
Ponape. Aufstand auf 453.
Porphyr 16. 18. 19.
Port Moresby 101.
Potsdamhafen 8. 10. 28. 69. 85. 128.
Poum (Volksstamm) 127. 199. 309.
Praefixsprachen 118.
Priamus (Schmetterling) 41. 490.
Pro (Dorf) 129.
Pronomina 118.
Prophylaxe s. Chininprophylaxe.
Pubertätsweihe s. Beschneidung und Mädchenweihe.
Pygmaeen 32. 38. 70. 89—94. 99. 106. 123. 127. 135. 494—497.

Qualle (als Verzierung) 338. 364.
Quampu (Dorf) 24. 27. 70. 71. 105. 120. 135. 237. 512.
Quamquam (Dorf) 27.
Quarz 16. 19.
Queensländer Bauern 438.
Quellen 16.
Querflöten s. Flöten.

Rabaul 133. 517.
Radja (Dorf) 61.
Radiusfraktur 436.
Räuchern 267.
Ragetta 234. 316. 359. 517.
Ramo (Dorf) 66. 67. 129. 134. 222. 241.
Ramu (Fluß) 14. 15. 126. 134. 135. 441.
Rasieren 187. 189. 368. 396.
Ratten 486.
Raubtiere 486.
Raubvögel 490.
Rauchen 126. 278.
Rauchrohre 260. 279. 345.
Rauchsignale 318.
Rawlinsonberge 8. 9. 40. 46. 102. 126. 201. 237. 258. 312.
Ray-(Maclay-)Küste 8. 13. 100. 119. 128. 184. 190. 324.
Rechnen 112.
Rechtsanschauungen 176. 181.
Rechtsprechung 186.
Reeden zum Ankern 10.
Regenbogen (als Verzierung) 363.
Regenkappen 202. 203. 343. 484.
Regenmacher s. Regenzauber.
Regenmengen 21. 470—472.
Regensteine s. Regenzauber.
Regenzauber 408.
Regenzeiten 470.
Regierung 450.
Reifes Gebirge 21.
Reiher 490.
Reindschen (Dorf) 62.
Reinigen der Wunden 436.
Reinlichkeit 276.
Reis 276. 461. Mit Bananen 79.
Reisen im Lande 463.
Reiseweg 28.
Relative Feuchtigkeit 476. 477.
Religiöse Anschauungen 397.
Reptilien 486. 490.
Reusen 81. 293.
Rheinische Mission 133. 445.
Rheumatismus 436.
Richards. Paradiesvogeljäger 440.
Rich-Insel s. Bagabag.
Riesenschwalm 490.
Riffe 10.
Rindenzylinder 173. 174. 311.
Ringwurm 104. 432. 433.
Rituelle Handlungen 143.
Roden des Waldes 280. 281. 417.
Rötel 99.
Rötlichblonde Haare 99—104. 126. 136.
Rohstoffe für Flechtarbeiten 340.
Rook-Insel 11. 128. 134. 190. 200. 325. 326.
Rosenäpfel 273.
Rose. Reichskommissar 112. 417.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rotang 237. 480.
Rote Farbe 191.
Rotfärbung 190.
Ruder 304. 352.
Rückerinnerung 136. 371.
Rückschläge 87—91. 136.
Rüdiger 119.
Rüdigerfluß (Morobe) 12.
Rührlöffel 249.
Rüssel 327.
Ruhestellung des Papua 250.
Ruhr 132. 432.
Rumpf 105.
Ruo 211.

Sägemühle 68. 74. 457.
Säugen 152. 153.
Sagen 397. 413.
Sago 22. 268. 271. 275. 287. 456. 481.
Sagobereitung 280. 287—290.
Sagofladen 252. 271. 324.
Sagohämmer 63. 289. 290.
Sagopalmen 22. 288. 481.
Saiteninstrument vom Augustafluß 385. 386. 468.
Saliput (Dorf) 27.
Salomoninseln 86. 103.
Salz 38. 123. 275.
Sammeln 463. 467.
Sammlungen 7.
Samoahafen 23. 75. 93. 107. 140. 168. 222. 336. 345. 375. 390. 475. 492.
Samoanische Gesänge. Alte 388.
Sandfliegen 491.
Sandpapier. Ersatz desselben 325.
Sandstein 18.
Sanierung des Landes 423.
Sattelberg 8. 17. 18. 23. 24. 28. 31. 42. 84. 89. 91. 95. 99. 103. 110. 135. 136. 217. 422. 471. 472. 475. 477. 494.
Saure (Volksstamm) 128.
Sawe (Geist) 408.
Schaber 251. 325.
Schädel 165. 167. 235. 469.
Schädeldeformation 194.
Schädelindex s. Längenbreitenindex.
Schamhaar 102.
Scharlach 431.
Schattenbild geben 373.
Schaukeln 376. 505.
Scheidung 162.
Schellong. Dr. 100.
Schemel 80. 250. 328.
Schildpatt 73. 205. 209. 343.
Schlafbänke s. Nackenstützen.
Schlafbedürfnis des Papua 35.
Schlafkrankheit 455.
Schlafpritschen 241.
Schlafsack 57. 235. 250.
Schlangen 434. 435. 490.
Schlechter. Dr. 485.
Schleuder 126. 298. 308. 372.
Schleuderthermometer 7.
Schießjungen 439. 451. 469.
Schießschein für Paradiesvögel 451.
Schiffbruch der Letty 11. 84. 429. 436. 444. 474.
Schilde 306. 309.
Schillerfarben 487.
Schimpferei 116.
Schlichte Haare 98. 100. 104. 126. 136.
Schlingpflanzen (Lianen) 132. 226. 296. 381. 480.
Schmetterling (als Verzierung) 339.
Schmetterlinge 35. 41. 490.
Schmuck 196. 204. 206. 207. 395.
Schmucknetze 202. 203.
Schnee 8. 16.
Schneegrenze 16.
Schnurfiguren 377. 381.
Schöpflöffel 251.
Schöpfnetze 294.
Schollenbruchspitze 127.
Scholz. Dr. 28.
Schouten-Inseln 134.
Schrader 14.
Schrammen am Gestein 19. 492.
Schreiben und Lesen 112.
Schrift. Ersatz derselben 314. 318.
Schrittmesser 7.
Schröpfen 436.
Schürzen s. Weiberschürzen.
Schulz 61. 62. 64. 66. 69. 157. 311. 424.
Schulze. Prof. Leonhard 14. 246.
Schutzähnlichkeit (Mimikry) 490.
Schutzdächer 227.
Schutzmarken s. Familienzeichen.
Schwarzbeizung und Schwarzfärbung 190. 195. 325.
Schwarzwasserfieber 426.
Schwebebahnen 462.
Schwefelsaures Chinin 426.
Schweine 72. 73. 262. 291. 486.
Schweinefallen 292.
Schweinegruben 291. 400. 401.
Schweinekiefer 218.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schweinemärkte 369.
Schweinemarktzauber 139. 140.
Schweinenetze 292.
Schweineschneider 262.
Schweineställe 243. 244.
Schweinezauber 292. 404.
Schweinezucht 344.
Schwerter 281. 304. 305.
Schwimmen 377.
Schwirrhölzer s. Balumhölzer.
Schwitzen 102.
Sedimentgestein 16. 18.
Seelenlehre 399.
Seelenvogel 58.
Seen 21.
Seeschlange 435.
Seestern (als Verzierung) 339.
Seestern (Schiff) 43.
Seewinde 473. 476.
Seewurm (Palolowurm) 265. 370. 399.
Segel 352. 365.
Segelschiffe 11.
Sehschärfe 7. 110. 111.
Seismograph 24.
Selbstmord 114. 132. 171. 297. 434.
Seleo (Insel) 28. 134. 216. 219. 232. 235. 289. 324. 412. 413. 517.
Semiten 89. 99.
Semitischer Typus s. jüdischer Typus.
Semmelblonde 99.
Senkungsgebiet s. versunkene Landstriche.
Sepik (Augustafluß) 14.
Serpentin 19. 140. 143. 207. 304. 345. 392.
Sia (Ssera. Ort) 68. 129. 134. 292. 308. 324.
Sialum 16. 17. 26. 27. 41. 69—72. 92. 94. 102. 104. 107. 110. 120. 127. 135. 163. 166. 200. 201. 218. 219. 222. 301. 421. 472.
Sialum- und Quampu-Gesänge 512.
Siar (Dampfer) 23. 43. 55. 56.
Siar (Insel) 120. 200. 517.
Siassi-Inseln 11. 72. 73. 74. 86. 120. 128. 135. 138. 161. 191. 200. 263. 367. 368.
Siau s. Malol.
Sigaba (Volksstamm) 127.
Signaltrommeln 316. 326. 386.
Signalwesen 314.
Sigrin (Dorf) 61.
Simar (Dorf) 61.
Simbang (Dorf) 135. 416.
Simbang (Schiff) 43. 72. 75. 76. 84. 475.
Simo (Dorf) 67.
Sinnesorgane 109.
Sintflutsagen 414.
Sisalhanf 457.
Sissanu (Eissano. Volksstamm). 27. 61—67. 104. 107. 129. 132. 133. 163. 189. 190. 192. 201. 214. 215. 218. 220. 221. 224. 226. 230. 231. 301. 308. 311. 324. 333. 382.
Sissanu-Sprache 129.
Sissili (Dorf) 83.
Siu (Dorf) 83.
Skelette 469.
Sklera 102.
Skorpion (als Verzierung) 362.
Solutio arsenicalis Fowleri 420.
Soor 433.
Sopa (Geist) 408.
Sopa s. Bulesom.
Soziales Leben 176.
Spankörbe 257.
Spatel aus Stein 143.
Speer 298. 309.
Speerpalme 483. 484.
Speerschleuder 299. 300. 309.
Speerwerfen 372.
Speisekarte 317.
Speiseverbote 276. 277. 501.
Spielzeug und Spiele 372.
Spinnengeflecht zum Fischen 297.
Spitzkeule 303.
Spitznamen 153.
Sprachen 87. 112. 118. 121. 122. 129. 388. 397.
Sprachengewirr 119.
Stab auf dem Dorfplatze 318. 368.
Stampfer für Gemüse s. Tarostampfer.
Stampfer für Steintröge 138.
Standesamtliche Meldungen 451.
Staubentwickelung 9.
Steinbeile 19. 140. 144. 145. 259. 260. 325.
Steinbeile. Herstellung derselben 345.
Steinfiguren 140—143. 346.
Steinkeulen 145. 302—304. 309. 345. 467.
Steintröge 18. 84. 136. 137. 263. 345.
Steinwerkzeuge 143. 259. 345.
Stempelflöte 384.
Stephansort 8. 10. 28. 78. 101. 102. 126. 134 326. 416. 441. 442. 472.
Steppe s. Alangsteppe.
Steppenflora 16.
Sternkeulen s. Steinkeulen.
Steuer an Booten 352.
Stimme 108.
Stirn 95.
Stirnbänder 180. 204. 207. 208. 210.
Stolz. Missionar 28. 371. 399. 498.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Strafexpeditionen 46. 48. 49. 52. 67. 79. 80. 183. 184. 313. 441. 443. 444. 453.
Strich mit der Kohle 318.
Strömungen s. Meeresströmungen.
Stromgeschwindigkeiten 13.
Strychnin 430.
Südostwind 470. 475.
Süßkartoffeln 268. 269. 284.
Suffixsprachen 118.
Sumpfhühner 490.
Sumpfreis 461.
Sundainseln 471. 480.
Suppenkraut 485.
Syphilis 133. 432.

Tabak 261. 278. 457. 458.
Tabes 433.
Tänze und Tanzkunst 51. 73. 117. 160. 382. 388—396.
Tätowierung 187. 191. 192.
Tageszeiten 371.
Tagi (Dorf) 274.
Taifune 28. 475.
Taimi 127.
Tami-Fluß 12. 15. 85. 359.
Tami-Inseln 8. 11. 16. 18. 19. 43. 55. 73. 74. 77. 86. 95. 97. 102. 103. 114. 116. 120. 127. 128. 133. 135. 162. 163. 167. 174. 190. 200. 250. 283. 318. 325. 333. 338. 367. 416. 434. 471. 474.
Tami-Mulden s. Mulden.
Taminugetu 55. 76. 127. 132. 133. 137. 249. 432. 433.
Tamo 27.
Tante 154.
Tanzhelm 393. 394.
Tanzkunst s. Tänze.
Tanzmasken 64. 235. 342. 392.
Tanzschmuck 206. 207. 395.
Tanztakte 316.
Tanztrommel 326. 386.
Tanzverkleidungen 392.
Tanzzauber 161. 410.
Tao (Schwamm als Zaubermittel) 315.
Taro 268. 281. 282.
Taromörser 138. 249. 326.
Taroschmähen 177.
Tarostampfer (Gemüsestampfer) 139. 140. 249. 327. 328. 333.
Tarosteine 406.
Tarostocher 406.
Tarozauber (s. a. Feldzauber) 139. 140. 282. 390.
Taschen 251. 341.
Tasmanier 86.
Tasterzirkel 93.
Tatterich nach Chinin 425.
Tauben 34. 62. 457. 488.
Taubstummheit 434.
Tausendfuß 435.
Tausendfuß (als Verzierung) 339.
Tektonische Erdbeben 23. 25.
Tempeldorf am Augustafluß 235.
Temperament 109.
Temperatur 476.
Termiten 490.
Terrassenbildung 16. 17. 492.
Tertiana Typus der Malaria 423. 424. 430.
Tewae (Tewahe. Fluß) 16. 17. 127.
Texasfieber 461.
Thunfisch s. Ibano.
Tiefenrinne im Huongolf 12.
Tiefgründiger Boden 457.
Tieng (Geist) 401.
Tiertotemismus 413.
Tierwelt 486.
Tigedu (Digetu. Dorf) 129.
Tjam (Jakamul. Dorf) 129.
Timara (Geist) 401.
Tischartige Gestelle 242.
Tobsucht 433.
Tod 149. 163.
Todessignal 317.
Todeszauber 171. 411.
Töpfe und Töpferei 22. 71. 76. 77. 80. 128. 251—255. 319.
Ton 12. 22. 76.
Tonfigur am Augustafluß 59. 60.
Toninsel 76. 84. 319.
Tonringe 139.
Tonschiefer 18.
Topfscherben 145. 146. 148.
Torricelli-Gebirge 129. 134. 197. 309.
Totembaum 412.
Totemismus 161. 276. 397. 412.
Totengebräuche 163.
Totschlag 131—133.
Träger und Trägerlasten 32. 463.
Tränengras 199.
Tragnetz 152.
Transportmethoden für Steine 19.
Trauer 151.
Trauerabzeichen 172—174.
Trauertrachten 172—174. 203.
Trauerzeremonien 175.
Treibholz 11. 71. 347. 348.
Treibjagd 292.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tremel. Missionar 415. 416.
Trepang 457.
Treppe 150. 240.
Tridakna-Muschel 138.
Trikothemden 203.
Trinkbedürfnis 276.
Tripper (Gonorrhö) 116. 133. 432.
Tritonmuschel 314. 384.
Trockenzeiten 470.
Tröge s. Steintröge.
Trommel 259. 316. 326. 386.
Trommelfell 327.
Trommelfest 383.
Trommelsprache 316.
Trypanosomen 455.
Tuam (Tu. Insel) 73. 74. 135.
Tuberkulose 132. 133. 432.
Tür 240.
Tumleo (Insel) 28. 128. 134. 165. 227. 232. 235. 289. 316. 324. 368.
Tumuleng (Geist) 410.
Typenaufnahmen 86.
Typus. Jüdischer 89. 97.
Typus. Malayischer 88.
Typus. Mongolischer 88.

Überflutungssagen 414.
Übermodellierte Schädel vom Augustafluß 166. 324.
Überzählige Zähne 98.
Ulau (Wolau. Dorf) 129.
Ulol (Dorf) 324.
Ultraviolette Strahlen 103.
Umbrechen des Bodens 280—282.
Umhängetaschen s. Netztaschen.
Umlauft. Paradiesvogeljäger 185.
Unkraut 283. 286.
Uno 81. 83. 299.
Unterbinden 435. 436.
Unterernährung 69. 91.
Untergesicht 88.
Unterkieferwinkel 88.
Unterrichtssprache 120—122.
Unverständliche Sprachen 388. 498.
Uraemie 427.
Urbevölkerung s. Vorbevölkerung.
Urgestein 16. 18. 19. 25.
Urinabsonderung unter dem Einflusse des Chinins 427.
Urwald 8. 32. 471. 479.

Valis (Insel) 28. 61. 517.
Vegetationsformen 479.
Veiten 184.
Velhagen u. Klasing. Karte v. Neu-Guinea 27.
Vergiften s. Gift.
Vergletscherung (Eiszeit. Gletscher) 9. 18. 21. 22. 77. 492.
Vergnügungstänze 393.
Verkehr 366.
Verkehrssprache (s. auch Pidjin) 120—122.
Verlobung 161.
Verordnungssucht 451.
Versammlungshaus (Lum) 160. 168. 169. 215—219.
Verschleuderung v. Nahrungsmitteln 177. 383.
Versteinerungen 18.
Versunkene Landstriche 25. 26. 63—65. 129. 492.
Verzierungen 334—339. 353—365.
Vetter. Missionar 415. 417.
Viehzucht 13. 461. 479.
Vielweiberei 161.
Vögel 486—490.
Völkerstämme 118.
Völkertod 437.
Vogelnetze 293.
Vogelspinne 30.
Vogelzauber 402.
Vokau (Dorf) 129. 222. 227. 231.
Vollbart 126.
Vorbevölkerung 89. 136. 303.
Vorhaut 106.
Vorratshütte 242. 243.
Vulkane 8. 17.
Vulkaninsel s. Manam.

Wände 239.
Waffen 298.
Waing (Volksstamm) 126. 135. 175.
Waïs (Fluß) 54. 126.
Wakaja (Volksstamm) 81. 83. 124. 299.
Wakel (Dorf) 62.
Walibaumschote 177.
Wallabi (Känguruh) 35. 265. 293.
Walzen. Phonographische 6.
Wamba 440. 441.
Wandjan-Lae-Womba 126. 135.
Wangamin (Berg) 18.
Wangenbeine 97.
Wanzif s. Markham.
Warapu 25—28. 61—66. 90. 97. 103. 107. 129. 132. 134. 164. 174. 227. 309. 311. 392.
Wareo (Berg) 135. 422.
Waria (Herkulesfluß) 11. 12. 43. 80. 81. 124. 135. 201. 252. 255. 279. 304. 308. 395. 441. 471.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

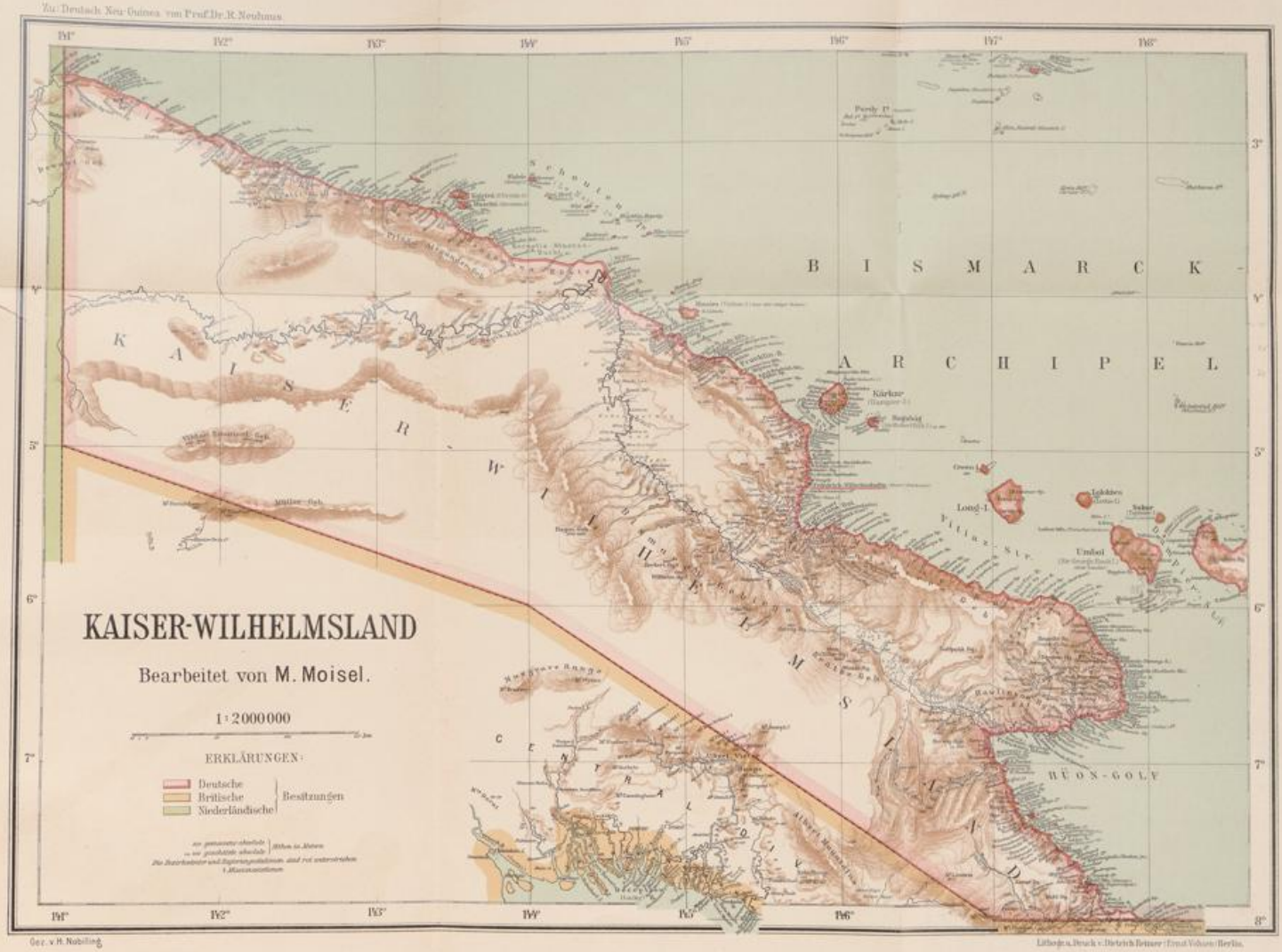
Warzenhof 105. 106.
Wasa (Dorf) 92. 99. 100. 101. 103. 104. 116. 210. 306. 337. 338.
Wasserbehälter 251.
Wasserdichte Körbe 251.
Wasserfälle 21.
Wassermelonen 273. 285.
Wegebauten 452—454. 462.
Wehen. Eintritt derselben 151.
Weiberhäuser 70. 213. 217. 218. 221. 224.
Weiberschürzen 173. 199. 344.
Weibliche Geschlechtsteile 106.
Weihen 155—159.
Weinpalme (als Verzierung) 364.
Weiße Haare 101.
Wellblech 476.
Wellige Haare 10. 126. 136.
Werbung 160.
Wertbestimmung 369.
Wettergrenze 471. 472.
Wetterleuchten 473.
Widernatürlicher Umgang 150.
Wildschwein 35. 262. 265.
Winde 470—475.
Wirtschaftliche Aussichten 456.
Wissenschaftliche Ausrüstung 1.
Witu (French-Inseln) 120. 421.
Witwenerdrosselung 171.
Witwentracht 172—174.
Witwertracht 173. 174.
Wörter der Sissanu-Sprache 129.
Wohlbeleibtheit s. Fettpolster.
Wohlgerüche 110.
Wohnhäuser s. Häuser.
Wohnung 212.
Wolau (Ulau. Dorf) 129.
Wolken 474.
Wollhaar (Lanugo) 92. 99. 100. 102. 104.
Wonkaba (Boot) 352.
Wuchs 88. 90. 97.
Würger (Baumwürger) 481. 482.
Wunden 432. 436.
Wurfstock 299. 300.

Xylophon 385.

Zählen 113. 369.
Zähne 98. 195.
Zahlen 112.
Zahn. Missionar 18. 144. 268. 399.
Zauberdiagnose 411.
Zauberei (s. auch Blitzzauber, Donnerzauber, Ehezauber, Erdbebenzauber, Feldzauber, Fischzauber, Frauenzauber, Gegenzauber, Grubenzauber, Hundezauber, Jagdzauber, Krankheitszauber, Kriegszauber, Medizinzauber, Regenzauber, Schweinemarktzauber, Schweinezauber, Tanzzauber, Todeszauber, Vogelzauber, Zauberdiagnose) 43. 53. 101. 160. 176. 179. 183. 276. 309. 312. 315. 397. 399. 436. 445.
Zecken 461.
Zehen 106. 107.
Zeitrechnung 366. 370.
Zelt 466.
Zeugung 149.
Ziernarben 109. 187. 192.
Zierstäbe 205—207.
Ziersträucher 168.
Zigaretten 278.
Zigarrenspitzen 126. 260. 278. 345.
Zischlaute 119.
Zitronellagras 457.
Zodiakallicht 470. 478.
Zölle 454.
Zoologische Ausrüstung 7.
Zoologische Objekte 469. 486.
Zoologisches Museum in Berlin 486.
Zuckerrohr 76. 124. 125. 273. 285. 456.
Zuneigung 115. 160.
Zweikampf 114.
Zweischwänziger Hai 216. 337.
Zweistöckige Hütten 226.
Zwerge s. Pygmaeen.
Zwergpapagei 488.
Zwillinge 131. 152.
Zyklon 475.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu: Deutsch Neu-Guinea von Prof. Dr. R. Neuhauss



Ger. v. H. Nubiling

Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



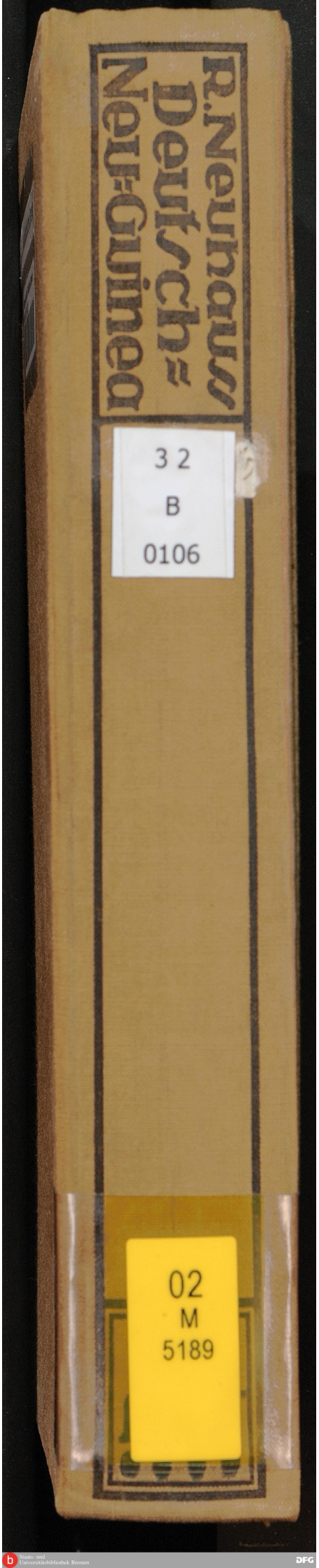
Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
46$0 00 584 432 0

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG